



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

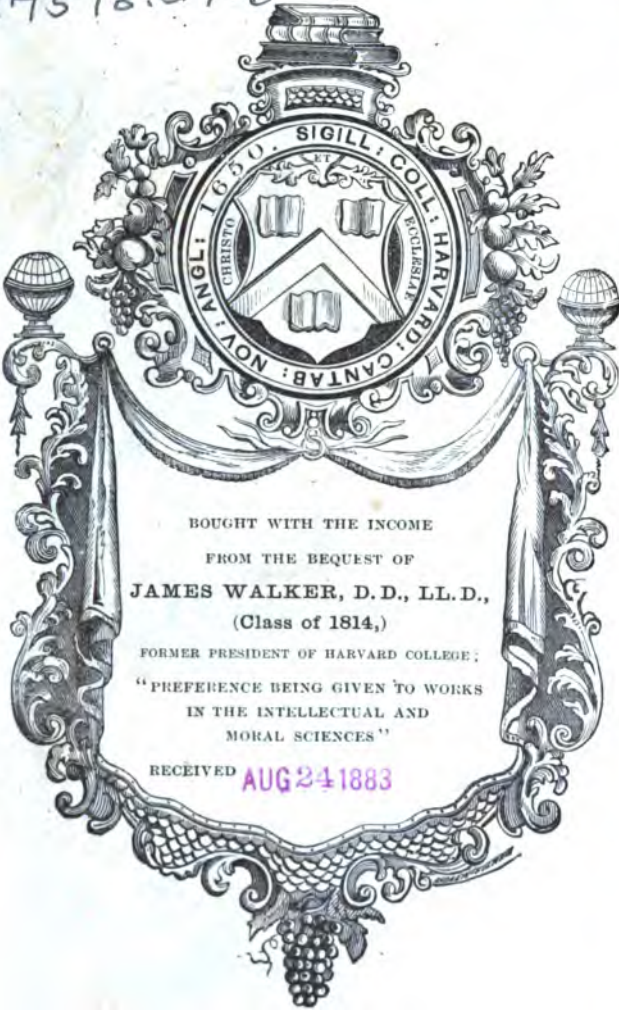
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

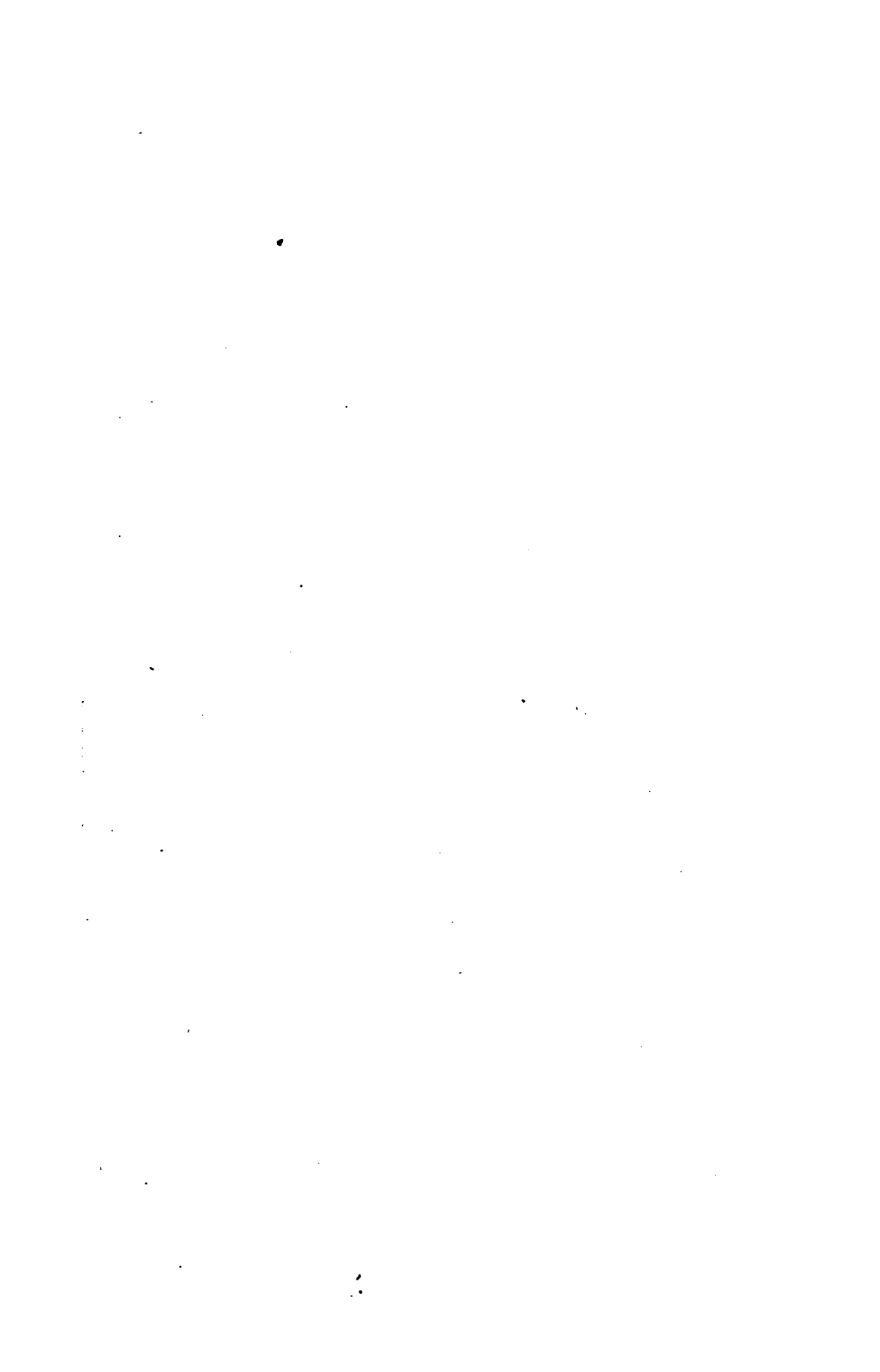
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



C7518.57.6







Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. B. Baum, Professor in Straßburg, R. Christoffel, Pfarrer in Winterfingen, Dr. R. N. Hagenbach, Professor in Basel, Dr. S. Heppe, Professor in Marburg, C. Pestalozzi, Pfarrer in Zürich, Dr. C. Schmidt, Professor in Straßburg, Lic. E. Stähelin, Pfarrer in Basel, Lic. R. Sudhoff, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.

Eingeleitet von

Dr. R. N. Hagenbach.

VI. Theil:

Theodor Beza.

Elberfeld.

Verlag von R. L. Friderichs.

1861.

Theodor Beza.

Leben und ausgewählte Schriften.

Von

(Ludwig Julius)
Dr. Heinrich Heppe.



Elberfeld.

Verlag von R. L. Friederichs.

1861.

~~III, 1834~~

AUG 24 1883

C 7518.57.6 Walker fund.

V o r w o r t.

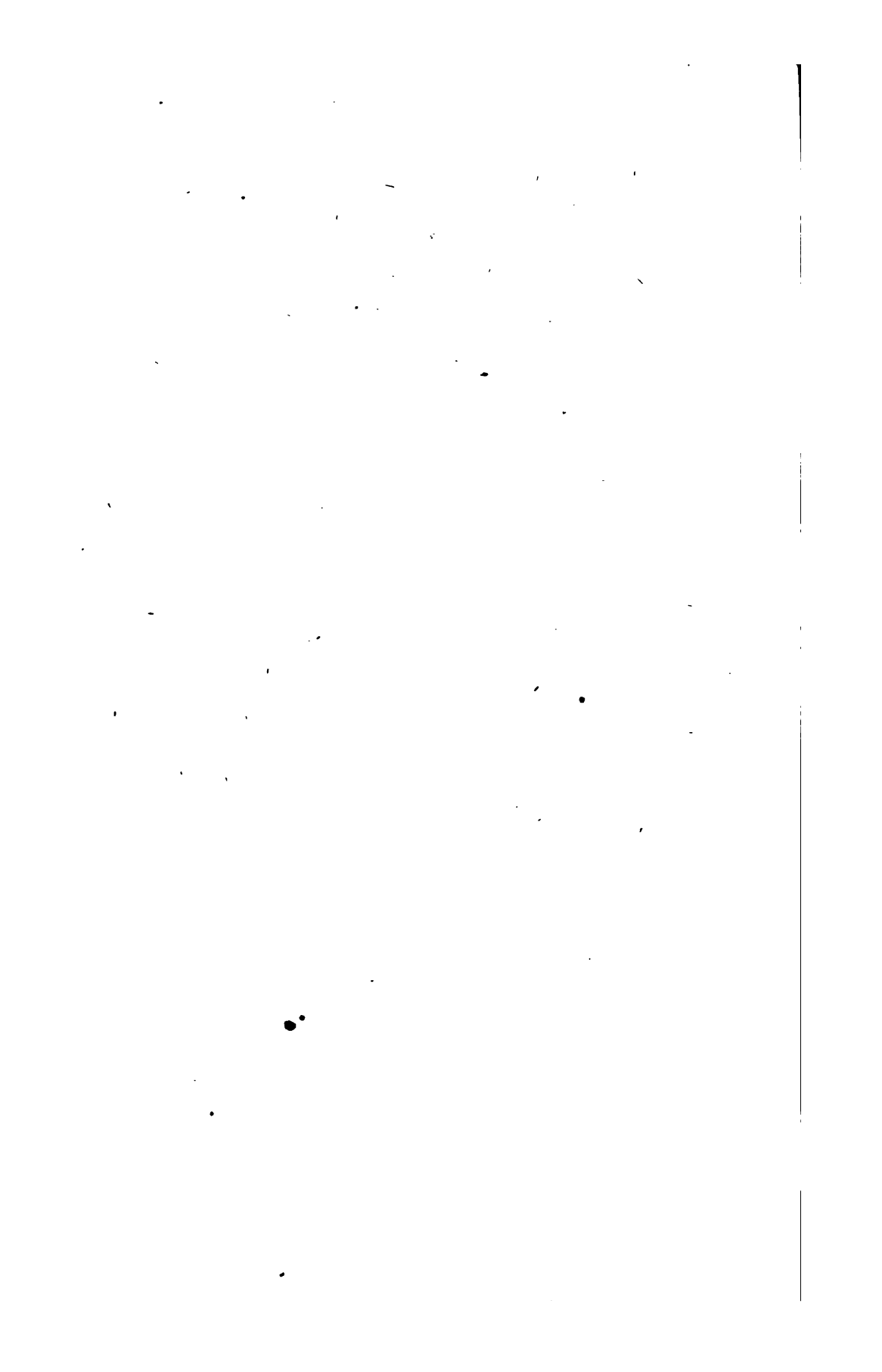
Als ich vor längerer Zeit durch Herrn Friderichs zu Elberfeld aufgefordert wurde, die Bearbeitung des Lebens unseres großen Theodor Beza zu übernehmen, ging ich zwar auf dieses Anerbieten sofort freudig ein; aber ich konnte mir doch nicht verhehlen, daß es für die Arbeit besser gewesen sein würde, wenn Herr Professor Baum zu Straßburg, der dieselbe ursprünglich übernommen hatte, an ihrer Ausführung nicht verhindert worden wäre.

Für die Periode des Lebens Beza's bis zum Jahre 1563 gewährten die trefflichen Schriften von Baum über Beza und von Sol dan über den französischen Protestantismus eine sehr wesentliche Erleichterung der Arbeit. Außerdem bot sich jedoch noch manches Neuere dar, was hier und da mitgetheilt ist. Für die Periode von 1563 bis zum Tode Beza's, welche mit der früheren verglichen, eine Zeit des ruhigeren, stilleren Schaffens ist, benutzte ich eine große Anzahl neuerer Werke, welche von mir sorgfältig verzeichnet worden sind.

Mein Streben war es, Beza in Leben und Lehre, in seinem Wirken und in seinen Schriften so darzustellen, daß dadurch dem Leser ein recht liches Bild der ganzen Persönlichkeit Beza's vorgeführt würde. Möchte es mir gelungen sein, diese Aufgabe wenigstens einigermaßen erledigt zu haben!

Marburg, am 18. Juli 1861.

Dr. Geppe.



Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| Erster Abschnitt. Beza's Leben von seiner Geburt bis zu seiner Wieder- | |
| geburt | 1 |
| § 1. Beza's Geburt und erste Kindheit | 1 |
| § 2. Beza's Erziehung durch den deutschen Professor Wolmar zu Orleans und Bourges | 3 |
| § 3. Beza's Leben auf der Universität zu Orleans | 7 |
| § 4. Beza's Aufenthalt in Paris und die Veröffentlichung seiner Juvonilia | 8 |
| § 5. Beza's Bekehrung | 18 |
| Zweiter Abschnitt. Beza's Vorschule für seinen reformatorischen Lebens- | |
| beruf | 21 |
| § 1. Beza's Flucht nach Genf und Berufung nach Lausanne | 21 |
| § 2. Beza's Leben und Schaffen zu Lausanne | 23 |
| § 3. Controversen über die Prädestinationslehre und über die Anwendung der Todesstrafe gegen Irreligiöse | 31 |
| § 4. Der evangelische Beza und das katholische Vaterhaus | 41 |
| § 5. Beza's Einfluß auf die Aufrechterhaltung des Bündnisses zwischen Genf und Bern | 42 |
| § 6. Die Verfolgung der Waldenser und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland | 42 |
| § 7. Beza's Händel mit den Zürichern und Bernern wegen seiner Calvi- nischen Abendmahlslehre und seiner Unionsbestrebungen | 48 |
| § 8. Die Verfolgung der Evangelischen zu Paris und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland | 52 |
| § 9. Nothmalige Unionsversuche Beza's und das Ultimatum der Züricher gegen dieselben | 59 |
| § 10. Beza's zweite Intercession für die Evangelischen in Frankreich | 63 |
| § 11. Wirren in Lausanne. Beza's Berufung nach Genf. | 65 |
| Dritter Abschnitt. Beza's Wirksamkeit von 1558—1560 | 68 |
| § 1. Beza's Stellung in Genf | 68 |
| § 2. Beza abermals als Anwalt des verfolgten Evangeliums und des Unionismus | 71 |
| § 3. Beza gegen Westphal. — Sein Bekenntniß | 74 |
| § 4. Der unterdrückte Aufstand zu Amboise | 81 |
| § 5. Der Notablentag zu Fontainebleau | 84 |
| § 6. Beza zum ersten Male wieder in Frankreich | 85 |
| § 7. Genfer Zustände. — Beza gegen Heshus | 90 |
| Vierter Abschnitt. Beza als Führer des Protestantismus in Frankreich | 92 |
| § 1. Mehrfacher Umschwung der Dinge in Frankreich. — Vorbereitung des Religionsgesprächs zu Poissy | 92 |
| § 2. Beza reist nach Frankreich | 101 |
| § 3. Beza's erstes Auftreten am französischen Königschofe | 104 |
| § 4. Verhandlungen bis zum Beginne des Religionsgesprächs | 113 |

| | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| § 5. Die Eröffnung des Gesprächs | 119 |
| § 6. Beza's Kämpfe mit den Prälaten | 128 |
| § 7. Fortsetzung des Kampfes | 139 |
| § 8. Das Hünfercolloquium. — Gänzlicher Abbruch der Verhandlungen. — Das Restitutionsedict | 144 |
| § 9. Die Situation Beza's und des französischen Protestantismus unmittelbar nach erfolgter Aufhebung des Religionsgespräches | 148 |
| § 10. Verspätetes Eintreffen der deutschen Theologen in St. Germain | 150 |
| § 11. Die Parlamentsversammlung zu St. Germain. — Beza bleibt noch immer der Anwalt des Protestantismus in Frankreich | 152 |
| § 12. Beza's Einwirkung auf die Gemeinden der Hugenotten. — Sein letzter Verkehr mit dem Vater | 158 |
| § 13. Zunehmende Aufregung der Gemüther zu Paris. — Die Priester- meuterei zu St. Marbad | 162 |
| § 14. Das Januaredict | 165 |
| § 15. Das Colloquium Beza's mit dem Bischof von Valence und den Doctoren der Sorbonne | 172 |
| § 16. Ausbruch des Religionskrieges. — Beza zieht mit den Hugenotten- führern von Paris ab | 179 |
| § 17. Beza zu Orleans und die Nationalsynode daselbst | 190 |
| § 18. Reformirte Mannszucht im Hugenottenheer zu Orleans. — Beza's Manifest in Conde's Namen, seine Mission nach Deutschland und Rückkehr nach Genf | 198 |
| § 19. Beza nach Frankreich zurückgerufen. — Seine Theilnahme am Reli- gionskrieg und Rückkehr nach Genf | 213 |
| Fünfter Abschnitt. Beza's Leben und Wirksamkeit seit dem Ableben Calvins | 227 |
| § 1. Calvins Tod und Beza's amtliche Stellung und Wirksamkeit zu Genf | 227 |
| § 2. Streitigkeiten mit Ohino und Castalio | 238 |
| § 3. Beza und Andreas Dubith | 240 |
| § 4. Beza's fernerer Verkehr mit dem protestantischen Frankreich. — Neue Controversen | 245 |
| § 5. Die Bartholomäusnacht | 252 |
| § 6. Beza's Beziehungen zu den protestantischen Kirchengemeinschaften Deutschlands | 259 |
| § 7. Das Colloquium zu Rämpelgard | 267 |
| § 8. Beza's Controversen mit Samuel Huber und Claude Albery | 299 |
| § 9. Beza und Heinrichs IV. Abfall zum Katholizismus | 293 |
| § 10. Beza's Lebensabend | 300 |
| § 11. Beza und Franz von Sales | 311 |
| § 12. Beza's Tod | 316 |
| Sechster Abschnitt. Beza als Schriftsteller | 319 |
| § 1. Beza's Verdienste um die Wissenschaft | 319 |
| § 2. Beza's Schriften | 369 |
| § 3. Schriften, welche Beza mit Unrecht beigelegt werden | 382 |

Erster Abschnitt.

Beza's Leben von seiner Geburt bis zu seiner Wiedergeburt.

§ 1.

Beza's Geburt und erste Kindheit.

Im Herzogthum Burgund, und zwar in demjenigen Theile desselben, welcher gegenwärtig das Nièvre-Departement bildet, liegt in wildromantischer Gegend das Städtchen Beze la i, am Abhange eines Berges erbaut und nach alterthümlicher Art befestigt. Auf der Höhe des Berges wird das Städtchen von einem Schlosse und einer schon unter Karl dem Kahlen erbauten großen Benedictinerabtei überragt, die wegen der Erinnerungen, welche sich an dieselbe knüpften, sich einst weit hinaus eines besonderen Ruhmes erfreute. Denn hier hatten einst König Ludwig VII. und dessen Vasallen, von der begeisternden Rede des heiligen Bernhard überwältigt; vor dem von Eugen III. versammelten Concil das Gelübde einer Heerfahrt zum heiligen Grabe abgelegt*), und fünfundvierzig Jahre später hatten daselbst die Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England ebenfalls das Kreuz übernommen.

In diesem Städtchen hat Theodor Beza (Theodore de Besze) zuerst das Licht der Welt erblickt. Sein Vater, Peter von Bèze, der als königlicher Landvoigt (bailli) in dem Schlosse wohnte, war der Abkömmling eines einst reichen und mächtigen burgundischen Adelsgeschlechtes**); seine

*) Vergl. Voyage littér. de deux religieux bénédictins, Paris 1717. P. I. p. 53 u. 54.

***) Im Jahre 1551 wurde der Adel der Familie Beza's auf dessen Wunsch von König Heinrich II. in einem förmlichen Diplom erneuert. Das Wappen der Familie zeigt im rothen Felde einen himmelblauen Querbalken mit drei fünfblättrigen Borräschblätthen und unter denselben einen silbernen Schlüssel.

Mutter, Maria Bourdelot, ebenso in der Heilkunde als im Hauswesen erfahren, galt in der ganzen Umgegend als eine Samariterseele, die fleißig war in Werken barmherziger Hülfsleistung. Die Ehe beider Gatten war schon mit zwei Söhnen und vier Töchtern gesegnet, als ihnen am 24. Juni 1519 am Tage Johannis des Täufers, ein drittes Söhnlein geschenkt ward, das in der Taufe den Namen Theodor erhielt.

Der Vater Theodors hatte zwei Brüder, die in Würden und Ehren lebten. Der eine, Nicolaus von Beze, war Mitglied des Parlaments zu Paris, der andere, Claudius von Beze, war Abt des Cisterzienserklosters Troimont in der Diöcese Beauvais. Da Beide unverheirathet lebten, so kamen sie wohl zu Zeiten nach Bezelay, um sich an dem fröhlichen Leben zu erfreuen, das im Hause des Bruders und unter den sechs Kleinen war. So kam eines Tages auch der Oheim Nicolaus nach Bezelay, wo er zum ersten Male den kleinen, kaum entwöhnten Theodor sah, der ihm so sehr gefiel, daß die Mutter trotz alles Sträubens ihm gestatten mußte, denselben mit nach Paris nehmen und ihn dort erziehen zu dürfen. Es ging der Mutter an's Herz, als sie sich von dem lieben Kinde trennen sollte, weshalb sie dasselbe in des Schwagers Begleitung selbst nach Paris brachte. Als sie hier von ihrem Theodor Abschied nahm, war es das letzte Mal, daß sie denselben an ihr Herz drückte. Denn bald darauf starb die edle Frau, im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Theodor Beza war damals noch nicht volle drei Jahre alt.

Der Oheim sah nun seinen Theodor ganz und gar als sein eigen Kind an, weshalb derselbe von jetzt an nur selten in die Heimat und in den Kreis der Geschwister kam. Aber den Segen ältererlicher Obhut und Pflege, den der junge Beza entbehren mußte, suchte der Oheim durch um so eifrigere Fürsorge zu ersetzen, als der Kleine gar zart und schwach und fast nie recht gesund war. Auch war es des Oheims Hand, die den Knaben aus einer Gefahr rettete, welche leicht den Untergang desselben hätte herbeiführen können. Durch einen Diener seines Oheims war nämlich Beza als Knabe mit einem lebensgefährlichen Kopfschlag angesteckt worden. Der zärtlich besorgte Oheim ließ sofort den erfahrensten Wundarzt, den er in Paris kannte, in sein Haus kommen, um den geliebten Neffen von seinem Leiden zu befreien. Aber der Wundarzt wußte den Knaben nur mit so qualvollen Kuren zu behandeln, daß Beza im Jahre 1560 gestand: „Es schaudert mich noch nach mehr als dreißig Jahren, wenn ich der Qualen gedenke, die ich damals ausgestanden habe.“ Da der Oheim selbst die Reinigung seines Theodor nicht mehr mit ansehen konnte, so entschloß er sich, denselben mit einem gleichfalls von ihm erzogenen jungen Verwandten, der an demselben Uebel und an derselben Kur wie Theodor litt, täglich durch einen Diener in das Haus des Arztes geleiten zu lassen. Der Oheim wohnte in der sogenannten Universtät, der Arzt unweit des Louvre; der tägliche Gang führte also die Kleinen über die damalige Mällerbrücke (pont aux meuniers), und Beza

erzählt: „Im Vorgefühl und Schauer vor der Operation ermahnte mich hier oft mein Vetter, der damals schon einen entschlossenen Soldatengeist besaß, daß wir uns hier in den Fluß hinabstürzen und so unsere unerträglichen Qualen mit Einem Male ein Ende machen sollten. Von Natur furchtsamer, schauderte ich anfangs zurück. Als aber hernach die Gewalt der Schmerzen mich befiel, und Jener heftig in mich drang, so gedachte ich ihm zu folgen.“ Der begleitende Diener war in beträchtlicher Ferne hinter den Knaben zurückgeblieben, die eben an die Ausführung ihres verzweifelungsvollen Vorhabens dachten, als sie plötzlich von dem Oheim gesehen wurden, der, über die weite Entfernung des Dieners von denselben erschreckt, sofort hinzueilte und mit derber Aeußerung seines Unwillens dem Diener die Knaben nach Hause zu führen befohl.

Endlich war indessen Beza von seinem Uebel geheilt, weshalb der treue Oheim sofort darauf bedacht war, demselben so früh als möglich die gründlichste geistige Ausbildung zu gewähren. Einstweilen wurde daher Beza einem Lehrer anvertraut, der ihn das Lesen und andere Elemente des Wissens lehrte; hernach sollten dann die reichen Bildungsmittel, welche die Hauptstadt bot, ihre guten Dienste thun. Da geschah es, daß der Besuch eines in Orleans ansässigen und dem Oheim befreundeten Mitgliedes des königlichen Rathes daselbst, den Oheim veranlaßte, seinen in Betreff der wissenschaftlichen Erziehung des Neffen entworfenen Plan vollständig zu ändern. Der Freund erzählte nämlich, als über Tische von dem jungen Theodor die Rede war, daß in Orleans sich ein grundgelehrter Schulmeister, Wolmar*), der aus dem deutschen Reiche herübergekommen sei, niedergelassen habe, daß derselbe nicht nur der lateinischen, sondern auch der griechischen Sprache vollkommen kundig und überhaupt nach der Meinung der gelehrtesten Leute in Orleans ein Lehrmeister von ungewöhnlicher Geschicklichkeit sei, weshalb er demselben auch seinen Knaben anvertraut habe. — Nach diesen Mittheilungen war der Entschluß des Oheims rasch gefaßt. Derselbe ersuchte den Freund, seinen lieben Neffen mit nach Orleans zu nehmen, ihn seinem Sohne als Gespielen beizugeben und ihn den Unterricht desselben bei dem gelehrten deutschen Lehrmeister mit genießen zu lassen.

§ 2.

Beza's Erziehung durch den deutschen Professor Wolmar zu Orleans und Bourges.

Melchior Wolmar, aus der schwäbischen Reichsstadt Rothweil gebürtig, gehörte zu denjenigen Charakteren jener Zeit, deren eigenthümlicher

*) Ueber denselben vergl. Adami Vitae german. philos. p. 232; Teissier, Eloges etc. II, p. 75, und Beze, Vrais portraits p. 148—151.

Beruf es war, in aller Stille Saamen auszustreuen, den die eben aufgehende Sonne zeitigen, und Männer zu erziehen, welche die anbrechende neue Zeit begreifen, dieser die Bahnen eröffnen und die Herolde und Träger ihrer Bestrebungen werden sollten. In Bern und Paris gebildet, und an dem letzteren Orte insbesondere von dem Hersteller eines ernstlichen Schriftstudiums in Frankreich, dem hochverdienten Lehrer le Fèvre d'Étaples (Faber Stapulensis)*) angeregt und geistig befruchtet, war Wolmar (von seinen Schülern „Melior“ genannt) nach Orleans gekommen, um hier dem Studium der Rechte obzuliegen, hatte aber hier sofort als Lehrer der lateinischen und insbesondere der griechischen Sprache und als Erzieher eine ausgedehnte Wirksamkeit gewonnen. Dieser durch deutschen Ernst der Gesinnung, durch deutsche Gründlichkeit der Bildung und vor Allem durch echt evangelische Frömmigkeit ausgezeichnete Schulmann war es, dessen Einfluß auch für Theodor Beza entscheidend werden sollte.

Am 5. December 1528 kam Beza in Orleans an, wo er sofort im Hause Wolmars die herzlichste Aufnahme fand und an den Studien der meistens älteren Schüler Theil nahm. Da geschah es, daß die geistreiche und eifrige Gönnerin aller strebsamen Talente, Margaretha von Angoulême, vermählte Herzogin von Alençon und Berry, die Schwester Franz I., deren Aufmerksamkeit auf den berühmten deutschen Schulmann zu Orleans gelenkt war, denselben als Lehrer der alten Sprachen mit einem ansehnlichen Jahresgehalt auf ihre Academie zu Bourges berief. Beza, welcher Wolmar und dessen Gattin bereits an's Herz gewachsen war, folgte dem geliebten Lehrer an den Ort seiner neuen Wirksamkeit, wo er selbst nun mit neuem und erhöhtem Eifer den Wissenschaften, insbesondere dem Studium der Alten obzuliegen gedachte.

Aber von dem Geiste, der sein kindliches Gemüth hier anwehen und der dasselbe ganz allmählich bilden und zurüsten sollte, ahnte Beza noch nichts.

Grade in der Zeit nämlich, die Beza in Bourges bei Wolmar verlebte, kam allmählich zur Reife, was nach dem Rathe der Vorsehung schon seit Jahrzehnten in Frankreich vorbereitet war. Seitdem le Fèvre d'Étaples die Augen der studirenden Jugend auf die verschütteten Quellen christlicher Erkenntniß gerichtet und diese Quellen selbst wieder geöffnet, seitdem er im Jahre 1512 seine Auslegung der Paulinischen Briefe veröffentlicht und Andere, großentheils seine Schüler, wie Farel, Arnaud und Gérard Roussel mit ihm in weiten Kreisen das heillose Verderben der Kirche vielen Tausenden zum Bewußtsein gebracht hatten, war nicht bloß in Paris und auf den andern Hochschulen Frankreichs, sondern aller Orten in dem weiten König-

*) Ueber denselben vergl. Merle d'Abigné, Histoire de la réforme du 16. siècle, Tom. III. p. 481, und G. S. Graf, Essai sur la vie et les écrits de Jacques Lefèvre d'Étaples.

reich das Verlangen nach einer evangelischen Erneuerung der Kirche hervorgetreten. König Franz I. war anfangs diesem Streben entschieden zugethan gewesen; am Hofe zu Paris gehörte es schon zum guten Ton, Marots Uebersetzung der Psalmen zu lesen, und der edle Bischof Briçonnet zu Meaux gewährte das unerhörte Schauspiel, daß ein Prälat der Kirche sich um die Verbreitung der Bibel bemühte, selbst die Kanzel bestieg und Alle, die in ernster Reue und Buße nach der Gerechtigkeit Gottes in Christo trachteten, in seinem Kreise versammelte.

Da fiel mitten in diese scheinbar nur dem allgemeinen höheren Culturleben angehörenden und mit den äußeren Interessen der „Kirche“ sich gar nicht berührenden Bewegung, welche sich der Geister bemächtigt hatte, die überraschende Kunde von Luthers heldenmüthiger Glaubensarbeit in Deutschland, — und sofort war die Lage der Dinge in Frankreich eine andere geworden. Alle diejenigen, welche dem Evangelium anhängen, erkannten jetzt, was zu thun sei und suchten das Werk der Kirchenreinigung ernstlich zur Ausführung zu bringen. Aber andererseits erkannten auch Alle, die in der Kirche nur zeitliches Wohlsein gesucht und gefunden hatten, oder die aus anderen Gründen die Neuerung haßten, daß es sich um nichts Anderes, als um ihre ganze bisherige Existenz handelte; weshalb dem König eingeredet werden mußte, daß die Neuerung, die alsbald von der höchsten geistigen Auctorität des Königreichs, von der Sorbonne zu Paris mit ihrem Anathema gerichtet ward, geradezu den Umsturz aller bestehenden göttlichen und menschlichen Ordnung zum Zwecke habe. Alsbald rauchten daher auf dem Greveplatz zu Paris und an anderen Orten die Scheiterhaufen auf, in denen die Zeugen des Evangeliums zu Hunderten gemartert und verbrannt wurden. Der Wollkämmer Jean Leclerc, der im Jahre 1523 den Scheiterhaufen bestieg, war der erste Märtyrer des Evangeliums in Frankreich. Aber wie überall, so war auch hier das Blut der Märtyrer der Saame des Evangeliums. Die Freudigkeit der evangelischen Herzen wuchs mit der drohenden Gefahr und überall lag das Volk, welches das schlechte Kirchenwesen und die Schande, die mit dem Allerheiligsten getrieben wurde, nicht länger ertragen wollte, in einem Kampfe mit seinen Pfaffen, der sich oft an heiliger Stätte und mitten in der Verrichtung der Gottesdienste laut und stürmisch kundgab.

Die Academie und die Stadt Bourges gehörte zu denjenigen Orten Frankreichs, in denen die mächtige Erregung der Gemüther am stärksten pulsrte. Vergebens suchten hier die Barfüßermönche mit wilder, frampfhafter Anstrengung die Geister zu dämpfen. Denn die angesehensten Lehrer und Prediger der Stadt, die Masse der studirenden Jugend und der Kern der Bürgerschaft wußten die Römlinge mit Hohn und Spott zum Schweigen zu bringen. Viele fromme Männer, die um des Glaubens willen aus Paris fliehen mußten, fanden sich daher in Bourges zusammen, wo sie gegen die drohenden Gefahren eine sichere Zuflucht fanden.

Alles das sah Beza in den frohen und fröhlichen sieben Jahren, die er anfangs in Orleans, hernach in Bourges bei Wolmar verlebte. Was sich in dieser Zeit lernen ließ, das war gelernt worden: kaum gab es einen griechischen und römischen Classiker, den er nicht studirt; und kaum gab es eine Wissenschaft, mit deren Elementen (selbst mit denen der Rechtswissenschaft) er sich nicht vertraut gemacht hätte. Wichtiger aber als das war es, daß er von dem theuren Lehrer allmählich, insbesondere im letzten Jahre in die Wahrheit des Evangeliums eingeführt, oder daß ihm dieselbe wenigstens gezeigt worden war, und daß er in dem gastfreien Hause Wolmars allerlei Männer gesehen hatte, die das Ringen und Streben der Zeit in einer maßvolleren und gestifteteren Gestalt vor das Auge seiner Seele führten, als es durch die Dinge geschah, die draußen auf den Gassen und öffentlichen Plätzen und selbst in den Gotteshäusern vorkamen.

Unter denen, die Wolmar aufsuchten, und die darum auch der junge Beza kennen lernte, war auch ein damals erst dreiundzwanzigjähriger Rechtsgelehrter, voll ernstern, strengen Wesens im Denken wie im Leben; er hieß Jean Calvin (Calvin), aus Noyon in der Picardie gebürtig. — Beza wußte noch nicht, daß diesen sich der Herr zum Hülfzeug seiner Gnade erwählt hatte, und daß er sein Vorläufer werden sollte im Dienste des Herrn; aber das ahnte er schon jetzt, daß eine Zeit gekommen sei, wo die Besten verlangten, daß die Kirche sich zu Gottes Wort aufs Neue belehre, eine Zeit, die darum eine neue Arbeit fordere, welche vordem noch Niemand gekannt hatte, und die nur von Männern gethan werden könnte, welche furchtlos und treu wären.

Denn die Schrecken erregenden Gesetze, welche König Franz I. im Herbst 1534 gegen die kirchliche Neuerung erließ und welche Jeden, der als „Lutherien“ galt, mit dem Feuertode bedrohten*), machten dem schönen Zusammenleben Wolmars mit seinem jungen Schüler und Pflegesohn ein Ende, indem selbst in Bourges, wo in Folge jener Blutedicte die Anhänger des Papstthums neue Zuversicht zu ihrer Sache gewonnen hatten, das Verderben in jedem Augenblicke über die Befenner des Evangeliums hereinbrechen konnte. Als daher Wolmar im Jahre 1535 durch seinen Schwiegervater auf das Dringendste aufgefordert ward, den ihm drohenden Gefahren zu entgehen und nach Deutschland zurückzulehren, entschloß sich derselbe, wennschon mit schwerem Herzen, seinen Jünglingen zu eröffnen, daß seines Bleibens in Frankreich nicht mehr sein könne. Freilich hoffte er, daß sein geliebter Theodor, an dem sein Herz hing wie an keinem anderen seiner Schüler, bei ihm bleiben und mit ihm in die deutsche Heimat ziehen würde, weshalb er den Vater in Bezelay dringend ersuchte, dem Sohne hierzu seine Genehmigung zu erteilen. Aber um keinen Preis wollte der Vater etwas dazu beitragen, daß sein Sohn

*) Solban, Gesch. des Protest. in Frankreich, I, S. 144.

den Verlockungen der Neuerungsucht und des Unglaubens, als deren eigentlichen Heerd er Deutschland ansah, preisgegeben würde; da es ihm viel nützlicher zu sein schien, daß der Sohn, um alle Neuerungen unbekümmert, seine juristischen Studien absolvierte und unter der Protection seines Oheims, des Abtes von Froimont (denn der Oheim Nicolaus war am 29. November 1532 gestorben) sich um eine Stelle in der Magistratur bewarb.

Wolmar nahm daher von Theodor Abschied und zog in die Heimat, wo er in Tübingen als Herzoglicher Rath angestellt ward. Aber der dankbare Beza hat ihn nie vergessen; noch in späteren Jahren bezeugte er ihm seine kindliche Verehrung, mit der er in treuer Erinnerung empfangener Wohlthaten ihm als seinem „Vater“ (parens) dankte.

§ 3.

Beza's Leben auf der Universität zu Orleans.

Der Befehl des Vaters wies Beza nach Orleans, weil die dasige Universität sich des wohlbegründeten Privilegiums erfreute, das Civilrecht allein lehren zu dürfen*). — Am 1. Mai 1535 zog Beza, damals fünfzehn Jahre alt, dahin ab — mit schwerem Herzen; denn zum ersten Male sah er sich nun allein stehend in der Welt.

Das geräuschvolle Universitätsleben war ihm noch fremd, aber gerade darum auch wiederum anziehend. Die academische Jugend war in zehn Nationen getheilt, welche als solche an der republikanischen Organisation und Administration der Universität ihren verfassungsmäßigen Antheil hatten. Unter denselben erfreute sich die deutsche Nation wegen der Trefflichkeit ihrer Organisation, wegen des Umfangs ihrer Privilegien und wegen ihrer zahlreichen Bibliothek des meisten Ansehens; indessen gehörte Beza von Haus aus zur burgundischen Nation, weshalb er in deren Verband eintrat.

Aber wie oft dachte Beza, als er in die Hörsäle der Professoren zu Orleans eintrat, an seinen geliebten Lehrer Wolmar zurück! Denn da war keiner, der ihn fesseln, der ihn zu strenger Arbeit und ernstem Studium anregen konnte. In der Heiterkeit und hochfahrenden Idealität des academischen Lebens war es daher nur der geistige Genuß, an den Beza denken konnte; weshalb ihn fast nichts als die Poesie der Alten, und vor Allen die des Ovid, Catull und Tibull beschäftigte. Denn „weil die Rechtswissenschaft,“ so schrieb er später selbst an Wolmar, „auf eine barbarische, unmethodische und trockene Weise betrieben wurde, empfand ich gegen dieselbe, ich weiß selbst nicht, welchen Widerwillen, und betrieb sie nur so, daß ich den größten Theil meiner Muse den schönen Wissenschaften, der Beschäfti-

*) In ähnlicher Weise war die Universität zu Paris in Betreff des canonischen Rechtes monopolisirt.

gung mit den griechischen und römischen Schriftstellern widmete.“ Indessen blieb es nicht bei dem bloßen Studium der Dichter. Die überschwängliche Lebenslust, welche mit dem Schimmer der ersten Liebe sein Inneres erfüllte, und ihn bald zum Liebling aller Kreise der Universität machte, rief in ihm selbst den Genius der Poesie wach und begeisterte ihn zu den lieblichsten poetischen Schöpfungen, welche ihn seinen Freunden alsbald als einen der hervorragendsten lateinischen Dichter der Zeit erkennen ließen. Freilich leuchtete ihm der Strahl der ersten Liebe nicht lange; denn seine geliebte *M a r i e de l' Etoile (Stella)*, die Tochter eines juristischen Professors zu Orleans, starb, nachdem er sie erst kurze Zeit kennen gelernt. Mit einer Inschrift in lateinischer und französischer Sprache, welche er der Geliebten auf ihren Grabstein setzen ließ, sagte er ihr und seiner Jugendliebe sein letztes Lebewohl. Noch im Jahre 1787 war der Stein mit der (im Uebrigen zerstörten) Aufschrift „*Mariae Stellae* —“ vorhanden.

Welches außerordentlichen Ansehens sich *Beza* auf der Universität erfreute, erhellt übrigens daraus, daß ihn die burgundische Nation zu ihrem Procurator erwählte, als welcher er nun nicht allein mit den ihm untergebenen Beamten (*baillif, prévot, conseiller, receveur* und *bibliothécaire*) die inneren Angelegenheiten der Nation verwaltete, sondern dieselbe auch in dem Rathe der Universität, wo die Nationen selbst an der Wahl des Rectors und an dem gesammten republikanischen Universitätsregiment Theil nahmen, zu vertreten hatte. Indessen hinderte ihn dieses und der Umgang mit den Alten und mit der freien Muse nicht, bei seinen eminenten Fähigkeiten auch im Studium der Jurisprudenz soweit vorzudringen, daß er schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre eine juristische Prüfung mit Glanz bestehen und am 11. August 1539 den Grad eines Licentiaten der Rechte erhalten konnte. — Nach vierjährigem Aufenthalte in Orleans zog nun *Beza* von da ab, um sich in Paris niederzulassen.

§ 4.

Beza's Aufenthalt in Paris und die Veröffentlichung seiner *Juvenilia*.

Nach der Meinung seines Vaters und seiner Verwandten hatte nun *Beza* seine academischen Studien absolvirt und sollte daher sofort von seinen erlangten juristischen Kenntnissen praktischen Gebrauch machen, um sich dadurch den Weg zu den höheren Ehrenstellen der Magistratur zu bahnen. Auch schien es, als ob das Glück ihm hierzu, wie Wenigen, entgegen komme, und daß er daher unzweifelhaft in kürzester Frist die hohen Ziele, welche der Vater für ihn im Auge hatte, erreicht haben müsse. In Paris kaum angekommen, erfuhr er nämlich, daß ihm die Fürsorge der Verwandten eine Jahrespründe von 700 Kronen verschafft habe. Allerdings war der Dheim

Nicolans längst entschlafen, aber der Oheim Claudius zu Froimont besaß nicht weniger Einfluß und Verbindungen, die dem Neffen zu Gute kommen konnten, als Jener gehabt hatte. Außerdem fand Beza in Paris seinen ältesten Bruder vor, welcher in den geistlichen Stand getreten und im Besitze bedeutender Pfründen war. Aber der Bruder litt an unheilbarem Siechthum, und die Hoffnung aller Verwandten war daher auf Theodor gerichtet, der als junger Edelmann von einnehmenden Sitten und Manieren, als classisch gebildeter Schöngeist und als aufstrebendes Talent in Paris kaum aufgetreten war, als er sich auch sofort die distinguirtesten Kreise daselbst geöffnet fand.

Aber dennoch ist Beza in Paris seines Lebens nicht immer froh geworden. Der Vater forderte dringend, daß er gegen seines Herzens Neigung das brotlose Mosenleben aufgeben und sich dem nützlichern Berufe eines praktischen Juristen widmen sollte; und während die Verwandten ihm fortwährend die goldenen Aussichten, die ihre Protection gewähren konnte, vorhielten, mahnte ihn der Geist Wolmars, der ihn nie gänzlich verließ, daran, daß es endlich Zeit sei, mit der Erkenntniß der Wahrheit Ernst zu machen, und nicht allein den eiteln Gütern, die ihm vorgespiegelt wurden, sondern auch seinem ganzen bisherigen Lebenskreise, d. h. dem Papstthum, gänzlich zu entsagen. Aber dem alles idealen Lebens und Strebens durchaus baaren Berufe eines Parlamentsadvocaten sich hinzugeben, war für Beza völlig unmöglich. Daher war sein Leben in Paris ein fortwährender Kampf mit den bestgemeinten Intentionen des Vaters und der Verwandten *). In der Noth seines Herzens machte sich Beza auf zu dem Oheim in Froimont, um diesem sein Leid zu klagen, und erwirkte es bei demselben, der ihn mit väterlicher Liebe empfing, daß ihm gestattet wurde, in Paris zu bleiben, in dem Hause zu wohnen, welches der ältere Bruder verlassen hatte, und sich ein Jahr lang der Praxis des canonischen Rechts zu widmen. Während der beiden folgenden Jahre sollte er die Praxis des Pariser Gerichtswesens studiren, damit er sich dann durch die Gunst irgend eines Cardinals eine Stellung im Hofdienst erwerben könnte.

Beza versuchte es nun auch wirklich, sich in das Unabwendbare zu fügen; aber es wollte ihm nimmer gelingen, weshalb sich endlich der ältere Bruder, der die Noth Theodors mit eignen Augen sah, an den Vater wendete, und diesen dringend ersuchte, dem Sohne fernerhin keine Gewalt anzuthun. Da

*) Beza schreibt am 19. Juli 1542 an seinen Freund Pompon in Dijon: „Als ich Orleans verlassen hatte, dachte der Vater, daß ich mich sogleich dem Gerichtshof als einen Sklaven (glebas adscriptum) hingeben würde. Da dieß aber meiner Erziehung und meiner ganzen Natur widerspreche, so konnte ich nie dazu vermocht werden, daß ich um jenes schmutzigen Gewinnes willen das Studium der Philosophie verließ, woraus wunderbare Sündel und fortwährende Vorwürfe hervorgingen.“

mochte der Vater wohl einsehen, daß er den Sohn seine eignen Wege gehen lassen müsse, und willigte daher ein, daß die beiden Brüder auf gemeinschaftliche Kosten ein Haus miethen, in demselben zusammen wohnen, daß der ältere Bruder den Haushalt dirigiren, Theodor dagegen seinen Studien leben sollte.

In sorgenfreier, heiterer Ruhe verlebte nun Beza zwei glückliche Jahre. Manches schöne Freundschaftsband, dessen sich Beza erfreute, erhöhte ihm den Genuß dieser frohen Lebenszeit. Am innigsten war sein Verhältniß zu Mailot Pompon, der anfangs in Orleans, hernach in Dijon lebte, und dem er öfters in Briefen, welche die zärtlichste Freundesminne hauchen, sein ganzes Herz ausschüttete. Wie glücklich und froh sich Beza damals fühlte, ersehen wir daher namentlich aus diesen Briefen. „Du fragst was ich thue?“ schreibt er an Pompon, „Gerade nicht viel. Zuweilen spiele ich mit meinen Mäusen, dann begeben sich zu meiner Zerstreuung in das Palatium (den Gerichtshof) und betrachte mir daselbst wie auf einer Schaubühne die Sitten der Menschen. Öfters verwende ich einige Stunden auf die Erlernung der hebräischen Sprache, oder auf die Mathematik, kurz ich treibe nichts weniger als was meine Plagegeister wähen.“ Um aber doch nebenbei auch den Vater einigermaßen zufrieden zu stellen, arbeitete Beza an einer Ausgabe des „falschen Gesetzes“, welche in der Officin des Neobanius erscheinen sollte. Indessen weiß man nicht, ob diese Schrift wirklich zur Veröffentlichung gekommen ist.

Im Kreise der Literaten und Schöngeister nahm Beza eine anerkannt hervorragende Stellung ein. Gewöhnlich fand sich Beza mit vieren derselben — obgleich ihm eine vollständig eingerichtete Häuslichkeit zu Gebote stand, — zur Mahlzeit zusammen. Einer derselben, le Pellitier, der sich durch seine wunderlichen Bemühungen um Herstellung einer der Aussprache des Französischen entsprechenden französischen Orthographie bekannt gemacht hat, schildert Beza als „einen durch die Gaben der Grazien, der Natur und des Glücks reichlich ausgestatteten Jüngling, welcher was selten geschieht, auch als das, was er war allgemein anerkannt ward. Genug, die Vollkommenheiten, welche er besaß, waren in ihm so harmonisch vereinigt, und hoben sich gegenseitig so sehr, daß er in allen Kreisen, sogar in denen der Bornehmsten von Paris, gern gesehen, geschätzt und hochgeachtet wurde.“ Insbesondere waren es die zierlichen lateinischen Gelegenheitsgedichte, welche ihn selbst bei Hofe beliebt machten, wo er dieselben (z. B. bei der Krankheit des Königs, bei der Geburt des Prinzen u. s. w.) überreichte. Auch dem Kaiser Karl V., der damals durch Paris in die Niederlande zog, dedicirte er ein Epigramm, das ihm die Huld des Kaisers gewann.

Aber der rostige Sonnenschein, der auf dem Leben Beza's lag, verschwand urplötzlich hinter düster drohendem Gewölk, als der ältere Bruder starb, und der Vater nun, wie es schien, unerbittlich darauf bestand, daß

Theodor seinem nutzlosen Leben und Treiben endlich entsagen und etwas Solides und Ernstes beginnen sollte. Der Sohn stellte wiederum auf das Eindringlichste vor, daß es ihm unmöglich sei, sich dem trostlosen Geschäftsleben hinzugeben, und flehte und bat den Vater, daß er ihm nicht Unmögliches zumuthen sollte. Da legte sich wiederum der Oheim in Froimont in's Mittel, welcher entschied: „Weil denn der junge Mann einen so entschiedenen Widerwillen gegen das Rechtswesen hätte, so möchte er auf der einmal-erwählten Bahn fortfahren, sollte sich aber doch in die Ellentenschaft irgend eines Fürsten oder Großen am Hofe begeben, von welchem er einst hoffen könnte, die Früchte seiner Studien einzuernten.“ — Beza dankte Gott, daß auch dieser Kelch an ihm vorübergegangen war, und gab alsbald von der glücklichen Wendung seines Geschickes dem geliebten Freunde Nachricht. „Wie denkst Du wohl,“ schrieb er an Pompon, „daß es mir zu Muthe war! Ich sollte an den Hof, ich, der ich weder heucheln noch schmeicheln gelernt habe, ich sollte mich in ein so geräusch- und wechselvolles Treiben werfen, der ich in eben so geräuschloser als ehrenvoller Muse zu leben gedachte! Aber ich mußte mich fügen. Ich hatte schon einen Fuß in das Haus des Bischofs von Coutances gesetzt, als die jetzigen Kriegsunruhen dieses Vorhaben wenn nicht veränderten und vereitelten, so doch verschoben. So geschah es denn, daß ich zu der Lebens- und Beschäftigungswelse zurückkehrte, bei der ich gewiß bleiben werde bis in mein Alter, wenn nicht eine höhere Macht mich daran hindert, und ich hoffe mit Zuversicht, einst der Nachwelt die Beweise dafür zu hinterlassen, daß Beza mitten im Schooße der größten Muse nicht müßig gewesen ist.“

Beza konnte sich daher in der jugendlich heiteren Idealität humanistischen Lebens und Strebens, die ihm der Preis des Lebens war, nach wie vor ergehen. Als aber Jahre vergangen und in dem noch immer jugendlichen Beza aus dem alten Menschen ein neuer geworden war, sah derselbe mit bitterem Schmerz auf die Tage zurück, in denen er nur allzuglücklich gewesen war. Denn sein Leben in Paris war das des vollendeten Weltmannes von adlicher Geburt, der sich darin gefallen muß, der Liebling der höhern Kreise, insbesondere aber der Damenwelt zu sein. Von allen Seiten her lachte ihn daher die Versuchung an und trachtete ihn zu verschlingen; und wenn dieses auch nicht geschah, so mußte doch Beza's Leben, wenn es nicht anders mit ihm ward, am Ende in der trümmersüchtigen Eitelkeit dieser Welt sich ganz verlieren. Die schrecklichste aber aller Versuchungen, die ihn umstrickte, war die der Fleischeslust, weshalb sich Beza, um ihr zu entgehen, im Jahre 1544 mit einem armen, jungen Mädchen von bürgerlicher Geburt, Claude Desnoz, mit Vorwissen zweier Freunde (der berühmten Juristen Lorenz de Normandie und Joh. Crespin) mit dem Versprechen verlobte, daß er sich zu dieser Verbindung vor der Welt bekennen werde, sobald es seine Verhältnisse gestatten würden. Die Bosheit der Gegner hat späterhin diesen Schritt sowie sein

ganzes Pariser Leben als erwünschtes Material zur Begründung der schmachlichstn Verdächtigung seiner ganzen Persönlichkeit zu benutzen gewagt. Hören wir daher, mit welcher Aufrichtigkeit sich Beza selbst mit seinen Schwächen bloß stellt: „Ich will frei und offen hier gestehen, was an der Sache ist. Da ich ein unerfahrener Jüngling war und noch dazu durch die Meinigen Muse und Geld, kurz Alles, was ich begehren konnte, im Ueberflusse hatte, fehlte es mir leider an nichts so sehr als an weisem und gutem Rathe. Und als mir der Satan alle diese Hindernisse plötzlich in den Weg gelegt, da fand ich mich durch den Glanz und die eiteln Blendwerke und Herrlichkeiten eines solchen Lebens so angezogen, daß ich mich gar leicht bald auf die eine, bald auf die andre Seite verlocken ließ. Was soll ich hier alle die unzähligen Gefahren erwähnen, in die ich mich mit Wissen und Willen stürzte, und wie oft ich sowohl zu Hause als außerhalb des Hauses an Leib und Seele Gefahr lief? Aber wenn auf der einen Seite die Erinnerung an jene Zeit mir aus mehr als einer Ursache bitter und schmerzhaft sein muß, so bewirkte es doch auf der andern die Betrachtung der ganz besondern, ja fast ungläublichen Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen mich, daß ich jedesmal, wenn ich jener Tage gedente, eine unaussprechliche Bönne empfinde, indem ich an mir selbst den klarsten und sprechendsten Beweis für jene Fürsorge und Liebe habe, womit der himmlische Vater alle seine Auserwählten heimzusuchen verheißt hat. Denn obgleich ich freiwillig mich selbst vom rechten Weg entfernte, so hat er mich doch nie so tief sinken und mich verirren lassen, daß ich nicht öfters in den Tiefen meines Herzens seufzte und mein Gelübde „endlich doch das Papstthum gänzlich zu verlassen“ nicht in meinem Busen bewahrte. Er ließ mich ein solches Leben führen, daß ich durch seine Gnade, obgleich ich weder das Eine noch das Andre verdiente, damals unter den Gläubigen nicht der letzte in der Frömmigkeit war, und unter den Gelehrten und Gebildeten für einen solchen gehalten wurde, welcher nicht eben ohne Wissenschaft sei. Außer jenen oben erwähnten Hindernissen hatte mich der Satan damals mit dreien gewaltigen Banden umgeben: mit den Lockungen der Wollust, die in jener Stadt zahllos und am mächtigsten sind, mit den süßen Schmeichelhoffnungen des Ruhmes, welchen ich besonders durch die Herausgabe meiner Epigramme, selbst nach dem Urtheile eines Italieners, des gelehrten Dichters R. Antonius Flaminus, in nicht geringem Maße eingeerntet hatte; mit Hoffnungen endlich, die man mir zu den größten Ehrenstellen machte, zu denen mich sogar einige Große des Hofes schon im Voraus beriefen, zu deren Erlangung die Freunde mich ansporneten, Vater und Oheim mich beständig ermahnten. Es war aber der Rathschluß des barmherzigen Gottes, daß ich Unglücklicher, der ich mich mit Wissen und Willen auf eine so gefährvolle Bahn begeben hatte, dennoch endlich auch aus diesen Gefahren entrönne. Denn um nicht von jenen bösen Lüsten überwältigt zu werden, habe ich mir ein Weib verlobt, heimlich zwar, doch so,

daß zwei meiner Freunde darum wußten, theils damit ich den Andern keinen Anstoß gäbe, theils weil ich mich von jenem teuflischen Gelde, das ich von den oben erwähnten geistlichen Pfründen bezog, noch nicht losmachen konnte. Ich gab ihr aber bei der Verlobung das ausdrückliche Versprechen, daß ich sie mit Hintansetzung aller Hindernisse in der nächsten Zukunft in die Kirche Gottes mitnehmen und öffentlich meine Ehe mit ihr bestätigen und auch außerdem keine jener papistischen Weihen oder Orden annehmen würde, was ich auch Beides getreulich gehalten habe. Auch dazu, daß ich jenem Verlangen nach Ruhm, daß ich den lockenden Ehrenstellen widerstand, hat mir mein gnädiger Gott geholfen, so daß meine Freunde sich nicht allein verwunderten, sondern die meisten mich auch tadelten und mich im Scherze den „neuen Philosophen“ nannten. Indessen aber stak ich gleich einem Wagen *) im Schlamm; denn es drängten mich die Meinigen, ich sollte doch einmal einen gewissen Stand ergreifen, und mein Oheim bot mir alles das Seinige an, so daß auf der einen Seite mein Gewissen mich drückte und die Frau mich an das Versprechen mahnte, und auf der andern Seite mir der leibhaftige Satan mitunter auf das Freundlichste schmeichelte, und meine Einkünfte durch des Bruders Tod noch vergrößert wurden, so daß ich mitten unter diesen Sorgen nicht mehr wußte weder wo aus noch wo ein.“

In diesen Worten hören wir Beza über sich selbst in einer Zeit reden, wo er mit seinem früheren Leben vollständig gebrochen hatte. Die Bosheit der Gegner hat mit unerhörter Raffinerie diese von dem Reformator verlassenen Lebenswege als mit dem schändlichsten Sündendienst besudelt darzustellen versucht, und vielleicht ist unter den Vätern und Begründern der evangelischen Kirche keiner, welcher so sehr zum Gegenstande der schändlichsten Verleumdung gemacht wäre, als gerade Beza. Glücklicherweise hat uns aber derselbe in seiner ersten Schrift die treueste und glaubhafteste Beurkundung seines früheren Lebens hinterlassen, und wenn schon die Gegner eben auf diese Schrift ihre verleumderischen Anschuldigungen gründeten, so zeigt doch gerade sie die Grundlosigkeit derselben, oder beweist wenigstens, auf welches Maß sie zurückzuführen sind. Diese Schrift ist die unter der Bezeichnung „Juvenilia“ bekannte Ausgabe der lateinischen Gedichte Beza's, welche derselbe zwischen seinem sechs- und neunundzwanzigsten Jahre, größtentheils jedoch während seines Aufenthaltes in Orleans verfertigt hatte. Beza hatte sie in Paris diesem und jenem seiner Freunde handschriftlich mitgetheilt und war von denselben um ihre Veröffentlichung vielfach angegangen worden, was ihn veranlaßte, seine poetische Sammlung dem geliebten Lehrer Wolmar in Tübingen zur Prüfung zuzusenden. Wolmar theilte dieselbe seinem Freunde, dem gelehrten Kenner der classischen Literatur, Joachim Camerarius mit, und Beide

*) Nichtig übersezt so Schlosser die figurlich zu verstehenden Worte: ego tum semper in luto haerebam.

urtheilten, daß diese Poesien der Deffentlichkeit nicht vorenthalten werden dürften. Hierdurch ermuthigt, veranstaltete nun Beza mit Zuziehung einiger urtheilsfähiger Freunde aus der ganzen Masse des Angefammelten eine Auswahl, welche er im Sommer des Jahres 1548 mit einer Zueignung an Wolmar in der berühmten Officin des Jodocus Badius in Octavformat erscheinen ließ *).

Die Sammlung enthielt vier Sylven (auf die Hingebung des Decius, den Tod Cicero's, die Weihnacht und eine poetische Vorrede zu den Bußpsalmen), zwölf Elegien, eine große Anzahl von Epitaphien und Epigrammen, welche letzteren fast die zweite Hälfte des Buches bilden. Während die Sylven und Epitaphien den Eindruck erster, fast noch schülerhafter Versuche machen, lassen die Elegien schon den gewandten, glücklichen Nachahmer Davids erkennen, „sei es, daß er sich selbst beklagt wegen der Liebesflamme, die sein Juneres verzehrt, in schlaflosen Nächten ihn quält, ihn zu Ergüssen seines Feuers in Versen zwingt und daß er sich zum Troste für so viele vergebliche Leiden die Theilnahme der Nachwelt an seinem Unglücke verspricht; sei es, daß er die richtige Mitte in allen Stücken preist (Elegia II.) und den alten Satz empfiehlt: es ist ein Maß in jedem Ding, doch nicht lange, um nicht selbst das richtige Maß zu überschreiten; oder daß er mit seinem Freunde Validus hadert (Elegia IV.), der seine geliebte Candida schwarz schilt, nicht für schön gelten lassen will, während Beza ihre Reize erhebt, und ihm droht, daß er bei ähnlichen Fällen nicht wieder so gelinde davon kommen werde; sei es (Elegia V.), daß er, um seine Liebe zu vergessen, in Feld und Wald umherirrt, und Feld und Wald und Berg und Thal ihn nur an seine Liebe erinnern und die Flucht ihn selber zurückführt, oder (Elegia VI.) den Sturm der Gefühle mit dem des Meeres vergleicht, auf dem er end- und hoffnungslos mit dem Verlangen zu landen umhergeworfen wird, oder den Traum schildert, wo er (Elegia VII.) die Geliebte mitten unter einer Horde wilder Krieger erblickt, die sich ihrer bemächtigen wollen, und er, mit gewaffneter Hand, sich mit der Begeisterung der Liebe ihnen entgegenstürzt, sterbend noch das angebetete Heiligthum berührt und im Schweiß gebadet erwacht. Wie vom Bliz getroffen steht er (Elegia VIII.) bei der Kunde: sein Freund Validus liege am tödtlichen Fieber darnieder, und bittet zu allen Göttern, dieses theur, schuldlose Haupt zu verschonen. Welche Entrüstung ergreift ihn (Elegia IX.), wenn er die reine und keusche Liebe durch bösen Leumund angegriffen sieht: „Wessen Schlaf habe ich je durch nächtlichen Gesang gestört? An wessen Thüre habe ich gewaltfam angellopft? Habe ich je den häuslichen Bund durch Ehebruch gestört? Candida sola mea est, Candida tota mea est!“

*) Eine treffliche Charakteristik der Juvenilia siehe bei A. Sanois, *Etudes littéraires sur les écrivains français de la réformation* (Paris et Genève, 1841) p. 249 ff.

ruft er aus; und wie nach dem Donner die Regensfluth, so folgt dann eine schauerhaft poetische Imprecation auf die, welche das Meine mit dem Gift ihrer Lüge zu beslecken gedachten." — Der größte und beste Theil seiner Juvenilia sind die Epigramme, meistens erotische Ländeleien oder Ergießungen witziger und muthwilliger Laune*).

Aber freilich mangelt auch ihnen gerade darum, weil sie sich als die glücklichsten Nachahmungen der Alten kundgeben, der Charakter der Originalität durchaus. Originell ist Beza eigentlich nur in denjenigen poetischen Erzeugnissen, welche in künstlerischer Hinsicht von geringerem Werthe sind, nämlich in den Sylven, denen ein den Dichter gerade charakteristisches Erlebnis zu Grunde liegt. Denn in diesen spiegelt sich die eigenthümliche Stimmung Beza's in jener Zeit, wo sie entstanden sind, die Mischung christlicher Lebens-erregung mit der Begeisterung für die antike Kunst und für humanistisches Leben in einer mitunter seltsamen Weise ab. Christliche Ideen kreuzen sich mit heidnisch-mythologischen Anschauungen, die Hirten der Weihnacht führen boucolische Schäfernamen und aus der griechischen Mythologie wird bewiesen, daß die Weihnacht ein würdiger Gegenstand der keuschen Musen ist**).

Als übrigens Beza's Gedichte eben erschienen waren, war auch der Ruf desselben als eines der besten lateinischen Dichter und als eines hochgebildeten Humanisten, als welcher er von allen Seiten her begrüßt wurde, begründet. Als aber Beza über die Wende seines Lebens hinausgekommen war, wurden gerade diese Juvenilia und insbesondere die Epigramme (in denen freilich jugendlicher Leichtfinn und Uebermuth überall hervortritt) zur Ausbreitung der schmachvollsten Gerüchte über ihn benutzt. Daß die Sammlung seiner Poesien Mancherlei enthielt, was füglich hätte unterdrückt werden können, hat freilich Beza selbst späterhin sich niemals verhehlt. Schon zwei Jahre nach der ersten Veröffentlichung derselben erklärte Beza: „Ich gestehe, daß ich von Natur immer die edle Dichtkunst geliebt, und kann dieß noch nicht bereuen; wohl aber reut es mich, diese von der Gnade Gottes mir verliehene Gabe, wie gering sie auch sein mag, zu Dingen verwandt zu haben, deren Erinnerung allein mich jetzt erröthen läßt.“ Dagegen vermochte Beza alle die schändlichen Anschuldigungen, welche auf jene Ergießungen jugendlicher Leichtfertigkeit gegründet wurden***), mit derjenigen Offenheit selbst zu besprechen, mit welcher er sich hierüber, wie über die Veranlassung zur Abfassung und Veröffentlichung seiner Gedichte im Vorwort seiner zweiten Aus-

*) Baum, S. 70 u. 71.

***) Dieselbe Mischung christlicher und antik-heidnischer Anschauungen tritt auch in Beza's poetischem Vorwort zu den Bußpsalmen hervor. Vergl. darüber Cahous p. 255 ff.

****) Vergl. darüber z. B. Polenz, Gesch. des franz. Calvinismus, B. I. S. 628 u. 629, wo insbesondere die von zu Maimbourg gegen Beza erhobenen Beschuldigungen widerlegt werden.

gabe derselben, die er in seinem fünfzigsten Lebensjahre veranstaltete, ausließ. „Es dürfte sich vielleicht Jemand,“ sagt hier Beza, „wundern, daß ein Mann meines Alters, der sich mit so ernstlichen Studien beschäftigt, und dem die erste Ausgabe derartiger Gedichte so übel bekommen ist, jetzt wieder zur Jugend zurückkehrt, die alten Spielereien wieder hervorholt, und sie jetzt sogar mit neuen Thorheiten vermehrt. Ich glaube daher hier eingehender erläutern zu müssen, was an der Sache ist, theils um die Schmähungen gewisser Leute zu beseitigen, theils auch um für die Zukunft ähnlichen Schmähungen zu begegnen. Von Kindheit an war ich der Poesie ergeben und habe sie fleißig geübt, sowohl weil angeborene Neigung mich dazu anreizte, als auch weil mich Wolmar, mein damaliger Lehrer zu Bourges, nicht allein zu den übrigen, meinem damaligen Alter angemessenen Studien, sondern auch zu diesen Uebungen ermunterte. Als ich mich von da ungefähr im sechzehnten Jahre nach Orleans begab, um nach dem Willen meines Vaters das Civilrecht zu studiren, und ich daselbst einige gebildete, für Poesie ebenfalls begeisterte Männer von schon gereiftem Urtheil, gebildetem Geschmack und ausgezeichnete Gelehrsamkeit antraf, wie Jean Dampierre, den Meister in den Penseesyllaben, Antonius Agianthus, der nachher erster Präsident des Parlaments von Rouen wurde und der erst vor Kurzem verstorben ist, den Jean Troughy, Mailot Pompon, Ludwig Validus, die, soviel ich weiß, alle noch am Leben und mit den höchsten Würden und Ehren in Frankreich bekleidet sind, so gab ich nicht allein das Studium der Poesie nicht auf, sondern ich betrieb dasselbe bei dem Wetteifer, der gewissermaßen unter uns entstand, mit noch größerer Liebe als vorher. In den bucolischen Gedichten und den Sphven hatte ich mir Virgil, den König aller Dichter, zum Vorbild genommen, über welchem ich damals nichts Höheres kannte; in den Elegien aber den Ovid, dessen geniale Fülle mich damals mehr fesselte als die gemessene Zierlichkeit des Tibull. In Betreff der Epigramme zogen mich die des Catull und Martial in einem solchen Maße an, daß, so oft ich die ernstlichen Studien unterbrach (denn die Poesie war doch Nebensache), ich mich nirgends lieber als in ihrem Blumengarten erging. Obgleich nun (was ich mit Wahrheit bezeugen kann), mein Gefühl durch die hier vorkommenden Obscönitäten so beleidigt wurde, daß ich bei dieser Lectüre von einigen Stücken die Augen abwendete, so war ich doch, wie es in jenem Alter zu geschehen pflegt, nicht vorflchtig genug, und ließ mich durch die süße Zärtlichkeit des Einen und durch den beißenden Wig des Andern so sehr einnehmen, daß ich mich bestrebte, ihnen in der Art der Darstellung möglichst ähnlich zu werden. So sind die bei Weitem meisten jener Gedichte entstanden, welche ich einige Jahre später veröffentlichte. Die Veranlassung zur Herausgabe war insbesondere jener Rector, mein ehemaliger Lehrer, der mich dazu ermunterte. Denn als ich ihm einige jener Gedichte, ich weiß selbst nicht mehr welche, überschickt hatte, so ließ er nicht nach, bis er es dahin brachte, daß ich ihm diese ohne besondere Sorgfalt

zusammengebrachten Kleinigkeiten zueignete. Sowohl durch die Aussicht auf einen gewissen Ruhm als auch dadurch, daß ich dem dringenden Wunsche eines um mich so hoch verdienten Lehrers willfahren wollte, wurde ich bewogen, das Büchlein ausgehen zu lassen, welches von meinen Landsleuten, den Franzosen, ja sogar von den Italienern so günstig aufgenommen wurde, daß mich ihre Beglückwünschungen wahrhaft beschämten. Aber die Katolischen*) oder Vertheidiger des abgefallenen Glaubens schrieen, Beza habe von Kindesbeinen an die Unzucht und Schamlosigkeit der alten Dichter eingesogen, habe seinen Lüsten und Begierden geträumt und habe seine Jugendzeit mit Beschreibung seiner Liebesabenteuer oder mit Spottgedichten, um sich an Feinden zu rächen, vergeudet; ja sie machten ihn zu einem Hurer, Hurenwirth und sogar zu einem Knabenschänder. Sehen wir aber, auf welche Weise sich diese schlimmen Ankläger berufen! Sie führen meine Gedichte an; denn anderes können sie, Gott sei Dank! nicht vorbringen, wenn sie auch noch sovieler erkaufter Zeugen herbeischaffen könnten. Nun ist aber vor Allem zu bemerken, daß sie in dem kleinen Büchlein nur wenige Gedichte finden, welche vorzugsweise als Liebesgedichte gelten können, und selbst diese sind, mit Ausnahme ganz weniger Epigramme, viel mehr etwas zu frei als geradezu schmutzig geschrieben. Aber wohlan denn, auch diese wollen wir untersuchen, weil sie es ja nicht anders wollen. Durch die damaligen Umstände gedrängt, hatte ich mir, etwa vier Jahre vor meiner freiwilligen Auswanderung, eine Gattin verlobt. Sie war zwar aus niedrigem Stande, aber ein mit so vielen Tugenden begabtes Weib, daß mich diese Verbindung niemals gereut hat. Jene „Edlen“ aber schämen sich nicht, Alles, was ich im Spiel der Poesie (denn ein solches trieb mich gewiß bei den meisten dieser Poesien, in denen ich die Alten nachahmte, ohne in meinem damaligen Alter eigentlich zu wissen, was das bedeute) von der Liebeleien jener erdichteten Candida geschrieben, auf die keusche, erwählte Gattin zu beziehen. Daß sich das nicht anders verhalte, als ich sage, das können nicht allein diejenigen bezeugen, mit denen ich damals lebte, sondern das erhellt auch aus der Sache selbst. Denn da ich von meiner Frau niemals Kinder bekommen, und sich unter jenen Gedichten doch eins „an die schwangere Candida“ findet, die ich dem Schutze der Götter empfehle, so erhellt daraus, daß dieser fingirte Gegenstand mir damals, wie späterhin so viele andere, gerade einfiel. Zu jener Zeit hatte ich unter vielen andern Bekannten einen mir besonders vertrauten Freund, German Audebert, einen Jüngling, der damals schon zu den größten Hoffnungen berechtigte und jetzt in seiner Vaterstadt Orleans als Mitglied des Magistrats im Rufe großer Gelehrsamkeit und unbescholtenen Wandels steht. An diesen schrieb ich zufällig einmal zu Bezelay, als mich gerade die Lust, Verse zu machen, anwandelte, einige elfsyblige-

*) So nennt Beza die Catholici.

Zeilen, worin ich ihm mein sehnliches Verlangen, ihn wieder zu sehn, und die Rückkehr zur Geliebten schilderte. Denn in dieser Weise pflegten wir eben unsere poetischen Scherze zu treiben. Nun schämen sich aber jene verworfenen Menschen nicht — wovor sollte sich auch jener Eccebius *), wovor sollte sich ein Mönch **) schämen? — jenen in allgemeiner Achtung, in Würden und Ehren stehenden Mann in einen Adonis zu verwandeln, und mir ein Verbrechen aufzubürden, wegen dessen ich, wie ich überzeugt bin, bei keinem ehrlichen und rechtschaffenen Menschen mich zu vertheidigen nöthig habe! — Unter den damals veröffentlichten Elegien befindet sich eine, worin ich den Namen Publia zu meiner poetischen Spielerei brauchte; und von dieser behauptet nun jener edle Klosterbruder ohne Weiteres, sie sei die Frau eines noch lebenden Mannes gewesen, welche ich auf alle Weise zum Ehebruch zu verführen und ihrem Manne abwendig zu machen gesucht hätte. Großer Gott! siehe, wenn irgend ein Mensch lebt, der den Beza auch des geringsten Verdachtes des Ehebruchs zeihen mag, so werde ich mich vor jedes Gericht stellen!“

§ 5.

Beza's Bekehrung.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege“ — spricht der Herr zu einer jeglichen Seele, welche er ruft, um sie zu Sich zu bekehren, und es wird keine Seele in Wahrheit zu dem Herrn der Gnade bekehrt, es sei denn, daß sie dieses Wort vernommen habe.

So war es auch mit Theodor Beza. Derselbe war bis dahin seine Wege gegangen, die so recht seine eigenen Wege waren. Denn nach seines Herzens freier Neigung hatte er sich dieselben erwählt, und hatte sie mit großer Noth und Mühe behauptet. Freilich hatte sich ihm der Herr nicht unbezeugt gelassen. Was Beza einst aus Wolmars Munde über Gottes freie Gnade in Christo Jesu, über die seligmachende Kraft des Glaubens und über das Pseudochristenthum der katholischen Kirche gehört hatte, das war in seiner Seele nie gänzlich verklungen. Schwebte doch das Gedächtniß des geliebten frommen Lehrers allezeit wie ein schützender Engel über seinem Haupte; und als Wolmar im Anfange des Winters 1539 im Auftrage seines Fürsten nach Paris kam und nach vierjähriger Trennung seinen theuren

*) Gemeint ist Franz Balbain, den Beza, weil er siebenmal den Glauben gewechselt hatte, mit dem Redner und Anwalt Eccebius zu Konstantinopel vergleicht, welcher unter Constantius Arrianer, unter Julian Heide war und unter Jovinian als Häfender an der Kirche stand und die Eintretenden mit den Worten anredete: Tretet, tretet mich mit Füßen, als ein Salz, das dumm geworden ist.

**) Nämlich der Augustiner Glaube Sanctes.

Theodor, der gerade damals eine Durchkreuzung aller seiner Pläne befürchtete, wieder an sein Herz drückte, da war Beza's Seele voll unendlichen Jubels; denn nur in der Gemeinschaft Wolmars fühlte sie sich in ihrer rechten Heimlichkeit. Auch vergaß Beza nie, was er einst Wolmar in Bourges gelobt hatte, daß er sich, sobald ihm der Herr dazu Gnade gebe, das Papstthum gänzlich verlassen und sich vor aller Welt zum Evangelium von der erlösenden Gnade Gottes bekennen wollte, weshalb er die Schriften der Reformatoren, deren er habhaft werden konnte, gern las, und sich insbesondere mit den Schriften des glaubensinnigen Bullinger zu Zürich vertraut machte. Aber es vergingen Jahre, in denen der Herr an Beza's Herzen anklopfte, ohne daß dieser darauf achtete. „Deine Wege sind nicht meine Wege,“ hörte es damals Beza in seiner Seele sprechen, aber er verstand es nicht, und ging daher seine Wege dahin. Sein höchstes Ideal war, daß er ein vollendeter Humanist werden und als solcher auch anerkannt werden möchte, und sein brünstigstes Verlangen ging dahin, in Venedig, in dem von seinem Freunde Audebert gepriesenen Sitze humanistischen Lebens wohnen und leben zu können. Die Veröffentlichung seiner Juvenilia brachte ihm auch den Ruhm, nach welchem er strebte, wirklich ein; aber er wußte nicht, daß dieses auch der Abschluß seines ganzen bisherigen Lebens sein sollte. Denn der Herr hatte Anderes mit ihm vor, und ließ ihm darum das, was er als den Preis seines bisherigen Lebens ansah, schon in kurzer Frist zu Schanden werden. Denn als Beza eben seine Poemata veröffentlicht und den Dank aller Stimmführer des Humanismus empfangen hatte, „siehe da,“ so erzählt uns Beza, „suchte mich der Herr durch eine schwere Krankheit heim, welche mich dergestalt angriff, daß ich an meinem Aufkommen verzweifelte. Was sollte ich Unglückseliger thun, dem nichts als Gottes fürchtbares Gericht vor Augen schwebte? Was geschah? Nach unendlichen Qualen des Leibes und der Seele erbarmte sich doch der Herr seines flüchtigen Knechtes und tröstete mich, so daß ich nicht mehr an seiner verzehrenden Gnade verzweifelte. Unter tausend Thränen verabscheue ich mich selber, siehe ihn um Verzeihung an, erneuere das Gelübde, mich offen zu seiner wahren Kirche und Verehrung zu bekennen; kurz ich gebe mich ihm ganz und gar hin. So geschah es, daß das mir mit allem Ernst vorgehaltene Bild des Todes das in mir schlummernde und nie begrabene Verlangen nach dem wahren Leben erweckte, und daß jene Krankheit der Anfang meiner Genesung und wahren Gesundheit wurde. So wunderbar ist die Wirkung des Herrn bei den Seinen, daß er durch dasselbe Mittel niederschlägt, verwundet und heilt. Sobald ich also das Lager verlassen konnte, brach ich alle Bande, welche mich bisher gefesselt hielten, packte meine geringe Habe zusammen und verließ Vaterland, Eltern, Freunde zumal, um Christo nachzugehen.“

Es bewährte sich also auch an Beza, was der Herr spricht (Ps. 50, 15)

„Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“ Denn auch Beza war in innerer und äußerer Noth, wie er sie noch nie erfahren hatte; aber er rief zu dem Herrn und ward von dem Herrn erhört, weil ihn der Herr zu seinem Preise haben wollte. Und Beza that sofort nach dem Worte des Meisters: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth.“ Er verließ Vater und Vaterland, Reichthum und Ehre, und pilgerte dahin, wo damals so viele Gläubigen, die um des Evangeliums willen Frankreich verlassen mußten, eine Freistätte suchten und fanden, wohin ihm auch schon einer seiner vertrautesten Freunde, der Advocat am Parlament zu Paris, Jean Crespin, vorgegangen war, nämlich nach Genf. — Am 23. October 1548 langte Beza, wie erzählt wird, unter dem angenommenen Namen Thibaud de May*), mit seinem Weibe daselbst an.

*) So erzählt wenigstens Florimond de Raemon in seiner *Histoire de la naissance etc. de l'hérésie*. edit. 1610, p. 933.

Zweiter Abschnitt.

Beza's Vorschule für seinen reformatorischen Lebensberuf.

§ 1.

Beza's Flucht nach Genf und Berufung nach Lausanne.

Was der Herr mit ihm nun vorhatte, ahnte Beza nicht. Er dachte nur daran, in Genf als entschiedener Bekenner des Evangeliums zu leben, und in ehrlicher Weise sein Brot zu verdienen. Vor Allem aber war zweierlei nöthig: Er mußte den Mann begrüßen, der mit Gottes Kraft in Genf waltete und als die eigentliche Säule des Evangeliums galt, an welche sich alle Anderen, die dem Herrn dienten, anrankten, und mußte sich mit seinem Weibe öffentlich trauen lassen.

Beza kam also zu Calvin. Seine Erscheinung war nicht die fröhlichste; denn er war abgezehrt von der Krankheit und von den Anstrengungen der Reise. Aber eine Erinnerung aus alter Zeit dämmerte in Calvins Seele bei dem Anblicke des Mannes auf; denn den hatte er einst als vielversprechenden Knaben zu Bourges im Hause des Freundes Bolmar gesehen! Darum empfing ihn Calvin mit dem herzlichsten Willkommen in dem Herrn, denn es war ja in Beza's Person für die Sache des Evangeliums ein Mann gewonnen, der ebenso in der Wissenschaft als im gesellschaftlichen Leben eine hervorragende Stellung einnahm, weshalb sein Anschluß an die Reformation eine hohe Bedeutung haben mußte. — Beza sprach mit Calvin auch über das heimliche Eheverhältnis, in welchem er lebte, und sein erster Gang nach dem Besuche bei Calvin führte ihn daher mit seinem Weibe in das Gotteshaus, wo er sich öffentlich und feierlich trauen ließ. Mit unaussprechlicher Bewegung des Herzens sang Beza mit der versammelten Gemeinde der französischen Flüchtlinge den 91. Psalm nach Marots Uebersetzung: „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ — „Er ruft mich an, so will ich ihn erhören, ich

hin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen. Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil.“ — Von da an war grade dieser Psalm Beza's Trost in aller Noth.

Was aber nun Beza zu beginnen habe, war demselben noch nicht klar. Sein Freund Crespin schlug ihm vor, mit ihm gemeinschaftlich eine Buchdruckerei zu errichten, durch welche die heilige Schrift und die Schriften der Reformatoren in französischer Sprache in Frankreich verbreitet werden sollte. Indessen ging Beza nicht darauf ein; vielmehr scheint derselbe in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Genf mit anderen Erwägungen beschäftigt, eine Zeitlang auch von Genf entfernt gewesen zu sein. Wenigstens findet sich in den Protokollen der Genfer Republik die Bemerkung notirt: „Am 3. Mai (1549) sind acht Edelleute hier angekommen, unter ihnen Theodor de Beze, und man hat ihnen erlaubt, hier zu wohnen.“ Auch die ersten Sommermonate vergingen, und Beza wußte noch immer nicht, was aus ihm eigentlich werden sollte. Da dachte derselbe an den geliebten väterlichen Freund in Deutschland, an Wolmar, der ihm vielleicht mit nützlichem Rath an die Hand gehen könnte. Freilich sahen die Dinge jetzt gerade in Deutschland selbst nicht zum Besten aus, denn das Interim drohte den Protestantismus zu vernichten, und der Machtspruch des Kaisers hatte gerade in Schwaben Hunderte von evangelischen Predigern von Haus und Hof verjagt. Aber Beza mußte nothwendig seinen geistlichen Vater einmal wieder sehen und sprechen, weshalb er (Ende August 1549) sich wirklich aufmachte und die Reise nach Deutschland antrat.

Das war eine Ueberraschung und eine Freude, als in dem stillen Hause zu Tübingen die Thür sich öffnete und Wolmar und dessen Hausfrau niemanden anders als ihren lieben, theueren Theodor in ihren Armen liegen sahen! Denn Wolmar hatte ja seinen Beza noch immer in Paris und in seinem bisherigen humanistischen Leben geglaubt, und erfuhr nun, daß er Vater und Vaterland verlassen, die Brücke hinter sich abgebrochen und sich mit ganzem Herzen dem Herrn hingegeben hatte! Konnte daher auch Wolmar augenblicklich nirgends einen Wirkungskreis finden, der sich für Beza eignete, so wußte er doch, daß der Herr ihn schon gebrauchen werde.

Durch den Zuspruch Wolmars auf's Neue gestärkt und gehoben, kehrte Beza in Begleitung mehrerer Genfer Buchdrucker, die von ihrer jährlichen Geschäftsreise aus Deutschland kamen, nach Genf zurück, um es hier in aller Ruhe abzuwarten, wann und wohin ihn Gott rufen würde.

Da traf es sich, daß Beza seines Weges auch durch Lausanne kam, wo er natürlich bei Viret, dem Begründer der Reformation daselbst vorsprach. Als dieser ihn sah, glaubte er in ihm sofort denjenigen gefunden zu haben, welchen er suchte. Viret forderte daher Beza ohne Weiteres auf, eine noch unbefetzte Lehrerstelle der alten Literatur an der Schule zu Lausanne anzunehmen, und richtete sofort, als Beza ausweichend antwortete, an Calvin

das schriftliche Ersuchen, sein Anliegen bei Beza zu beantworten; „denn ich zweifle durchaus nicht,“ fügte er hinzu, „daß dieses Mannes Beistand uns in Kurzem von größtem Nutzen sein werde. Er würde für unsere Academie eine große Zierde und Ehre und ein zu den mannigfachsten und größten Dingen höchst geeignetes Werkzeug sein. Innerhalb eines Monats hofft er zurückzukehren. Mir ist es durchaus nicht zweifelhaft, daß dir der Umgang und der Verkehr mit solchen Männern erquicklich ist; aber ich weiß auch, daß dich die Wohlfahrt der Kirche noch mehr erfreut.“ Calvin verzichtete gern auf die Erleichterung seiner Mühe und Arbeit, die ihm Beza's Hülfe hätte gewähren können, und schrieb daher (11. October) an Biret zurück, er werde, sobald Beza ankomme, alle Mittel anwenden, um ihn dahin zu bringen, daß er die Sache nicht zurückweise. Als daher schon nach zwei Tagen auch die Classe der Geistlichen von Lausanne in einer an die Regierung von Bern (von welcher Lausanne gubernirt ward) gerichteten Bittschrift auf das Dringendste bat, ihre beiden Brüder Theodor Beza und Franz Hotomann zu Lehrern an der Academie, den einen für die griechische und den andern für die lateinische Sprache und Eloquenz zu bestellen, welcher Antrag alsbald genehmigt ward, war Beza's nächste Berufsstellung entschieden. Er nahm die Vocation an, und zog daher am 6. November 1549 nach Lausanne ab.

§ 2.

Beza's Leben und Schaffen zu Lausanne.

Mit den spärlichen Resten des colossalen, für die Schatzkammer zu Bern eingezogenen Vermögens des Hochstiftes zu Lausanne, welches mit Einführung der Reformation aufgehoben war, hatte man damals, zunächst nur zur Heranbildung zukünftiger Prediger, eine Academie eingerichtet, mit welcher späterhin (im Jahre 1540) noch ein Gymnasium verbunden ward, und welche, da sich die Anstalt alsbald einer außerordentlichen Frequenz erfreute, allmählig so erweitert wurde, daß das Lehrerkolegium schließlich fünf Professuren umfaßte. Eine der zuletzt creirten Professuren, nämlich die für die griechische Sprache, wurde Beza übertragen. Als aber derselbe dieses Amt, das er als einen der Kirche geweihten Dienst ansah, übernehmen sollte, gedachte er mit bitterer Reue seiner in Paris verlebten Jahre und seiner erst vor Kurzem veröffentlichten Juvenilia, und konnte sich zum Antritt seines Amtes nicht eher entschließen, bis er mit Beziehung hierauf vor allen seinen Collegen die Gründe, die ihm deshalb die Uebernahme bedenklich erscheinen ließen, ausgesprochen und von denselben die Erklärung erhalten hatte, daß sie das Alles, als unter dem Papstthum geschehen, weder für sich noch für ihn als ein Hinderniß ansehen könnten. Am 9. Novbr. 1549 leistete hierauf Beza in Bern den politischen und religiösen Eid auf die Artikel der Dispu-

tation von 1528 (durch welche der Sieg der Reformation in Bern entschieden war)*), womit die letzte Bedingung seines Amtesantritts erfüllt war.

Es zeigte sich bald, daß Beza in der That ein hoher Gewinn für die Academie war. Denn in demselben Maße, als sich sofort die Augen der angesehensten Kirchenmänner der Schweiz auf ihn richteten, nahm auch das Vertrauen zur Anstalt und die Frequenz derselben zu. Schon im Anfang des folgenden Jahres sah sich Beza durch eine ihm überaus erfreuliche Zuschrift des in den weitesten Kreisen hochangesehenen Bullinger überrascht. Das Antwortschreiben, welches Beza (14. März 1550) demselben hierauf zuschickte, beweist, wie froh und glücklich er sich jetzt fühlte, und wie seine ganze Seele voll Lobes und Dankes gegen Gott war. Beza schreibt nämlich: „Jetzt erkenne ich in der That, mein liebster Vater in Christo, daß es wahr ist, was der Herr den Seinen verheißt, daß auch nicht einmal ein Trunk Wassers ihnen unvergolten bleiben soll. Denn ich weiß nichts Geringeres, womit ich das Wenige, was ich bisher für die Kirche Gottes gethan habe, vergleichen könnte; und doch erwächst mir daraus die reichlichste Frucht, nämlich deine Freundschaft, die ich so hoch achte, daß ich sie nicht mit den Schätzen aller Könige vertauschen möchte. Darin erkenne ich deine ausgezeichnete Herablassung und Keufseligkeit, daß du dich eines so unbedeutenden Menschen nicht allein so lieblich annimmst, sondern ihn aus freiem Antriebe sogar mit deinen Briefen beehrst. Und ich, was soll ich denn zur Wiedervergeltung anbieten? Ich denke wohl dasjenige, was ich dir schon früher, ohne daß du etwas davon ahntest, darbrachte, nämlich mich selbst, Alles was ich bin und was ich habe. Damals nämlich, als ich in meinem unglücklichen Vaterlande deine und anderer Männer christliche Bücher las, und bei mir selber seufzte: Ach wie lange werde ich mich noch in dem Schlamm des Papstthums wälzen! wann werde ich alle jene wahrhaft frommen Männer mit meinen Ohren hören, ihren Umgang genießen, mit ihnen den wahren Glauben vor dem Herrn des Himmels und der Erden bekennen und den Lauf dieses mühseligen Lebens selig vollenden! Das waren damals die stillen Wünsche, deren Erfüllung mir Derjenige jetzt großen Theils gewährt hat, welcher mir diese Gedanken eingab. Vor allem schenkte er mir die Gnade, deren ich mich immer möchte rühmen können, daß ich das Kreuz dem Vaterlande und allen Reichthümern vorzog. Dann schenkte er mir die Freundschaft — welcher Männer? Großer Gott! eines Calvin, Biret; Musculus und Haller. Wenn ich bedenke, daß ich solche Männer zu Freunden habe, so fühle ich nicht allein nicht, daß ich in den Sorgen der Verbannung lebe, sondern ich muß in jene Worte des Themistocles ausbrechen: Ich wäre verloren gewesen, wenn ich nichts verloren hätte!“

*) Christoffel, Heinrich Zwingli, S. 163 ff. und Pestalozzi, Heinrich Bullinger, S. 50.

Freilich lag auf Beza jetzt eine Last der Berufsarbeit, welche drückend war; denn außer den academischen Lectionen waren ihm auch noch Unterrichtsstunden im Gymnasium zugetheilt. Allein das hielt ihn nicht ab, nebenbei noch in eigentlich geistlicher Weise thätig zu sein, indem er, um die noch immer sehr mangelhafte Glaubenserkenntniß der Gemeinde zu fördern, *Bibelstunden* einrichtete, in denen er öffentlich erst den Römerbrief und hernach die beiden Petriener Briefe in französischer Sprache populär und praktisch erklärte*). Außerdem fuhr Beza auch jetzt noch in seiner Lieblingsbeschäftigung mit der Poesie fort, aber freilich nicht in der früheren Weise, sondern um auch damit Gott zu dienen. Daher begann Beza schon damals seine *Psalmübersetzung* und versuchte es zugleich, alttestamentliche Geschichten, unter denen ihm besonders die auf Abraham, Moses und David bezüglichen „die Größe der Wunder Gottes“ darzustellen schienen, dramatisch zu bearbeiten, nicht allein, wie er selbst sagt, um sie recht von allen Seiten zu betrachten, „sondern auch um Gott auf jede nur mögliche Weise zu loben.“ In diesem Sinne arbeitete Beza sein Drama „Das Opfer Abrahams“ (natürlich in französischer Sprache) aus, worin er die göttliche Prüfung des Glaubensgehorsams (mit allerlei Anspielungen auf den damaligen Kampf des Protestantismus gegen den Katholizismus) darstellte. Die Einrichtung des Stückes erhellt am besten aus dem, was Beza in der Vorrede zu demselben mittheilt: „Der Gegenstand gehört sowohl der Tragödie als dem Schauspiel an. Deswegen habe ich den Prolog von dem Stücke selbst getrennt und das Ganze in Pausen eingetheilt, nach Art der (alten) Comödien, ohne mich jedoch slavisch an dieselben zu binden. Und weil es doch mehr tragischer-Natur ist, wollte ich es lieber Tragödie überschreiben. Einige Nebenumstände der Geschichte mußten geändert, andre hinzugefügt werden, um der theatralischen Vorstellung willen; doch hielt ich mich so viel als möglich an den Text. Biewohl die heftigsten Affecte und Gefühle vorkommen, so wollte ich mich doch nicht einer von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch allzu entfernten Ausdrucksweise bedienen, obgleich mir gar wohl bekannt ist, daß sowohl Griechen als Lateiner, besonders im Chor, dieß zu thun pflegen. Ich bin soweit davon entfernt, sie hierin zum Muster zu nehmen, daß ich vielmehr nichts so übel angebracht finde, als diese gezwungenen Steigerungen, diesen Gebrauch veralteter Ausdrücke, die soweit hergeholt sind, daß sie niemals den Eindruck hervorzurufen vermögen, den man beabsichtigt hat. Schon Aristophanes, der so oft und mit Recht die Dichter seiner Zeit deswegen tadelt, soll mir Zeugniß dafür ablegen. Ja ich ging selbst soweit, einen Gesang ganz außerhalb des Chors einzuführen, und habe mich auch nicht der Worte,

*) Die Schrift *De pace ecclesiarum constituenda consilium ad sac. Caes. Maiest. et Romani imperii status Augustae congregatos*, deren Abfassung Schloffer S. 29 ff. in diese Zeit setzt, ist, wie schon Baum J. S. 138 nachgewiesen hat, sechszehn Jahre später verfaßt worden.

Strophen, Antistrophen, Epitremen u. s. w. bedient, die nur dazu dienen, den Einfältigen und Unwissenden den Mund aufzureißen. Auch ist der Gebrauch dieser Poemen in Abgang gekommen und ist schon an und für sich nicht so empfehlenswerth, als daß man sich damit abquälen sollte, ihn wieder in Gang zu bringen.“

Das Drama ward von den Scholaren der Academie in einem der vielen Säle der ehemaligen Officialität aufgeführt, und erfreute sich in Lausanne wie an vielen andern Orten, wo es bekannt ward, einer so günstigen Aufnahme, daß dasselbe nach und nach in einer großen Anzahl neuer Auflagen verbreitet werden mußte, und späterhin zu wiederholten Malen sogar in das Deutsche und Lateinische übertragen wurde. Allerdings läßt der Dialog, der den Eindruck des Steifen macht, Mancherlei zu wünschen übrig; allein mit den gleichzeitigen Erzeugnissen der französischen Literatur verglichen, erscheint *Beza's sacrifice d'Abraham* als ein Drama, welches durch einfache und geschmackvolle Darstellung und insbesondre durch Reinheit des Ausdrucks sich auszeichnet und daher auf die Bildung des Geschmacks und die Entwicklung der Literatur nur vortheilhaft einwirken konnte*).

Indessen grade damals, wo *Beza's* Wirksamkeit sich in kräftigster Frische zu erheben und auszubreiten begann, überkam urplötzlich alle Freunde desselben die Sorge, daß es mit derselben auch schon vorbei sei. Von Graubünden her war nämlich über Neuenburg im April 1551 die Pest in Lausanne eingezogen und forderte alsbald zahllose Opfer. Den Schrecken und die Verstöhrung aller Lebensverhältnisse, welche hierdurch hervorgerufen wurde, schildert *Beza* in einem an Calvin gerichteten Briefe vom 12. Mai 1551: „Die Magd unseres *Jacob* (des Predigers *Valier*) ist an der Pest gestorben; er selbst sammt seiner Frau ist zwar gesund, aber nach der Gewohnheit in das Haus eingeschlossen. Drei andre Häuser in derselben Straße sind ebenfalls angesteckt, und die andern Stadttheile sind um nichts gesünder; es ist überhaupt nichts Gesundes und nichts, was taugt in unsrer ganzen Stadt. Die Schule ist noch nicht ganz verlassen und wir (Professoren) sind entschlossen, so lange als es nur möglich ist, auf unserm Posten zu bleiben. Jede Gelegenheit ist den Menschen, zumal wie sie hier fast alle sind, gut genug, um sich von Recht und Pflicht abwendig zu machen, ganz abgesehen von dem, was die Furcht vor dem Tode in ihnen thut. — Aus dem Allen kannst du entnehmen, was den *Biret* hier zurückhält, ihn, der fast der einzige Mensch hier ist.“ Mußte schon diese Mittheilung die Seele *Calvins* mit schweren Besorgnissen erfüllen, so sah derselbe sogar das Schlimmste, was er befürchten konnte, zur Wirklichkeit werden, als er einen vom 21. Juni datirten Brief

*) Eine Beleuchtung des *Sacrificio d'Abraham* siehe bei *Sayous*, p. 257 ff. Dasselbst wird dieses Drama als das beste poetische Erzeugniß bezeichnet, welches *Beza* in französischer Sprache gekesert hat.

Birets erhielt, worin dieser ihm schrieb: „So eben höre ich, daß man glaube, auch Beza sei von der Pest befallen. Gestern in der Abendpredigt fing er an, sich übel zu befinden; heute fühlte er Stiche und Schmerzen in der Gegend der Schamtheile, und er fürchtete, daß er auch ergriffen werden möchte. Großer Gott, welch einen Verlust wird die Kirche, die ganze gelehrte Welt erleiden, wenn der Herr uns Diese hinwegnimmt! Weinend schreibe ich dies, ja ich kann ohne Thränen nicht daran denken. Das Leben beginnt nun ohne Reiz für mich zu sein und vielleicht ist es nicht mehr weit von seinem Ziel. O ich Unglückseliger, wenn ich bei so vielen Andern und so Auserwählten soll zur Leiche gehen, bevor ich selbst hinweggeschafft werde!“ Anfangs hatte Calvin vor, unverzüglich nach Lausanne zu eilen und wenigstens nach Beza's Leiche zu sehen; indessen hielten ihn die Freunde zurück. Welcher Jammer aber Calvins Seele ob der erhaltenen Schreckensbotschaft füllte, erhellt aus einem Briefe, den derselbe zwei Tage später an einen zu Paris wohnenden Freund, mit dem auch Beza befreundet war, schickte: „Vorgestern erhielt ich die Nachricht,“ so schreibt er demselben, „daß Beza von der Pest befallen sei. Ich kann nicht sagen, daß die Gefahr allein mich mit Angst erfüllte: wie niedergedonnert betrauerte ich ihn schon, als wenn er gestorben wäre, weil ich ihn so sehr lieb habe. Ich müßte kein Mensch sein, wenn ich ihn nicht lieb hätte, ihn, der mich mehr als brüderlich liebt, der mich wie einen Vater verehrt. Aber noch weit schmerzlicher wäre für mich der Verlust, den die Kirche erleiden würde, wenn dieser Mann, von dem ich für dieselbe einen unendlichen Gewinn hoffe, schon bei dem Beginne seiner Laufbahn durch einen so plötzlichen Tod sollte hinweggerafft werden, er, der Alle schon früher wegen seiner geistigen Anmuth, wegen seines feinen Benehmens und seiner offenen und redlichen Gesinnung liebgewonnen hatten. Du beklagst dich darüber, daß er dir durch seine Abreise (von Paris) entrisen sei: wenn du aber einmal selbst hierher kommen wirst, wozu ich dich dringend einlade, so wirst du einsehen lernen, daß er durch jenes Entweichen dich ganz gewonnen und gerettet hat. Wie können wir an etwas Anderm, als an dem, was in Christo ist und lebt, Freude haben? Ich hoffe, daß sein Leben unserem Gebet gewährt worden ist.“

Allerdings war Beza von der Pest so befallen, daß derselbe das Ende seiner Tage herangekommen glaubte. Fern von der geliebten Heimat, die ihm um seines Bekenntnisses willen verschlossen war, sollte er also, wie es schien, in einem fremden Lande sein Leben beschließen. Da überfiel ihn ein unaussprechliches Verlangen nach einem letzten Verkehr mit den Freunden daheim, mit denen er so manche frohe Stunde verlebt hatte. Die treue Gattin, die mit ihrer fürsorgenden Liebe keinen Augenblick sein Lager verließ, mußte die sorgsam aufbewahrten Briefe der Freunde herbeiholen, die Beza mit seinen brennenden Lippen küßte, und in glühender Begeisterung erfaßte ihn da noch Einmal die Muse, die ihm ein hochpoetisches Gedicht, eine an seinen Freund

Salmonius gerichtete lateinische Elegie entlockte, worin er diese Empfindungen und diese heiße Sehnsucht nach den Freunden aussprach. Außerdem erzeugte Beza auf seinem Schmerzenslager noch ein zweites Carmen, eine französische Ode, in welche er den ganzen Reichthum seines liebesinnigen, dem Vaterlande und den Freunden das letzte Lebenswohl zursendenden und im schmerzlichen Rückblick auf das verkehrte Treiben und den Jammer dieser Welt der Ewigkeit entgegenstrebenden Gefühles ausgoß.

Indessen erbarmte sich Gott seines erwählten Knechtes: Beza ward von der Pest verlassen und auf den Rath der Aerzte unternahm derselbe eine Reise nach Baden, um durch den Gebrauch der dortigen Schwefelquellen seine Gesundheit völlig herzustellen. Auf seiner Reise dahin kam er durch Bern, wo er den jugendlich rüstigen Johannes Haller, und nach Zürich, wo er den hochverehrten Wortführer der deutschen Schweizer, Heinrich Bullinger, mit dem er schon brieflich verkehrt hatte, zum ersten Male von Angesicht sah. Auch Conrad Gesner, der vor sechszehn Jahren in Bourges gewesen war, sah er dort wieder, und so mächtig waren die Eindrücke, die er von Zürich mitnahm, daß er schon am 26. Aug. 1551 von Baden aus an Haller schrieb: „Ich habe sie jetzt endlich gesehen, mein lieber Haller, die Väter, die Brüder in Zürich, und habe sie mit solcher Freude der Seele gesehn, daß ich es kaum recht fassen, geschweige denn aussprechen kann.“

Völlig genesen und neu gekräftigt kam Beza nach Lausanne zurück, wo er alsbald seine Ausgabe der Commentare Calvins zu den Paulinerbriefen und zum Briefe an die Hebräer vollendete. Ebenso führte Beza jetzt auch seine französische Uebersetzung des Psalters zu Ende, was als eine der allerwesentlichsten Dienste anzusehn ist, welche Beza der reformirten Kirche geleistet hat.

Clement Marot von Cahors, der Begründer einer neuen Aera der französischen Poesie, hatte dreißig und hernach noch zwanzig von ihm ausgewählte Psalmen in französische Verse gebracht und Claude Goudimel hatte dieselben in Musik gesetzt. Diese fünfzig Psalmen gab Calvin mit einem Vorwort am 10. Juni 1543 heraus, in Folge dessen dieselben von den reformirten Gemeinden mit solcher Freude aufgenommen wurden, daß man nothwendig für eine vollständige Uebersetzung des ganzen Psalters Sorge tragen mußte. Hierzu hatte man an Beza den rechten Mann, der sich daher seit dem Jahre 1550 fortwährend mit der Vollendung des Morot'schen Psalmenbuches beschäftigte. Gegen Ende des Jahres 1552 war die Arbeit vollendet, welche sofort von Beza mit einer herzinnigen, schwungvoll-poetischen Ansprache an die reformirten Gemeinden der Kirche übergeben ward. „Dir, du kleine aber die Welt überwindende Heerde,“ so redet er dieselbe an, „dir sei diese Gabe dargebracht, welche zwar gering, aber doch unschätzbaren Inhaltes ist. Fort mit euch, ihr Fürsten, die ihr nur mit Gold aber nicht mit Tugenden geschmückt seid. Wohl mögen Schmeichler euch preisen; aber diese

Lieder sind nicht für euch, die ihr eure Ohren verstopfet und eure Herzen gegen die Wahrheit verschließt. Für euch aber, wahre Könige und Fürsten, Beschützer der Verfolgten, erklingt die liederreiche Harfe Davids; denn euch hat Gott ein Herz gegeben, sie zu verstehn. Ihr Könige, höret einen König, ihr armen Hirten, höret den von Gottes Athem beseelten Gesang eines Hirten; und du Herde, leihe diesen Tönen dein Ohr. Denn hier ist Trost für die Seufzenden, Speise für die Hungrigen, Stärkung für die Leidenden, Hoffnung und Zuversicht für die Verzagten. Aber, ihr Könige, ihr Hirten und Schafe, sehe ich nicht die Einen in den Klauen der römischen Wölfin, während die Andern voll Herz und Muth sind? Ich sehe den bleichen Tyrannen Frankreichs, ich sehe den Wolf mit der dreifachen Krone, von seinen reißenden Gefellen umgeben. Wölfe sehe ich im Schafskleid; Flammen sehe ich auflodern an vielen Orten! O ihr in diesen gewaltigen Stürmen zerstreuten, aber durch gleichen Geist und Muth vereinten Heerden Christi, lasset uns trotz allen Ungemachs dem großen Herrn und Gott lobsingen, der uns alle gezählt hat, und ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. — Ihr in Ketten, in dunklem Kerker um der Wahrheit willen Schwachtenden, ihr Streiter des Herrn bis zum grausamsten Tode, solltet ihr verstummen in diesem Elende, gebrochen werden in eueren Qualen? Der Körper liegt gefangen, aber frei ist der Geist; der Leib geht in den Tod, aber die Seele geht in's Leben ein. Wohl an denn, singet diese Klagelieder, lasset, o Brüder, die Stimme dieser heiligen Gebete aus den Flammen erschallen; ein Zeugniß über die Welt, ein Zeugniß für euch vor Gott und seinen heiligen Engeln!"

— Hier auf wendet sich Beza mit einer Apostrophe an seine alten Freunde, welche noch wie er selbst früher die Gottesgabe der Poesie zu dem seinen Sündendienst gottwidriger Liebeständeleien mißbrauchten: „Trauert, klaget, jammert nur, eure Liebesdamen müssen doch sterben, wie ihr selbst und wie eure Schriften. Schmeichelt und lügt, gestaltet den Teufel zum Engel des Lichts; eure Gözen werden doch sterben wie ihr und euer Ruhm. Darum erwachet, ihr Freunde, aus euerm Traum, umarmt die Wahrheit statt der Lügenwolke, laßt eueren Geist nicht in jenem Unflathe verkommen, suchet anderswo als hier auf Erden den Gegenstand für euer herrliches Talent! Doch muß es aus dem Herzen kommen, wenn etwas Besseres, etwas Göttliches aus euerer Feder fließen soll, und ihr wahre Dichter, den Guten eine Sonne und dem Bösen ein Schrecken sein wollt. Wo nicht, so singet immerhin den eiteln Lügenkram von Damen, Liebeständelei und Eifersucht, wie ihr zuvor gethan; ich wenigstens will nach bestem Vermögen meinen Gott loben und preisen. Mancher rauher Felsenberg soll Zeuge sein von meinem heiligen Eifer und weithin rings in dem Gefilde sollen deine brausenden Gestade, Lemanersee, das Lob des Allmächtigen verkünden; ja in den Wolken selbst, auf dem höchsten Horne der Alpen wird der Name des Allmächtigen erschallen!"

Der Psalter Beza's, dessen musikalische Bearbeitung von Wilhelm Franc ausgeführt ward, steht allerdings den Uebersetzungen Marots wesentlich nach, indem er weder die Genauigkeit, noch die Klarheit, noch den eigenthümlich poetischen Charakter derselben erreicht*); aber kaum waren Beza's Psalmen erschienen, als dieselben auch sofort nicht nur in allen französisch-reformirten Gemeinden eingeführt, sondern auch zum Lieblingsbuche unzähliger katholischer Familien wurden, weshalb die Staatsregierung unter Karl IX. im Jahre 1561 für das Büchlein dem Buchdrucker Vincent zu Lyon ein auf zehn Jahre gültiges Privilegium verlieh. Aber dennoch wurde derselbe auch anderswo in einer großen Anzahl von Auflagen verbreitet. Späterhin (schon seit 1564 nachweisbar) wurden zu Beza's Psalter noch die Genfer Liturgie, Calvins Katechismus, Gebete für die Hausandacht, ein Formular zur Prüfung der Communicanten und das seit 1559 in Frankreich gültige Glaubensbekenntnis hinzugefügt, so daß das Ganze nun ein vollständiges Kirchenbuch der französischen Reformirten war**). Damit hörte dann aber der französische Psalter auch auf, ein für Katholiken statthaftes Buch zu sein, weshalb der Gebrauch desselben von der Staatsregierung in Frankreich strengstens verboten ward. — Der außerordentliche Erfolg, den Beza mit seinem Psalter unmittelbar erzielte, war von der Art, daß Florimont de Raemond mit Recht sagen konnte, von der Erscheinung desselben datire eigentlich die Begründung französisch-reformirter Gemeinden und daß in Frankreich „einen Psalm singen“ mit „lutherisch geworden sein“ identisch war.

Um dieselbe Zeit veröffentlichte Beza seine einst viel gelesene und öfters gedruckte Spottschrift „Passavantius“. Dieselbe ist gegen den berühmten Peter Lizet gerichtet, welcher früher Präsident des Pariser Parlaments und Hauptkister der „Feuerkammer“ (chambre arden) den Ruhm eines unerbittlichen Kegerichters gesucht und gefunden hatte, später aber durch die Machinationen des Cardinals Carl von Guise seiner Stelle enthoben und zum Abt des reichen Stifts St. Victor bei Paris ernannt war. Als solcher glaubte sich nun Lizet durch theologische Verfolgung der Ketzerei ebenso wie vorher durch richterliche Maßregelung derselben um die Kirche verdient machen zu müssen, weshalb er im Jahre 1551 eine Anzahl theilweise schon viel früher verfaßter Streitschriften in zwei Bänden herausgab. So unbedeutend nun auch diese Abhandlungen waren, so erlebten sie doch schon im Jahre 1552 eine zweite Auflage und wurden auch in Genf und Lausanne bekannt.

*) Vergl. darüber S a y o u s, S. 269 ff.

***) Hernach kam sogar noch manches Andere hinzu, Gebete, welche der Prediger der Gemeinde zu Rouen, Augustin Marlorat (erlitt im Jahre 1562 den Märtyrertod) zu jedem Psalm angefertigt hatte, und ein Kalender mit Angaben aus der Religionsgeschichte im Interesse des Protestantismus.

Wahrscheinlich war es nur die traurige Berühmtheit, welche sich der jetzige Abt als früherer Kegerverbrenner erworben hatte, was Beza Veranlassung gab, die Streitschriften desselben zum Gegenstande seines beißenden Spottes und seines witzigen Humors zu machen, indem er im folgenden Jahre seinen Passavantius veröffentlichte. Unter diesem (aus dem Gargantua des Rabelais entlehnten) Namen läßt nämlich Beza einen vertrauten Diener Lizets nach Genf kommen, wo er mit demselben die Schrift seines Herrn ganz im Tone und in der Sprache der *epistolae virorum obscurorum* so besprochen wird, daß dem Leser der bittere Ernst, den Beza hier in dem unterhaltendsten Humor aussprach, in der handgreiflichsten Weise erfassbar werden mußte.

Erquicklicher als diese Polemik war indessen für Beza die Freude, die derselbe an einzelnen seiner Lausanner Schüler erlebte. Unter diesen fanden sich einzelne vor, die schon als Jüngling zum Mannesalter in Christo herangereift waren. So trat einst ein junger Franzose, Bernhard Seguin, der zu Beza's Tischgenossen gehörte, zu demselben in's Zimmer, ihm anzeigend, daß er vorhabe, mit vier andern französischen Jünglingen der Academie in's Vaterland zurückzukehren und daselbst das Evangelium zu verkündigen. Die fünf jungen Glaubensboten machten sich auch alsbald auf, kamen nach Lyon, wurden hier aber als Keger erkannt und ergriffen, in's Gefängniß geführt und trotz der eifrigsten Verwendung Berns und Zürichs verbrannt. Die, welche dem Hinrichtungsacte nahe standen, sahen, wie die jugendlichen Märtyrer, einander im Glauben stärkend und Gott preisend, in unwandelbarer Standhaftigkeit den Sieg des Glaubens über Welt und Tod feierten. Beza besang den Märtyrertod der fünf lieben Schüler in einer trefflichen lateinischen Elegie.

§ 3.

Controversen über die Prädestinationslehre und über die Anwendung der Todesstrafe gegen Irrlehrer.

Ernster als jene humoristische Discussion Beza's waren zwei Controversen, in welche derselbe damals verwickelt wurde. Die erstere derselben bezog sich auf die Lehre von der Prädestination, d. h. auf die Grundlagen der ganzen reformirten Kirchenlehre.

Angeregt ward der Streit durch einen früheren Karmelitermönch Hieronymus Bolfec, der um des Evangeliums willen von Paris nach Italien geflohen, von da aber, weil ihn am Hofe der Königin Renata sein eigenfinniges und unruhiges Wesen die Herzen Aller entfremdet hatte, nach Genf gezogen war. Hier aber veranlaßte derselbe sofort die bedenklichsten Händel, indem er es sich herausnahm, gegen Calvins, des gefeierten und gefürchteten Oberhirten, Lehre von der Prädestination öffentlich zu polemisieren. Bolfec behauptete nämlich, Gott habe den Sündenfall Adams nicht gewollt, er habe

nicht von Ewigkeit her einen Theil der Menschen verworfen, vielmehr habe derselbe Alle zur Seligkeit bestimmt, verwerfe und verdamme nur die Ungläubigen wegen ihres Unglaubens, indem jeder Mensch fähig sei, wenn er das Evangelium höre, sich im Glauben zu demselben zu bekennen. Calvin und Beza, welche in allen diesen Behauptungen die verderblichste Häresie wahrnahmen, befürchteten um so mehr, daß dieselbe den Kirchenbau, an welchem Beide arbeiteten, stören und vielleicht ganz zerstoren möchten, als sie wußten, daß in vielen Kreisen der Schweiz die von ihnen vertretenen theologischen Anschauungen noch nicht zur Geltung und Anerkennung gekommen waren. Vor Allem kam es darauf an, daß der hochangesehene Antistes Heinrich Bullinger zu Zürich nicht etwa zu einem Schritt veranlaßt ward, auf den sich Bolesec irgendwie berufen könnte, weshalb Beza sich beeilte, denselben über die eigentliche Streitfrage brieflich aufzuklären. „Wir gestehen ein,“ schrieb Beza, „daß die Ungläubigen wegen ihres Unglaubens verdammt werden, und wir lassen alle Schuld der Verdammniß auf den Menschen zurückfallen. In der Verwerfung aber kommt es allein auf Gottes Willen an, welcher die einzige Regel seiner Gerechtigkeit und deren einziges Gesetz ist, weshalb wir mit Paulus ausrufen: O welch' eine Tiefe! — Jener aber erwidert, daß wir auf diese Weise Gott zum Urheber der Sünde, gleichsam zu einem Tyrannen machen, der nicht nach Recht und Vernunft, sondern nach bloßer Willkür handele. Wenn Gott Jemanden verwirft, sagt Bolesec, so thut er es, weil er zugleich voraus wußte, daß er die ihm dargebotene Gnade, die er hätte annehmen können, von sich stoßen werde. Wenn nun aber Gott deswegen den Menschen verwirft, weil er dessen Unglauben vorausweiß, so erwählt er auch den Menschen, weil er dessen Glauben vorausweiß. — Nun ist es aber doch bekannt, daß wir nicht erwählt werden wegen des Glaubens, sondern daß wir glauben, weil wir erwählt sind; denn sonst würde die Erwählung von uns und nicht von der göttlichen Gnade abhängen. Wir sagen also, daß wer die Verwerfung nicht annimmt, daß der auch die Erwählung leugnen müsse; wir sagen, daß man der Vernunft hierin kein Urtheil gestatten könne, daß man die verschiedenen Zwecke der Sünde in's Auge fassen müsse. Als Sünde betrachtet, fällt zwar alle Schuld derselben auf die Menschen zurück; insofern aber diese Sünde von der Verwerfung abhängt, so wird diese von Gott bestimmt, zur Verherrlichung seines Ruhmes durch die Strafen der Bösen. Wir sagen endlich, daß bei der Verwerfung drei Grade stattfinden: Die Verwerfung, der Unglaube oder die gänzliche Unbekanntschaft mit Gott und dann der Tod. Diesen entsprechen ebenso viele Grade der Erwählung: Die Erwählung aus Gnaden, der Glaube und das ewige Leben.“

Beza konnte sich leicht sagen, daß es in der Schweiz gar manchen frommen Prediger gab, der nur mit Kopfschütteln diese Worte anzuhören vermochte, weshalb er am Schlusse seines Briefes bemerkte: „Ich bitte dich,

mein Vater, daß wenn ich Etwas ausgelassen oder etwas Zweideutiges oder zu Hartes geschrieben, du mir sagest, was hinzuzufügen, wegzustreichen oder zu ändern sei.“ — Und in der That war Bullinger mit Beza's Exposition nicht durchaus zufrieden. Allerdings liegt uns dessen Antwortschreiben an Beza nicht vor; daß aber Bullinger an dessen Auslassung Mancherlei auszusetzen hatte, erhellt aus einem zweiten Briefe an denselben, in welchem Beza sich und Calvin zu rechtfertigen suchte. Er schreibt hier: „Ich komme auf die Bolsec'sche Sache zurück. Was man in Genf mit ihm verhandelt und über ihn verhängt hat, wirst du aus Calvins Briefen erfahren. Ich bitte dich nur, theurer Vater in Christo, davon überzeugt zu sein, daß es sich in Wahrheit so verhält, daß nämlich die Genfer kein Mittel unversucht ließen, um ihn auf den guten Weg zurückzuführen, und daß er in allen Stücken die Rolle des Irlehrers vollkommen gespielt hat. Denn nachdem man ihn mit den klarsten Stellen der Schrift widerlegt hatte und er durch seine eignen Antworten gefangen worden war; nachdem man ihn auf das Freundschaftlichste ermahnt, er möchte doch nicht eben durch diese seine Hartnäckigkeit eine Lehre bestätigen, die er mit seinen Worten angreife, so behauptete er endlich auch noch, daß eine Schrift von Seiten eurer Kirche zu Gunsten seiner Meinung rede. Und demungeachtet gibt es noch Leute, welche behaupten, der Mensch sei nicht so boshaft, und welche ihn sogar noch empfehlen. Was ist aber das für eine Frömmigkeit, wenn Einer es wagt, mit unverschämter Stirn die schändlichsten Lästerungen nicht allein in öffentlicher Versammlung vor den Lehrern aufwieglerischer Weise vorzubringen, sondern dieselben auch noch bis zu dieser Stunde auf das Hartnäckigste vertheidigt? Es sei denn, daß man es nicht als Irlehre betrachten wolle, wenn Einer behauptet, allen Menschen werde dieselbe Gnade angeboten, und alle wären in gleicher Weise von Gott zur Seligkeit berufen; es stehe also in der Macht eines Jeden, die Gnade Gottes anzunehmen oder zurückzuweisen, weshalb man diejenigen, von denen Gott vorausgesehen und gewußt habe, daß sie der dargebotenen Gnade sich zuwenden würden, die Erwählten heiße. Denn vor Gott sei Alles schon gegenwärtig; er sehe daher den künftigen Glauben der Menschen voraus, in Bezug auf welchen er gewisse Menschen erwähle, und ebenso den Unglauben, weshalb er andere verwerfe. Wie? wir wurden also erwählt, weil wir (späterhin) glauben würden, und wurden nicht erwählt, damit wir glaubten? Der Glaube soll also die Ursache und nicht die Wirkung der Erwählung sein! Denn sonst müßte man, meine Bolsec, auch sagen, der Unglaube sei nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Verwerfung, woraus dann folge, daß Gott der Urheber der Sünde sei, daß Gott die Bosheit wolle, daß in Gott zwei einander widerstrebende Willenswirkungen wären. O der köstlichen Spitzfindigkeit, der subtilen Schlüffe!“

„Ich aber erwiedere: Ihr habt mich nicht erwählt, spricht Jesus,

sondern ich habe euch erwählt. Der Glaube ist eine Gabe Gottes. Wir werden dazu hingezogen, wiedergeboren und dann belehrt. Dieß widerfährt aber nun den Allerwenigsten; wer kann also leugnen, daß gewissen Menschen eine ganz besondere Gnade zugetheilt werde? Ist die Gnade aber etwas Besonderes, — wohlan, für wen ist sie denn? — Für die, welche Gott erwählt hat, ehe der Welt Grund gelegt war, nach seinem Wohlgefallen, damit sie heilig seien, nicht weil sie heilig sein würden. Wenn nun aber auch Jene von Ewigkeit her erwählt sind, so wird deswegen noch Niemand, außer diesem Hieronymus, behaupten, daß Etliche von Ewigkeit her verworfen sind. Wenn der Glaube aus der Erwählung kommt, sagt er, dann muß auch der Unglaube aus der Verwerfung kommen und nach derselben gesetzt werden. Aber das finde ich wenigstens nicht in der heiligen Schrift. Diese sagt: Wessen er will, dessen erbarmt er sich, und er verhärtet, welche er will. Sie sagt nicht: er verhärtet den, der nicht glaubt (obgleich das auch sehr wahr wäre), sondern wen er will, und damit zeigt die Schrift an, daß Gottes Wille das Höchste und das Oberste sei. Ueberdies wenn Paulus den Gottlosen, welche gegen diese Lehre stritten, die Worte in den Mund legt: wer vermag seinem Willen zu widerstehen? und ihre Lehre doch die wahre gewesen wäre, so müßte man mit Volscer auf dieselbe Weise antworten. Nun aber ist es eine Blasphemie, zu sagen, das sei Gottes Wille, denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, Gott ist es nicht wohlgefällig, daß Jemand umkomme. „„Gott will, jezt wenigstens, daß ihr umkommet, aber nur darum, weil ihr nicht glauben woltet, da er euch doch die Gnadengabe des Glaubens angeboten, die ihr von euch gestossen, und da er euren schwachen Willen nicht unterstützen wollte,““ — so hätte wohl dieser Hieronymus gesprochen, dieser vortreffliche Bertheidiger der Gnade Gottes, der so würdig ist, daß wir seine Schwachheit mit aller Sanftmuth tragen. Was sagt aber jener Paulus, der bis in den dritten Himmel entzückt wurde? Leugnet er, daß dieß der Wille Gottes sei, und daß es ein solcher sei, dem man nicht widerstehen könnte? was, wenn es als etwas Falsches von den Gottlosen gesagt würde, er selbst nicht ohne Widerlegung hätte hingehen lassen. Im Gegentheil, er gesteht, daß dieß sehr wahr sei; und um alle Einwendungen der menschlichen Vernunft ein für allemal zurückzuweisen, beruft er sich auf die Geheimnisse Gottes: „Und du Mensch, sagt er, wer bist du?“ Und das ist die letzte und höchste Auflösung. Denn das steht fest, daß der Wille Gottes weder ein tyrannischer noch ein ungerechter ist. In dieser Sache, sowie in den meisten anderen genügt es mir zu wissen, daß es so ist. Denn wer sich um das „„wie und warum es so ist““ abmüht, der scheint mir mit Gott rechten zu wollen. Was also das Heil und die Seligkeit anbetrifft, so erkenne ich auch in diesem Stücke nicht allein Gottes Vorauswissen, sondern auch seinen ewigen Rathschluß an (denn die Erwählung kann ohne die Verwerfung nicht statuiert werden) und lasse demungeachtet alle Schuld auf den Menschen zurückfallen. Will die

menschliche Vernunft etwas dagegen vorbringen, so höre ich sie gar nicht an, sondern schließe ein für allemal so: Das ist Gottes Wille, Gottes Rathschluß, dessen Ursachen mir unbekannt, Gott aber gewiß bekannt sind, als der die Ungerechtigkeit nicht will und aller Gerechtigkeit gewisste und oberste Regel ist. Ich will nicht mit meinem Schöpfer rechten, ich werde aber auch durch diese Lehre nicht zur Verzweiflung getrieben; vielmehr stärkt mich dieselbe gegen Versuchungen aller Art, wenn ich bedenke, daß mein Heil nicht von mir abhängt, sondern von dem Rathschlusse Gottes, welcher unwandelbar immer derselbe ist. Gott hat mich durch sein äußerliches und innerliches Wort berufen, wie mir der Geist bezeugt, der in mir seufzt und nach seinem Gott sich sehnt. In mir sind seine Verheißungen besiegelt durch die Kraft des Geistes meines Gottes. Meine Ohren haben das Wort Gottes gehört, meine Augen haben die Sacramente Gottes gesehn, meine Hände sie berührt, durch deren Genuß der heilige Geist mich Christi theilhaftig gemacht hat. Dieß sind die Gründe meiner Erwählung. Wer da gelernt hat anders zu argumentiren, den lasse ich mit Gott rechten. Darin besteht, wenn ich mich nicht täusche, diejenige Mäßigung, deren man sich beleiigen soll; nicht darin, daß man diese Frage, welche der heilige Geist in unzähligen Stellen behandelt und aufklärt, und welche der Grundstein unseres Heiles und unsrer Seligkeit ist, mit einer gewissen Scheu vermeidet. Aber wir müssen sie so behandeln, daß wir die Grenzen, welche die heilige Schrift selbst steckt, nicht überschreiten und Gottes Rathschlüsse unserem Gutdünken unterwerfen.“

„Aber wohin hat mich diese Erörterung geführt? Ich bitte dich, geliebter Vater in Christo, halte mir auch dieses noch zu gute. Sollte ich erfahren, daß dir solche Dinge nicht behagen, so werde ich dann von Anderem reden; und sollte ich irgendwo zu weit gegangen sein oder das Rechte nicht getroffen haben, so werde ich es auf deine Zurechtweisung hin zu verbessern suchen. Aber die ganze Sache hat mich dermaßen empört, daß ich mich nicht zurückhalten konnte. Sei versichert, daß dieses Uebel viel ernster ist, als du zu glauben scheinst, und nicht ohne Grund fürchte ich, daß aus diesem Funken eine große und verderbliche Feuersbrunst in der Kirche Gottes entstehen werde. Was Calvin betrifft, so hat derselbe gegen mehr Ungeheuer zu kämpfen, als du nur ahnest, und wenn die, welche sich darüber beklagen, daß er etwas zu herb ist, hier wären, so würden sie darüber erstaunen, daß ein Mann so vielen Hindernissen entgegenzutreten im Stande ist.“

Indessen nahm die Bolsec'sche Controverse nicht den Ausgang, den Calvin und Beza gewünscht hatten. Die angesehensten geistlichen Ministerien der Schweiz, insbesondre die zu Bern und Zürich mahnten von jeder Anwendung gewaltfamer Maßregeln gegen Bolsec ab und warnten vor den Gefahren eines rigorosen Dogmatismus, weshalb man Bolsec aus dem Gefängnis, in welches er eingekerkert war, wieder entlassen und sich darauf beschränken mußte, ihn (Ende 1551) mit Verbannung aus dem Genfer Gebiete zu maßregeln. Aber

Volsec hatte seine Freunde und Verehrer, in deren Augen Genf jetzt nichts Anderes als die Stätte einer tyrannischen Hierarchie war, welche durch die Schrecken einer maßlosen Kirchenzucht ihre Herrschaft über die ganze Kirche begründen wollte. In Lausanne hatte daher die Einführung der Genfer Kirchenorganisation um so mehr ihre Schwierigkeit, als einerseits Bern es ungern sah, daß das ihm unterworfenen Lausanne von dem französischen Genf geistlich beherrscht wurde, und als andererseits die weltlichen Beamten den Lausanner Predigern in der Handhabung der Disciplin gar keine Hülfe gewährten. Als der ernste und eifrige Joh. Haller im Jahre 1552 zum Decan der Berner Geistlichkeit ernannt wurde, gelang es allerdings Biret und Beza, in Lausanne eine strengere kirchliche Ordnung durchzuführen, weshalb sie es jetzt auch für die geeignetste Zeit hielten, die Calvinische Prädestinationslehre und die Genfer Kirchenorganisation in Lausanne zur Feststellung zu bringen, weshalb sie den dissentirenden Geistlichen folgende drei Sätze zur Unterzeichnung vorlegten: 1) „Gott hat von Ewigkeit her nicht allein voraus gewußt, sondern auch bestimmt, und zwar nicht indefinite, daß wer glauben würde, selig werden sollte, sondern definite, daß gewisse Menschen geboren werden sollten, welche er durch den Glauben an Christum selig machen und welche niemals von dem Glauben abfallen sollten. 2) In derselben Weise hat Gott von Ewigkeit her definite bestimmt, daß gewisse Menschen zum Verderben geboren würden, welchen er niemals den Geist der Wiedergeburt und die Fülle des Glaubens schenken wollte. 3) Die Schuld der Verdammung ist allein in dem Menschen zu suchen, und gleichwohl sagen wir, daß Gottes Decret vorhergehe, weil es ewig ist, jedoch ohne Schuld; weil, wenn schon die Ursache des ewigen Decrets uns unbekannt, sie dennoch gerecht ist, da der Wille Gottes gewiß und die einzige Regel der Gerechtigkeit ist.“ Allein die Geistlichen verweigerten die Unterzeichnung dieser Sätze, und als in Folge dessen Biret und Beza im November 1552 nach Bern gingen, um hier die Bestätigung derselben und die Genehmigung zur Organisation eines Consistoriums und zur Einführung einer strengen Kirchenzucht zu erwirken, fanden sie auch hier keine günstige Aufnahme ihrer Projecte. Selbst Haller warnte vor einem zu schroffen Vorgehen, und der Rath, an welchen sich die dissentirenden Geistlichen mit der Bitte um Schutz gegen Biret gewendet hatten, war der Meinung, daß die geschehene Verpflichtung der Prediger auf die Berner Disputation zur Sicherstellung der kirchlichen Ordnung völlig genüge.

Die zweite Controverse, in welche Beza verwickelt ward, betraf die dunkelste, traurigste Partie, welche sich in der Genfer Reformation vorfindet. Am 27. October 1553 war Michael Servet auf dem Plage Champel bei Genf lebendig verbrannt worden. Auf der Durchreise in Genf betroffen, war er als Leugner der kirchlichen Dreieinigkeitslehre ergriffen worden, und geistliche wie weltliche Auctoritäten hatten ihn des Todes schuldig befunden. Dieser graufige Act theocraticher Justiz begreift sich freilich aus dem das damalige

Genfer Kirchenwesen befeelenden Geiste vollkommen. Denn das lumenisch-christliche Glaubensbewußtsein, der Glaube an den dreieinigen Gott galt hier, seitdem die bürgerliche Gemeinde im Jahre 1535 diesen Glauben als Grundlage ihres Gemeinwesens promulgirt hatte, als erste Bedingung aller socialen, bürgerlichen Ordnung. Servet aber leugnete dieses Grundgesetz des Genfer Staatswesens und wurde nun in Genf ganz ebenso angesehen, wie die Wiedertäufer von Münster, welche als Zerstörer aller göttlichen und menschlichen Ordnungen von der gesammten christlichen Welt gerichtet waren. Daher ist wohl zu beachten, daß Servet nicht sowohl als Keger der Kirche, sondern als Frevler an der theocraticischen Staatsordnung behandelt und verurtheilt wurde.

Aber ein Schrei des Entsetzens erscholl in weiten Kreisen durch die evangelische Christenheit, als man hörte, was sie in Genf gethan hatten. Wie Luther dachte, daß nach solchen Grundsätzen die Genfer die besten Doctoren der Kirche wären, so dachte im Allgemeinen die Masse und der Kern des protestantischen Volkes — nicht blos in Deutschland, sondern auch in der Schweiz und in andern Landen. Den Gegnern der Calvinischen Prädestinationslehre, einem Volke und Andern war daher das Entsetzen erregende Aergerniß, welches Calvin gegeben hatte, eine willkommene Veranlassung, um Calvin und dessen Freunde mit Spottliedern aller Art öffentlich zu verhöhnen. Um sich und die mit Servet vorgenommene Execution zu rechtfertigen, publizierte Calvin im Anfange des Jahres 1554 eine Schrift*), worin derselbe mit treuer Darlegung der Irrlehren Servets zu beweisen versuchte, daß Irrlehrer nothwendig am Leben zu strafen wären. Sämmtliche fünfzehn Genfer Geistlichen hatten die Schrift unterzeichnet, um die Wahrheit des darin berichteten Thatbestandes zu beglaubigen. Aber den beabsichtigten Erfolg hatte dieselbe nicht. Von Hauptorten der schweizerischen Reformation, von Bern und Basel aus wurden Stimmen laut, welche das Genfer Verfahren entschieden mißbilligten. Insbesondere erschien zu Basel schon im März des Jahres 1554 eine unter dem (bis jetzt noch nicht enthüllten) Namen Martin Bellius (auch mit Fingirung des Druckortes „Magdeburg“) pseudonym herausgegebene Schrift**), worin Calvins Schrift mit Berufung auf Wahrheiten, die dem christlich-sittlichen Bewußtsein unzweifelhaft sind, siegreich widerlegt ward.

*) Der ursprüngliche Titel dieser Schrift lautet (nach Baum I. S. 204): *Defensio orthodoxae fidei de sacra Trinitate contra prodigiosos errores Michaelis Serveti Hispani: ubi ostenditur, haereticos iure gladii coercendos esse, et nominatim hoc de homine hoc tam impio iuste et merito sumptum Genevae fuisse supplicium. Per Joan. Calvinum. Oliva Roberti Stephani MDLIII. 8. 262 S.*

***) *Martini Bellii de haereticis puniendis multorum sententiae.* — Vergl. darüber Schweizer, *Centraldogmen* I, 315 ff., wo die noch von Baum vertretene Meinung, daß Castellio der eigentliche Autor der Schrift sei, widerlegt ist.

Ein Anhang der Schrift enthielt mit derselben übereinstimmende Auszüge aus Luthers Schrift „Von der christlichen Obrigkeit“, aus dem Gutachten, welches Johann Brenz über das von der Obrigkeit zu beobachtende Verfahren gegen die Wiedertäufer (mit Berücksichtigung der kaiserlichen Befehle gegen Häretiker) veröffentlicht hatte, aus den Schriften des Erasmus, Sebastian Franck, Caspar Sedio, Johann Agricola, Otto von Brunfels, Conrad Pellicanus, Urbanus Rhegius und Georg Kleinberg, wozu noch schlagende Stellen aus den Schriften Augustins, des Chrysostomus, des Hieronymus, aus Calvins Commentar zur Apostelgeschichte und aus dem zweiten Kapitel der ersten Ausgabe der Institutionen desselben, sowie eine Stelle aus der Streitschrift Curio's gegen den Apologeten des Papstthums Anton Florellus und (um die Pseudonymität noch mehr zu decken) ein Auszug aus Castellio's eigner Vorrede zu seiner lateinischen Bibel kamen.

Beza begriff es sofort, daß die Baseler Schrift nichts Anderes als ein Angriff auf Calvin und auf die Genfer Reformation war, und konnte es sich nicht anders denken, als daß dieser Angriff nur von dem Geiste des religiösen Indifferentismus eingegeben sei. Daher war es für ihn, der an Calvin als an seinem geistlichen Vater hinauffah, Pflicht, dieser ihm so verderblich erscheinenden Schrift sofort mit allen Mitteln der wissenschaftlichen Discussion entgegenzutreten. Beza schrieb und publizirte daher (im Jahre 1554) seine Schrift „de haereticis a civili-magistratu puniendis.“ Dieselbe umfaßt einen polemischen und einen apologetischen Theil, in jenem sucht Beza die Grundsätze des Indifferentismus zu widerlegen, in diesem wird das Genfer Verfahren verteidigt. — Beza beginnt nun seine Erörterung so, daß er alle Menschen theilt in Ungläubige, die außerhalb der Kirche sind (Heiden, Juden, Türken); in Schismatiker und Ungläubige, welche in der Kirche leben, von denen jene zwar nicht an der Lehre, aber an dem Frieden der Kirche freveln, während diese entweder aus Mangel an Einsicht oder aus Nachlässigkeit die reine Lehre nicht erkennen. Einzelne unter denselben lassen sich belehren; andere dagegen sind im Irrthum verhärtet, weshalb sie von dem Apostel (Tit. 3, 2) *αυτοκατάκριτοι*, d. h. durch sich selbst Gerichtete genannt werden; und diese letzteren sind die eigentlichen Ketzer. Die Strafbarkeit derselben erhellt aus den Gesetzen Moses, der Könige Assa und Josias gegen Gotteslästerer und falsche Propheten. Wer daher verlangt, daß Ketzer ungestraft bleiben sollen, handelt gegen Gottes Wort und gegen den jederzeit in Kraft gewesenen Brauch der Kirche, und handelt verderblicher, als wenn er die Straflosigkeit der Tempelräuber und Verwandtenmörder begehrte, weil Ketzer unendlich schlechter sind als diese.

Die Bestrafung der Ketzer ist ein Recht der weltlichen Obrigkeit. Denn die Obrigkeit als Gottes Dienerin ist vor Allem verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß in dem öffentlichen Gemeinwesen Gott seine wahre Ehre erhalte. Hat nun die Obrigkeit den rechten Gottesdienst aufgerichtet, so muß sie auch

jeden, der an demselben frevelt, strafen. Die geistliche Schlüsselgewalt hat hiermit allerdings nichts zu thun; und eben darum steht diese Strafgewalt der bürgerlichen Obrigkeit zu. Darf dieselbe schon in weltlichen Verhältnissen keine Störung der Ordnung zulassen, so darf sie dieses noch viel weniger in Sachen der Kirche thun. Allerdings kann die Obrigkeit diese ihre Gewalt missbrauchen; aber darum darf ihr doch nicht der Gebrauch ihrer Gewalt entzogen werden, denn es steht geschrieben: Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Daher haben David, Salomo, Ussa und andre Könige von dem Rechte der Obrigkeit in Religionsfachen vollen Gebrauch gemacht. Daß es aber keine Grausamkeit sei, wenn man um der Ehre Christi willen Menschen tödte, erhellt aus dem Beispiel des Elias, der um Gottes Ehre willen die Baalpriester schlachtete.

Nun ist nicht die Frage, ob diese Gewalt des alttestamentlichen Königthums auch der christlichen Obrigkeit zukomme, sondern ob Christus die Befugnisse der weltlichen Obrigkeit irgendwie verändert habe, dieses Letztere aber kann in keiner Weise dargethan werden. Darum hat die Kirche auch jeder Zeit jene Gewalt der Obrigkeit anerkannt. Alle ökumenischen Synoden sind von den Fürsten einberufen und bestätigt, und die Ketzer sind nach dem Anathema der Bischöfe verdammt, verbannt und auch manchmal wieder zurückberufen worden; ja es sind sogar, auf Begehren der Bischöfe, von den Kaisern Kirchen- und Glaubenssagungen aufgestellt. Durch die Ungunst der Zeiten kam das Papstthum auf, welches, wenn schon noch so verderblich, dennoch jener Anarchie hundertmal vorzuziehen ist, welche man unter dem Vorwande barmherziger Toleranz zur Herrschaft bringen will. Denn wer die weltliche Obrigkeit von der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ausschließt und insbesondere ihr die Strafgewalt über die Ketzer abspricht, der hält die heilige Schrift für leeren Tand, der verachtet die Auctorität dessen, was so viele hundert Jahre hindurch bestanden hat, und geht auf die Zerrüttung der Kirche aus. (Zur Bestätigung dieser Säge werden Stellen aus den Schriften Luthers, Melancthons, des Urbanus Rhegius, Brenz, Bucer, Capito, Bullinger, Musculus und der Genfer Kirche angezogen.)

Die Spitze der Strafgewalt, welche der Obrigkeit gegen Ketzer zusteht, zeigt sich eben darin, daß sie dieselben unter Umständen auch am Leben strafen kann. Dies ergibt sich aus Folgendem: Jede Strafe muß, wenn sie gerecht sein soll, der Natur des begangenen Versprechens thunlichst entsprechen. Nun werden zwar viel Vergehen in verschiedenen Ländern verschieden bestraft; indessen in Betreff gewisser Verbrechen wie vorsätzlicher Mord, Tempelraub, Gotteslästerung, Gottlosigkeit oder Schändung der öffentlich anerkannten Religion sind alle civilisirten Völker einverstanden, daß dieselben als todeswürdige Freveler zu bestrafen sind. Allerdings sind hinsichtlich der Strafe, mit welcher Blasphemie und Religionschändung zu ahnden sind, nicht gerade Alle derselben Ansicht; wenn indessen die Größe des Verbrechens durch die

Natur dessen bedingt wird, an dem es verübt wird, weshalb man den Verwandtenmord über den gewöhnlichen Mord setzt, so müssen Blasphemie und Religionschändung, welche ganz eigentlich Frevel an der Majestät Gottes sind, um so größere Verbrechen sein, als die Gottheit über allen Menschen steht. Natürlich muß aber dieses Verbrechen, wenn es als solches betrachtet werden soll, mit Wissen und Willen begangen sein. Dieses geschieht, wenn Jemand etwas thut oder sagt, wodurch die Religion, in welcher er geboren und erzogen ist, in ihrer Existenz gefährdet wird. Wenn also Jemand in der christlichen Kirche, in welcher die reine Predigt des Wortes und der rechtmäßige Gebrauch der Sacramente herrscht, Irrlehren vorträgt und nach erhaltener Vermahnung und Zurechtweisung darin verharrt, so frevelt derselbe an der Religion. Oder ist ein größeres Verbrechen denkbar, als wenn die Irrlehre zur Gotteslästerung und Religionschändung wird, d. h. wenn Jemand Gottes Wort und der Kirche Ordnung hartnäckig verachtet, und er, wie von einer tollen Wuth ergriffen, auch die andern zu verführen und zu verderben sucht? Mord, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen Verbrechen vergreifen sich an der Gesellschaft, jedoch nur so, daß der Schaden etwa geschätzt werden kann; wer dagegen irgendwo den wahren Gottesdienst zu verderben strebt, der zündet ein Feuer an, das kaum mit dem ewigen Verderben vieler Tausende gelöscht werden kann. Denn auf die Verderbung der wahren Religion folgt nothwendig die ganze Schwere des göttlichen Zornes. Mag es daher der Obrigkeit darum zu thun sein, Gottes Ehre zu wahren oder die menschliche Gesellschaft zu schützen, in jedem Falle muß ich gegen Häretiker, Gotteslästerer und Gottlosen schärfer als gegen alle andern Verbrecher verfahren. Oder soll etwa die christliche Obrigkeit, welche die Ehre des lebendigen Gottes unter den Menschen zu wahren hat, hinter den Heiden, z. B. den Athenern zurückstehen, welche die Gottlosigkeit mit dem Tode bestrafen, obgleich es sich bei ihnen nur um Gößen und um Aberglauben handelte? oder soll etwa derjenige, welcher Gottes Majestät beleidigt, nicht mit dem Tode bestraft werden, wenn schon der gewöhnliche Majestätsverbrecher diese Strafe erleidet?

Nachdem Beza hierauf aus dem alten und neuen Testament zur Sprache gebracht hat, was er zur Begründung dieser Theorie anziehen zu können glaubt, schließt derselbe mit dem Sage: „Die Pflicht der Obrigkeit in dieser Sache kann also auf folgende drei Punkte zurückgeführt werden: 1) Sie muß vor Allem in ihren Grenzen bleiben und sich daher nicht etwa herausnehmen, über die Kezerei selbst zu urtheilen, weil dieses allein der Kirche zusieht. 2) Sie soll nicht nach Personen, Vorurtheilen und Umständen ihr Urtheil fällen, weil sie sonst nur ein Werkzeug fremder Grausamkeit, nicht aber eine Rächerin der Ehre Gottes sei. 3) Endlich soll sie erst nach ruhiger, geregelter Erkenntniß der Kezerei, mit reiflicher Erwägung aller Umstände diejenige Strafe aussprechen, durch welche die der göttlichen Majestät gebührende Ehre, der Friede und die Einigkeit der Kirche am besten gewahrt werden.“

Die Schrift Beza's war nicht etwa die Wirkung der Thatsache der an Servet vollzogenen Execution; sie war auch nicht aus dem persönlichen Interesse, welches Beza an dem von allen Seiten her angefeindeten Calvin hatte, hervorgegangen; vielmehr stellte sich in ihr ein wesentlicher Charakterzug des die Genfer Reformation bewegenden theocratischen Geistes dar, und wurde daher von den angesehensten Auctoritäten der reformirten Kirche, wenigstens von den Vertretern des strengen Calvinismus, z. B. von Hieronymus Zanchius, entschieden gebilligt.

§ 4.

Der evangelische Beza und das katholische Vaterhaus.

Diese Fäden, in welche Beza durch sein treues Halten bei der einmal gewonnenen Erkenntniß und bei der ihm über Alles theueren Person Calvins verwickelt ward, bereiteten demselben Sorge und Mühe und ließen ihn seiner Tage wenig froh werden. Aber heißer und schwerer waren die Kämpfe, die er damals in seiner Seele zu bestehen hatte, als die Liebe des leiblichen Vaters und des älteren Bruders ihn versuchte, ob er nicht von seinem Glauben wieder lassen und in die Heimath und zu den Gütern und Ehren, die ihm diese Welt bot, zurückkehren könne. Denn wenn schon es Beza an Nichts hatte fehlen lassen, was er thun konnte, um den Vater und die Seinen über den Schritt, den er gethan, aufzuklären (weshalb er auch ein Bekenntniß seines Glaubens denselben zugesandt hatte), so war doch vor Allem im Herzen des Vaters die Rücksicht auf den Ruhm und Wohlstand seines altadeligen Hauses so unbedingt herrschend, daß er den Abfall des Sohnes zu einer Kezerei, die ihm nur Entbehrung und Trübsal, überhaupt ein dürftiges, bodenloses Dasein brachte, nur als eine Befleckung der Familie und als eine Ursache endlosen Jammers anzusehen vermochte, — zumal da ihm über die Verhältnisse und das Treiben des verlorenen Sohnes fortwährend die empörendsten Gerüchte zugetragen wurde. Eines Tages erschien daher zu Lausanne im Auftrage des Vaters der älteste Bruder Beza's, Jean de Bèze, um denselben auf das Dringendste zur Rückkehr in den Schooß der verlassenen Kirche, in's Vaterland, in's Vaterhaus und in den Segen desselben zu ermahnen. Aber der Bruder sah bald, daß Alles anders war, als er es sich gedacht hatte. Statt der bodenlosen Zerfahrenheit, die er in der Umgebung Beza's vermuthet, sah er hier Frieden und Freude in dem Herrn und eine Gottseligkeit, von der er noch keine Ahnung gehabt hatte; und statt des trost- und hoffnungslosen Irrglaubigen, für den er den Bruder selbst gehalten, sah er in ihm einen Mann, dessen Leben auf den Felsen gegründet war. Und Theodor wies dem älteren Bruder in Gottes Wort klärlieh nach, worauf sein Glaube und seine Freudigkeit beruhe. Zu belehren war daher nichts an dem Bruder zu Lausanne; das sah der ältere wohl ein. Vielmehr mußte es derselbe geschehen lassen, daß er selbst der mahnenden Stimme des Jüngern hörte. Und als der Bruder ihm

Lebewohl sagte, dankte Beza dem Herrn, daß er ihm vergönnt habe, in das Herz desselben den Samen des lebendig machenden Wortes zu streuen. — Ob Jean de Beze wirklich zum Glauben kam und in demselben beharrt ist, wissen wir nicht; aber in seinem Testament theilt Beza selbst uns mit, daß er Bruderskinder hatte, die im evangelischen Glauben erzogen waren.

Als der Bruder von Lausanne schied, hatte er Beza eröffnet, daß wohl auch der greise Vater kommen und ihn von seinen jetzigen Wegen zurückrufen würde. Also die schwerste Prüfung harrete seiner noch. In einem Grenzorte der Franche-Comté war es, wo Beza nach langer Trennung und mit bebendem Herzen den alten, ernstern und um ihn so schwer bekümmerten Vater wieder sah. — Aber der Vater gewährte, daß des Sohnes Herz gegen all seine Bitten und Flehen und gegen Alles, was er ihm vorhielt, verschlossen war. Daher mußte er wieder gehen, so wie er gekommen war, nur um eine Hoffnung seines Lebens ärmer. Denn er verstand nicht, warum geschrieben steht: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth.“

§ 5.

Beza's Einfluß auf die Aufrechthaltung des Bündnisses zwischen Genf und Bern.

Der für die Genfer Reformation und für die gesammte französisch-reformirte Kirche so überaus heilsame Bundesvertrag Genfs mit Bern sollte am 8. Februar 1556 ablaufen, und da Herzog Emanuel Philibert von Savoyen Alles aufbot, um mit dem mächtigen Bern in ein bundesfreundliches Verhältniß zu treten, so war zu befürchten, daß Genf, geradezu isolirt, entweder den Ränken der französischen Staatsmänner preisgegeben oder von der Macht Berns erdrückt und somit um allen seinen Einfluß auf die Ausbreitung und Pflege des Protestantismus gebracht werden möchte. Indessen gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, als man in Genf lange Zeit geglaubt hatte. Das Bündniß zwischen Bern und Genf ward nach längeren Verhandlungen im Jahre 1557 erneuert, und Beza, der dieses Ereigniß als eine der sichersten Bürgschaften eines kräftigen Fortschritts der Reformationssache begrüßte, sah sich sofort mitten in eine ganz neue Thätigkeit und auf einen Schauplatz versetzt, für welchen er durch Geburt, Erziehung und Weltbildung, durch Gaben der Natur und der Gnade geeignetet war wie kein anderer unter den Kirchenmännern zu Genf und Lausanne.

§ 6.

Die Verfolgung der Waldenser und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland.

Als lebendige Zeugen einer starken und heiligen Erhebung des reformatorischen Geistes gegen die noch ungebrochene Macht der Hierarchie des Mittel-

alters lebten die evangelischen Waldensergemeinden in den rauhen Thälern der piemontesischen Alpen, mit unverbrüchlicher Treue durch die Jahrhunderte hindurch den Glauben und die Sitte der Väter bewahrend. Das Land, das sie bewohnten — es umfaßte namentlich die Thäler von Angrogne, Perouse, Lucerne und St. Martin —, war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durch Eroberung in die Gewalt der Krone von Frankreich gekommen, welche dasselbe durch das französische Parlament und Kammergericht zu Turin regieren ließ.

Von den blutigen Gräueln, mit denen der wilde Fanatismus der Hierarchie schon in den ersten Jahrzehnten der Reformation alle Befenner des evangelischen Glaubens in Italien und Frankreich verfolgte, waren auch die Waldensergemeinden in ihren einsamen Bergthälern nicht verschont geblieben. Aber das Blut der Märtyrer erfüllte das Herz des Volkes mit einer Heldenkraft, welche des Schwertes der Regerrichter spottete. Alle Versuche, die Waldenser zum römischen Glauben zurückzuführen, hatten sich als erfolglos bewiesen.

Mit dem Beginne der französischen Herrschaft in Piemont hörten die Drangsale, denen die Evangelischen bis dahin ausgesetzt waren, für eine Reihe von Jahren auf. Aber die Hoffnungen, welche dieselben hieran knüpften, sollten bald genug zu Grabe gehen. Kaum hatte sich nämlich die französische Gewalt Herrschaft hinlänglich befestigt, als der in seinen Sünden schon ganz verlebte und von der Buhlerin seines Vaters, der berühmten Diana von Poitiers (Witwe des verstorbenen Großseneschalls Louis de Brézé) beherrschte König Heinrich II. am 27. November 1556 von St. Germain en Laye aus dem Parlament zu Turin den Befehl zuschickte, sich sofort die Prädicanten und Schulmeister aller Waldensergemeinden ausliefern zu lassen, und die Gemeinden selbst zu bedeuten, daß sie sich alsbald in die Ordnungen der katholischen Kirche zu fügen, nie wieder Prädicanten von Genf her zu nehmen, sondern die Prälaten des Landes und die ihnen von denselben zugeschickten Priester als ihre ordentlichen Seelsorger anzuerkennen hätten. Würden aber die Waldenser der Vollziehung dieses Edicts Schwierigkeiten entgegenstellen, so sollte der Marschall Carl Cossay von Brissac als Statthalter des Landes ermächtigt sein, gegen dieselben alle als zweckdienlich erscheinenden Gewaltmaßregeln zu ergreifen.

Dem Befehle des Königs gehorchend, sandte das Parlament zu Turin den Präsidenten Bartholemi Aimé von St. Justana mit dem Collateral Augustin de l'Église und mehreren andern Parlamentsrathen in die Waldensers-thäler, um die evangelischen Gemeinden zur Befolgung des Edictes anzuhalten. In stattlichem Aufzuge durchwanderten die Commissäre die Thäler von Perouse, St. Martin, Lucerne und Angrogne, überall drohend, daß Hab und Gut, Leib und Leben verwirkt sei, wenn das kezerische Hirten- und Bauernvolf nicht zur Messe gehe. Aber auch die schreckendsten Drohungen zerschellten an

der unerschütterlichen Treue der evangelischen Leute. Die Gemeinde zu Angrogne, die als Mittelpunkt der gesammten Waldensergemeinschaft galt, erklärte dem Präsidenten: Sie sei entschlossen nach Gottes Wort zu leben, in allen Stücken, die nicht gegen Gott wären, dem Könige und ihrer Obrigkeit mit Hab und Gut unterthan zu sein; sie wolle auch von ihrer Lehre abstehen und begehre nur dem reinen Evangelium anzuhängen, wenn man ihm beweiße, daß ihre Lehre irrig sei. Zugleich überreichte die Gemeinde ein Bekenntniß*), nach welchem sie zu entscheiden bat, ob die über sie ausgesprengten verleumderischen Gerüchte begründet wären oder nicht.

Der Präsident sah ein, daß er allerdings vorläufig außer Stande war, das königliche Edict zur Ausführung zu bringen. Er zog daher mit seinen Begleitern wieder ab, und sandte die Confession der Waldenser mit andern dieselben betreffenden Actenstücken dem Könige zu, um sich von demselben weitere Instructionen geben zu lassen. Die Waldenser dankten Gott, daß die fremden stolzen Herren ihre Berge verlassen hatten, und in Genf und Lausanne, wo Calvin, Biret und Beza von den Dingen, die im Gebirge geschehen waren, alsbald Kunde erhielten, waren die Herzen Aller voll frohen Jubels über den Muth und die Treue der frommen Brüder.

Fast zwölf volle Monde vergingen in tiefster Ruhe und im regsten Verkehr mit den Brüdern des nahen französischen Schweizerlandes, die ihnen, freilich immer nur verstohlen, von Zeit zu Zeit freundlichen Gruß und tröstenden Zuspruch sowie allerlei evangelische Schriften zusandten. Als aber der Frühling des Jahres 1557 in die stillen Thäler einzog, und als die Bewohner derselben eben daran dachten, das Werk des Evangeliums unter sich mit erneutem Eifer fortzuführen, da war die Zeit gekommen, wo die Freude in bangem Leid und die Fröhlichkeit in bitterem Schmerz enden sollte. In Angrogne und Lucerne erschienen nämlich Boten des Turiner Parlaments, welche den Befehl desselben publicirten, daß sechs Syndici aus Angrogne und je zwei aus den übrigen Gemeinden in dem benachbarten Städtchen Pignerol vor den Präsidenten erscheinen sollten.

Die Vorgeladenen erschienen und hörten den Bescheid des Präsidenten, daß alle Thalbewohner sofort zur katholischen Religion zurückzukehren hätten, widrigenfalls sie der König für ihren Ungehorsam an Leib und Leben bestrafen würde. Aber nach einer dreitägigen Bedenkzeit, die ihnen der Präsident gestattet hatte, überreichten sie eine neue Declaration, worin sie versicherten, daß sie in Lehre und Leben durchaus an der heiligen Schrift und an den Glauben wie an der Sitte der alten apostolischen Kirche festhielten, daß sie bereit wären, ihr Bekenntniß allen Universtitäten in Frankreich, Deutschland

*) Dasselbe findet sich in deutscher Uebersetzung abgedruckt in meiner Geschichte des deutschen Protest. B. I. Theil. Nr. XX.

und Italien zur Prüfung vorzulegen, und Alles, was in demselben als schriftwidrig nachgewiesen werde, unweigerlich fahren zu lassen.

Aber weder die eine noch die andere Erklärung konnte die frommen Thalbewohner in den Augen ihrer Dränger rechtfertigen, und nach vielfachen Vorbescheiden, Verhören und Drohungen, denen die Unglücklichen furchtlos den ehernen Schild ihres guten Gewissens entgegenhielten, erließ endlich das Parlament zu Turin den Befehl: Alle Bewohner der Thäler sollten bei Strafe an Leib, Leben und Gut keinen Prädicanten von Genf oder sonst woher, den der Erzbischof nicht gesandt, bei sich aufnehmen, vielmehr sollten sie sich in die Ordnungen der katholischen Kirche fügen. Würde Jemand einen kezerischen Prädicanten oder Schulmeister oder den, welcher einen solchen bei sich berge, zur Anzeige bringen, so solle derselbe, ohne daß er eine Kundwerdung seines Namens zu befürchten habe, mit voller Amnestie für etwaige Vergehen ähnlicher Art und mit einem Drittel der eingezogenen Güter des Angezeigten belohnt werden, wenn er nur seiner Kezerei entsage und zum katholischen Glauben zurückkehre. Als die äußerste Frist, bis zu welcher man die Herstellung der katholischen Ordnung im Lande erwartete, ward der 27. März angegeben.

Der Tag der Entscheidung kam, ohne daß der Befehl des Parlaments die geringste Beachtung fand, und neue schwere Drangsale drohten jetzt die stillen Thäler heimzusuchen. Aber schon waren die Brüder in Genf, welche von der neuen Bedrohung der Thalleute gehört hatten, mit einander zu Rathe gegangen, wie denselben zu helfen sei, und man hatte beschlossen, die großen Cantone und die evangelischen Fürsten des deutschen Reiches um Verwendung für die Unglücklichen bei dem Könige von Frankreich anzufragen. Zur Uebermittlung dieses Antrages schien Niemand geeigneter als der weltmännisch gebildete Theodor de Beze und der volle dreißig Jahre ältere, ehrwürdige Wilhelm Farel. Mit Freuden machten sich Beide sofort auf und wendeten sich zunächst an den Rath zu Bern, dem sie ihren Plan vorlegten. Der Magistrat erklärte sich zur Theilnahme an der begehrten Gesandtschaft ohne Weiteres bereit, und frohen Muthes ritten die beiden Männer nach Zürich, wo Beza auf Verlangen des Rathes mit seiner diplomatischen Umsicht eine treffliche Instruction für die nach Paris abzuordnende Gesandtschaft aufsetzte, und zogen dann von Zürich weiter nach Schaffhausen und Basel. Hier, wie auf der ganzen Reise trat Beza als der Sprecher auf, der den versammelten Magistraten in gewandter lateinischer Rede seine Botschaft, die dann von einem der anwesenden Geistlichen verdolmetscht werden mußte, vortrug. Alle vier Städte sagten die schleunige Absendung einer Gesandtschaft an den König zu, und mit den herzlichsten Empfehlungen der Stadt Basel an den Magistrat zu Straßburg sowie mit einer Zuschrift des in den zum Luthertum hinneigenden Kreisen hoch angesehenen Baseler Geistlichen Simon Sulzer an den streng lutherischen Superintendenten des Straß-

burger Kirchenwesens Dr. Marbach versehen, zogen nun die beiden Männer (Ende April) den Rhein entlang nach Deutschland, um auch hier für die Sache der Waldenser zu werben.

Zunächst führte Beide ihr Weg nach Römpeigard zu dem Grafen Georg, dem Oheim des Herzogs Christoph von Württemberg, von wo sie mit neuen Empfehlungen nach Straßburg zogen. Mit mißtrauischem Blicke sah Marbach die beiden Calvinischen Fremdlinge an, die sich, wie er wähnte, in selbstsamer Verblendung oder Dreistigkeit in die rechtgläubige deutsche Kirche verlaufen hatten. Allein ein Gespräch mit denselben im Hause Hotomanns, der seit Kurzem Lausanne verlassen hatte und einem Rufe nach Straßburg gefolgt war, und den beiden Freunden in seinem Hause gastliche Aufnahme gewährt hatte, überzeugte Marbach, daß man in Genf und Lausanne über den Segen des allertröstlichen Sacraments doch anders dachte, als er meinte. Eine Verständigung kam unschwer zu Stande, und der Magistrat entließ daher die beiden Reisenden mit den wärmsten Empfehlungen an den Herzog von Württemberg und an den Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz.

Von Hotomann mit mehreren berittenen Dienern im Namen des Magistrats geleitet, nahmen nun Beza und Farel ihren Weg zu dem Kurfürsten Ottheinrich, der sie nicht allein mit Auszeichnung empfing, sondern auch den Herzog von Württemberg und den Landgrafen von Hessen von dem Zwecke ihrer Reise durch Gilboten benachrichtigte und die beiden Fürsten zur schleunigen Ausführung der begehrten Intercession aufforderte.

Allerdings wiesen die beiden Theologen, die sich damals am Hofe des Kurfürsten befanden, der ehemalige Augustinermönch Michael Diller und der eben nach Heidelberg berufene Tilemann Hesshus, ein junger, händelsüchtiger Doctor aus Wittenberg, alsbald auf die dogmatische Differenzen hin, welche zwischen ihnen und den schweizerischen Kirchengemeinschaften wirklich oder angeblich vorlagen. Allein eine confessionelle Declaration, welche Beza und Farel auf Anregen des Hofpredigers Diller vorlegten — dieselbe, welche sie kurz nachher auch dem Herzog von Württemberg überreichten —, führte auch hier alsbald zur gewünschten Verständigung.

Voll freudiger Zuversicht zogen daher die beiden Männer von Heidelberg ab, um auch dem Herzog Christoph ihre Bitte an's Herz zu legen.

Sie trafen denselben (13. Mai) in Göppingen, einem unfern der alten Stauffenburg gelegenen Städtchen, überreichten ihm die Empfehlungsschreiben des Grafen Georg zu Römpeigard sowie der Städte Basel und Straßburg, und erhielten alsbald die Versicherung ihrer regsten Theilnahme an ihrer Sache. Nur in Betreff der Lehre vom Sacrament glaubte Christoph von Beza und Farel eine bestimmte Erklärung fordern zu müssen. Beide überreichten daher am folgenden Tage (14. Mai) als gemeinsames Bekenntniß der schweizerischen und waldensischen Kirchengemeinschaften ihre schon in Heidelberg aufgesetzte Declaration, worin sie die Calvinisch-Melanchthonische

Lehre vom Verhältniß des Sacraments zu der neutestamentlichen Gnade überhaupt und von der göttlichen Darbietung der sacramentlichen Gnadengabe auch an die Ungläubigen mit klaren Worten ausgesprochen hatten.*). Das Bekenntniß war nämlich folgendes: Wir erkennen im Abendmahl mehr als ein bloßes Symbol an; denn wir lehren, daß die Substanz, das wahre Fleisch und Blut Christi nicht bloß sinnbildlich, sondern wahrhaft dargestellt und angeboten werden; daß in Bezug auf den verheißenden und darbietenden Gott die Sache selbst immer mit dem Zeichen verbunden ist, daß daher die Differenz nicht in der Lehre von der Gegenwart Christi liegen kann, da wir diese gemeinschaftlich bekennen, sondern nur in der Art, wie die Gegenwart zu bestimmen ist. Diese Art ist aber allein Gott bekannt, und von evangelischen Christen sollte nicht darüber gestritten werden. Die Elemente werden uns allerdings auf physische Weise mitgetheilt, jedoch ist eine Vermischung der Substanz Christi mit der unsrigen ebenso unglaublich wie die Brotverwandlung. Denn die Vereinigung mit Christo ist allein eine geistige, vermittelt durch die unbegreifliche Kraft des heiligen Geistes.

Noch war der Geist Melancthons in dem Herzog und dessen Hofprediger, dem jungen Dr. Jacob André, der mit einer eben veröffentlichten Schrift über das Abendmahl und über die Beilegung der darauf bezüglichen Streitigkeiten seine verhängnißvolle Thätigkeit in der Kirche begonnen hatte, mächtig genug, um dieselben zur Anerkennung des ihnen vorgelegten Bekenntnisses zu vermögen. Indessen wartete der Herzog, von der Dringlichkeit einer energischen Verwendung der deutschen Fürsten für die bedrängten Waldenser bereits hinlänglich überzeugt, das Eingehen der Declaration nicht ab, sondern erließ noch am 13. Mai (also Tages zuvor) eine Zuschrift an den Landgrafen Wilhelm von Hessen, worin er denselben aufforderte, sich mit ihm und anderen evangelischen Reichsfürsten zur Abordnung einer Gesandtschaft an den König von Frankreich schleunigst zu vereinbaren.

Beza und Farel hatten nun ihre Mission erfüllt und kehrten in die Heimath zurück. Auch gingen die beantragten Gesandtschaften, sowohl die der Schweizer als die der deutschen Fürsten, nach Paris ab. Allein wenn schon dieselben hier mit höflicher Zuvoorkommenheit bewillkommnet wurden, so war doch die Werbung beider Gesandtschaften, die mit nichtsagenden Worten abgespelßt wurden, durchaus erfolglos. Glücklicherweise geriethen aber gerade damals die inneren Verhältnisse Frankreichs in ein solches Ge-

*) Die Declaration findet sich abgedruckt bei Baum I. Bess. Nr. VIII. Doch sagt Baum (S. 268) mit Unrecht, sie sei „so gehalten, daß sie mehr die Meinung verdunkelt als erkläre.“ Denn die Declaration stellt wirklich die wahre Calvinisch-reformirte Kirchenlehre vom Abendmahl unzweideutig dar. Nur ist dabei zu betrachten 1) daß damals die Züricher und Berner mit denselben nicht einverstanden waren, und 2) daß Beza die verneinenden Sätze der reformirten Lehre unberührt gelassen hat.

wirre und die Staatsregierung kam in solche Bedrängniß, daß man in Paris an die Ausführung der den Waldensern in den fernen Piemontesischen Gebirgen angedrohten Gewaltmaßregeln nicht dachte. Vorläufig erfreuten sich daher die armen Thalleute der glücklichsten Ruhe.

§ 7.

Beza's Händel mit den Zürichern und Bernern wegen seiner Calvinischen Abendmahllehre und seiner Unionsbestrebungen.

Nicht so war es mit Beza, als derselbe in die Schweiz zurückgekehrt war. Freilich war sein Herz gerade damals der frohesten Hoffnungen voll, die er für die Kirche hegte. Denn er hatte es gesehn, daß Fürsten und hochangesehene theologische Auctoritäten der evangelischen Kirche des Reichs ihn, die Evangelischen in der Schweiz und die Waldenser als Brüder und als Angehörige einer kirchlichen Gemeinschaft anerkannten. Der alte Hader, der einst Luthern und Zwingli und deren Hände auseinandergehalten hatte, schien somit vergeben und vergessen zu sein, und der edle Herzog zu Würtemberg hatte das sehnlichste Verlangen nach Herstellung einer wirklichen Union der beiden großen Glieder des evangelischen Protestantismus ausgesprochen. Nun wollten damals die evangelischen Kurfürsten und auch andere glaubensverwandte Fürsten des Reichs in Frankfurt zu einer Conferenz zusammen kommen, auf welcher auch die Frage der Pacification der evangelischen Kirche erörtert werden sollte. Rühmend erzählten daher Beza und Biret in Zürich, wie brüderlich sie von den Fürsten, Magistraten und Theologen in Deutschland empfangen worden wären, und daß der bevorstehende Fürstencongreß zu Frankfurt den Schweizern die schicklichste Gelegenheit darböte, eine Verständigung mit den Anhängern Luthers und Melancthons herbeizuführen. Von der in Heidelberg und Göppingen überreichten Declaration sagten sie freilich nichts. Freudigen Herzens begrüßten daher die Brüder zu Zürich die Hoffnungen, welche Beza eröffnete, und wie es scheint, wurde von ihnen sofort eine Darlegung ihrer Lehre vom Abendmahl entworfen, welche Calvin und andern Lehrern der Kirche zur Prüfung vorgelegt werden sollte. Auch in Lausanne fand Beza die entschiedensten Sympathien für seine Projecte vor, weshalb derselbe in einem Schreiben vom 27. Mai 1557 Bullingern auf das Dringendste ersuchte, die Sache mit seiner Auctorität zu unterstützen und thunlichst zu beschleunigen. „Denn,“ schrieb er an denselben, „die Unsrigen haben schon zugesagt, daß wenn die Andern sich der Sache annehmen, es an ihnen nicht fehlen sollte, selbst wenn wir auch keinen andern Vortheil dadurch erlangen sollten, als daß wir jenen wüthenden Menschen (den Flacianern in Deutschland) eine offenbare Gelegenheit der Verleumdung abschneiden, als ob wir nämlich, von freien Stücken zur Vereinigung aufgefordert, dieselbe abgehn hätten. Aber ich lebe auch noch der zuversichtlichen

Hoffnung, daß die Fürsten selber viel billiger mit uns handeln, und daß jene (Theologen) daher viel gemäßigter gegen uns sein werden, wenn es der Herr uns verleiht, daß sie von uns selbst erfahren, welches unsre Gründe sind. Und wie unziemlich wäre es endlich nicht, die freiwillige Handreichung des gnädigen und zu diesem Concordienwerk so überaus geneigten Fürsten (des Herzogs von Württemberg) abzuweisen! Ich bitte, ich beschwöre dich daher, mein Vater, diese Sache mit allem nur möglichen Fleiße bei deinen Leuten sowohl als auch bei allen übrigen Ständen der Schweiz zu betreiben, damit uns doch diese herrliche Gelegenheit nicht entgehe.“ — Aber Wochen vergingen, und Beza wartete auf eine Antwort der Züricher noch immer vergebens. Er schrieb deshalb (13. Juni 1557) an Calvin, äußerte demselben sein Befremden über die Saumseligkeit der Züricher und bat ihn, mit dem Gewicht seines Namens seinen Bestrebungen zu Hülfe zu kommen. Indessen sollte Beza bald genug erfahren, aus welchem Grunde die Züricher schwiegen *).

Das Abendmahlsbekenntniß, welches Beza in Deutschland vorgelegt, hatte daselbst überrascht. Das, worin die Calvinisch-Reformirten mit den evangelischen Deutschen übereinstimmten, war darin klar und unzweideutig ausgesprochen, die Differenzen der Lehre waren unberührt gelassen. In der Pfalz und in Schwaben faßte man daher diese Declaration als eine unumwundne Zustimmung der Schweizer zum Lehrbegriff der Deutschen und zwar im Gegensatz zu dem früheren Dissens der schweizerischen von der sächsischen Lehrweise auf, weshalb Tileman Hesshus zu Heidelberg durch Mittheilung des von Beza überreichten Bekenntnisses aus der kurpfälzischen Kanzlei frohlockend dem reformirten Prediger zu Frankfurt, Valerandus Polanus, und durch diesen dem Petrus Martyr zu Zürich und Hotomann zu Straßburg von der überraschenden Befehung der Schweizer Nachricht gaben **). Hotomann schrieb hierüber als über eine wenig glaubliche Nachricht an seinen Freund Calvin, der sich sofort von Beza über seine Declaration genaue Auskunft erbat. Aber schon war die Sache auch in Bern und Zürich ruchbar geworden, wo die alte Abneigung gegen den Calvinismus sofort wieder erwachte. Bullinger führte Beschwerde bei Calvin und dann bei Beza selbst. „Die Confession,“ so schrieb Bullinger (16. Juli 1557) an Beza, „welche du auf deiner Gesandtschaftsreise den Fürsten überreicht hast, wurde an Peter Martyr geschickt. Solltest du sie wirklich überreicht haben, so hättest du uns doch davon in Kenntniß setzen sollen. Zur großen Freude unsrer Gegner und zu der Unsrigen großem Leidwesen wird sie, wie man von Frankfurt und Heidelberg aus schreibt, überall verbreitet. Confessionen aber sollen klar und deutlich und durchaus nicht doppelzünftig sein, zumal in den noch

*) Vergl. Hundeshagen, die Konflikte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche S. 312 ff.

***) Schmidt, Peter Martyr Vermigli, S. 211.

strettigen Punkten. Ich wahrhaftig würde eine solche Confession weder schreiben, noch, wenn sie von Andern geschrieben wäre, unterschreiben.“ Vielleicht hat Calvin nie in seinem Leben so an seiner Seele gelitten, als damals, wo er seinen treuesten Freund und Helfer, auf den er seine größte Hoffnung setzte, als einen Frevler am Bekenntniß von allen Seiten her angeklagt sah. Denn daß Beza den Gegensatz der reformirten zur lutherischen Abendmahlslehre, den er offen aussprechen mußte, abthätlich verschwiegen hatte, lag klar vor. Daher war es für ihn ein großer Trost, als ihm Beza über die Motive zur Abfassung der Declaration Mittheilungen machte, durch welche wenigstens der sittliche Charakter Beza's selbst vollständig gerechtfertigt ward. Beza schrieb ihm nämlich: „Da die Hoffnung auf ein Colloquium uns leuchtete, so fürchteten wir, es möchte sich (unter den Deutschen) Jemand daran stoßen und davon zurückweichen. Dem Freunde Martyr hätten wir es wohl anvertrauen mögen, aber wir wollten ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten, falls es bekannt würde, daß wir es ihm allein mitgetheilt hätten. Ich konnte mir es nicht denken, daß die Erklärung unsern Segnern so angenehm sein, und daß dieselbe daher von ihnen so schnell in alle Welt ausgestreut werden würde. Aber ich weiß es wohl, der klugen Vorsicht steht es schlecht an zu sagen: das hatte ich nicht gedacht! Ja, ich unerfahrener, und, so viel ich jetzt schon sehe, höchst unkluger Mensch, ich sagte zu Farel, das sei meine Meinung. Dieser aber hätte in solchen Dingen heller sehen sollen. Was aber nun nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann, das suche du wenigstens zu bessern, damit nicht ein für uns höchst schädlicher Argwohn daraus erwachse. — Ich stelle dieses Alles deiner Klugheit anheim. Valerandus hätte vor Allem zuerst uns benachrichtigen sollen. Auch Martyr, was mich wundert, schreibt mir so lärglich. Von ihm möchte ich erfahren, welches denn eigentlich die auffallenden und zweideutigen Ausdrücke wären, die ich doch besonders zu vermeiden suchte. Wir hatten uns übrigens auch gar nicht vorgenommen, die ganze Sache abzuhandeln, sondern unser Zweck war nur, diejenigen, mit welchen wir zu thun hatten, nämlich Diller, Jacob Andrea und Angelander von ihrem starren Eifer zu etwas milderer Gesinnung zu bringen, und in dieser Hinsicht haben wir, glaube ich, unsern Zweck nicht verfehlt. Das war auch die Ursache, warum ich jene beiden Punkte, in welchen sie, wie ich wohl weiß, von uns abweichen, die Unbegrenztheit des Körpers Christi nämlich und das Gehen der Ungläubigen *) nicht berührt habe, welche Dinge jedoch aus den in jener Erklärung aufgestellten Sätzen hinlänglich widerlegt werden. Mein Wunsch, die Wahrheit zu sagen, geht

*) Beza hat sich hier verschrieben; denn in seiner Declaration hatte derselbe nur gesagt, daß die Gnadengabe des Sacraments in der Sacramentshandlung ebenso den Ungläubigen, wie den Gläubigen dargeboten werde (proponatur).

allein darauf hinaus, daß die Hoffnung auf das Colloquium, wie gering sie auch sein mag, durch diesen Umstand nicht vereitelt werde.“ Auch fand Calvin selbst das Bekenntniß Beza's durchaus unverfänglich, weshalb er im August 1557 an Bullinger schrieb: „Ich für mein Theil sehe in Beza's Confession nichts Gefährliches, und es fällt mir nicht schwer, bei ihm zu entschuldigen, daß er zum Besten der Bedrängten mit Mäßigung aufgetreten ist. Daß er bei der Rückkehr die Sache auch nicht sagte, das, sei versichert, geschah aus bloßer Bergeßlichkeit.“ Im folgenden Monat schrieb Calvin nochmals an Bullinger: „Ich kann in Beza's Confession nichts finden, das mit unsrer Lehre nicht übereinstimme. Denn was du von dem Wort *Substantz* vorbringst, das ist kein so unauflösbarer Knoten. Er selbst wird sich hoffentlich wegen alles dessen, was du ihm vorwirfst, hinlänglich vertheidigen. Ich gestehe übrigens, daß er die ganze streitige Lehre nicht mit hinlänglicher Klarheit dargelegt hat. Aber dies konnte auch in so kurzer Zeit gar nicht geschehn, und es wäre nicht einmal zweckmäßig gewesen, denn man hatte eine kurze Rechtfertigung (*excusatio*), nicht eine Confession aufgestellt.“ Aber es hielt schwer, den Unwillen der Züricher und Berner zu beschwichtigen, die, wie es scheint, weit weniger über die von Beza aufgestellte Declaration, als über dessen Verhalten in Zürich aufgebracht waren. Das alte Mißtrauen, welches die Züricher und Berner gegen die Franzosen hegten, war durch das, was sie an Beza wahrgenommen hatten, auf's Neue rege geworden. Denn Beza hatte sie aufgefordert, ein Colloquium mit den Deutschen in's Leben zurufen, und hatte doch die bedenkliche Confession, welche er denselben überreicht, vor ihnen geheim gehalten. Mit wahrer Entrüstung über die verächtliche Verstellung, welche er an Beza wahrgenommen zu haben glaubte, schrieb daher Haller an Bullinger (26. Juli 1557): „Du weißt, daß ich unsern Franzosen nicht ohne Ursache mißtraue, denn sie sind unbeständig und haben mehr als zuviel vom Geiste Bucers eingesogen, der anstatt bei dem einfachen Ausdruck der Wahrheit zu bleiben, das verderbliche Spiel mit den zweideutigen Ausdrücken in die Welt gebracht hat. Käme die Sache zur Kenntniß unsrer gnädigen Herrn, so bin ich versichert, Beza würde es schwer büßen müssen; denn der Andere (Farel) geht uns weniger an. Du stehst, wo wir durch solche Menschen hinkämen, wenn es zu einem Colloquium kommen sollte. Sie würden uns sammt der lautereren, einfachen Wahrheit verrathen. — Ich werde, wie du es wünschest, Niemanden von der Sache wissen lassen.“ — So standen jetzt Haller und Bullinger zu Beza, dessen schweres Vergehen sie um der Kirche willen mit tiefem Stillschweigen bedecken und begraben zu müssen glaubten. Beza selbst hatten sie ausgegeben. „Was sollen wir nun mit Beza anfangen?“ fragte Haller (20. Aug.) in einem Briefe an Bullinger.

Indessen nahm die Sache doch bald eine glücklichere Wendung. Calvins energische Vertheidigung Beza's konnte schließlich nicht ohne Erfolg sein, und als Beza mit Biret (der wegen der Strenge seiner Kirchenzucht bei der Landes-

regierung angeklagt war) nach Bern kam und hier das, was ihm mit Recht zur Last gelegt werden konnte, ebenso reuig bekannte, als er durch klare und offene Darlegung des ganzen Sachverhaltes die Grundlosigkeit der Verdächtigung seiner Person nachwies, war Haller versöhnt; und ebenso trug eine ausführliche Rechtfertigungsschrift, welche Beza von Bern aus nach Zürich an Bullinger und Martyr sandte, dazu bei, daß endlich auch diese Beza's Verhalten günstiger zu beurtheilen vermochten.

§ 8.

Die Verfolgung der Evangelischen zu Paris und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland.

Kaum hatten die Evangelischen, welche sich in Paris zusammenfanden, im Jahre 1555 das Beispiel einer wohl organisirten, durch die Gemeinschaft fleißig besuchter Gottesdienste und Andachten und durch strenge Kirchenzucht verbundenen Gemeinde gegeben, als ein neuer Pfingstmorgen über die Städte und Dörfer Frankreichs aufzugehen schien. Ueberall hörte man mit lautem Jubel das Bekenntniß von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben an Gottes Gnade in Christo kommt, überall traten die Gläubigen einmüthig zusammen; und zahlreiche Städte, wie Orleans, Tours, Lyon, Poitiers, Bourges und viele andere bargen in ihrem Schooße alsbald große evangelische Gemeinden. Aber das Königthum und die Hierarchie sahen auf das Leben und Treiben der Evangelischen mit Haß und Erbitterung hin; und nur die fortwährenden äußeren Kriege, in welche das französische Königshaus verwickelt war, hielten dasselbe anfangs ab, dem sich immer glühender kundgebenden Haße des Romanismus gegen die Luthériens und Christaudins sein Schwert zu leihen.

Da erscholl plötzlich am königlichen Hofe die Schreckensnachricht von der Niederlage, welche das französische Heer im Kampfe mit den Engländern vor St. Quentin erlitten, und mit Frohlocken benutzte die wuthentbrannte Priesterschaft die Gelegenheit, den König und das Volk zur blutigsten Verfolgung der Protestanten aufzureizen, indem sie aller Orten schrie, daß Frankreich in dieser Niederlage von dem Gericht Gottes zur Strafe für seine bisherige Nachsicht mit der protestantischen Ketzerei ereilt sei.

Das Feuer war kaum durch der Priester Hände geschürt, als es auch sofort in hellen Flammen über den Häuptern der Unglücklichen zusammenschlug.

In der Nacht vom 4. auf den 5. September 1557 waren die Evangelischen zu Paris in der Wohnung eines der Ihrigen einmüthig versammelt, um sich an Gebet und Psalmengesang und am Sacramente nach des Herrn Ordnung zu erbauen. Der Gottesdienst war beendigt und die Versammlung gedachte in aller Stille ihr Bethaus zu verlassen. Da sah sich dieselbe urplötzlich von einem wilden Haufen mit bewaffneter Hand überfallen. Der

Tumult in dunkler Nacht rief neue Schaaren des wuthschraubenden Volkes herbei, die schon vorher mit Waffen versehen worden waren, um die verhassten Ketzer mit einem Schläge zu vernichten. Doch gelang es den anwesenden Edelknechten, den Degen in der Hand, sich mit einem Theile der Versammlung freie Bahn zu brechen, während die Uebrigen, gegen hundert und vierzig Personen, meist Frauen und Kinder, von dem königlichen Procurator, der mit starker Mannschaft erschien, in Verhaft genommen und in das Gefängniß le Chatelet abgeführt wurden.

Groß war der Jammer, der die Herzen der in jener Schreckensnacht glücklich Entkommenen zerriß; denn nicht einmal ein Besuch im Gefängniß, um die Eingekerkerten zu trösten, ward ihnen gestattet. Da trieb die Sorge um das Loos, welches den Unglücklichen vielleicht noch zu Theil werden könnte, einen der Prediger derselben, den erst vor Kurzem aus Belsch-Neuenburg nach Paris gekommenen Caspar Carmel, genannt Fleury, nach Genf zu eilen und daselbst für die Brüder Trost und Hilfe zu suchen. Verkleidet und auf heimlichen Wegen kam der treue Hirte zu Calvin, und erzählte, was in Paris geschehen war. Sofort beschloß Calvin, Alles aufzubieten, um die Schweizerstädte und die deutschen Fürsten zu einer nochmaligen Intercession zu veranlassen. Die Einladung derselben übernahm Beza, der sich alsbald mit Farel sowie mit einem angesehenen Bürger Genfs, Johannes Carmel (dessen Mutter sich nach dem Tode ihres Mannes, des berühmten Hellenisten Carmel in Genf niedergelassen hatte), aufmachte, um mit einer schriftlichen Instruction Calvins versehen, den neuen Plan zunächst in Bern vorzulegen, und zugleich (wenigstens war dies Beza's eifrigstes Bestreben) aller Orten für die Herstellung confessionellen Friedens zu arbeiten, damit die große Gemeinde der protestantischen Brüder in so schwerer Zeit in sich einig und stark sei.

Die vier Schweizerstädte Zürich, Bern, Schaffhausen und Basel erklärten sich, namentlich die drei letzten, mit Freuden bereit, eine nochmalige Intercession bei Heinrich II. zu versuchen. Es galt daher, nun auch die deutschen Fürsten sowie die Stadt Straßburg zu demselben Entschlusse zu veranlassen. Um Zeit zu gewinnen, theilte sich die Gesandtschaft in Basel, und während Farel mit einem andern Gefährten (Joh. Budäus) den Weg nach Straßburg einschlug, zogen Beza und Kömpelgard zu Graf Georg.

Beide, der Graf wie die Straßburger, versprachen sich an der beantragten Abordnung einer Botschaft in jedem Falle zu betheiligen, machten jedoch die Gesandten darauf aufmerksam, daß sie sich vorzugsweise an diejenigen deutschen Fürsten wenden möchten, an deren Gesinnung und Hilfe dem König in seiner dermaligen Kriegsbedrängniß am meisten gelegen wäre. Außerdem rietthen die Straßburger, die namentlich auch für Beza's Unionsprojecte das lebhafteste Interesse aussprachen, die Gesandten möchten sich unverzüglich nach Worms begeben, um ihre Angelegenheiten durch Melancthon und die übrigen daselbst versammelten Theologen bei den Fürsten empfehlen zu lassen.

Die beiden Abgeordneten thaten, wie ihnen gerathen war, und zogen, nachdem ihnen noch der Straßburger Magtstrat die dringendsten Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten Ottheinrich, an den Pfalzgrafen Wolfgang, an den Herzog Johann Friedrich den Mittleren und an den Landgrafen Philipp von Hessen behändigt hatte, mit Beza und Carmel, die sich in Straßburg mit ihnen wieder vereinigten, den Rhein entlang gen Worms. Von dem Markgrafen Karl von Baden, mit dem sie unterwegs zusammentrafen, erhielten sie freundliche Empfehlungen an den Herzog von Württemberg.

In Worms trafen die Botschafter außer Melanchthon die Theologen Brenz, Diller, Pistorius, Karbach, Andrea und Karg an, die durch die unerwartete Ankunft der französischen Theologen nicht wenig überrascht wurden. Es war das erste Mal, daß sich Beza und Melanchthon von Angesicht sahen. Beza trug sein und seiner Gefährten Anliegen vor, schilderte die Noth der Evangelischen in Paris und bat, sich derselben brüderlich anzunehmen.

Die versammelten Theologen, die sich über die Verhältnisse der Evangelischen zu Paris die genaueste Auskunft geben ließen, waren nicht mit Allem, was sie hierbei hörten, zufrieden. Sie erfuhren mit Befremden, daß in Paris ganz gewöhnlich Männer, Frauen und Jungfrauen zur Nachtzeit zusammenkämen, um ihre Gottesdienste zu feiern; und sprachen daher den Wunsch aus, die Evangelischen zu Paris möchten sich in Zukunft, wenn es die Noth erfordere, lieber in ihren Häusern, im Kreise der Familien aus Gottes Wort erbauen, und das Abendmahl entweder öffentlich in ordentlichen Gotteshäusern, oder, wenn dies nicht angehe, gar nicht feiern. Außerdem gaben sie den Abgeordneten auf, über die Lehre der französischen Gemeinden schriftlich den nöthigen Aufschluß zu ertheilen, damit man den Fürsten zeigen könne, daß sich die Theologen zu Worms, die freilich für sich von dem christlichen Charakter der Hugonotten überzeugt wären, nicht für Anabaptisten, Servettisten und Libertiner, sondern für evangelische Glaubensbrüder verwendeten.

Noch fühlte Beza das namenlose Herzeleid, das ihm wegen der vor Jahren in Heidelberg und Göppingen vorgelegten Declaration erwachsen war, und gern hätte er sich deshalb der Aufstellung eines eignen Bekenntnisses, wodurch er leicht neuen Anlaß zu den gehässigsten Anfeindungen geben konnte, überhoben gesehen. Beza machte daher die deutschen Theologen auf den Katechismus Calvins aufmerksam, der in acht Sprachen übersetzt, ihnen jedenfalls bekannt sei. Allein die Theologen erklärten, es handle sich hier nicht um ausführliche Darlegung des schweizerischen und französischen Lehrbegriffs, sondern um eine summarische Aufzählung der wesentlichsten Lehrpunkte, um damit allerlei falschen Gerüchten, die den Gesandten bei den deutschen Fürsten vielleicht hinderlich sein könnten, zu begegnen.

Nothgedrungen setzten daher die Abgeordneten eine neue Declaration auf, welche sie am 8. Oktober als „Bekenntniß der Lehre der französischen

Kirchen" vorlegten. Sie verwarfen in derselben die Irrlehren Servets, der Anabaptisten, der Libertiner und der anderen Epicuräer, sowie die „papstlichen Götzen" und alle übrigen der öcumenisch-kirchlichen Lehre gegenüberstehenden Häresen. Als Normen ihrer Lehre bezeichneten sie die heilige Schrift mit dem apostolischen, nicänischen und athanasianischen Symbol. Mit der Augsburgerischen Confession von 1530 erklärten sie sich in allen Punkten einverstanden; nur hätten sie in Betreff der streitigen Lehre vom Abendmahl ihre Bedenken, hofften jedoch, daß ein Gespräch verständiger Männer der deutschen und französischen Kirche leicht zu gewünschter Verständigung führen werde. Denn sie wären ebensoweit von den Irrlehren der Anabaptisten und der Schwentfeldianer als von denen der Papisten entfernt. Christus sei in seinem Ministerium persönlich gegenwärtig und bezeuge im Abendmahl, daß er uns zu seinen Gliedern mache.

Die deutschen Theologen fanden zwar diese Erklärung vom Abendmahl „etwas dunkel gestellt," erklärten sich jedoch durch die ihnen vorgelegte Declaration vollkommen befriedigt, und trugen daher kein Bedenken, die französischen Protestanten zu Paris als evangelische Glaubensbrüder anzusehen und an die Fürsten Ditt Heinrich, Philipp, Wolfgang und Christoph das Ersuchen zu stellen (8. October), „so viel möglich den ehrlichen christlichen Leuten in ihrer Unschuld tröstlich zu sein."

Natürlich verfehlten Beza und Farel nicht, in so günstiger Lage auch die Union der evangelischen Kirche zur Sprache zu bringen, und zu ihrer größten Befriedigung sahen dieselben, daß von den zu Worms versammelten Theologen nur ein Theil von ihnen und nur über drei Lehrsätze differirte: nämlich 1, über die Art und Weise, wie sich im Abendmahle die Gegenwart von Christi Leib und Blut zu den Elementen verhalte; 2, über die Niesung der Ungläubigen, und 3, über die Frage, wie der in den Himmel erhöhte und verklärte Körper Christi doch bis an das Ende der Zeiten auf Erden gegenwärtig sein könnte.

In herzlichster Eintracht schieden hierauf die Schweizer von den deutschen Theologen zu Worms, von deren Bereitwilligkeit zur Herstellung eines allgemeinen evangelischen Kirchenbundes sich Beza für die Zukunft der Kirche viel Schönes versprach. Melanchthon und Beza hatten einander sogar lieb gewonnen *). Voll froher Hoffnungen und mit den Empfehlungen der Theologen versehen, ritten daher die Botschafter weiter in's Hessenland hinein gen Marburg, stiegen daselbst den Berg hinauf auf's Schloß, wo einst Luther, Zwingli und die übrigen Theologen aus Sachsen und der Schweiz mit einander gekritten hatten, und überreichten dem alten Landgrafen Philipp, der sich damals in Begleitung seines Sohnes Wilhelm in Marburg aufhielt, das

*) Ueber ein Gedicht, welches Beza in Worms von Melanchthon erhielt, vergl. Baum, I. S. 306.

an die deutschen Fürsten gerichtete Schreiben des Frankfurter Magistrats, sowie eine von ihnen selbst unterzeichnete Bittschrift, die über den Zweck ihrer Reise Auskunft gab.

Landgraf Philipp nahm die Gesandtschaft mit Auszeichnung auf, eröffnete das Schreiben der Straßburger, versprach, sich der bedrängten Glaubensbrüder eifrigst anzunehmen und ertheilte den Gesandten die dringendsten Empfehlungsschreiben an die Fürsten Ottheinrich, Wolfgang und Christoph, worin er dieselben bat, den Gesandten freundlich zu hören, und sich mit ihm zum Schutze der französischen Protestanten, und vor Allem zur Abordnung einer Gesandtschaft an den König von Frankreich zu vereinigen.

Die vier Abgeordneten waren über die rege Theilnahme, welche der Landgraf für ihre Mission kund gab, hoch erfreut, und legten demselben den Entwurf einer Instruction vor, mit welcher sie die Gesandtschaft zu instruiren baten. In derselben machten sie zunächst darauf aufmerksam, daß die Gesandten den Zweck ihrer Werbungen in Frankreich ganz geheim halten und in jedem Falle ihr Anliegen dem König persönlich vortragen müßten, weil sonst zu befürchten stehe, daß der Cardinal von Lothringen, der bei Hofe einen durchaus unbegrenzten Einfluß ausübe, durch seine Intriquen jeden Erfolg ihrer Werbung vereitele. Würden nun die Gesandten Audienz erlangen, so sollten sie den König auf die vielfache, unerträgliche Verfälschung des göttlichen Wortes, welche sich in der römischen Lehre von der Heiligenanrufung und in anderen Lehren und Bräuchen des Papstthums kund gebe, hinweisen und ihn darauf aufmerksam machen, daß die deutschen Fürsten und Städte durchaus nicht Schonung gotteslästerlicher und sittenverderblicher Sitten, sondern nur Duldung der evangelischen Predigt und des wahren Glaubens verlangten, daß die gegen die Hugenotten erlassenen grausamen Edikte wenig geeignet wären, den inneren Frieden im Lande herzustellen, daß in religiösen Dingen Niemand zur Strafe zu ziehen sei, den man nicht zuvor aus Gottes Wort belehrt und seines Irrthums überführt habe, daß aber nachweisbar die Bischöfe die Unwissenheit im Volke zu erhalten suchten, um desto sorgloser ihren weltlichen Interessen nachgehen zu können, und daß die grausame Verfolgung der Evangelischen am Ende den gefährlichsten Ansturm in Frankreich hervorrufen könne. Außerdem sollte die Gesandtschaft dem König folgende Bitte vortragen: 1) Er möge die um ihres evangelischen Bekenntnisses willen Verhafteten freilassen; 2) er möge ebenso wie es einst sein Vater Franz gethan, mehrere gelehrte und wohlgestunte Theologen zu einem Gespräche mit einigen evangelischen Theologen, welche die deutschen Fürsten dazu beauftragen würden, zusammenführen; 3) so lange ein solches Gespräch nicht angeordnet werden könnte, möchte er wenigstens den verhafteten Hugenotten gestatten, sich und ihren Glauben aus Gottes Wort zu rechtfertigen. Jedenfalls möchte er aber allen Gerichtsbehörden in Frankreich ein milderes Verfahren gegen die Evangelischen zur Pflicht machen.

Landgraf Philipp billigte die Instruction, wünschte jedoch, daß einzelne Ausdrücke, die den König verlegen könnten, gemildert würden; worauf die Gesandten wieder hinauf an den Rhein ritten und von da nach Heidelberg zu dem Kurfürsten Ottheinrich zogen.

Auch hier wurde den Fremdlingen der würdigste Empfang zu Theil. Ottheinrich zog sie sogleich an die Adelstafel im Schloß und ließ sie sodann zu sich bescheiden, um ihnen zu eröffnen, daß er von dem Zwecke ihrer Reise zeitig genug unterrichtet, bereits bei dem Könige von Frankreich für die verfolgten Hugenotten schriftlich Fürbitte eingelegt habe und an der gewünschten Aufnahme derselben nicht zweifle. Doch sei er bereit, sich auch an einer Botschaft der übrigen Fürsten zu betheiligen. Da er nun annehmen müsse, daß ihm dieselben die Leitung der zur Ausführung einer solchen Gesandtschaft erforderlichen Geschäfte übertragen würden, so wünsche er, daß Beza und die Uebrigen noch etwa drei Tage bei ihm verziehen möchten, nach deren Ablauf er ihnen eine bestimmte und ausführliche Antwort geben wolle, mit der sie sich nach Stuttgart und Zweibrücken begeben könnten.

Aber schon war fast eine Woche vergangen, ohne daß den Gesandten der erwünschte Bescheid des Kurfürsten zu Theil ward, und fast schien es, als wäre es der heimlichen Tücke Mascalo's, eines von dem Cardinal von Lothringen erkauften Verräthers, der sich als Geheimschreiber des Kurfürsten zu Heidelberg befand, gelungen, das Herz desselben von der Sache der Hugenotten abzuwenden. Da endlich ward den Gesandten am siebenten Tage eröffnet, daß sie der thätigsten Mitwirkung Ottheinrichs zur Verwirklichung ihres Planes versichert sein könnten.

Die Gesandten schieden nun von Heidelberg und von Melanchthon, der noch vor Beendigung des Gesprächs zu Worms dahin gekommen war, um die Reorganisation der Universität ausführen zu helfen.

Die herzlichste und aufmunterndste Begegnung fanden die Gesandten bei dem Herzog Christoph, den sie in der waldigen Umgebung seines herrlichen Schlosses Wildbad des edlen Waldwerks pflegend fanden. Kaum hatte nämlich der Herzog den Vortrag der Gesandten angehört, als er sofort alle von denselben vorgelegten Papiere an sich nahm und die Gesandtschaft schon am folgenden Morgen mit dem Bescheid entließ: er werde nach Kräften dafür Sorge tragen, daß die Gesandten recht zeitig in Römpegart zusammentreten könnten, und außerdem werde er die Wünsche der Schweizer, um denselben den Weg nach Zweibrücken zu ersparen, bei dem Pfalzgrafen selbst bevorzugen.

Erleichterten Herzens zogen nun Beza, Farel, Carmel und Budäus in die Heimat zurück, wo es dem unermüdeten Eifer Calvins schon im Anfange des October gelungen war, die Absendung der Gesandtschaft seitens der vier Städte zu bewerkstelligen. Dagegen waren die Bemühungen Beza's bei den deutschen Fürsten, wie sich bald herausstellte, ohne allen Erfolg.

Zunächst gingen nämlich die Fürsten von Beza's Plan insofern ab, als sie glaubten, daß sie ihren Zweck ebenso sicher durch den Erlaß eines Gesammtschreibens an den König als durch Abordnung einer Botschaft erreichen könnten; und noch in Worms setzte Melancthon im Auftrage der Fürsten und mit Benutzung der von den vier Abgeordneten vorgelegten Instructionen das Concept eines Schreibens auf, wie dasselbe etwa an den König abgefendet werden könnte.

Allein in der wilden Aufregung der Gemüther, welche auf das Wormser Colloquium folgte und die theologischen Parteien des Protestantismus zu neuen Kämpfen gegen einander führte, verloren die meisten Fürsten die bereits beschlossene Intercession ganz aus dem Auge, so daß die Absendung der in Worms aufgesetzten Schrift ganz unterblieb.

Der edle Landgraf Philipp von Hessen sah das traurige Ergebnis der Werbung Beza's voraus. Aber unmöglich konnte er mit den übrigen Fürsten da schweigen, wo der Wehruf der verfolgten Brüder so laut an sein Herz schlug. Landgraf Philipp schrieb daher (19. November 1557) für sich allein an den Herzog von Lothringen und hielt demselben vor, was man in Deutschland von der Verfolgung der „armen Christen, welche des Glaubens der Augsburgischen Confession sind“, erzähle, wie man sie gleich den Verbrechern zum Tode in den Flammen führe, und ihnen vor der Hinrichtung noch die Zunge austreibe, da sie doch in allen Stücken an der Lehre der heiligen Schrift, der alten Kirche, der Kirchenväter und der öcumenischen Symbole hielten. Der Landgraf beschwor daher den Cardinal, er möge ungehäumt seinen ganzen Einfluß aufbieten, damit das Loos der Unglücklichen gemildert werde.

Allein der Brief des Landgrafen fand am Hofe des Königs ebenso wenig Beachtung, als die Botschaft der Schweizer, welche den Bescheid erhielt, der König lasse die Eidgenossen ersuchen, sich in Zukunft nicht um das, was er in seinem Königreiche anordne, Sorge zu machen, namentlich in Betreff der religiösen Angelegenheiten, da er in denselben unverrückt auf dem Wege seiner Vorfahren fortzugehen entschlossen sei. — Unter den Augen der eidgenössischen Botschaft fanden die edelsten Helden der Pariser Gemeinde den Tod in den Flammen, und die Lage der Evangelischen in ganz Frankreich ward um so verzweiflungsvoller, als man nach langem Harren auf den Beistand der deutschen Fürsten endlich vernahm, in Deutschland sei das Gerücht ausgeprengt, daß alle gegen die Hugenotten erlassenen Verfügungen von dem Könige zurückgenommen wären, so daß also von den evangelischen Fürsten einstweilen gar keine Hilfe zu erwarten sei.

§ 9.

Nöchmalige Unionsversuche Beza's und das Ultimatum der Züricher gegen dieselben.

Die brüderliche Aufnahme, welche Beza in Deutschland gefunden, die Sympathien für seine Unionspläne, die er in Straßburg wahrgenommen hatte, und die Kunde von der zunehmenden Noth und Bedrängniß der Evangelischen in Frankreich war für denselben eine ernste Mahnung, daß der Gedanke einer solidarischen Vereinigung aller Theile der evangelischen Kirche, den er grade jetzt für recht wohl ausführbar hielt, auf's Neue angeregt werden müsse. Daß er hierbei in Zürich auf Schwierigkeiten stoßen würde, war ihm freilich bekannt, weshalb es Beza für angemessen hielt, sein Project den Zürichern brieflich vorzulegen. In dem Schreiben, in welchem er nach seiner Rückkehr Bullingern über seine Reise nach Deutschland berichtete, stellte er daher demselben vor: „Wir haben die redlichste Offenherzigkeit bei denjenigen gefunden, die mit vollem Recht im größten Ansehn stehen, und aus ihrem eignen Munde haben wir Aeußerungen vernommen, die uns zu den besten Hoffnungen nicht allein auf eine Synode, sondern auch auf eine Vereinigung und einen endlichen Frieden berechtigen. Aber nicht allein die Theologen, sondern auch nicht wenige fromme und zum Theil sehr mächtige Fürsten sind von diesem Geiste befeelt. Diese evangelischen Fürsten haben beschlossen, nach dem Wormser Colloquium in Frankfurt eine Versammlung zur Beilegung der Zwistigkeiten zu halten und auch die Außerdeutschen auf eine schickliche Weise dazu einzuladen. Weil sich nun die Sachen so verhalten und der barmherzige Gott die Rathschläge derer vereitelt hat, die uns zu Grunde richten wollten, und das Gemüth der Andern nicht wenig zum Frieden geneigt hat, so ruft die bedrängte Kirche Gottes einen jeglichen von uns auf und fordert, daß jeder nach seinen Kräften und auf jegliche Art und Weise dieses Geschäft bei denjenigen betreibe, durch deren Ansehen und Antrieb es in's Werk gesetzt werden muß. Wenn wir auf die freiwillige Einladung jener, die man ja nöthigenfalls sogar darum bitten sollte, uns weigern oder nicht ein gleiches Verlangen des Friedens mit zur Handlung bringen, so weiß ich wahrlich nicht, wie wir vor Gott, der die Umstände so herbeigeführt und gefügt hat, vor so vielen schwachen und geängstigten Gewissen, vor so vielen Kirchen, die unter dem Vorwande dieses Zwiespaltes schrecklich verfolgt werden, dieses unser schläfriges Zaudern entschuldigen werden.“

Allein das Mißtrauen gegen die „Welschen“, der Aerger über Beza's vorjährige Declaration und die Erinnerung an die traurigen Begegnungen, welche die Schweizer mit Luther und dessen Anhängern gehabt hatten, machten es den Zürichern nicht möglich, auf Beza's Antrag einzugehen. Sie schrieben daher an Beza zurück: Allerdings wären sie gern bereit, sich an

einem Colloquium zu betheiligen, wenn dasselbe in ordentlicher Weise eingerichtet würde. Denn auch sie wünschten Einigkeit mit den Brüdern, aber nicht jede Einigkeit, sondern „eine heilige, welche der bisher bekannten lauterer Wahrheit nicht widerstreite, die das offenbare Licht und die klare Lehre nicht verdunkelt und ungewiß mache, eine Vereinigung, die durch ihre aufrichtige Redlichkeit allgemein, allen frommen Christen angenehm, und eben deshalb von Bestand und Dauer sei und nicht die Ursache zu neuem Zwiespalt in sich trage.“ Mit den deutschen Protestanten könne man aber schwerlich eine aufrichtige und heilsame Einigung zu Stande bringen, weil dieselben die Anerkennung der Augsburgerischen Confession, so wie dieselbe im Jahre 1530 dem Kaiser übergeben sei, forderten, und jeden, der diese Bekenntnisschrift nicht in allen Stücken annehme, der Gemeinschaft des Leibes Christi unwürdig erachteten. Käme es wirklich zu einem Colloquium, so würde hier die Auctorität des gelehrten und frommen Melancthon leider nicht viel gelten. — Nach diesen Expectorationen kommen sodann die Züricher wieder auf die Göttinger Declaration zurück, wobei der Aerger derselben über Beza in seiner vollen Stärke hervortritt: „Als du im vergangenen Sommer,“ schreiben sie, „mit den Fürsten und ihren Predigern, gelehrten, wohlwollenden und gemäßigten Männern handeltest, was hast du da mit deiner Unterredung ausgerichtet? Du hast ein im Namen der helvetischen und savoyischen Kirchen abgefaßtes Bekenntniß in ihren Händen gelassen, welches allein schon genug zeigen könnte, daß dergleichen Gespräche keinen andern, als den oben erwähnten Ausgang haben. Denn jene Confession, die du ohne unser Wissen überreichtest, neigte sich mehr zur Lehre der Gegner, als daß sie die unsrige darlegte; weswegen wir sie auch nicht anerkennen und wir dich hier zu Zürich im Beisein der Brüder ermahnt, dich fernerhin zu enthalten, solche Bekenntnisse zu schreiben und den Fürsten zu überreichen. Nichtsdestoweniger hast du wiederum auf deiner zweiten Reise, als du mit den Predigern der Fürsten zu Worms zusammentrafest, und mitunter auch die Sache der in Frankreich eingekerkerten Christen betriebsst, eine andere, zweite Confession abgefaßt und hast um ein Colloquium angehalten. Aber was war das für eine Confession? Sei es nun, daß sie selbst verfaßt, oder daß sie ein Anderer geschrieben und du sie übergeben: es ist eine Confession, die in Allem mit der Augsburgerischen übereinstimmt, den Artikel vom Abendmahl ausgenommen (was wir insofern gut heißen und loben), über welchen noch einige Streitigkeiten obschweben sollen. Indessen glauben wir nicht, daß die französischen Kirchen, welche genau an der reinen Lehre halten, obgleich du den Artikel vom Abendmahl ausnimmst, alles dasjenige billigen werden, was man sie in jener ihrer Confession bekennen läßt. Der Art sind unter Anderen die Nothwendigkeit der Wassertaufe bei den Kindern, die Beichte, die man vor dem Geistlichen verrichten soll und die Privatabsolution. Gewiß ist es, daß wir

wenigstens in diesem Punkte, geschweige denn in dem Artikel vom Abendmahl mit der Augsbургischen Confession nicht einverstanden sind. Da sich nun die Dinge dermaßen verhalten, so sagen wir noch einmal, wir können uns nicht überzeugen, daß ein Religionsgespräch mit jenen Menschen der einzige Weg zur wahren, aufrichtigen und dauerhaften Eintracht sei. Alles geht bei ihnen nur darauf hinaus, daß wir zu ihnen übertreten sollen. Da wir nun dieses nicht thun können, wenn wir nicht etwa gegen alle Treue, Pflicht und gegen das Gewissen handeln wollen, so magst du bedenken, wie herrlich du für die Wohlfahrt unserer Kirche sorgst, wenn du auf deinen Gesandtschaftsreisen zu den Fürsten und ihren Predigern das von ihnen zu erhalten wünschest, was mit so vielen Schwierigkeiten und bedenklichen Punkten verbunden ist. Wir sind gewiß, daß die französischen und auch die zerstreuten Gemeinden in Deutschland nicht von uns verlangen, daß wir etwas Unklares, Verworrenes oder Unwahres annehmen sollen, nur damit sie größere Sicherheit und Ruhe genießen. Wir glauben auch, daß unter Brüdern nichts schöner und wünschenswerther sei, als Friede und Eintracht. Selig sind die Friedfertigen, sagt der Herr, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Aber du wirst auch gewiß mit allen Redlichen und Frommen eingestehn, daß man um des Friedens willen auch nicht ein Haar breit von der bekannten Wahrheit und redlichen Einfachheit abweichen oder auch nur das Geringste gegen sein Gewissen annehmen soll, zumal da auch geschrieben steht: Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. — Wir ermahnen dich daher brüderlich, geehrter, theurer Bruder, nie jene Worte des Herrn und die seines Apostels zu vergessen: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Sehet zu, wie ihr sorgfältig wandelt, nicht wie die Unweisen, sondern wie die Weisen, so daß ihr die Zeit und Gelegenheit benuzet. Hüte dich in Zukunft den hohen Herrn etwas zu versprechen, das nicht allein voll Schwierigkeit und Gefahr ist, sondern auch zur Kenntniß und Berathung Vieler müßte gebracht werden. Schreibe auch künftighin keine Confessionen mehr, die du nachher genöthigt bist, mit vielen Worten zu erklären. Du läuffst so nur Gefahr, Freunden und Feinden verhaßt zu werden, und im Falle einer Zusammenkunft uns, deine Brüder, zu Segnern zu haben. — Wir wollen bei unserem Consensus (nämlich dem Cons. Tigurinus) bleiben, und wenigstens den Frieden unter uns erhalten, bis der Herr nach seiner wahren Weisheit und Allmacht einen Weg zur wahren Vereinigung bahnen wird.“ — Schließlic sprachen die Verfasser des Briefes den Wunsch aus, Beza möchte denselben, um Mißbrauch zu verhüten, Niemandem mittheilen. Aber sie selber hatten ihn schon Gallern und somit allen Berner Geistlichen zugesandt.

Für Beza war dieses Ultimatum, welches die Züricher in Betreff der Unionsfrage abgaben, wenig erbaulich; indessen war es ihm doch ein großer

Trost, daß er sich einerseits der Zustimmung des Straßburger Magistrats zu seinen Unionsprojecten versichert wußte, und daß er andererseits sich auf Calvins mächtigen Schutz zuversichtlich verlassen konnte. In richtiger Auffassung der vorliegenden Verhältnisse schrieb Beza an Calvin (18. Januar 1558): „Von dir wagen sie es nicht etwas Bestimmtes zu schreiben; aber viele Ursachen lassen mich vermuthen oder vielmehr schließen, daß sie auch gegen dich, ich weiß nicht was für einen Argwohn gefaßt haben, als ob Alles auf deine Anstiftung hin oder wenigstens mit deiner Genehmigung geschehen sei. Aber wohlan, wir wollen ihnen dieses Alles zu Gute halten und thun als ob sie nie dergleichen Gedanken gehabt hätten. Was mich betrifft, so habe ich ihnen persönlich alle Genugthuung gegeben und will es nochmals thun, damit ich ihnen wo möglich den Argwohn benehme, als ob alle die Unionsbemühungen absichtlich darauf hinausgingen, die Wahrheit an die Gegner zu verrathen. Freilich wenn sie eine solche Stimmung zum Colloquium bringen, im Fall sie es nicht ausschlagen, so wird es, wie natürlich, den Ausgang haben, welchen sie befürchten. Geschieht dieß, so wird die Wahrheit zwar nicht unterdrückt, aber doch durch die vereinigten Kräfte der Gegner schwer gedrückt werden, nachdem schließlich jede, auch die letzte Hoffnung zum Frieden verschwunden sein wird. Der letzte Versuch soll gemacht werden, die letzte verhängnißvolle Entscheidung steht bevor: wir müssen daher um so eifriger anhalten im Gebet, ja man sollte sogar, wenn es so für gut befunden würde, in so hochwichtiger Zeit besondere öffentliche Gebete in den Kirchen halten. Das ist das einzige Mittel, welches uns noch übrig bleibt, Gott zu bitten, daß er den Starrsinn einiger Menschen beuge und sie mit wahrer Furcht vor ihm und mit größerer Erkenntniß erfülle. Ich meines Theils, wenn ich nicht sähe, daß es Gott so gefallen hätte, sich meiner als eines unnützen Werkzeuges ohne mein Wissen und Zuthun in einer so wichtigen Sache zu bedienen, so würde ich mich wundern, daß mein Name bei so wichtigen Verhandlungen auch nur genannt würde. Weil es aber der Herr so gewollt und der Satan sich so gewaltig widersetzt hat, so sing ich an darüber nachzudenken, wie ich diejenigen zufrieden stellen möchte, die einen solchen Argwohn gegen mich gefaßt haben. Ich habe daher beschlossen, wenn du nichts dagegen einzuwenden hast, ihnen eben diese unsre Confession, nur zu besserem Verständniß meiner Ansicht weiter ausgeführt zu übersenden. Gefällt sie ihnen, dann soll sie von Farel und mir unterschrieben, überreicht, oder wenn sie es begehren, durch den Druck veröffentlicht werden. Ohne deinen Rath wollte ich jedoch nichts an sie abschicken und deswegen habe ich ihnen noch nicht geantwortet. Erwäge daher mit Fleiß die Schrift, die ich dir hier mitschicke, und schreibe mir deine Meinung über die ganze Sache. Indessen erwarte ich Farel's Antwort. Bullingers Schweigen ist mir ein gewisses Zeichen, daß er sich für sehr beleidigt hält. Aber ich werde auch dieses ertragen, denn ich bin überzeugt, daß er allein aus Unkenntniß der

Sache sich so betrügt. Ueber Martyrs Schweigen wundre ich mich viel weniger. Der Herr, der uns mit ihnen verbunden hat, wird gewiß auch dieses Uebel heilen, und wenn ich auch nicht durch Gründe über sie siege, so soll es doch durch Geduld und Langmuth geschehen. — Ich werde künftig hin schweigen, da ich durch all mein Reden mir nur ihr mißfallen zugezogen habe. Wollte Gott, daß ich von hier auf irgend eine Weise entfernt würde. Doch will ich, so lange Er mich hier zurückhält, gern meine Pflicht thun.“ — Durch die Erfahrung belehrt ließ Beza seine Concordienprojekte vorläufig ganz fallen.

Dagegen sah sich Beza in diesem Jahre zu neuer polemischer Thätigkeit veranlaßt. Der Italiener Sebastian Castellio, eine Zeitlang Calvins Hausgenosse, von diesem geschätzt und (1541) auf das Rectorat der Genfer Schule befördert, aber drei Jahre später entlassen, in Folge dessen er sich in großer Armuth nach Basel begeben hatte, war als leidenschaftlicher Gegner der Calvinischen Prädestinationslehre aufgetreten. Natürlich trat ihm Calvin energisch entgegen. Aber auch Beza glaubte den Angriffen Castellio's auf die Grundsäule der reformirten Lehre begegnen zu müssen, weshalb er im Jahre 1557 gegen denselben seine Schrift „Antwort auf Sebastian Castellio's Verläumdungen, mit welchen derselbe das einzige Fundament unserer Lehre, nämlich die ewige Prädestination Gottes umzustürzen sucht“ veröffentlichte*).

§ 10.

Beza's zweite Intercession für die Evangelischen in Frankreich.

Das Gerücht von dem angeblichen Aufhören der Hugenottenverfolgung in Frankreich war eine Lüge. Rascalo, der ränkevolle Geheimschreiber des Kurfürsten zu Heidelberg, hatte dieselbe im Einvernehmen mit dem Cardinal von Lothringen erfunden und an mehrere evangelische Höfe gebracht, um auf diesem Wege die Intercession derselben zu hintertreiben. Das Bubenstück war dem Frevler gelungen, wurde aber am kurfürstlichen Hofe bald durchschaut und durch den Hofprediger Diller an die Schweizer berichtet.

Mit gereiztem Unwillen über die schändliche Lüge Rascalo's erhob jetzt Calvin nochmals seine Stimme und forderte seinen getreuen Beza auf, abermals nach Deutschland zu ziehen und die evangelischen Fürsten an die Lösung ihres Wortes zu mahnen. Ungern übernahm Beza einen Auftrag, der ihm von Zürich und Bern her nur neues Herzeleid bereiten konnte, wie es sich sofort zeigte, als sich Beza in Bern um den nöthigen Urlaub zu seiner Reise bewarb. Denn der nachgesuchte Urlaub wurde zwar bewilligt, jedoch mit

*) Auszüge aus dieser Schrift siehe bei Henry, Calvin, III. Beil. S. 28 ff. und Schweizer, Centraldogmen, I. S. 367 ff.

dem Bemerkten, daß er sich ja nicht beikommen lassen möchte, sich mit andern Dingen (nämlich Unionshändeln) zu befassen, indem man sonst mit ihm nicht so nachsichtig als bisher verfahren würde. Auch die Berner glaubten ihn, für den Fall, daß er über seinen Auftrag hinausgehen sollte, mit harten Worten bedrohen zu müssen. Im höchsten Grade verstimmt, brach daher Beza mit zwei Gefährten, Johann Budäus und Lucas de Barty auf, um über Basel nach Straßburg zu ziehen. Beza erzählte hier, wie im schreienden Widerspruch mit den ausgesprengten, schändlichen Lügen die Gläubigen in Frankreich aller Orten verfolgt, verhaftet und in Klöster gesperrt würden, wie gar viele unter ihnen schon den Märtyrertod auf den Scheiterhaufen gefunden hätten; wie der König nicht nur entschlossen sei nächstens ein Inquisitionstribunal zu errichten, zu dessen Leitung er sich vom Papste drei Cardinäle erbeten, sondern außerdem ein Edict erlassen habe, welches allen Bischöfen das Recht ertheile, gegen Ketzer auf Todesstrafe zu erkennen, und wie das Parlament durch Drohungen gezwungen sei, diesen Befehl zu sanctioniren.

Der Magistrat zu Straßburg sah in den Mittheilungen der Gesandten die Bestätigung der vielen graufigen Gerüchte, die während der letzten Monde von Paris her erschollen waren, und erklärte sich daher um so mehr bereit, den Wünschen der Schweizer allen möglichen Vorschub zu leisten. Er versprach die Ausführung seines früheren Vorhabens eifrigst zu betreiben und die Anordnung einer Gesammtbotschaft bei dem Fürsten auf's Neue in Anregung zu bringen. Er behändigte daher den Gesandten abermals Empfehlungsschreiben an die Fürsten Ottheinrich und Wolfgang von der Pfalz, Christoph von Württemberg, Philipp von Hessen und Karl von Baden und gewährte ihnen auf ihr deshalbiges Ersuchen einen der französischen Sprache kundigen Reiter, der sie nach Frankfurt begleiten sollte, wo eben mehrere der genannten Fürsten, vor Allem die drei evangelischen Kurfürsten, versammelt waren, um die Publicationen einer Vereinigungsformel zur Beilegung der kirchlichen Controversen — den Frankfurter Rezes — zu berathen.

Indessen konnte sich Beza doch auch einer Besprechung der Concordienangelegenheit, trotz der von den Zürichern und Bernern erhaltenen drohenden Verwarnung nicht ganz entziehen. Marbach richtete nämlich an Beza, als dieser ihn besuchte, die Frage, wie es denn nun mit der Unionsache in der Schweiz stehe. Beza antwortete: So viel an ihm und seinen Freunden sei, so hätten sie ihre Pflicht gethan und die Nothwendigkeit einer Vereinigung aller Bekenner des Evangeliums überall bevorwortet. Daher komme es jetzt darauf an, daß der Straßburger Magistrat das Seine thue. Was Calvin betreffe, so könnten sie versichern, daß es an ihm nie fehlen werde. Da fragte Marbach auch nach den Bernern und Zürichern, was Beza zu der Bemerkung veranlaßte, daß die auf dem Wormser Colloquium im verfloffenen Jahre überreichte Schrift, worin unter den zu verdamnenden Sectirern namentlich auch die Zwinglianer genannt wären, in Zürich und Bern nothwendig einen

sehr übeln Eindruck habe machen müssen. — Natürlich unterließ es Beza auf die Sache weiter einzugehen.

Die drei Abgeordneten zogen nun eiligst hinab nach Frankfurt und ließen sich bei den daselbst anwesenden evangelischen Herren, den drei Kurfürsten, dem Herzog Christoph von Württemberg und den Pfalzgrafen Wolfgang und Friedrich *) anmelden. Sie legten denselben die Zuschrift der Straßburger sowie ein sehr warmes Empfehlungsschreiben der Berner mit einer Bittschrift vor, in welcher die wachsende Noth der Hugenotten und die heimlichen Intriguen Rascalo's mit beredter Sprache dargestellt waren, und veranlaßten, durch die freundliche Fürsprache des biederen Grafen Georg von Erbach und des kurpfälzischen Hofpredigers Diller unterstützt, die Fürsten, sich sofort (19. März) zur Unterzeichnung des früher zu Worms von Melancthon aufgesetzten Schreibens an den König zu entschließen. Mit der Ueberbringung desselben wurden zwei Rätthe des Herzogs von Württemberg, Melchior Feiltsch und Florenz Grafacker, beauftragt, denen auf Veranlassung Beza's die besondere Weisung gegeben ward, sich vor den Intriguen des Cardinals von Lothringen wohl zu hüten, und die Zuschrift jedenfalls dem Könige selbst zu überreichen. Würde ihnen jedoch keine Audienz bei dem Könige gegeben werden, so sollten sie, ohne das Schreiben aus der Hand zu geben, Namens der von ihnen repräsentirten Fürsten gegen das Verfahren desselben Protest einlegen und ohne Weiteres wieder abreisen.

Melancthons Brief ward diesmal von den Fürsten wirklich unterzeichnet und dem Könige zugesandt. Allein die Intercession der Fürsten war eben so erfolglos als die frühere der schweizerischen Städte. Der König erklärte nämlich den beiden Botschaftern, er werde demnächst einen seiner Edelleute an die Fürsten senden und sich zur vollen Zufriedenheit derselben vernehmen lassen. Aber die Gesandten brachten die Schreckensnachricht mit nach Deutschland, daß noch während ihrer Anwesenheit an dem königlichen Hoflager neue Märtyrer in den Flammen der Scheiterhaufen verschieden wären.

§. 11.

Wirren in Lausanne. — Beza's Berufung nach Genf.

Als Beza nach Lausanne zurückkam, fühlte sich derselbe nach allen Seiten hin auf das Unangenehmste berührt. Die Anfeindungen, die er wegen seiner Unionsbestrebungen erfahren, die widerwärtigen Beziehungen, die er sich dadurch zu so Vielen bereitet hatte, mit denen in brüderlichster Gemein-

*) Die übrigen Fürsten, welche Baum S. 338 nennt, waren in Frankfurt nicht anwesend. Vergl. darüber meine Geschichte des deutschen Protest. B. I. Abschn. IV, § 1.

schaft sich zu wissen, ihm ein Herzensbedürfnis war, traten ihm in peinlichster Weise auf's Neue vor die Seele. Ein kurzer Reisebericht, den Beza schon in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr in die Heimat (19. April 1558) an Bullinger sandte, zeugt von dem Unmuth, der seine Seele füllte. Am Schlusse desselben schreibt nämlich Beza: „Im Allgemeinen wünschte ich, daß man auf beiden Seiten weniger nach Gelegenheit haschte, sich zu beleidigen und zu reizen, sondern so viel als möglich suchte, auf eine christliche Weise die Beleidigungen zu übersehen und die Zwistigkeiten zu verdecken, anstatt das Gerücht davon in alle Welt zu streuen. Denn meines Theiles verzweifle ich selbst jetzt noch nicht an der Möglichkeit einer durch ein Colloquium zu erzielenden Verständigung über die Hauptgrundsätze der Lehre. Ich weiß wohl, daß du anderer Meinung bist, und daß du für deine Meinung gewichtige Gründe hast; aber du wirfst mir, wie ich zuversichtlich hoffe, wohl gestatten, hierin meiner eignen Ansicht zu sein. Indessen werde ich mein Versprechen, das ich euch persönlich gegeben habe, treu und gern halten, und werde eingedenk der Stellung, die ich in der Kirche einnehme, diese Art der Verhandlung Andern überlassen.“ Weniger bewegt und darum mit größerer Bestimmtheit äußert sich Beza in einem Briefe an Farel (29. April): „Wir haben zu Frankfurt eine besondere Bittschrift eingereicht, in welcher wir nur die französischen Kirchen erwähnten, damit, wenn einmal ein Colloquium zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens stattfindet, diese günstig angehört werden. Man antwortete uns auf das Freundlichste, so daß ich der gewissen Hoffnung lebe, man werde nichts verhandeln, ohne wenigstens die Genfer zu Rathe zu ziehen. Wenn die Andern das Colloquium ablehnen, so mögen sie bedenken, in welcher Absicht sie es thun, und mögen zusehen, was sie thun. Ich möchte fast meinen, du liehest ab, sie zu andern Ansichten zu bringen, damit du sie nicht noch mehr reiztest. Ist das Colloquium einmal angefaßt und werden einige von ihnen dazu gerufen, dann wird die schädlichste Gelegenheit gekommen sein, daß man ohne Rücksicht mit ihnen handeln kann. Ruhig bleiben und den Aerger verschlucken, halte ich jetzt für das Beste. Denn ich sehe voraus, daß wir allein nichts ausrichten, sondern daß, auf welche Art du sie auch angreiffst, der Zwist in offenbare Feindschaft auszubrechen droht. Darum so steh meine Jugend und meine sonstige Unerfahrenheit nicht an, mein Vater, und sei mir in diesem Stücke zu Willen.“

Das Vertrauen, welches einst Beza mit den Freunden in Zürich und Bern verbunden hatte, war also hinweg, und nur hinter dem Rücken derselben wagte es Beza, seine Gedanken und Wünsche offen auszusprechen.

Mußte ihm schon dieses den Aufenthalt in einer Stadt, in welcher sich die Regierungsautorität von Bern geltend machte, durchaus verleiten, so konnten die widerwärtigen Verhältnisse, die er nach seiner Rückkehr aus Deutschland in Lausanne vorfand, nur dazu beitragen, daß er aus dem Gewirre, welches ihn umgab, recht bald erlöst zu werden sich sehnte. Biet

beabsichtigte in Uebereinstimmung mit den übrigen Predigern und Professoren zu Lausanne (auf deren Seite alle aus Frankreich eingewanderten Glieder der Gemeinde standen), endlich die Einrichtung eines Consistoriums und die Einführung der Kirchenzucht nach Genfer Muster, und hatte außerdem publizirt, daß er wegen der in Lausanne herrschenden Zuchtlosigkeit das heilige Abendmahl an dem bevorstehenden Ostersfeste nicht halten werde, weil er das hehrste Heiligthum im Himmel und auf Erden nicht auf die frevelhafteste Weise entweihen wollte. Aber alle Diejenigen, welche sich noch der Erinnerung an die Schrankenlosigkeit des Lebens in der alten, bischöflichen Zeit freuten, nahmen hierin nichts als den unerträglichen Despotismus eines Kirchenthums wahr, gegen welchen sie den Schuß der Regierung zu Bern anrufen zu müssen glaubten. Auch schritt die Regierung gegen den unbecuemen Ernst der Kirchenmänner zu Lausanne in einer für diese sehr empfindlichen Weise wirklich ein. Da war Calvins Freundschaft der einzige Trost, an welchem sich Beza's Herz erquickte. Sein Name und seine Lehre galten ihm als ein Heiligthum, dessen Antastung er nicht dulden konnte, weshalb er erst unlängst Calvins Prädestinationslehre gegen die Angriffe Castellio's öffentlich vertheidigt hatte. Als daher der Rath zu Genf auf Calvins schon oft wiederholten Antrag im Jahre 1558 endlich eine hohe Schule mit drei Professoren (für die Theologie, Philosophie und für die griechische Sprache) zu errichten beschloß, und als Calvin verlangte, daß Beza eine dieser Professuren übernehmen sollte, stand dessen Entschluß, Lausanne zu verlassen, fest. Viret und die andern Collegen zu Lausanne erschrakten, als sie von Beza's Vorhaben hörten. Niemand anders als Calvin konnte denselben zu diesem Entschlusse gebracht haben, weshalb Viret in seinem Schreiben an Calvin den gereiztesten Unwillen über diesen, der ihm Beza's Herz heimlich abgestohlen habe, aussprach. Vergebens wurde Beza mit Bitten bestürmt, daß er doch bleiben und nicht die jetzt in so hoher Blüthe stehende Schule, welche damals 700 Scholaren zählte, durch seinen Abzug zu Grunde richten möchte. Freilich mußte Beza selbst, daß wenn er gehe, dadurch auch in vielen andern aus Frankreich eingewanderten Predigern und Lehrern der Entschluß, Lausanne zu verlassen, reifen, und daß dann Vieles, was er selbst hatte schaffen helfen, wieder verkümmern werde. Aber bei Calvin, der fortwährend von Krankheiten heimgesucht, seiner bedurfte, mußte er nun einmal leben; Calvins täglicher Umgang war ihm Lebensbedürfniß; und nachdem er sich daher in Bern selbst die Entlassung aus seinem gegenwärtigen Dienstverhältniß geholt (welche ihm bereitwilligst, jedoch mit dem Ersuchen gegeben wurde, daß er womöglich noch bis auf Martinstag in Lausanne bleiben möchte) zog er im Anfang des Septembers nach Genf ab.

Dritter Abschnitt.

Beza's Wirksamkeit von 1558—1560.

§ 1.

Beza's Stellung in Genf.

Die Uebersiedelung Beza's von Lausanne nach Genf bezeichnet eine wesentliche Veränderung der Situation des französisch-protestantischen Terrains. Bis dahin waren Genf und Lausanne neben einander die beiden Burgsitze des französischen Protestantismus gewesen: Genf in Folge der dominirenden Auctorität Calvins und der Mustergiltigkeit seiner kirchlichen Organisation; Lausanne wegen seiner von 700 Scholaren besuchten Academie. Von jetzt an ging jedoch die Bedeutung Lausanne's durchaus auf Genf über, so daß dieses nun zur eigentlichen Metropole des französischen Protestantismus, ja überhaupt der reformirten Kirche ward, während Lausanne allmählich von allen hervorragenden Lehrern und Predigern (welche theilweise, wie Biret, nach Genf gezogen wurden) verlassen, und durch den Druck, den Bern auf die daselbst sich erhebenden kirchlichen Strebungen ausübte, vollständig verflört, von dem, was es einst gewesen war, fast nichts als die Erinnerung behielt.

Als Beza am 15. October 1558 in Genf einzog, fand derselbe hier zur Begründung einer neuen Aera der kirchlichen Bedeutung diese Stadt völlig vorbereitet. Die zahlreichen Gegner, welche Calvins Lehre und Kirchenzucht hier einst gefunden hatte, waren überwunden und unschädlich gemacht; Calvins Auctorität war die Seele des ganzen Kirchenwesens geworden; die bürgerliche Obrigkeit und das bürgerliche Gemeinwesen hatte Calvins kirchliche Bestrebung vollständig in sich aufgenommen; die Manern des Gymnasiums erhoben sich rasch auf der St. Antoniushöhe, und Beza ward mit einem so unbedingten Vertrauen aufgenommen, daß sämmtliche Prediger zu Genf durch einstimmigen Beschluß ihm sofort die demnächstige Uebertragung des geistlichen Amtes neben der Professur für griechische

Sprache und neutestamentliche Exegese zuerkannten (was auch schon im Frühjahr 1559 wirklich erfolgte) und daß andererseits (17. April 1559) der Magistrat, um Beza in Genf bleibend zu fesseln, ihm das Bürgerrecht übertrug. Außerdem war die Errichtung der Academie und des Gymnasiums oder Collegs ein Project, das in allen Schichten der Bevölkerung Genfs als wesentlichstes Interesse der Stadt angesehen ward, weshalb die Ausführung dieses Planes durch mancherlei Opfer, welche Einzelne brachten, rasch gefördert ward. Der gelehrte und tapfere Franz von Bonniward, der durch Schenkung seiner sehr ansehnlichen Büchersammlung im Jahre 1551 den Grund zur öffentlichen Bibliothek Genfs gelegt hatte, vermachte der Republik (10. September 1558) zum Unterhalte der Schule sein ganzes Vermögen. Andere thaten Aehnliches.

Endlich konnte die Anstalt am 5. Juni 1559 durch einen in den weiten Hallen des St. Peterdome's gehaltenem Festgottesdienst inaugurirt werden. Eröffnet wurde die Feierlichkeit mit einem Gebete und einer kurzen Ansprache Calvins, worauf der gelehrte und welterfahrene Stadtschreiber Michael Roset im Namen des Bürgermeisters auftrat, die Schulgesetze und das Glaubensbekenntniß vorlas, und die Namen der Lehrer und des Gymnasialrathen, dreier neuangestellter Professoren der Academie und zuletzt den Namen Beza's als des Rectors der Academie und des Gymnasiums proclamirte. Hierdurch in seine Amtsthätigkeit eingewiesen, bestieg nun Beza die Kanzel, um die eigentliche Festrede zu halten. Im elegantesten Latein sprach sich hier Beza — es war das erste Mal, daß er einen derartigen Vortrag hielt — über Ursprung, Würde, Nothwendigkeit und Nutzen der Schulen aus. „Wenn schon die Menschen mit Verstand und Vernunft geboren werden,“ erklärte Beza, „wenn schon man bei Einzelnen eine solche außerordentliche geistige Befähigung wahrnimmt, daß man bei Allem, was sie wissen und was sie thun, glauben sollte, es wären Dinge, die sie nicht zu erlernen, an die sie sich nur zu erinnern brauchten, so bleibt doch immer noch der Ausspruch des Aristoteles, den die Erfahrung aller Zeiten bestätigt, wahr, daß die Menschen nicht gelehrt, und noch weniger mit der Kenntniß aller derjenigen Dinge ausgerüstet zur Welt kommen, deren Verständniß in dem Gange dieser Lebensverhältnisse nothwendig ist, indem sie vielmehr nur mit einer zu diesem Verständnisse führenden Anlage und Geschicklichkeit geboren werden. Folglich muß es ein Mittel geben, um die Menschen zu derjenigen Kenntniß und zu dem Verständniß zu bringen, das sie von Natur nicht besitzen, zumal da selbst die ausgezeichnetsten Naturen noch behandelt, gleichsam bearbeitet und gebildet werden müssen durch nahrhaften und sorgfältigen Unterricht, gleichwie auch das fruchtbarste Erdreich der Cultur und des Anbaues bedarf. Denn sehr wahr ist jenes Wort eines alten Schriftstellers: Ein unterrichteter Mensch sieht doppelt so hell als ein anderer. Nun ist aber das Leben so kurz, daß ein Mensch auch mit den ausgezeichnetsten Geistesanlagen und

mit den größten Anstrengungen (Der Anzahl derjenigen nicht zu erwähnen, die eher alles Andere thun, als das Leben recht anwenden) unmöglich so viele Dinge selbst beobachten und erforschen konnte. Gott, den wir allein eine so große und himmlische Wohlthat zuschreiben können, mußte daher ausgezeichnete Geister erwecken, die sowohl mit der Gabe der Erfindung als mit der Organisation ausgerüstet alles Gute und Nützliche zur Kunst und Wissenschaft gestaltet haben. Damit will ich diejenigen bezeichnen, welche zuerst jene herrlichen Kenntnisse an's Licht gebracht haben, die wir jetzt mit dem Worte Philosophie bezeichnen. Was würden aber alle diese Künste und Wissenschaften nützen, wenn es keine Lehrer gäbe, sie zu lehren, keine Schüler, sie zu lernen. Die Vereinigung dieser drei Elemente bildet die Republik der Schulen. Sie besteht nicht durch Zufall, noch erst seit einigen Jahrhunderten, sondern als eine besondere göttliche Wohlthat von den ältesten Zeiten her, damit diejenigen, welche Klößen oder wilden Bestien ähnlich wären, zu verständigen Menschen umgebildet würden. Daher war schon im alten Testament die Familie der Patriarchen für alle ihre Angehörigen eine solche Schule der Bildung; Moses ward in aller Weisheit der Aegypter, der Lehrmeister der Griechen unterrichtet, und Salomo und Daniel waren in allen denjenigen Künsten geübt, welche man mit Unrecht als profan bezeichnet, da ja nichts Unrechtes oder Profanes an denselben ist, weder in Beziehung auf ihren Urheber, Gott, noch in Betracht des rechtmäßigen Gebrauches derselben. Auch die alttestamentlichen Prophetenschulen waren Anstalten, in denen neben der Religion auch andere freie Künste, soweit es damals möglich war, gelernt wurden. Ebenso erhielt sich diese Wohlthat Gottes unter den Heiden, welche durch dieselben bis zur Erscheinung Christi vor gänzlichem Untergange bewahrt wurden. Nach der Völkerwanderung wurden Karl der Große und andre Erwählte Gottes die Gründer der neueren Schulen und Universitäten, welche theilweise noch bestehen. Diesen Vorgängen folgend hat nun der Rath dieser Stadt auch diese Schule gestiftet und sie nach den heilsamsten Verordnungen eingerichtet.“ — Schließlich richtete Beza seine Ansprache an die Schüler: Nun wende ich mich an euch, ihr Schüler, und bitte euch im Namen Gottes, so viel an euch ist, euere Pflicht zu erfüllen, damit man euch nicht vorwerfen kann, ihr wäret euch selbst im Wege gewesen. Wissenschaft ohne Rechtschaffenheit und Tugend, sagt Plato und nach ihm Cicero, verdient eher Schalkheit als Weisheit genannt zu werden. Selbst diese armen, blinden, heidnischen Philosophen haben also schon gar wohl eingesehen, daß aller guten Künste Ziel und Endzweck ist, uns im Tugendwandel zu stützen und zu stärken. Welch eine Schande wäre es daher für uns, dieses nicht einzusehen, oder es nicht zu bethätigen und durch die That zu beweisen. Denn bei ihnen darf man sich nicht wundern, wenn sie des Zweckes beinahe verfehlt haben, da sie anstatt der wahren Gerechtigkeit, welche darin besteht, daß wir Gott die Ehre er-

welken, die ihm gebührt, nur einem abergläubischen Wahne folgten und anstatt wahrhafter Tugenden, gleichwie Zion, nur eitle Tugendshatten und leere Wolken empfangen. Bei euch aber kann keine solche Entschuldigung stattfinden, denn von jetzt an stehen euch Mittel und Wege zu Gebote, um in der wahren Gottesfurcht und allen Künsten von der Mutterbrust an ernährt und erzogen zu werden, wenn ihr nur (und ich zweifle nicht an eurem guten Willen dazu) eure Studien nach der Vorschrift dieser Gesetze einrichten und betreiben wollt. Dazu aber habt ihr vor Allem den Beistand des allmächtigen Gottes nöthig, der für euch bereit ist, und der auch fürderhin, wie ich gewisse Anzeigen habe, und wie dieser feierliche Tag es verbürgt, nicht fehlen wird. Sodann müßt ihr eurerseits einen gutwilligen Fleiß zeigen, welchen die Weisheit, Bereitwilligkeit und Großmuth eines hochgebietenden Rathes, und die Gelehrsamkeit, Emsigkeit und Treue eurer Lehrer nicht ermangeln werden zu unterstützen, wie ihr das schon jetzt vor Augen seht, und wie ihr es hoffentlich auch in der Folge noch erfahren werdet. Hütet euch daher, daß ihr euch nicht durch Undankbarkeit, Ehrsüchtigkeit oder Trägheit einer solchen großen göttlichen Wohlthat unwürdig zeigt. Ihr seid hier nicht vereinigt, um bei feierlichen Spielen, Leibesübungen und Kämpfen, wie bei den Griechen geschah, einen angenehmen Zeitvertreib zu finden, sondern um einst, wenn ihr tüchtige Fortschritte in der Religion und in allen guten Künsten gemacht, die Verherrlichung Gottes zu befördern und eurem Vaterlande und den Eurigen zum Nutzen und zur Ehre zu gereichen. Bedenket stets, daß ihr werdet Rechenschaft ablegen müssen von dieser Lehrzeit vor eurem obersten Herrn und Heerführer, der euch die Ehre erzeigt, in dieser christlichen Schule unter eure Fahnen zu treten. Genug, ihr würdet euch mit ewiger Schmach bedecken, wenn es geschehn sollte, daß bei diesen euch dargebotenen Hülfsmitteln ihr als solche erfunden würdet, die sich selbst im Wege stehend, ihren eigenen Schaden gesucht und sich zu ihrem eigenen Untergange verschworen haben. Das wolle Gott in Gnaden abwenden, so wie ich es denn gewißlich hoffe, daß er es thun werde". — Ein hierauf folgendes Schlußwort Calvins beendete die erhebende Feierlichkeit.

§ 2.

Beza abermals als Anwalt des verfolgten Evangeliums und des Unionismus.

Beza war nun somit in diejenige Stellung eingerückt, für welche sich derselbe durch seine Wirksamkeit in Lausanne vorbereitet hatte. Er galt jetzt als der eigentliche Repräsentant und Träger protestantischer Wissenschaftlichkeit und Bildung, und war neben Calvin dasselbe, was Melancthon neben Luther war. Natürlich war die Berufsarbeit, die Beza jetzt zu tragen hatte, eine ungleich mannigfaltigere als in Lausanne; allein das hinderte

ihn doch nicht, nebenbei noch Mancherlei zu thun, was nothwendig geschehn mußte, was aber nur Er in der rechten Weise thun konnte. So vollendete er damals die schon vor Jahren begonnene Uebersetzung der Diwetanischen Uebersetzung des Neuen Testaments. Auch zu einer gesandtschaftlichen Reise mußte Beza noch im Jahre 1559 Zeit finden. Damals war nämlich die Schreckensbotschaft nach Genf gekommen, daß der hochangesehene Parlamentsrath Anne du Bourg als Anhänger der neuen Lehre auf ausdrücklichen Befehl des Königs verhaftet und von dem Parlament zu Paris zum Tode verdammt sei. Wohl hatte die Hierarchie schon unzählige Opfer zur Schlachtbank geführt, aber noch hatte das evangelische Frankreich, und vor allem die Gemeinde zu Paris um keins ihrer Glieder so getrauert, als um den edlen Anne du Bourg. Alles, was man zu seiner Rettung versucht hatte, war vergeblich gewesen; denn gerade an ihm sollte ein abschreckendes Beispiel gegeben werden. Da dachten Calvin und Beza, daß vielleicht die Verwendung eines deutschen Fürsten, insbesondere die des Kurfürsten Friedrich III. zu Heidelberg, die drohende Gefahr von dem theuern Haupte abwenden könnte. Abermals machte sich daher Beza (im November 1559) auf nach Deutschland, wurde mit seinem Antrage von dem frommen Kurfürsten auf das Wohlwollendste aufgenommen und von diesem ersucht, das Schreiben, welches er (der Kurfürst) nach Paris senden wollte, selbst aufzusetzen. Der Kurfürst bat in demselben den König, ihm den Parlamentsrath, dem er eine Professur der Rechte in Heidelberg übertragen wollte, zu überlassen, indem er ausdrücklich erklärte, daß er die Gewährung dieser einzigen Bitte als eine Erfüllung aller Versprechung ansehen wollte, welche ihm von den Königen von Frankreich überhaupt gegeben wären. — Eine kurfürstliche Gesandtschaft brachte das Schreiben nach Paris, wurde mit gleichnerischer Höflichkeit aufgenommen und mit den freundlichsten Zusicherungen entlassen; aber Anne du Bourg — der erste Märtyrer seines Ranges und seines Ansehns — starb am Galgen und seine Leiche ward auf dem Scheiterhaufen zu Asche verbrannt.

Auch zur Wiederaufnahme seiner Unionstendenzen wurde Beza damals veranlaßt, und zwar zunächst durch seine Reise zu dem Kurfürsten Friedrich III. Beza berichtet hierüber in einem Briefe an Bullinger: „Als ich mich zu Heidelberg bei dem Fürsten schon verabschiedet hatte (mit welchem ich, wie ich dir heilig versichern kann, ebensowenig als mit irgend einem andern Menschen über diese Dinge das Mindeste gesprochen), siehe, da kommt ungerufen ein gelehrter und dem Fürsten mit Recht sehr theurer Mann in meine Herberge und fragt mich, warum ich nichts von dieser Sache gesprochen, denn der Fürst habe das erwartet. Ich gab zur Antwort, daß ich hierzu von Niemandem irgend einen Auftrag empfangen hätte, und daß es mir außerdem auch bedenklich gewesen wäre, unter den gegenwärtig so widerwärtigen Verhältnissen (tam exulceratis rebus) etwas der Art in Anregung zu bringen. Mit nichts, sagte er, wisset, daß es auf dem Tage zu Augsburg nur an einem einzigen Fürsten

lag, ohne welchen nach dem einstimmigen Wunsche der übrigen Herren ein freies christliches Gespräch zwischen den Kirchen unseres und eueres Theils wäre beschloffen worden, wenn nicht etwan ihr es abgeschlagen hättet. Ich entgegnete: Wie nun, ist etwa alle Hoffnung verschwunden? Im Gegentheil, erwiederte er, ich kann dich versichern, daß ein hochangesehener und vielgeleitender Fürst den sehnlichen Wunsch hegt, die Sache dahin zu bringen, daß dieser unglückselige Streit nach der Entscheidung gelehrter und friedlich gesinnter Männer entweder ganz aufgehoben oder doch wenigstens auf einige billige Bedingungen zurückgeführt und vermittelt würde und wir so durch das Bekenntniß Eines Glaubens zu einem gemeinschaftlichen Bund vereinigt würden. Uebrigens, sagte er, müßet ihr vor Allem wissen, daß man begehrt, ihr möchtet in einer kurzen Schrift so klar als möglich euere ganze Ansicht darlegen, aus welcher man deutlich sehen und bestimmen könnte, in welchen Punkten wir von einander abweichen oder einstimmig sind, und wodurch dann alle Verleumdungen derjenigen abgeschnitten würden, die euch unaufhörlich bei dem Fürsten anklagen. Denn was bis jetzt geschrieben worden, erscheint den meisten von den Unsrigen entweder zu weiterschweifig oder zu unklar oder zu ungewiß. Er sei übrigens der Meinung, fügte er schließlich hinzu, daß die Sache um so eher und besser könnte bewerkstelligt werden, je geringer die Anzahl der Männer von unbescholtener Rechtlichkeit wäre, denen sie übertragen würde.“

Calvin setzte sofort die begehrte Darlegung der reformirten Lehre auf, und auch Beza that dasselbe, worauf Beide ihre Arbeiten Bullingern zur Prüfung zusandten. In dem Begleitungsschreiben weist Beza überaus klar nach, wie nichtig die in Zürich und Bern gegen sein Unionsproject erhobenen Einwendungen wären: „Es ist zwar eine harte und lästige Bedingung, sagt Beza, sich so slavisch an gewisse Sylben, Worte oder Ausdrucksweisen halten zu müssen und keine Rücksicht auf diejenigen nehmen zu dürfen, mit welchen man unterhandelt. Da dir indessen der Gebrauch des Ausdrucks *Substanz* durchaus zuwider ist, so habe ich mich dessen in der zugeschickten Erklärungsschrift gänzlich enthalten. Aber nun verleumdete uns die Gegner, indem sie vorgeben, daß wir statt des Wesens des Sacramentes, statt dessen, was durch die Zeichen dargestellt wird, nicht Christi Leib, sondern vielmehr dessen Geist annehmen und so mit die Verbindung mit Christo selbst aufheben. Andere sagen, wir handelten nur von den Früchten und Wirkungen, die wir aus Christo ziehen, nicht aber von dem wesentlichen Christus selbst, gleich als ob derjenige Etwas aus Christo schöpfen oder ziehen könnte, der nicht den eigentlichen Christus selber aufnimmt. Andere fabeln sogar, daß wir Christo einen geistigen Körper beilegen, was doch vielmehr auf diejenigen paßt, welche die Allenthalbenheit des Körpers Christi annehmen. Wenn wir also mit ihnen handeln, so sagen wir, um jene Verleumdungen zu vermeiden: Christus selbst oder der Körper Christi werde uns dargereicht, doch nicht allein Frucht und Wirkung des Todes Christi, son-

den Christi Substanz und Wesen, wodurch in Vereinigung mit ihm, Alles aus ihm in uns geleitet wird. Dann sagen wir, um jede crasse Vorstellung zu entfernen, dies geschehe durch den Glauben, durch die Kraft und Wirkung des heiligen Geistes, obgleich der Leib Christi im Himmel sei, und nirgend anderswo, die Sacramente dagegen auf der Erde und nirgend anderswo. — Heißt dieses nun von unserm Consensus abweichen? Wenn der Herr sagt: Dieß ist mein Leib, und wenn Paulus sagt: Das Brod ist die Gemeinschaft des Leibes Christi, — wollen sie da von einem Körper reden, der keine Substantialität hat? Kurz, ich will das Wort Substanz nicht anders gebraucht wissen, als Martyr es in seiner Vorrede an den Bischof von Canterbury, und in der Erklärung des Chortintherbriefes erklärt hat.“

§ 3.

Beza gegen Westphal. — Sein Bekenntniß.

Indessen war bereits die Zeit gekommen, wo Melancthon, der Bote des evangelischen Friedens an die deutsche Nation, sein Tagewerk beenden, und wo der Gegensatz der theologischen Parteien zur bleibenden Spaltung der deutschen Kirche führen sollte. Statt daß daher Beza seinen Unionsgedanken verfolgen konnte, mußte derselbe nach der Waffe der Polemik greifen, um die maßlosen Schmähungen, mit denen der wilde Zelot Joachim Westphal zu Hamburg Calvin und dessen Lehre übergeifert hatte, in ihrer Lügenhaftigkeit aufzudecken. Es verdient beachtet zu werden, in welcher Weise Beza in dieser Schrift (1559) die von Westphal der reformirten Kirche gemachten Vorwürfe, daß sie viel heilsame Ceremonien abgeschafft, die Privatabsolution, die Privat- und Krankencommunion, die Nothtaufe verwerfe, viele Festtage beseitigt, sich an die Pericopen nicht halte, den Decalog anders eintheile und demgemäß die Bilder abgeschafft habe, — zurückweist: „Vor Allem,“ sagt Beza, „behaupte ich, daß nur wenige und unschädliche Ceremonien in der Kirche üblich sein sollen. Denn davon abgesehen, daß wir Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten sollen, müßte uns schon die Erfahrung durch das Beispiel Derjenigen warnen, welche ehemals den Ceremonien kein Maß und Ziel setzten und dadurch die Gottesverehrung nicht allein nicht beförderten, sondern sie ganz zu Grunde richteten. Wir meinten daher, daß man vielmehr auf Abschaffung als auf Einführung von Ceremonien bedacht sein müsse. Allerdings kommt hier der verschiedenartige Genius der Völker und der Grad des Fortschrittes, den das Wort Gottes bei ihnen gemacht hat, in Betracht. Wenn wir jedoch bei denjenigen Völkern, die uns anvertraut sind, die Abstellung vieler Dinge erlangt haben, die noch in den sächsischen Kirchen gebräuchlich sind, und deren Abschaffung auch vielleicht anderswo als bei uns nicht mit dem Erfolg von Statten gegangen wäre, warum machst du uns das zum Vorwurf und stellst uns deshalb verleumderisch als von den andern Kirchen abgefallen dar, um

uns verhaßt zu machen? Wir verhehlen es uns allerdings nicht, daß man anderswo nach unsrer Ansicht vielleicht in der Reinigung der Kirche von allem papistischen Unrath zu furchtsam war und zum Theil noch ist; ja wir glauben, daß gar Manches stattfindet, was durchaus nicht zu dulden ist. Die Frage wegen des *E h o r h e m d e s* ist allerdings in unsern Augen nicht so wichtig, daß wir dieser Kleidung wegen den Fortgang des Evangeliums auch nur im Geringssten gestört sehen möchten. Aber wir glauben, daß diejenigen klug und recht gethan haben, welche jenen ganzen, eher für Schauspieler als für Diener des Evangeliums passenden Anzug als heidnischen Ueberrest aus der Kirche entfernten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß er vielfach Schaden, in keiner Weise aber Nutzen kann, weshalb wir die Wiedereinführung desselben keineswegs unter die gleichgültigen Dinge rechnen können. — *B i l d e r* und *B i l d s ä u l e n* in den Kirchen aufstellen ist unseres Dafürhaltens durch Gottes ausdrückliches Verbot in der heiligen Schrift mehr als hundert Mal untersagt. Was sollen sie an diesem Orte, wenn sie nicht verehrt werden dürfen? Sollen sie etwa zur Erinnerung dienen? Wer aber ist weiser, wir oder der heilige Geist? Und obgleich wir gern annehmen, daß diejenigen, welche sie zuerst in die Kirche brachten, die Erinnerung im Auge hatten, so sollte uns doch die Abgötterei, die bis auf den heutigen Tag noch im Schwange ist, belehren, daß sie in den Kirchen durchaus nicht zu dulden sind. “

„Was des Herrn *A b e n d m a h l* betrifft, so haben wir uns immer befleißigt, eine solche Lehre zur Geltung zu bringen, welche die Sacramente nicht ihres Gehaltes beraubt und das Gemüth zum Himmel erhebt; weshalb wir bei der Feier des Abendmahles ein feierliches Gebet sprechen, und außerdem so einfach als möglich zu Werke gehn. Das Knien am Tische, welches du uns vorhältst, kennen unsre Kirchen nicht allein nicht, sondern sie haben sogar nicht einmal etwas davon gehört. Dessenungeachtet kommt es uns aber nicht in den Sinn, wegen dieses freien Gebrauches Jemanden zu verdammen. — Die *K i n d e r t a u f e* betreffend haben wir schon zur Genüge dargethan, daß wir sie nicht anders denn als Heilsbad der Wiedergeburt auffassen. In dessen glauben wir, daß unser Heil nicht von dem Sacrament der Taufe abhängt, sondern von der Annahme der Kinderschaft nach den Bundesworten: „*I c h* will dein und deiner Kinder Gott sein“ (Genes. 7, 7); und wir sorgen dafür, daß diese Annahme bei den Kindern der Christen durch das Sacrament der Taufe nach dem Worte Gottes besiegelt werde. Diejenigen Eltern, welche hierin lässig sind, werden von uns mit der gehörigen Strenge zurechtgewiesen. Weil aber in der Kirche Alles mit Würde und Anstand geschehen soll, so wird bei uns nur im Hause des Herrn zu gewissen Stunden, und zwar durch den Diener des Herrn getauft. Stirbt ein Kind vor der Taufe, so zweifeln wir dessenungeachtet nicht im Mindesten an seiner Seligkeit. — Wir halten keine *H a u s t a u f e*, wenn wir sie aber billigten, so müßte sie von Predigern verrichtet und die Frauen müßten von dieser Verrichtung ganz fern gehalten werden.

Denn diese Mißbräuche sind aus einer unsrer Meinung nach ganz falschen Vorstellung entstanden, daß nämlich die Taufe zur Seligkeit unumgänglich nöthig sei, während doch der Mensch zuvor von Gott als Kind angenommen und dann erst getauft wird. Denn wenn dieses nicht der Fall wäre, warum beehrte man doch von den Erwachsenen zuerst ein Bekenntniß ihres Glaubens, ehe sie getauft werden? Wir taufen die Kinder der Christen, weil wir sie schon im Mutterleibe als von Gott angenommen betrachten. Daß du aber daraus folgerst, wir lehrten, die Kinder der Christen würden ohne Sünde geboren, ist doch wahrlich eine allzu arge Verleumdung.“

„Die Privatcommunion, welche wir nicht reichen, begehren unsre Kranken auch gar nicht; denn sie wissen, daß ihre Seligkeit nicht absolut von den Sacramenten abhängt, weil nicht die Entbehrung, wohl aber die Verachtung derselben heilsgefährlich ist. Als Verächter des Sacramentes kann aber nicht derjenige angesehen werden, dem der Herr nicht erlaubt, die Kirche zu besuchen. — Die Privatcommunion scheint uns aber auch der Natur des Sacramentes zu widersprechen, welches ausdrücklich als eine Gemeinschaft (Communio) bezeichnet wird. Wenn jedoch anderswo diese Sitte ohne Aberglauben und ohne Aergerniß und zur Erbauung der Kirche beobachtet wird, und wenn es die Schwäche im Glauben also erheischt, so wollen wir deswegen die Kirche nicht trennen. Dagegen soll man aber auch uns erlauben, zu theilnehmen, was für unsre Kirchen beizubehalten erspriesslich ist.“

Die Eintheilung des Decalogs, welche das Verbot des Bildgebrauchs mit dem ersten Gebot verbindet, weisen wir aus zwei Gründen zurück: Erstens, weil auf diese Art jenes zweite Gebot ganz aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden ist, — und zweitens, weil bei dieser Eintheilung das zehnte Gebot zerrissen wird. Uebrigens ist unsre Eintheilung nichts Neues. Gleichwohl wollen wir wegen der andern Eintheilung, wenn nur das Bilderverbot gehörig herausgestellt wird, mit Niemandem streiten.“

„Die Festtage betreffend, wissen wir, Gott Lob! welche Freiheit die Kirche hierin besitzt, und wir halten so sehr auf diese Freiheit, daß uns selbst die Verschiedenheiten, welche in unsern Kirchen herrschen, hierin nicht anstößig sind. Die Erfahrung hat es übrigens zur Genüge bewiesen, daß die Uebersahl der Festtage eine Unzahl von Lastern erzeugt und unterhalten hat.“

„Die Postillen anlangend, ist es gewiß, daß dieses Zerschneiden des Wortes Gottes der ursprünglichen, reineren Kirche unbekannt gewesen und im Orient und Afrika nie Geltung erhalten hat. Einige vermuthen, daß die Sitte der Vorlesung der Pericopen aus Berücksichtigung derer entstanden sei, die zu einem vollständigen Lesen oder auch Anhören der Bücher alten und neuen Testaments weniger befähigt waren. Wie aber, wenn diese Sitte vielmehr die Rässigkeit der Bischöfe selbst zur Ursache hätte, als ob es schon an einer gewissen Anzahl von Abschnitten genug wäre? Der Nachlässigkeit der Geistlichen ist es sodann zuzuschreiben, daß das Verlesen und Erklären jener

Abschnitte bald ganz aufhörte und dann nichts als die Messe blieb, und diese in fremder Sprache ohne Dolmetscher, gegen das ausdrückliche Gebot des Apostels. Es wuchs dann die Menge der Fest- und Heiligtage so sehr, daß die römische Kirche einen jeglichen Tag einen Feiertag nannte, einem jeglichen, wahren oder falschen Märtyrer oder Bekenner sein Evangelium bestimmte, bis es der Satan dahin brachte, daß unter tausend Geistlichen kaum Einer in seinem Leben die Schrift nur einmal ansah. Schon der Name Postille weist auf die Barbarei hin, in welcher er entstand, und das Zusammenhängende so zu zerreißen, ist unverzeihlich. Daher finden in unsern Kirchen fortlaufende Erklärungen der heiligen Bücher statt, und wir ermahnen das Volk oft und dringend, daß es anhaltend und nicht nur von Zeit zu Zeit die Predigt besuche, damit es mit desto mehr Frucht die ganze Lehre in ihrem Zusammenhange auffassen lerne.“

„Was die Schmähungen gegen die Märtyrer Gottes (in Frankreich) anlangt, die du ohne Scheu und Scham ausgespieen, während die Tyrannei des Papstthums noch täglich neue Märtyrer unsern Versammlungen entreißt, so magst du selbst zusehen, wie du sie vor dem Herrn verantworten kannst. Ihre Schriften sind vorhanden, welche mit deinem Willen oder gegen denselben ihr Andenken der Nachwelt erhalten werden. Vor allen christlichen Kirchen schäme ich mich, daß in irgend einer derselben ein so muthwilliger Geist aufstehen konnte, dessen Zunge sogar die Todten nicht verschont, sie die im Tode noch von ihren Henkern selbst gerichtet wurden. Der Herr, dem wir die Sache seiner Märtyrer befehlen, wird eine solche unmenschliche und mehr als barbarische Schmach nicht ungerächt lassen.“

Am Schluß seiner Schrift benutzte nun Beza die dargebotne Gelegenheit, um allen Lehrern derselben die Einigung der Evangelischen recht dringend an's Herz zu legen: „Es sind der Zänkereien, Schmähungen, Beschuldigungen und Vertheidigungen schon mehr als genug. Reuen und betrüben muß es uns doch einmal, daß der Fortgang des Evangeliums durch dieses traurige Gezänk schon so viele Jahre hindurch gehindert worden ist. Bis hierher und nicht weiter mit dem Wettstreit im Haffe, der ein Sold unserer Sünde ist. Warum sollen wir nicht auch einen Wettstreit beginnen in der Liebe? Gewiß ist es ja, daß wir gemeinschaftliche Feinde haben; gewiß auch, daß wir Einen Gott, Vater, Sohn und Geist bekennen; gewiß auch, daß wir über das Mittleramt Christi, den Glauben, die guten Werke, das Wort Gottes, die Kirche, die Obrigkeit einig sind. Sind nun die Differenzen, die in der Lehre von den Sacramenten obwalten, von der Art, daß wir uns deshalb zur Belustigung und Freude unsrer gemeinschaftlichen Feinde entzweien sollten? — Wir stimmen darin überein, daß im Abendmahl eine wahre Mittheilung des wahren Leibes und Blutes Christi stattfindet, und bekennen, daß Christus so gegenwärtig sei, daß er mit seinem Fleische und Blute uns wahrhaft speise zum

ewigen Leben. Nur in der Art und Weise der Mittheilung liegt der Streitpunkt, insofern wir uns mit einer geistlichen Mittheilung durch den Glauben begnügen. Wir übersehen es zwar nicht, daß diese Streitfrage mit zweien andern zusammenhängt, aber ich bitte doch zu bedenken, von welcher Art dieselben sind. Daß Christus gen Himmel gefahren und das himmlische Reich für uns in Besitz genommen hat, und daß wir durch Seine Macht, Kraft, Gnade und Güte regiert und erhalten werden, das wissen wir, und Alles, was von uns Gutes kommen kann, das schreiben wir ganz allein der Wirkung seines Geistes zu. Einige verwechseln zwar seine Auffahrt mit dem Sitzen zur Rechten Gottes; aber was ist denn in demjenigen, wovon unser Heil abhängt, für eine Verschiedenheit zwischen uns? Wir erkennen an, daß alle diejenigen, welche unwürdig, d. h. ohne Glauben von dem gesegneten Brode essen und von dem gesegneten Kelche trinken, schuldig sind an dem Leibe und Blute des Herrn. Wir sind also im Wesentlichen eins, obschon auch hier eine Streitfrage bleibt, ob nämlich der Unwürdige nur die Reichen genieße, indem er durch seinen Unglauben den (auch ihm dargebotenen) Leib Christi zurückweist, oder ob er den Leib selbst unwürdig genieße. Sollen denn wohl die Gemüther der Gläubigen noch länger beunruhigt werden wegen der Frage nach dem Genuß der Ungläubigen?“

Von noch größerer Bedeutung als diese Apologie der reformirten Lehre gegen die Angriffe des lutherischen Fanatikers ist das Bekenntniß seines eignen Glaubens, welches Beza in französischer Sprache schon vor dem Jahre 1560 und hernach mehrfach französisch und (mit einer Dedicatton an Wolmar) lateinisch veröffentlichte.

Dieses Bekenntniß ist im Wesentlichen dieselbe Schrift, welche Beza ursprünglich für seinen Vater aufsetzte, um sich vor demselben zu rechtfertigen. Späterhin ließ Beza sie zur Beförderung evangelischer Erkenntniß unter seinen Landsleuten in französischer Sprache drucken. Da indessen auch von Vielen, die der französischen Sprache nicht kundig waren, nach Beza's Confession gefragt ward, so nahm derselbe mit ihr eine nochmalige Uebearbeitung vor und ließ sie im Anfange des Jahres 1560 auch in lateinischer Sprache erscheinen.

In den drei ersten Kapiteln stellt Beza diejenigen Lehrstücke dar, über welche damals zwischen Protestanten und Katholiken kein Streit war, nämlich die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Person des Vaters und von der Person und dem Werke des Sohnes. In Kap. 4. „vom heiligen Geiste“ spricht Beza von den Wirkungen des heiligen Geistes, vom Glauben, durch den wir Christi theilhaftig werden, von der Gnadenwahl, vom Gottes Wort im Alten und Neuen Testament, von dessen Auctorität, die ihm selbst wesentlich inhärrt, die ihm also nicht von der Kirche verliehen wird, und endlich von den Sacramenten, mittels deren uns der heilige Geist zur Gemeinschaft Christi bringt. Dieser letzte Punkt, die Lehre von den Sacramenten wird mit besonderer Genauigkeit auseinandergesetzt. Die wesentlichsten Gedanken sind: Die

Sacramente sind nicht leere Zeichen, nicht bloße Gemälde, die Etwas nur vorbilden, sondern sie sind Wahrzeichen, welche das darstellen, was der heilige Geist unsichtbar wirklich mittheilt. Durch das äußere Zeichen soll daher der Glaube an die unsichtbare Wirkung des heiligen Geistes gestützt werden. Die äußeren Dinge, insofern sie zur Spendung des Sacramentes gebraucht werden, erleiden also nicht in ihrer natürlichen Beschaffenheit, sondern lediglich hinsichtlich ihres Gebrauches eine Veränderung. Das einem öffentlichen Instrument angehängte Siegelwachs ist seinem Wesen nach in Nichts von dem gewöhnlichen Wachs verschieden, wohl aber unterscheidet es sich durch den Gebrauch und die Bestimmung, welche es als Siegel erhalten hat, so daß wer ein solches in Wachs gedrücktes Siegel verfälscht, nicht etwan Wachs verfälscht, sondern als Majestätsverbrecher des Todes schuldig ist.

Von der Besprechung der Sacramente geht Beza zur Darlegung der reformirten Lehre von der Kirche über. Die Kennzeichen der wahren Kirche sind die Predigt des Wortes Gottes, wozu die Verwaltung der Sacramente und die Handhabung der Kirchenordnung gehört. Das Kennzeichen der wahren Glieder der Kirche ist der Glaube und das dem Glauben entsprechende Leben. Die Kirche bedarf einer äußeren Organisation und Ordnung, und die Fürsten und Obrigkeiten haben darüber zu wachen, daß dieselbe nach Gottes Wort verwirklicht werde. Darum haben die Obrigkeiten auch die allgemeinen Kirchenversammlungen und den freien Lauf des Wortes Gottes in denselben zu überwachen. Die alten Concilien der Kirche sind freilich keine Auctoritäten in Glaubenssachen, vielmehr sind die von ihnen aufgestellten Satzungen nach Gottes Wort zu prüfen. Aber dieselben sind doch auch nicht gering zu schätzen, vielmehr jederzeit zu beachten.

Die Kirche bedarf zur Erreichung ihres Zweckes eines vierfachen Amtes: nämlich des Lehramtes, der Aufsicht über Verwaltung und Vertreibung der Kirchengüter, der Handhabung der Kirchenzucht und der Erhaltung der Ruhe und öffentlichen Ordnung. Von den 1. Cor. 21, 18 u. Eph. 4, 11 genannten Aemtern waren die der Apostel, Evangelisten und Propheten nur für die Zeit der apostolischen Pflanzung der Kirche bestimmte; dagegen sind die Aemter der Hirten und Lehrer allezeit für die Kirche nothwendig. Den Hirten kommt die Verkündigung der Lehre, die Verwaltung der Sacramente, das Gebet und die Einsegnung der Ehen zu, was Alles Christus (Matth. 16, 19) mit „Binden“ und „Lösen“, „Deffnen“ und „Schließen“ bezeichnet. Dieses erhellt aus folgendem Schluß: Nur durch Christum können wir in das Himmelreich gelangen; Christum eignen wir uns nur durch den Glauben an; der Glaube kommt allein durch die Predigt und Sacrament, und diese werden durch die Prediger verwaltet. Die Lehrer unterscheiden sich von den Hirten dadurch, daß während jene die heilige Schrift einfach auslegen, diese dieselbe zur Tröstung, Ermahnung, Warnung überhaupt, zur Erbauung der Glieder der Kirche anwenden. — Die zweite Ordnung der

Kirchendiener ist die der Diaconen, denen die Verwaltung und Vertheilung der Kirchengüter obliegt. Die dritte Ordnung ist die des geistlichen Gerichts, welches den Predigern und Ältesten obliegt. — Die Uebertragung der Kirchenämter hat, dem Beispiele der Apostel und der ältesten Kirche zufolge, lediglich durch freie Wahl der geeignetsten Personen vonseiten der Gemeinden zu geschehn. Zur Bestätigung der Wahl ist der von Christus aus dem alten Bunde in den neuen mit herüber genommene Gebrauch der Handauslegung unter Gebet Angesichts der Gemeinde, jedoch ohne allen Aberglauben, zu gebrauchen.

Hierauf handelt Beza von der Ehe, vom Fasten, vom Kirchenbann und vom Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. — Die Enthaltung gewisser Speisen und der Ehe ist keine Bedingung der Seligkeit. Will sich Jemand der Ehe enthalten, und hierin seine Keuschheit bethätigen, so muß diese Enthaltbarkeit im Innersten des Herzens wohnen und die natürliche Begierde muß in ihm, wenn sie sich auch vorübergehend fühlbar macht, doch wesentlich so erdödet sein, daß er nicht brennt, und daher des Heilmittels der Ehe wirklich nicht bedarf. Denn wir wissen aus Gottes Wort und aus eigner Erfahrung, daß die geschlechtliche Enthaltbarkeit eine Gabe ist, die Gott nur Wenigen, und diesen nur für eine gewisse Zeit verleiht. Wenn schon daher die Enthaltbarkeit diejenigen, denen sie gegeben ist, zum Dienste des Herrn in mancher Beziehung geschickter macht, so ist doch die Ehe eine göttliche Ordnung und daher ehrbar in allen Ständen, weshalb sie für Jedermann zulässig ist. — Die Ehescheidung soll nach Gottes Wort als eine Erleichterung für den unschuldigen Theil gestattet werden, so daß sich dieser wieder verheiraten kann. Dagegen sind Ehebruch und Hurerei streng zu bestrafen, und Hurenhäuser sind in einer christlichen Gemeinde in keiner Weise zu dulden. — Das Verbot der Ehe ist somit geradezu als eine Sägung des Teufels anzusehn. Allerdings wird darum den Evangelischen der Vorwurf gemacht, daß sie die Freiheit des Fleisches predigten. Aber schon die Vergleichung der Sitten, welche unter den Evangelischen herrschen mit der Sittenlosigkeit der Papisten widerlegt diesen Vorwurf. Die wahre Enthaltbarkeit wird von den Reformirten nicht getadelt, kann aber eben darum von Niemandem gefordert werden, weil Niemand wissen kann, daß er diese Gabe für immer besitze. Denn was Gott Niemandem verheißen hat, das kann auch Niemand mit Grund hoffen.

Das Fasten muß, wenn es nicht als Heuchelei gelten soll, ein wirkliches Fasten sein. Uebrigens ist es nicht etwas an sich Gott Wohlgefälliges. Geseze für Fasten sind geradezu jüdisch.

Hierauf folgen die ausführlichsten Expositionen über die Gewalt und Disciplin der Kirche. Die Kirchengewalt ist ein Theil jener den Aposteln und in ihrer Person allen wahren Ältesten der Kirche verliehenen Gewalt, welche sich also mittels ordentlicher Berufung zum Kirchendienst vererbt. Hieraus folgt, daß das was die ordentliche Kirchengewalt anordnet, nothwendig von Gott bestätigt wird. — Zur Kirchengucht gehört wesentlich der große Bann,

wodurch Jemand nach Gottes Wort, also auch nach Gottes Willen so aus der Kirche ausgeschlossen wird, daß er dadurch (weil es außerhalb der Kirche kein Heil giebt) dem Satan zufällt. Indessen ist die Wiederaufnahme des Gebannten in die Kirche wieder möglich.

Den Schluß der Schrift bildet die Darlegung der Lehre von der christlichen Obrigkeit, welche als vornehmstes Glied der Kirche vor Allem den Beruf hat, die Kirche in der Ausübung des reinen Bekenntnisses und in der Handhabung der Ordnungen Gottes zu schützen. — Auch das Frauenregiment (welches damals mit Berufung auf Genes. 3, 16 oft als widergöttlich bezeichnet ward) ist in einem christlichen Gemeinwesen vollkommen zulässig.

§ 4.

Der unterdrückte Aufftand zu Amboise.

Inzwischen bereiteten sich in Frankreich Dinge vor, welche dem Protestantismus daselbst vielleicht die glücklichste Zukunft sichern, vielleicht ihn aber auch verderben konnten, die also jedenfalls für ihn verhängnißvoll werden mußten.

Als der gebrochene Lanzenkämpfer Montgomery's, welcher bei dem am 10. Juli 1559 vor der Bastille veranstalteten Turniere dem König Heinrich II. durch das Auge gefahren war, dem Leben desselben ein Ende gemacht hatte, war das Königthum und alle Gewalt im Reiche in die Hände der Guisen*), des ehrgeizigen Herzogs Franz von Guise und des grundverdorbenen Cardinals Carl von Lothringen gekommen**). Des an Leib und Seele schwächlichen, an unheilbarer Skrofulosid leidenden sechszehnjährigen Königs Franz II., dem sie schon vor einem Jahre ihre um ein Jahr ältere, bildschöne Nichte Maria Stuart, verwitwete Königin und Regentin von Schottland angetraut hatten, konnten sie sich, da der willenlose König sich von seiner Gemahlin unbedingt beherrschen ließ, ohne Weiteres bemächtigen***). Alle diejenigen, die ihnen am Hofe im Wege standen, darunter der alte Connetable von Montmorency, wurden in brutalster Weise fortgeschafft, und nur Eine, bis dahin unbeugsam dastehende Macht war vorhanden, die sie niederzuwerfen, oder richtiger, auszurotten hatten, um im Besitze einer absoluten Gewalt zu sein, nämlich die Macht des evangelischen Glaubens. Man hatte bereits gehängt, im Feuer verbrannt, Zungen ausgeschnitten und gepeinigt, daß die Opfer nicht mehr zu zählen waren, und es hatte doch nichts geholfen. Da glaubte

*) Ueber die Personen und Verhältnisse dieses Hauses vergl. Solban, I. S. 213 ff.

***) Die Charakteristik des Cardinals siehe bei Ranke, Franz. Gesch. I, S. 260 ff.

****) Solban, I, S. 286.

man, nur Ein Hauptschlag thue noth, ein Schlag, der Schrecken erzeuge und mit Entsetzen erfülle: Darum ward der edle und hochangesehene Anne du Bourg erwürgt und verbrannt. Aber man täuschte sich abermals; der evangelische Protestantismus war in Frankreich bereits eine Macht geworden, die nicht mehr zu vertilgen war. Denn nicht nur hatte derselbe schon in zahllosen Städten und Dörfern die Mehrzahl der Bevölkerung für sich gewonnen; nicht nur war eine große Anzahl alter, hochangesehener Geschlechter, und unter diesen gerade die hervorragendsten Glieder, wie das edle Bruderpaar aus dem Hause Châtillon, Caspar von Coligny, Admiral von Frankreich, und D'Ardelet, oberster Hauptmann des französischen Fußvolks, Louis von Bourbon, Prinz von Condé, Bruder des Titular-Königs Anton von Navarra *) und Statthalters der Guyenne, Magdalene Gräfin von Roze, Condé's Schwiegermutter, ebenso dessen Gattin Leonore, ferner die classisch gebildete Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Witwe des verstorbenen Herzogs Hercules II. zu Ferrara u. a. m. dem evangelischen Bekenntniß zugethan; nicht nur war die academische Jugend auf den Hochschulen des Reichs von dem neuen geistigen Aufschwung, den der Protestantismus repräsentirte und erweckte, mit Begeisterung ergriffen: vielmehr war in das ganze Leben der französischen Nation ein Streben gekommen, welches sich in vielerlei Weis kund gebend alle gefunden, frischen und freien Lebenskräfte in allen Schichten des Volkes an sich zog, mit dem Geseze des Herkommens und mit der allmählich lächerlich gewordenen Auctorität der Clericei brach und vor Allem Befreiung des Vaterlandes von der Gewalt der Guisen und des Pfaffenthums anstrebte. Nicht Alle, in denen dieses Streben nach Besserung der öffentlichen Verhältnisse sich kund gab, waren als Bekenner des Evangeliums anzusehn; aber der Gedanke, daß vor Allem dem religiösem Leben der Nation geholfen und daß an die Stelle der Priesterauctorität die des lebendigen Gottes und Seines Wortes aufgerichtet werden müsse, war doch der Grundgedanke in dem ganzen Leben und Streben dieser über das ganze Reich zahlreich verbreiteten Partei.

Vielleicht war es gerade der entseztliche Eindruck, den die Hinrichtung Anne du Bourgs machte, was die Evangelischen zu dem Entschlusse trieb, mit Gewalt dem unaufhörlichen Würgen und dem ganzen schändlichen Regiment in Paris ein Ende zu machen. Schon längst waren in den Schließern der Edelleute in aller Stille Berathungen über die Schritte gehalten, die zu thun wären. Viele derselben waren auch nach Genf gekommen, um hierüber Calvins und Beza's gewichtigen Rath zu hören. Beide hatten allerdings von

*) Anton, Herzog von Vendôme, das Haupt des Hauses Bourbon, hatte durch seine Vermählung mit Johanne v' Albret, Margarethens Tochter, das Ländchen Béarn und deren Ansprüche auf das seit 1512 von den Spaniern besetzte Navarra erheirathet. Seit dem Tode seines Schwiegervaters (1555) hatte er mit seiner Gemahlin den Königstitel angenommen.

jeder Art gewaltsamer Auflehnung abgemahnt *). Aber mit Einem Male schlug das lange Zeit im Verborgenen genährte Feuer in hellen, gluthrothen Flammen auf: Der auf einer weitverzweigten Verschwörung beruhende Aufstand zu Amboise (März 1560) erfolgte, — wurde aber auch in dem Blute des protestantischen Adels und der Leute desselben sofort erstickt**).

Als einige Wochen später der alte edle D'Aubigné mit seinem zehnjährigen Sohne durch Amboise und an dem Schlosse des Städtchens, wo die blutigen Gräucl erfolgt waren, vorbeiritt und die noch nicht ganz unkenntlich gewordenen Häupter der abgeschlachteten Edelleute auf den Stangen aufgepflanzt, sammt dem geviertheilten Leichnam la Renaudie's gewahrte, rief er in aufwallendem Zorn mitten auf dem Jahrmarkt und Angesichts der denselben erfüllenden Menge aus: „Sie haben Frankreich das Haupt abgeschlagen, die Bluthunde.“ Nur mit Mühe gelang es ihm und seinem Gefolge, der Wuth des fanatisirten Pöbels, der ihn verfolgte, zu entinnen. Als er aber sich und die Seinen vor weiterer Verfolgung gesichert sah, legte er seinem mitreitenden Knaben feierlich die Hand aufs Haupt mit den Worten: „Sohn, wenn mein Haupt wird gefallen sein, so wirst du das deinige nicht schonen, um jene Ehrenmänner zu rächen, unsre Führer, deren Häupter du so eben gesehen hast. Schonest du es, so soll mein Fluch auf dir ruhen.“

So dachten Tausende edler Männer in Frankreich, die in dem Unglück von Amboise nur eine ernste Mahnung zu demnächstigen einmüthigen Handeln und zu einer durch das ganze Königreich gehenden Erhebung gegen die Gewalt Herrschaft der Guisen sahen. Als Haupt der protestantischen Partei galt der Prinz Condé, der, nachdem er den Händen der Guisen glücklich entkommen war, kühner Gedanken voll, zu seinem Bruder, dem König Anton von Navarra eilte, und sich hier offen und freudig für die Sache des Protestantismus erklärte, während dieser, ein im Aeußeren lebenswürdiger, lebensfroher und galanter Herr, in seinem Herzen wohl mit dem römischen Kirchenwesen gebrochen hatte, aber in seiner Jaghaftigkeit es doch nicht wagen konnte, ein Charakter zu sein. Während daher in Folge des Aufstandes von Amboise die Guisen den König das Edict von Romorantin geben ließen, welches den Prälaten alle richterliche Erkenntniß über alle Verbrechen der Ketzerei aus-

*) Beza schreibt am 12. September 1559 an Bullinger: „Es fehlt nicht an Scävolas, die, wenn eine rechtmäßige Berufung erfolgt, bereit sind, die wahre Freiheit auch mit dem gewissen Tode zu erkaufen. Wir haben aber bis jetzt geantwortet, der Sturm müsse mit Gebet und Geduld überwunden werden, und dann würde der sich nicht unbezeugt lassen, welcher eben erst durch ein so wunderbares Zeichen (nämlich durch den plötzlichen Tod Heinrichs II.) bewiesen habe, was er für seine Kirche nicht bloß thun könne, sondern auch thun wolle.“ Vergl. außerdem Polenz, Gesch. des franz. Calvinismus, B. II. S. 23 ff. — Calvin verglich den Vorfall zu Amboise mit etnem Abenteuer irender Ritter.

***) Solban I. S. 321 ff.

schließlich überließ und die weltlichen Gerichte zur strictesten Vollziehung der von den Prälaten gegebenen Verfügungen und Urtheile verpflichtete *), tröstete sich Anton damit, daß an ihm, dem Prinzen von Gebliit, sich zu vergreifen doch sicherlich Niemand wagen würde.

§ 5.

Der Notablentag zu Fontainebleau.

Wie ein tröstlicher Lichtstrahl fielen damals die Verhandlungen eines vom 21. August 1560 an zu Fontainebleau gehaltenen Notablentages in das düstre Dunkel, welches die Reformirten in Frankreich — eben seit jener Zeit Hugonotten genannt — umgab. Hier wo alle Großen des Reichs — auch die Prälaten — versammelt waren und wo sich gegen acht hundert, meistens evangelisch gesinnte Edelleute in guter Rüstung versammelt hatten, übergab der fromme Admiral Coligny, aus dem Hause Chatillon, dem Könige im Namen „der durch ganz Frankreich zerstreuten Christen“ eine Bittschrift, worin der König ersucht wurde, er möchte eine so große Anzahl seiner Unterthanen, welche bisher nur darum gemißhandelt worden wären, weil sie nach der reinen Wahrheit des Evangeliums leben wollten, in Gnaden ansehen, und ihre Lehre nach der untrüglichen Richtschnur des Wortes Gottes untersuchen lassen, damit jedermann einsehen möchte, wie weit sie von den aufrührerischen und kezerischen Meinungen entfernt wären, die man ihnen zur Last lege. Unterdessen möchte der König die Verfolgung der Evangelischen inhibiren, durch welche sein ganzes Reich von ungerechten und grausamen Richtern mit dem Blute der Unschuldigen überströmt werde. Gegen diese, welche auch ihre Bitten nicht vor den Thron hätten kommen lassen, möchte sie der König, dem sie jederzeit in unverbrüchlicher Treue zugethan wären und sein würden, in gnädigen Schutz nehmen. — Schließlich wurde der König von den Evangelischen gebeten, daß er ihnen gestatten möchte, in gewissen Gotteshäusern die Predigt des göttlichen Wortes anzuhören und die Sacramente zu empfangen; wozu noch der Admiral die Versicherung hinzufügte, er habe sich während seines Aufenthaltes in der Normandie (die er als Statthalter gubernirte) überzeugt, daß in jenem Lande wenigstens fünfzigtausend Menschen bereit wären, diese Bittschriften zu unterschreiben, und daß alle bisherigen Unruhen bloß von den Religionsbedrückungen herkämen **).

*) Charles Drion, Histoire chronologique de l'église protestante de France (Paris, 1855) p. 70 und Solban, I, S. 338.

**) Ueber die Bedeutung dieses Auftretens Coligny's sagt Polenz, II. S. 38 richtig: „Dem Admiral gebührt der Ruhm, der erste freie und öffentliche Bekenner hoher Stellung und vielleicht überhaupt zu einer Zeit gewesen zu sein, da die Verschwörung zu Amboise die heftigste Reaction gegen seine Glaubensbrüder erregt und man schon deren Untergang beschlossen hatte.“

Alle papistisch Gesinnten staunten über das dreiste Vortreten der Evangelischen und über die unerhörte Sprache des Admirals *); aber zwei Prälaten, welche nach demselben auftraten, nämlich Johann von Montluc, Bischof von Valence und der Erzbischof Marillac von Bienne, gaben den Papisten noch Anderes zu hören. Jener rühmte, daß die Religion, welche man verfolgte, von Lehrern herrühre, welche mit der heiligen Schrift wohl vertraut wären und sich durch seltenen Fleiß in der Heiligung auszeichneten, was von den Bischöfen nicht gesagt werden könnte, da dieselben die Pfünden nur als Mittel zur Bereicherung und zum Lebensgenuß ansähen; und dieser forderte mit herediten Worten die scheunigste Einberufung eines Nationalconcils, durch welches die Kirche von dem Verderben, welches an ihren Wurzeln nahe, befreit werden könnte.

Das Resultat der Berathungen war, daß beschlossen wurde, einen allgemeinen Ständetag und ein Nationalconcil zu veranstalten, auf welchem letzteren die so hochwichtige Kirchenfrage definitiv erledigt werden sollte. Die Ständeverammlung sollte am 9. December 1560 in Meaux eröffnet, das Nationalconcil sollte etwa vom 20. Januar 1561 an am Hoflager gehalten werden. Bis dahin sollten alle gerichtlichen Verfolgungen der Ketzerei sistirt, und nur gegen bewaffneten Aufruhr eingeschritten werden. Den Bischöfen wurde aufgegeben, ihre Residenzpflicht zu erfüllen *).

§ 6.

Beza zum ersten Male wieder in Frankreich.

Einstweilen aber gestalteten sich die Dinge anders, als man zu Fontainebleau vereinbart hatte. Mit Bestürzung hörte nämlich der Hof, daß Prinz Condé mit einer Verschwörung umgehe, noch schrecklicher als die von Amboise gewesen sei. Hierzu kam, daß man von Rom und Madrid aus Alles aufbot, um sowohl die Einberufung der Generalstaaten als die Veranstaltung eines Nationalconcils zu hinterreiben. Indem daher der Hof von den zu Fontainebleau gefaßten Beschlüssen gänzlich absah, waren jetzt alle Gedanken dahin gerichtet, wie man sich der Person des Prinzen und anderer gefährlicher Häupter der Hugenottenpartei am sichersten bemächtigen könnte. Zu diesem Zwecke ward beschlossen, die Stände des Reichs nach Orleans einzuladen und die bourbonischen Prinzen dorthin zu locken, zuvor jedoch sich selbst und die Ausführung des entworfenen Planes in Orleans militärisch hinlänglich zu decken.

Vor Condé wurde natürlich der ganze Plan geheim genug gehalten; aber dieser erfuhr doch wenigstens soviel, daß er die Unmöglichkeit, auf friedlichem Wege und durch gütliche Mittel zur Erfüllung der in Fontainebleau gegebenen Zusagen zu gelangen, klar einsah. Die herrschende Camarilla mußte vernichtet

*) Vergl. Solban, I, 360 ff., wo über die Versammlung zu Fontainebleau am besten berichtet wird.

und hierzu mußte König Anton, als Oberhaupt des Hauses Bourbon, verwendet werden.

Eine Anzahl hugenottischer Edelleute ward in das Vertrauen Condé's gezogen; aber Anton erschrak, als er sich plötzlich in einen Strudel hinein-gezogen sah, in welchem er sich nicht zu halten wußte. Daher mußte (der damals neunundzwanzigjährige) Prinz Condé in Nérac, wo Anton residirte, die Ausführung des Planes selbst in die Hand nehmen.

Als Condé demgemäß in Nérac angelangt war, ward das dasige alte Schloß alsbald der Sammelplatz unzähliger Edelleute aus Nah und Fern, welche ab- und zuritten, theils um Condé zu begrüßen, theils um Anton zu einem energischen, kühnen Vorgehen gegen die Guisen anzutreiben. Aber noch immer schien es dem König bedenklich, sich für die neue Religion zu erklären. Indessen ließ sich derselbe doch bereit finden, einen der anerkanntesten Lehrer derselben anzuhören und dann auf eine gründlichere Erwägung der Sache einzugehen. Hierzu aber konnte Niemand mehr empfohlen werden als Beza, ein französischer Baron und das Haupt der Academie in der Metropole des französischen Protestantismus, weshalb Anton sofort an Calvin schrieb, daß er seinen Freund Beza, dessen theologischen Rath er im Interesse der gesammten evangelischen Kirche Frankreichs bedürfe, zur Reise an sein Hoflager veranlassen möchte.

Calvins Rath und Wunsch war für Beza entscheidend, der sich in der gewöhnlichen Kleidung des französischen Edelmanns ungesäumt auf den Weg machte und nach einer mühsamen und gefährvollen Reise, auf welcher er sich mehr als einmal von einer bewaffneten Reitereschaar, die hier oder da ihm entgegenritt oder ihm nachfolgte, schon erreicht und den ihn tödtlich hassenden Gegnern ausgeliefert glaubte, in Nérac anlangte. Es war das erste Mal, daß er nach fast zwölfjähriger Verbannung den vaterländischen Boden wieder betreten hatte. Die Freude, die darüber sein Herz erfüllte, wurde noch erhöht durch das, was er in Nérac gewahrte. Beza traf hier den Prinzen Condé und alle die edlen Männer, welche die Säulen des Protestantismus waren und mit denen er fortan in regstem Verkehr leben sollte; und sich selber sah er von diesen Edlen als die Stütze ihrer Bestrebungen geachtet und geehrt, weshalb er die Seele aller der weitgehenden Verhandlungen war, die jetzt gepflogen wurden. Auch König Anton gab bald seinem eindringlichen klaren und warmen Worte Gehör; und als Beza die Kanzel der Hauptkirche zu Nérac bestieg, sah er dieselbe nicht bloß von dem Hofe und der Bürgerschaft, sondern auch von einer großen Zahl edler Herrn und von der Menge der Kriegsknechte angefüllt. Nur die Königin Johanne D'Albret, die durch einen Religionswechsel ihre zahlreichen Besitzthümer und den frohen Genuß dieser Welt zu verlieren befürchtete, verschloß ihr Herz gegen Beza's Stimme. Und doch war gerade sie erwählt, dereinst eine begeisterte Zeugin des Evangeliums und ein Licht der großen Gemeinde zu werden.

Der Plan, für dessen Ausführung man die evangelischen Edelleute zu gewinnen suchte, war nun der, daß König Anton, der als Oberhaupt des Hauses Bourbon, als nächster Anverwandter des regierenden Hauses Valois, für den Fall des Aussterbens desselben der Erbe des Reichs *) und somit während der Minderjährigkeit des Königs zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berechtigt war, mit ihrer Hilfe, um eine feste Position mitten im Reiche zu gewinnen, sich der Städte Orleans, Bourges, Limoges u. a., die günstig gestimmt waren, bemächtigen, und von hier aus die Einberufung der Generalstaaten bewirken und der Tyrannei der Guisen ein Ende machen sollte. Beza war der Meinung, daß das Alles, mit der nöthigen Umsicht vorbereitet, vielleicht in ganz unblutiger Weise bewerkstelligt werden könnte, und schrieb darüber an Calvin, der die Sache auch seinerseits unterstützen sollte.

Allein mitten im besten Fortgang der Dinge änderte sich mit Einem Male Alles. Im Auftrage der Guisen erschienen nämlich eines Tages der Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Rouen, ein jüngerer Bruder des Königs mit einem Begleiter am Hoflager Antons, der mit seinem Bruder Condé in sehr verfänglicher Weise an den Hof des Königs Franz II. eingeladen und dabei ersucht wurde, Beza und andere Prediger seiner Umgebung mitzubringen. Der entsetzte König Anton, der in der empfangenen Botschaft den Ausdruck aufrichtiger Versöhnlichkeit der Guisen wahrnehmen zu müssen glaubte, wurde durch dieselbe so überrascht, daß er alsbald alle Pläne, mit denen er sich getragen, hinter sich warf und mit der Königin die Messe in der Kirche der Barfüßer besuchte. Auch der junge Prinz Heinrich wurde zum Besuche der Messe gezwungen.

Daß es nur die Absicht der Guisen war, den König und seinen Bruder, womöglich auch dessen geistliche Umgebung in ihre Falle zu locken, und dann die Häupter des Protestantismus mit Einem Male zu Boden zu schlagen, leuchtete allen denen ein, welche mit dem Treiben der Guisen überhaupt bekannt waren, weshalb Anton auf das Dringendste ersucht wurde, der Einladung derselben nicht zu folgen. Aber in heillosen Verblendung beharrte der König bei seinem Entschlusse, die, wie er glaubte, ihm und seinem Bruder dargebotene Hand der Versöhnung anzunehmen, und brach (Ende September) mit diesem und mit ansehnlichem Gefolge auf, um in Orleans, wohin man auch die Stände des Reichs einberufen hatte, mit den Guisen zusammenzutreffen.

Da hoffte man, daß der König noch unterwegs zur Wiederaufnahme seines früheren Planes gebracht werden könnte, wenn von allen Seiten her der Adel mit seinen Leuten zu ihm eilen, er sich also allmählich an der Spitze eines mächtigen Heeres sehen und sich unwillkürlich zu entschlossenem Handeln

*) Das Haus Valois beruhte damals nur auf dem König Franz II. und dessen beiden Brüdern.

gedrängt sehen würde. Und in der That fanden sich schon in Limoges bei tausend Barone ein, welche sich bereit erklärten, unter der Führung Anton's Gut und Blut wagen zu wollen. Dieser antwortete unbestimmt; allein Beza, der hier wahrscheinlich zum letzten Male mit ihm unterhandelte, wußte wie bedenklich es aussah. Daher machte sich derselbe auf, zog hin und her, um alle Streitkräfte, die der guten Sache nutzbar gemacht werden konnten, in Bewegung zu setzen und sie zum Anschluß an König Anton zu vermögen. Außer denen, mit welchen Beza jeweilig verhandelte, und denen er sich zu erkennen gab, um alsbald seine Wanderung fortzusetzen, wußte damals Niemand, wo derselbe war. Auch Calvin war ohne alle Kunde von ihm und sprach in Briefen an Freunde die Sorge aus, die ihm wegen Beza auf dem Herzen lag, — als dieser plötzlich zur freudigsten Ueberraschung Calvins und der Seinen, im Anfange des November 1560 in Genf eintraf. Freilich war es nichts Erfreuliches, was Beza zu berichten hatte. König Anton hatte schließlich den von allen Seiten sich um ihn schäarenden Edelleuten eröffnet, daß er sich nach Orleans an den Hof des Königs von Frankreich, um an dem dahin ausgeschriebenen Ständetag Theil zu nehmen, begeben werde, und hatte die ihn begleitenden Edelleute aufgefordert, ruhig auf ihre Burgsitze zurückzukehren. Der ganze Plan, dessen Gelingen in den Augen der protestantischen Partei schon gesichert zu sein schien, war somit vereitelt. Mit Entrüstung lehrten die Edelleute dem unmännlichen Könige den Rücken, und Beza mußte nun selbst dafür sorgen, daß er unentdeckt den Rückweg in die ferne Heimat fand. Drei Wochen lang ritt Beza zur Nachtzeit auf Umwegen der Grenze zu, am Tage sich mit Mühe verbergend, bis er endlich den Genfer Boden glücklich erreicht hatte.

Calvin war trostlos, als ihm Beza erzählte, wie schmäzlich die schönsten Hoffnungen des Protestantismus in Frankreich durch die Feigheit des Königs von Navarra vereitelt wären. „Beza wird dir selbst einen summarischen Bericht über seine Reise erstatten“, schrieb er traurigen Herzens an Bullinger; „sie wollen sich nicht rathen lassen, sie, die wir so gern gerettet sehen wollten, obgleich wir uns nicht sowohl nur ihretwegen als vielmehr um der ganzen Kirche willen so vieler Mühe unterzogen haben. Der König von Navarra hatte mich, wie ich dir schrieb, von freien Stücken angegangen und bat mich auf das Höflichste, man möchte ihm Beza zuschicken. Hätte man ihm eine abschlägige Antwort gegeben, so möchte ich das Geschrei hören, das alle Gläubigen jetzt erheben würden. An uns, würde man sagen, habe es gelegen, daß nicht Alles einen glücklichen Ausgang genommen. Man hätte uns nicht allein der Furchtsamkeit, sondern der Treulosigkeit und Grausamkeit angeklagt. Beza hat bei dieser Gelegenheit nicht allein mit aller Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit unglaublicher Standhaftigkeit alles nur Mögliche geleistet. Hundert Vorschläge und Pläne wurden hundertmal geändert. Endlich geschah, was jetzt Alle sehen, nämlich daß der König von Navarra und sein

Bruder in's Verderben rennen wollten. Wäre man uns gefolgt, so hätten sie ohne einen Tropfen vergossenen Blutes der Sache leicht eine andere Wendung geben und durchgreifen können. Denn das war immer unsre Absicht. Jetzt hat sich aller Orten die verzweifelte Muthlosigkeit der Gemüther bemächtigt, weil die Kriegsbrotten allenthalben wie in Feindesland haufen."

Es mußte nun erfolgen, was nicht mehr abzuwehren war; aber Eine Freude, auf welche Beza am wenigsten gehofft hatte, ward diesen und allen Befennern des Evangeliums zu Theil: Die Königin von Navarra, Jeanne d' Albret, welche sich gegen alle Ermahnungen zur Erkenntniß des Glaubens geküßentlich verschlossen hatte, war plötzlich durch die stillwirkende Macht der Predigt Beza's und des evangelischen Lebens und Strebens, welches sie umgab, zur lebendigsten Erkenntniß des seligmachenden Wortes so erweckt worden, daß sie — die Deborah des Evangeliums am französischen Königshofe genannt, — während über den Häuptern der Evangelischen eine immer düsterer und dunkler werdende Nacht heraufzog, mit ihrem freudigen Bekenntniß wie ein hellstrahlendes Licht in der Nacht erschien.

„Die Königin von Navarra“ (so erzählt uns der Verfasser der *Histoire ecclési.* 1, S. 326) zog „nach der Abreise ihres Gatten nach Béarn zurück, woselbst ihr in wenigen Tagen die Kunde von der Gefangennehmung des Prinzen, den Verschwörungen gegen ihren Gatten, sowie auch Nachricht von den Berathschlagungen zukam, die man in Spanien über die Art und Weise machte, wie man ihr unter der Hand ihr Fürstenthum Béarn und den Rest von Navarra wegnehmen könnte. Als sie nun sah, daß alles Vertrauen, welches sie auf Menschen gesetzt hatte, eitel und alle menschliche Hülfe dahin sei, da wurde sie von der Barmherzigkeit Gottes im Innersten ergriffen und nahm in Demuth unter vielen Thränen ihre Zuflucht zum Herrn als zu ihrem einzigen Hort. Sie gelobte, Seine Gebote zu halten dergestalt, daß sie sich zur Zeit ihrer größten Bedrängniß öffentlich zur reinen Lehre bekannte und darin durch Franz le Guay, genannt Boisnormand, und Henry, die treuen Diener des Evangeliums gestärkt wurde. Darauf alles Zukünftige der göttlichen Fürsorge und Gnade anheimstellend, faßte sie einen männlichen Entschluß und hochherzigen Muth, begab sich in ihre Festung Navarra und versorgte dieselbe mit Lebensmitteln für lange Zeit. Hier erfuhr sie die Krankheit des Königs (Franz II.) und bald darauf seinen Tod. Kurz nach dieser Botschaft, am darauf folgenden Weihnachtsfeste legte sie abermals ein lautes, deutliches Bekenntniß ihres Glaubens ab und nahm Theil in der Gemeinde am Abendmahl des Herrn; und bald darauf übersandte sie dem Könige (ihrem Gatten) das von ihr selbst verfaßte, geschriebene und unterzeichnete Glaubensbekenntniß; denn sie besaß eine seltene Begabung des Geistes.“

Da sah Beza, wie der Herr zu segnen wußte, was er, anscheinend erfolglos, am Hofe Nérac gethan hatte.

§. 8.

Genfer Zustände. — Beza gegen Gesshus.

Als Beza nach einer Abwesenheit von drei Monaten nach Genf zurückkehrte, fand sich um dieselbe Zeit eine so große Menge flüchtiger Franzosen, insbesondere von Adel, daselbst ein, daß selbst, als sich die Verhältnisse in Vaterlande gebessert hatten, und schon viele Barone zu ihren Burgsitzen zurückgeehrt waren, mehrere von Zürich empfohlene junge Leute dennoch kaum in der Stadt untergebracht werden konnten. Für die Förderung evangelischen Bewußtseins und Lebens in Frankreich war dieser vorübergehende Aufenthalt so vieler flüchtig gewordenen französischer Edellente und anderer Hugenotten in Genf von hoher Wichtigkeit. Denn zum ersten Male sahen dieselben ein Gemeinwesen, in welchem der Geist des reformirten Protestantismus durch alle Lebensbeziehungen hin fest und bestimmt ausgeprägt war; und zum ersten Male erhielten die Meisten unter ihnen Gelegenheit, in den häufigen Predigten, im Umgange mit den Lehrern der Kirche zu Genf und mit gebildeten Gemeindegliedern und durch die Zugänglichkeit literarischer Hülfsmittel daselbst sich eine bestimmtere Kenntniß des reformirt-kirchlichen Lehrbegriffs zu verschaffen; so daß als die Flüchtlinge es wagen durften, nach Frankreich zurückzukehren, in ihnen eine zahlreiche Schaar evangelischer Sendboten der Heimat zugeführt wurden, — zumal da nicht Wenige von denen, welche nach Genf geflüchtet waren, sich dort das Predigtamt gradezu als Lebensberuf erwählt haben.

Schon dieser Zusammenfluß so vieler Fremden in Genf, von denen jeder, als um des Glaubens willen flüchtig geworden, mehr oder weniger sich dazu berechtigt erachtete, die besondere Fürsorge, oder wenigstens die Zeit der Kirchenhäupter zu Genf für sich in Anspruch zu nehmen, führte für Beza ein Uebermaß von Beschäftigung herbei. Hierzu kam noch, daß während seiner Abwesenheit mancher seiner Kollegen durch die Pest hinweggerafft war, wodurch ihm ebenfalls vielerlei Arbeit und Sage erwuchs. Indessen trug Beza das Alles leicht und gern; aber schwer, sehr schwer traf es ihn, als er um diese Zeit auch von dem Tode seines lieben Lehrers und Erziehers Wolmar hörte. In einem Briefe (vom 23. Januar 1561) an seinen Freund Blaurer lesen wir Beza's Klage über diesen großen Verlust, den er erlitten: „So ist denn wirklich unser Wolmar sammt seiner Gattin uns vorgegangen in den Himmel! — In das unabänderlich Geschehene mit Geduld sich schicken, wie der Dichter sagt, ist das was allein uns übrig ist. Doch nein, nicht allein mit Geduld, sondern auch mit dankbarem Sinne sollen wir uns dem unterwerfen, was nicht geändert werden kann und soll, weil ja unseres Gottes Wille der allgerichtigste ist. So möge er uns denn vorgegangen sein und ein liebes Andenken in unserem Herzen hinterlassen haben, bis wir selbst

einst nach glücklich vollendetem Laufe unseres Lebens mit ihm wieder zusammenkommen.“ Indessen trotz dieser Bekümmernisse und trotz der ihn drückenden Last der Berufsarbeit fand Beza noch Freudigkeit und Muße genug zu freier literarischer Thätigkeit. Damals hatte T i l e m a n n H e s h u s , einer der widerwärtigsten und anmaßlichsten Pfaffen, über welche die Geschichte der lutherischen Kirche berichtet, eine gegen Calvin und Bullinger gerichtete Streitschrift „Von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl des Herrn gegen die Sacramentirer (Nürnberg, 1561)“ veröffentlicht. Die Polemik, welche Heshus in dieser Schrift produzierte, war in den Augen Beza's so roh und ungeschlacht, daß dieser, obchon das Pamphlet unmittelbar ihn selbst gar nicht berührte, sich unwillkürlich zu einer Abfertigung des Verfassers veranlaßt fühlte. Denn es dünkte ihn fast, als habe er hier einen Mann vor sich, wie weiland Peter Lysset war. Trotz eines fieberhaften Katarakhs, der ihn quälte, machte sich daher Beza gegen Ende des Jahres 1560 an die Arbeit und schrieb seine beiden Dialoge „Fleischfresserei (κρεωφαγία) oder der Cyclop“ und „die Eselschlüsse (ὄνος συλλογισόμενος) oder der Sophist,“ wozu er noch eine besondere Abstersio calumniarum, quibus aspersa est ecclesia genevensis a Tilem. Heshusio hinzufügte. Die in den Dialogen agirenden Personen sind der Müller (molitor), dem der Esel gehört, Eusebius, der in der Verhandlung eine vermittelnde Sprache führt, Heshus, der mit Namen genannt wird und so plump wie möglich sich expektorirt, und Theophilus (Beza), dessen wissenschaftliches Raisonnement und sarkastischer Spott überall den Sieg davonträgt. Die innern Widersprüche, in welche das lutherische Dogma von einem mündlichen Verspeisen und Verschlucken der himmlischen Gabe des Leibes Christi verwickelt ist, werden in ihrer ganzen, das christlich-religiöse Bewußtsein verlegenden Weise bloßgelegt.

Die sarkastische, in Hohn und Spott sich ergehende Polemik, welche Beza in dieser Schrift gegen Heshus anwendet, ist freilich nicht der Ton, in welchem kirchliche Streitfragen verhandelt werden sollen. Indessen ist zu beachten, daß Beza den in der rohesten Unmanierlichkeit und Unwissenschaftlichkeit sich spreizenden Gegner gar nicht als einen Anwalt einer kirchlichen Geistesrichtung, sondern als einen „asinus“ ansah, dessen individuelle Bornirtheit und Rohheit ihm ein ganz willkommenes Gegenstand seines launigen Witzes war. Aber dennoch hätte Beza den Ton, den er in seinen Dialogen angeschlagen hat, nicht gebrauchen sollen, und vielleicht ist es eben daher (abgesehen von dem körperlichen Uebelbefinden, an welchem er litt) zu erklären, daß in den Dialogen sein Witz nicht immer der glücklichste ist.

Vierter Abschnitt.

Beza als Führer des Protestantismus in Frankreich.

§ 1.

Mehrfacher Umschwung der Dinge in Frankreich. — Vorbereitung des Religionsgespräches zu Poissy.

Als Anton von Navarra und der edle Prinz Condé nach Orleans und in die Hand der Guisen gekommen waren, mußte nothwendig irgendwie eine Katastrophe erfolgen; denn es war eben von den Guisen auf eine solche abgesehen. Die Katastrophe kam auch sofort, aber sie verlief anders, als dieselben gehofft hatten.

Die beiden fürstlichen Brüder waren kaum in Orleans eingetroffen, als sie auch sahen, daß sie blindlings in die Falle gegangen waren: Der Prinz Condé, der um jeden Preis fortgeschafft werden sollte, wurde sofort verhaftet und König Anton mußte es sehen, wie er mit hohnlachender Verachtung behandelt und auf jedem Schritt und Tritt beobachtet ward. Der Gerichtshof, vor welchen Condé gestellt wurde, war so zusammengesetzt, daß der Spruch des Gerichts nicht zweifelhaft sein konnte. Mit ihm sollte eine Anzahl Anderer, die als Hugenotten und als Männer von Intelligenz und Ehre, Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit den Guisen im Wege standen, enthauptet werden. Denn zur Befestigung ihrer Gewalt Herrschaft mußten die Guisen einen Akt vollziehen, der das Herz der ganzen Nation erbeben machte und der alle Männer von oppositioneller Richtung mit Entsetzen zurückschreckte. Damit auch der achtzehnjährige König einigermaßen als Mitvertreter des von den Oheimen projectirten Actes ersahen, war demselben die Aufgabe zugewiesen, daß derselbe bei demnächstiger Begegnung mit König Anton mit demselben Handel anfangen, und ihn in scheinbarer Wuth mit dem Degen durchbohren sollte. Der König hatte auch die Rolle übernommen, suchte sie auch wirklich auszuführen, wußte es aber doch nicht recht fertig zu bringen.

Somit schien es, als wäre das Grab des Protestantismus in Frankreich gegraben; denn man wußte, daß die Zwingherrs, wenn es nöthig wäre, auch das Blut von Tausenden und aber Tausenden erbarmungslos vergießen würden. — Die evangelische Gemeinde zu Orleans stand damals mit Fasten und Gebet vor dem Angesicht des Herrn und trug ihm ihre Noth vor, wie es die Muttergemeinde zu Paris angeordnet hatte.

Aber nur wenige Tage vergingen, da war das Gebet erhört; denn „der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht“ (Ps. 121, 4).

An demselben Tage (5. Decbr. 1560), an welchem König Franz II. zum zweiten Male es versuchen wollte, an Anton von Navarra zum Mörder zu werden, traf ihn der Herr, und bald darauf hatte sein Leben ein Ende. Mit Einem Schläge sahen sich daher die Guisen ihrer Macht beraubt; denn sie waren nicht mehr die Oheime des Königs. Der zehnjährige Karl IX. folgte. Die nöthige Regentschaft, welche angeordnet werden mußte, wurde zwar nicht, wie es die Ordnung erforderte, einem Prinzen von Geblüt, sondern der herrschsüchtigen, verschlagenen, treu- und glaubenslosen Königin-Mutter Margaretha von Medici*) übertragen. Aber in der Hauptsache war dieses, vorläufig wenigstens, gleichgültig. Denn die Verhältnisse waren nun einmal von der Art, daß Katharina, welcher nachher Anton von Navarra als Lieutenant-général des Königreichs zur Seite trat, den Hugonotten Concessionen machen mußte. Die colossale Staats- oder Kronschuld, welche in der letztverfloffenen Zeit aufgehäuft war, konnte nur dadurch vermindert werden, daß die Hierarchie von ihrem Ueberflusse ein bescheiden Theil abgab, und dieses war nur dann zu erreichen, wenn die Regierung die starke Partei der Hugonotten für sich gewann und deren Stimme auf dem Reichstage dem Klerus gegenüber sich nutzbar machte.

Am 13. Decbr. 1560 wurde die Ständerversammlung zu Orleans eröffnet**). Laut und dringend forderte der dritte Stand eine prinzipielle Umgestaltung der Kirchenverfassung. Die Pfarrer sollten gelehrte und fromme Männer sein und von den Gemeinden gewählt werden; an der Wahl der Bischöfe sollten die Pfarrer der Städte mit den Notablen Theil nehmen. Von den geistlichen Gütern sollte ein Dritttheil zum Unterhalt der Geistlichen, ein Dritttheil zur Armenpflege, ein Dritttheil zum Kirchen- und Schulbau verwendet werden.

Noch weiter ging der Adel in seinen Forderungen. Man verlangte geradezu eine Reform der Kirche im Geiste des evangelischen Protestantismus. Eine Remonstranz des Adels aus 52 Amtsbezirken in der Normandie, Guyenne, Poitiers, Toulouse, Bretagne klagte darüber, daß die Priester

*) Genau und treffend wird dieselbe von Solban, I, S. 383 ff. charakterisirt.

***) Ueber die Verhandlungen zu Orleans vergl. Ranke, Französische Gesch. S. 224 ff. und Solban, I. S. 394 ff.

nicht mehr Gottes Wort predigten, und forderte ein freies Nationalconcil, auf welchem nur die canonischen Bücher des alten und neuen Testaments richterliche Geltung haben sollten.

Indessen kam es auf dem Ständetag doch zu nichts. Die Versammlung ward aufgelöst, und mit der Aussicht auf eine demnächst zu berufende Reichsversammlung vertröstet. Von einem Nationalconcil war keine Rede. Einstweilen sollte Alles beim Alten bleiben.

Da erließ die Staatsregierung die Aufforderung an die Prälaten, am 20. Juli zu gemeinsamen Berathungen behufs Einrichtung eines National- oder allgemeinen Concils zusammenzutreten. Zuvor jedoch sollte ein Gesetz publicirt werden, welches geeignet wäre, die Ausführung dessen, was die Prälaten beschließen würden, sicher zu stellen. Vom 23. Juni an bis zum 11. Juli beschäftigte sich das Parlament zu Paris mit der Ausarbeitung dieses Gesetzes. Endlich erschien das sogenannte Juli-Edikt. Dasselbe verbot alle Zusammenkünfte, insbesondere zur Feier der Sacramente in nicht katholischer Form, sei es mit Waffen oder ohne Waffen, bei Strafe des Todes und der Confiscation aller Habe.

Allerdings konnte dieses Edikt, abgesehen von Paris, fast in keiner größeren Stadt des Reiches zur Verkündigung gebracht werden, und fast nirgends ließen sich die evangelischen Gemeinden durch dasselbe stören; aber dieselben sahen doch alle die schönen Hoffnungen, denen sie sich in Folge der Beschlüsse von Fontainebleau hingegeben hatten, mit Einem Male wieder zu Grabe gehen, und es graute ihnen bei dem Gedanken an den Wiederbeginn der entsetzlichen Verfolgungen, die sie bereits erfahren hatten. Da es ihnen daher nicht vergönnt sein sollte, auf einem allgemeinen Nationalconcil, dessen Veranstaltung in Fontainebleau versprochen war, von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen, so glaubten sie dieses zu ihrer Rechtfertigung und zur Abwendung der auf's Neue drohenden Gefahren unmittelbar vor der Königin-Mutter, in deren Hände die Zügel der Regentschaft gekommen waren, thun zu müssen. Der gefeierte Prediger der Gemeinde zu Rouen, Augustin Marlorat*), übernahm es darum eine Erörterung der wesentlichsten Streitpunkte der beiden kirchlichen Parteien, welche als eine Apologie des Bekenntnisses der reformirten Kirchen Frankreichs der Königin-Mutter übergeben werden sollte, aufzusetzen. Marlorats Schrift**) umfaßt

*) Ueber A. Marlorat vergl. die notices biographiques in dem Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français, 1858, p. 83—118.

**) Da dieselbe gänzlich unbekannt ist und von keinem Historiographen der hier dargestellten Ereignisse erwähnt wird, so halte ich es für nöthig, über diese Schrift genauere Auskunft zu geben. Der französische Titel lautet: Remonstrance a la royne mere du roy, par ceux qui sont persecutez pour la parole de Dieu, en laquelle ils rendent raison des principaux articles de la religion, et qui sont aujourdhuy en dis-

unter dem Titel „Remonstrance an die Königin, des Königs Mutter, seitens derjenigen, welche wegen des Wortes Gottes verfolgt werden, worin sie Rechenschaft ablegen von den Hauptartikeln der Religion, welche heutigen

pute p. A. M. — MDLXI (130 J. in klein 8^o). Den Eingang der Schrift bildet (S. 1—11 b) ein ausführliches Vorwort *A tres-haute et tres-puissante princesse, la royne de France*. Darin sagen die Evangelischen: Der zu Fontainebleau gefasste Beschluß, zur Entscheidung der vorhandenen Religionsstreitigkeiten ein Nationalconcil zu veranstalten, ist nicht zur Ausführung gekommen. Wir wagen es daher, zu Eurer Güte unsre Zuflucht zu nehmen. Wir rebelliren nicht gegen die Obrigkeit. Aber darum dürfen auch gegen uns keine Gewaltmaßregeln angewendet werden, weil durch dieselben nur Heuchelei hervorgerufen würde. — Unsre Gegner sind keine wahren Hirten; denn sie verdammen den Gebrauch der heiligen Schrift. — Man vergleicht uns mit den falschen Propheten; aber dieses Bild paßt nur auf unsre Gegner. — Die Fürsten dürfen freilich die falschen Propheten nicht im Lande dulden, müssen aber selbst die Angeklagten anhören. — Man sagt uns nach, daß wir Freiheit des Fleisches (der Hurerei) verlangten, daß wir in communistischem Interesse das Verderben des Königs und des Adels wollten und daß wir Vorläufer des Antichrists wären. — Aber diese Anschuldigungen sind Lügen. — Wir sind keine Häretiker. Denn wir halten uns streng an die heilige Schrift. Darum sollen uns auch unsre Gegner aus der heiligen Schrift antworten. Können sie uns Widersprüche mit derselben nachweisen, so sind wir bereit, dieselben fallen zu lassen. — Aber um unparteiische Beurtheilung müssen wir bitten.

Hierauf folgt der erste Abschnitt der Remonstrance (11 b—20 b): Wir glauben an den lebendigen dreieinigen Gott, und glauben daher, daß wir nur in Christo eine lebendige und lebendigmachende Erkenntniß und Gemeinschaft Gottes haben können. — Da aber Gott ein unsichtbarer Geist ist, so ist derselbe nicht mit äußeren Ceremonien zu ehren und zu versöhnen. — Um das, was wir zu opfern und darzubringen haben, dürfen wir nur den heiligen Geist, der sich darüber in der heiligen Schrift erklärt hat, befragen. — Wir müssen darbringen 1) ein niedergeschlagenes, gedemüthigtes, zertrüschtes Herz und 2) ein Herz voll hingebender Liebe zu den Brüdern. — Der Tempel dieses Opfers ist unser ganzer Mensch, an Leib und an Seele, der Altar ist Jesus Christus, der Weihrauch sind die Gebete, das Weihwasser die Gnade des heiligen Geistes, die Bilbor die Glieder Jesu Christi, das gesegnete Brod der Leib und das Blut des Herrn. — Da aber die heilige Schrift die Gegner nicht befriedigen kann, außer wenn dieselbe von den Kirchenvätern autorisirt ist, so ist dieses mit (angezogenen) Aussprüchen der Väter zu erhärten. — Es ist also kein Grund vorhanden, uns wegen Gotteslästerung zu verfolgen und zu tödten. Denn wir leben und wir dienen Gott so wie es die heilige Schrift befiehlt und wie es von den Vätern der alten Kirche gesehen ist.

Article de la messe (21 a—50 b): Die Messe ist nicht von Christus eingesetzt. Nur Christus kann uns vor Gott vertreten; nur Christi eigne Aufopferung seines Leibes und Blutes am Kreuze kann uns von unsrer Schuld befreien und von allen unsern Sünden reinigen; nur durch den Glauben an Christum und durch das Vertrauen auf Ihn können wir uns

Tages freitig sind“ vier Hauptabtheilungen von der Verehrung und Ver-
söhnung Gottes, von der Messe, vom Abendmahl, vom Fegfeuer und von
den Heiligen (und Bildern).

das Verdienst des Leibes Christi aneignen. — Unse Gegner werden leicht zu Götzdienern, wenn sie das Sacrament anbeten. Daher beten wir nicht das Sacrament des Altars, sondern Christum an, der im Himmel zur Rechten des Vaters erhöht ist. — Das Zeichen des Kreuzes zu machen, ist unnütz, denn es hat keinen Zweck. — Die Gegner sprechen von Opfern und Gaben, die sie Gott darbringen, obgleich sie deren keine haben. Es ist daher auch unnütz, zu Gott zu beten, daß er durch Engel diese Gaben in den Himmel tragen lasse. Denn wir haben keine andre Gabe, als Christum selbst, der ja schon im Himmel ist; und außerdem kommt es uns als unwürdigen Geschöpfen nicht zu, Christum auf's Neue darzubringen. — Daß Jacobus die Messe eingesetzt habe, kann nicht bewiesen werden. — Schluß: Unse Gegner können sich zur Rechtfertigung der Messe nicht auf Christum und die ältesten Väter berufen; und wenn sie die „guten Wirkungen ihrer Lehre“ rühmen, so antworten wir, daß wir auch ohne die Messe fertig werden können. —

Article de la cène (50 b—69 b): Wir sind mit den Gegnern darüber einverstanden, daß Christum selbst dieses Sacrament eingesetzt hat, welches sie das Sacrament des Altars, wir das heilige Mahl und die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu Christi nennen. Ebenso stimmen wir darin miteinander überein, daß in diesem heiligen Mahle Jesus Christus gegenwärtig ist und seinen Leib und sein Blut darbietet und giebt. Wir bekennen auch gemeinsam, daß wie Brot und Wein Nahrungsmittel des Leibes zur Erhaltung des leiblichen Lebens sind, ebenso Christum mit der Substanz seines Leibes und Blutes unse Seelen zum ewigen Leben ernährt und erhält; daß Christus in diesem Sacrament uns mit sich vereinigt und uns dadurch alle Seine Güte, Verdienste und Wohlthaten, Leben und Auferstehung mittheilt. Also in der Hauptsache stimmen wir mit den Gegnern völlig überein. Dagegen leugnen wir, daß Christi Leib und Blut vom Priester auf's Neue geopfert werde; denn dieses widerspricht dem absoluten Verdienste und Werke seines einmaligen Opfertodes. Auch leugnen wir die Transsubstantiation und den leiblichen Genuß des Leibes und Blutes Christi. — Die Worte „das ist mein Leib“ sind sacramentlich, bildlich zu verstehen. Fällt das Zeichen hinweg, so fällt auch der Begriff des Sacramentes. — Der wiedergeborene Mensch bedarf einer geistlichen Speisung seines neuen Lebens. Diese gibt uns Christus selbst, welcher unser geistliches Lebensbrot ist. In diesem Sinne sagt daher Christus auch: „Das Brot ist mein Leib,“ d. h. der heilige Geist bewirkt (opération) durch dieses Brot und diesen Wein dasselbe, was das lebendige Fleisch Christi, wenn es genossen, bewirken würde. — Oft gibt der heilige Geist den sichtbaren Zeichen den Namen der bezeichneten unsichtbaren Sache, um uns der Erfüllung seiner Verheißung ebenso gewiß zu machen, als aus der Empfang des Zeichens, welches dieselbe vertritt, gewiß ist. — Wie das Taufwasser Wasser bleibt, so verändert sich das Brot wohl der Bestimmung und Wirkung nach, aber nicht der Substanz nach. — Die Gegner können mit Nichts beweisen, daß es Gottes Wille ist, das Abendmahlbrot in den Leib Christi

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese Erklärung im Herzen der Königin-Mutter den Entschluß reifen ließ, die beiden kirchlichen Parteien zu einem Religionsgespräch zusammenzuführen. Indessen fehlt hierüber jede bestimmte Nachricht.

Aber rascher, als man erwartet hatte, änderte sich die ganze Lage der Dinge.

zu verwandeln. Außerdem verfloßen dieselben mit dieser ihrer Lehre gegen zwei Glaubenssätze, nämlich 1) daß der Körper Christi wahrer Körper, gleich dem unsrigen ist, nur daß er nicht der Sünde dient; und 2) daß Christus aufgefahren ist gen Himmel.

Article du purgatoire (70 a — 85 b): Das Opfer Christi, wie es in der Messe dargebracht wird, kann den Todten nicht zu Gute kommen, weil sie keinen Glauben haben. — Die Lehre der Gegner, daß die nach der Taufe begangenen Sünden im Fegefeuer gesühnt werden müßten, widerspricht der heiligen Schrift. — Thatsächlich zeigt sich die Verwerflichkeit dieser Lehre darin, daß sie von den Gegnern nur zum Geldwerb, also zu schrecklicher Vernehrung des Namens und Wortes Gottes gebraucht wird.

Des sancta (85 b — 125 a): Die Gegner vernehren den Namen Christi, wenn sie in der Messe Gott um Erhörung ihres Gebetes bitten wegen des Verdienstes und der Vermittlung der Heiligen. Denn unser Vertrauen sollen wir allein auf den Herrn setzen. — Aus dem Glaubensartikel von der Gemeinschaft der Heiligen läßt sich die Lehre von dem Mittlerthum der Heiligen nicht ableiten. — Der Papst kann durchaus nicht wissen, ob die von ihm canonisirten Heiligen wirklich im Paradies sind. — Sollen die Heiligen wirklich für uns beten, so befehlt doch die Schrift, allein Gott anzurufen; denn nur auf Gott steht unser Glaube. — Man kann die Heiligen auch darum nicht anrufen, weil sie nicht allgegenwärtig sind. — Die Todten sehen nichts von dem, was im Leben vorgeht. — Wir wissen aus der Schrift, daß Gott das Gebet des Glaubens erhört um des Einen Mittlers, welchen wir haben, und dieser Eine Mittler ist Christus.

Der Bilderdienst ist von Gott ausdrücklich verboten. Auch ver trägt es sich nicht mit der Ehre, die wir Gott schuldig sind, daß wir uns vor Menschenwerk beugen. Gott will, daß unsre Herzen im Gebet nur auf ihn selbst gerichtet seien. — Wir bedürfen der Bilder auch nicht zum Unterricht des gemeinen Volkes, wie die Gegner behaupten; denn dazu haben wir den Himmel und die Erde, das Wort Gottes, die Sacramente und das innere Licht des heiligen Geistes. — Verufen sich die Gegner auf die Auctorität der Concilien, so antworten wir mit der Auctorität der heiligen Schrift, welche über dem Ansehn der Concilien steht.

Schluß (125 a — 130 b): Indem wir alles bisher Vorgetragene zusammenfassen, bitten wir die Königin, unsre Lehre unparteiisch zu prüfen. Insbesondere bitten wir, in Gemäßheit der zu Fontainebleau gefaßten Beschlüsse, unsre Prediger mit den Gegnern zu einem Gespräche zusammenkommen zu lassen und diese Remonstrance mit der Antwort der Gegner auf dieselbe, sowie die Replik und Duplik, welche darauf erfolgen wird, durch den Druck zu veröffentlichen, damit die Wahrheit für Jedermann an das Licht komme.

Die in Aussicht gestellte neue Versammlung der Generalstaaten wurde wirklich ausgeschrieben, und in Folge dessen trafen die Deputirten des Adels und des dritten Standes, da sich der Hof zur Zeit in St. Germain-en-Laye aufhielt, allmählich in dem benachbarten Pontoise ein, während die Prälaten zu besonderen Berathungen nach dem ebenfalls nahe gelegenen Poissy beschieden wurden. Sofort trat der Adel mit seinen reformatorischen Forderungen noch energischer als früher hervor. Auch der dritte Stand schloß sich demselben an. In einer Eingabe desselben wurde der König ersucht, binnen drei Monaten ein freies Nationalconcil einzuberufen, diesem selbst zu präsidiren, Niemandem eine Stimme zu geben, der ein persönliches Interesse an der Sache nehme, alle strittigen Artikel allein nach dem Worte Gottes feststellen zu lassen und einstweilen allen Verfolgungen Einhalt zu thun*).

Das Drang durch, und zwar um so mehr, als grade damals der Herzog Christoph von Württemberg bei König Anton von Navarra die Veranstaltung eines Religionsgespräches auf das Dringendste begehrt hat. Zwar ein eigentliches Nationalconcil einzuberufen — welches factisch eine Opposition gegen das öcumenische Concil zu Trident gewesen sein würde, — wagte man nicht. Aber man entschloß sich, eine Prälatenversammlung und ein Colloquium zu veranstalten, welche beide die Stelle eines Nationalconcils vertreten sollten. In diesem Gespräche sollten die Anhänger der „neuen Lehre“ ihre Desiderien vortragen und sich mit den Prälaten wegen Abstellung der kirchlichen Mißbräuche verständigen. Der Ort dieses Colloquiums sollte Poissy sein, wo die Prälaten bereits versammelt waren. Zugleich wurde für die Verhandlungen zu Poissy, wie es schien, die breiteste Basis in Aussicht gestellt. Denn ein offener Majestätsbrief vom 25. Juli 1561, der allenthalben unter Trompetenschall verkündigt wurde, machte bekannt: Ein jeder Untertban, der in Sachen der Religion etwas zur Sprache zu bringen hätte, weß Standes er auch sei, könnte, unter feierlicher Zusicherung Geleites, zu Poissy erscheinen, und sollte vor der Versammlung gehört werden.

Das Gespräch sollte in aller Kürze eröffnet werden, und die Hugenotten erkannten, daß schon mit der Anordnung desselben an und für sich zwar viel gewonnen sei, daß aber noch unendlich mehr gewonnen werden könnte, wenn die Gunst einer vielleicht nur kurzen Zeit in kluger Weise benützt werde. Vor Allem bedurften die Evangelischen — das erkannten Alle — einen Sprecher, der als eine Auctorität der Kirche hingestellt werden könnte, der Bildung, Klugheit und Haltung genug besäße, um auch da mit voller Energie die ewangelische Wahrheit vertreten und zur Geltung bringen zu können, wo die Regeln höflichen Anstandes dem Worte so oft Gewalt anthun.

*) Ranke, Französische Gesch. im 16. und 17. Jahrhundert. S. 231. — Soltau, I, S. 434.

Hierzu war aber Niemand geeigneter, als Beza, weshalb unter den Evangelischen zu Paris sofort der Gedanke reifte, daß derselbe um jeden Preis zur Reise nach Poissy vermocht werden müsse. Insbesondere war es Admiral Coligny, der für diesen Gedanken, von dessen Ausführung er sich Großes versprach, schwärmte. Um die Mitte des Monats Juli (1561) reiste daher ein evangelisch gesinnter Edelmann, Claudius von Pradella, mit Briefen von Anton, Condé, Coligny und der Gemeinde zu Paris nach Genf ab, um Beza zur Reise nach Poissy aufzufordern. Auch hatte Pradella den Auftrag, sich mit dem berühmten Züricher Prediger Peter Martyr Vermigli zu besprechen, den man ebenfalls bei dem Religionsgespräch zu haben wünschte. Der Brief der Pariser Gemeinde lautete: „Ob schon wir überzeugt sind, daß die unumgängliche Nothwendigkeit der Dinge, welche deine Gegenwart durchaus erheischt, beweglicher zu dir spricht, als aller Menschen Flehen, so hat doch unsre hiesige gesammte Kirche nicht umhin gekonnt, dich auf das Dringendste anzugehen, uns das zu gewähren, weswegen wir auch gemeinschaftlich an eure gesammte Kirche geschrieben haben. Erlangen wir es von dir, wohlan! so wirst du daran einen wahren Gottesdienst thun und uns Alle hier, ja so viele ihrer in diesem ganzen Reiche die Wahrheit erkannt haben, als durch eine Wohlthat dir zu Dank verpflichten.“

Condé schrieb: „Es hat Gott gefallen, dieses Reich mit dem Auge seiner Gnade und Barmherzigkeit anzuschauen, so sehr, daß es endlich mit der Religionsache dahin gekommen ist, daß man sich mit einer genaueren Kenntniß der Streitfragen befassen will. Damit aber Diejenigen, welche dem wahren Glauben entgegen sind, widerlegt werden, will es Noth thun, daß hierin Alle helfen, — denen Gott Weisheit und Gelehrsamkeit hierzu geschenkt hat. Aus diesem Grund, und weil mir wohl bekannt ist, mit welchem Eifer und Erfolg du für das Reich Christi und sein Evangelium arbeitest, habe ich auch dieses mein Schreiben denjenigen beifügen wollen, welche der König, mein Bruder, und andre bedeutende Männer in derselben Angelegenheit an dich gerichtet haben. Denn obgleich du aus ihren Briefen genugsam hast ersehen können, was die Meinung des Reichsraths in dieser Sache und wie nöthig deine Gegenwart bei diesem Religionshandel sei, so glaubte ich doch kein unnützes Werk zu thun, wenn auch ich dich inständig hätte, daß nach Einsicht dieses du sogleich dich auf den Weg machtest und bei dieser hochansehnlichen Versammlung erschieneest. Zuversichtlich kann ich dir behaupten, daß du von Allen gern gesehen und freundschaftlich aufgenommen werden wirst, was ich dir denn auch meinerseits zuversichtlich versichern kann. Ich will nicht mehr Worte machen. In so gerechter und heiliger Sache bedarf es wohl bei dir unserer Bitten nicht. Ja, nach der Zuneigung, welche ich für dich persönlich hege, meine ich, könnte es nun einmal gar nicht anders geschehen.“

Coligny sandte dem Genfer Rector nur die wenigen, mit seiner großen

und festen Handschrift geschriebenen Worte zu: „Obgleich du weder meine Hand noch Unterschrift kennst, so stand ich doch nicht an, dir diese Zeilen zu schreiben. Dein aufrichtiger Freund Chatillon.“ — Wie in diesen wenigen Worten der feste, einfache und thatkräftige Charakter des Admirals, so spricht sich in dem Schreiben des Königs von Navarra die unumwundene Charakterlosigkeit desselben aus: „Da der Herr Admiral,“ so schreibt der König, „dieses ganze Geschäft auf sich genommen hat, so will ich nicht viel Worte machen. Nur dieses Eine magst du hieraus ersehen, daß du hier keinen Freund hast, dem deine Ankunft angenehmer sein könnte als mir. In allen nur möglichen Stücken dir zu willigem Dienst bereit, bitte ich Gott, er möge dir bei guter Gesundheit alle deine Wünsche in Erfüllung gehen lassen.“

Mit Ueberraschung und Staunen ersahen Beza und Calvin, welche eben damals mit Geldsammlungen für die durch die savoyischen Executionen erschöpften Waldenser und mit der Abfassung von Empfehlungen für die Abgeordneten dieses „Märtyrervolkes“ an Neuenburg, Bern, Zürich, Schaffhausen, Mühlhausen und Straßburg beschäftigt waren, welcher unerwartete Umschwung der Dinge in Frankreich erfolgt, und wie nahe die Stunde der Entscheidung für das Geschick des Protestantismus daselbst gekommen war. Natürlich jauchzten Beide den Hoffnungen entgegen, welche von Frankreich her laut wurden. Indessen war es doch dem Magistrat zu Genf befremdlich, daß sich die Herren in Frankreich nur an Beza gewandt hätten, ohne ihn um Gewährung des nöthigen Urlasses für Beza zu ersuchen. Noch größere Bedenken äußerte man aber in Zürich, wohin Beza und Pradella gereist waren, um Peter Martyr zur Mitreise nach Paris zu bewegen, indem nebenbei die Königin-Mutter denselben als ihren Landmann, der ihre (italienische) Sprache rede, gern zu sprechen wünschte^{*)}. Denn wenn schon Martyr für seine Person nicht abgeneigt war, der Einladung Beza's zu folgen, und wenn schon dieser alles nur Mögliche aufbot, um die ihm im Wege stehenden Einwendungen Bullingers und der Rathsherrn zu beseitigen, so vermochten diese doch kein Vertrauen zur Sache zu fassen. Denn warum hatte man sich von Paris aus nicht auch an Martyr brieflich gewendet? Warum fehlte denn jede Versicherung des Geleits? Warum hatte man es nicht für rathsam gefunden, sich in schriftlicher Form an die Obrigkeiten der beiden Herren zu wenden, die man begehrte? Sollte vielleicht die ganze Sache nicht sowohl von den Brüdern in Paris, als vielmehr von Beza und den Genfern ausgehen, die zu solchen Handeln genigt waren? Solche Fragen legte man sich in Zürich vor; und als daher Beza

^{*)} Ueber Martyrs Berufung nach Poissy vergl. Schmidt, Peter Martyr Vermigli, S. 245 ff. Pradella hatte denselben damals nur mündliche Aufträge zu überbringen.

und Bradella am 30. Juli (1561) vor dem Rathe, dem Martyr die Sache ganz überlassen hatte, erschienen, wurde ihnen ein Beschluß mitgetheilt, den ihnen Bullinger in folgender Weise verdolmetschte: „Wenn Doctor Petter (d. h. Peter Martyr) durch hochgesagte königliche Majestät auch Fürsten und Regenten in Frankreich werd zu einem christlichen Gespräch und Zusammenkommnuß und ihm von der Kron von Frankreich genugsam Geleit und Sicherheit mit Gleitslütten, wie die Nothdurft erfordert, zugesichert werde, daß er dahin und wieder an sein sicher Gewahrnam sammt allen denen, so ihm von uns zugegeben werden, kommen mög, alsdann wollen sie ihn schicken.“

Daß sich der Rath in diesem Sinne erklären werde, hatte man vorausgesehen, weshalb Bradella kurz nach seiner Ankunft in Zürich einen Boten nach Hofe abgesandt zu haben scheint. Denn an demselben Tage, an welchem die beiden Abgeordneten den Beschluß des Rathes erhielten, wurde in St. Germain der Geleitsbrief für Beza unterzeichnet.

Inzwischen änderte sich aber auch in Genf die Auffassung der Sache, indem auch hier ähnliche Bedenken wie zu Zürich in derselben gefunden wurden, namentlich da Beza vor Jahren als ein um der Religion willen Ausgewandter vor die Schranken des Pariser Parlaments geladen und hierauf in *contumaciam* verurtheilt war. Da nun dieses Urtheil des Parlaments zur Zeit noch auf ihm lag, so wünschte man, daß Beza der verkünglichen Einladung keine Folge geben möchte. — Mit schwerem Herzen schrieb daher Beza an die Gemeinde zu Paris, daß er verhindert sei, an dem in Aussicht gestellten Colloquium Theil zu nehmen.

§ 2.

Beza reist nach Frankreich.

Mit Bestürzung las man in Paris den Absagebrief Beza's, dessen persönliches Eintreffen täglich mit größtem Verlangen erwartet worden war, weil man sich nur hierdurch die Erreichung des Zieles, nach dem man strebte, gesichert denken konnte. blieb Beza, der anerkannte, von den Gegnern gefürchtete Fürst der reformirten Theologie aus, so war vielleicht Alles verloren. Nothwendig mußte daher Alles aufgeboten werden, um Beza zu einer anderen Entschliesung zu bringen.

In diesem Sinne schrieb la Rivière im Namen der Pariser Gemeinde an denselben (10. August): „Es hat uns schmerzlich berührt, uns in der Erwartung getäuscht zu sehn, daß wir euch in einer Angelegenheit hier sehen würden, welche unseres Dastühaltens mehr als irgend eine, die je kommen mag, eurer und eures Gleichen Gegenwart erfordert. Obgleich nun leider nicht zu hoffen ist, daß ihr zeitig genug bei uns ankommen möchtet, um, wie Jedermann wünschte, schon dem Beginne der Handlung beizuwohnen, so haben wir uns dahin vereinigt, euch nochmals inständigst zu bitten, andern

Stunes zu werden, euch, sobald es nur möglich ist, aufzumachen und euch ohne Aufenthalt unterwegs hierher zu verfügen, um denjenigen zu Hülfe zu kommen, die in eurer Abwesenheit den Kampf schon eröffnet haben werden, wenn nämlich der Drang der Umstände sie dazu zwingt. Ich habe unlängst an Herrn d'Espèville (Calvin) geschrieben, daß unsre Gegner auf eine schickliche Gelegenheit lauern, ihre Versammlung ohne uns zu beendigen; und jetzt schon, da sie uns nicht gar eifrig sehen, stolziren sie einher und rühmen sich des Sieges. Allein nicht nur die Masse unsrer Gegner, sondern beinahe alle Leute hier in Paris und der Umgegend schreien, wir hätten keinen Muth, wir würden es nicht wagen, vor einer Versammlung von tüchtigen Leuten zu erscheinen, um unsre Irrthümer zu behaupten. Kurz, wenn dieses Colloquium der Prälaten zu Ende geht, und die Bischöfe und sonstigen Gelehrten, die versammelt sind, auseinander gehen, ohne daß die Unsrigen erschienen sind, so ist damit der Bosheit der Mund geöffnet, ihr Leben lang die Kirche und die Lehre, welche man darin predigt, zu verleumden. Ein schwerer Vorwurf wird auf uns Allen lasten, und die Fürsten und andre hohe Herren, welche uns diese Gelegenheit hervorzutreten verschafft haben, werden einen gründlichen Ekel davor bekommen, sich je wieder mit unsern Angelegenheiten zu befassen. Ja noch mehr: Die Königin sagt überall offen und laut, sie würde niemals glauben, daß wir auch nur das geringste Recht auf unsrer Seite hätten, wenn wir nicht die dargebotene Gelegenheit ergriffen, um es an den Tag zu bringen und zu behaupten. Darum zweifeln wir nicht, lieber Herr, daß wenn ihr hier gewesen wäret und die ganze Situation angesehen hättet, wie wir, ihr wahrlich einen ganz andern Entschluß gefaßt haben würdet, als es von euch geschehen ist. Denn hinsichtlich des Ediktes (des sogenannten Jultusediktes), das euch zu dem Entschlusse gebracht hat, ist zu bemerken, daß es, obgleich sehr arg, euch doch keineswegs in Gefahr bringen kann; denn es verdammt nur die Versammlungen, und die bloße Reberri, wie sie es nennen, kann im schlimmsten Falle nur mit Verbannung aus dem Reiche ohne Einbuße von Hab und Gut bestraft werden. Uebrigens wissen wir aus sicherer Quelle, daß besagtes Edikt nur gegeben wurde, um den König Philipp und den Papst zufrieden zu stellen, und um einiges Geld den Geistlichen abzupressen. Diese Zwecke sind freilich schlecht, aber dennoch meinen wir, daß in dem Allen keine Ursache liegt, die uns abhalten sollte, zur Vertheidigung der göttlichen Wahrheit zu erscheinen, weil es Gott gefallen hat, uns Gelegenheit zu geben, aufzutreten und angehört zu werden, wie wir es schon so lange gewünscht haben. So bitten wir euch denn nochmals, uns in solcher Noth und Arbeit nicht allein zu lassen. Und wenn es für die ganze Handlung, wie wir gewünscht, euch unmöglich ist, daß ihr doch wenigstens bei dem Beschlusse einer Angelegenheit sein mögt, die für die ganze Zukunft der Kirche von so großer Wichtigkeit ist. In dieser Erwartung bitten wir den Herrn, er möge euch in seine gnädige Obhut nehmen und euch wohlbe-

halten bis zu uns geleiten, indem wir uns schließlich eurer wohlwollenden Fürbitte empfehlen.“ — Zugleich wurde diesmal auch ein Schreiben des Königs von Navarra (vom 12. August) an die regierenden Herren zu Genf abgesandt. Das Schreiben (welches sich nur auf die erste, zustimmende Erklärung Beza's bezieht, dagegen von den späteren ablehnenden Erklärungen desselben gar keine Notiz nimmt) lautet: „Da es dem barmherzigen Gott, der die Herzen der Könige in seiner Hand hält, gefallen hat, dasjenige des Königs, meines Herrn, der Königin, seiner Mutter, und seines ganzen Rathes so zu lenken, daß sie alle Mittel und Wege aufsuchen, um in den Religionsstreitigkeiten, die allenthalben sich erhoben, zu einer aufrichtigen Uebereinkunft zu gelangen, so wünschten wir, daß diese Sache reiflich besprochen und erwogen würde, und zwar durch Männer, die ihrer Sitten und Gelehrsamkeit wegen bei vielen Leuten in ganz besonderem, ungeschmälert gutem Rufe stehen.

„Wir können also zu diesem Zwecke Niemand berufen, der in größerem Ansehen stehe, als unseren lieben, theuerwerthen Theodor von Beza, eurer Prediger und Lehrer einen. Der Ueberbringer dieses ist daher (früher) zu euch gesandt worden, ihn von euch zu begehren, und er hat uns so freundlich Antwort gebracht, daß uns jetzt nichts zu wünschen übrig bleibt, als: nach der frommen und redlichen Liebe, womit ihr ihn zum allgemeinen Heile der Christenheit beurlauben wollt, möge er recht bald hier bei uns sein. Wir danken euch für solche Freundlichkeit und bitten euch nochmals so inständig als möglich, besagten Beza zu beurlauben, und ihn uns, so bald es immer sein kann, hierher zu senden, damit sein Zögern nicht der Beschleunigung eines so trefflichen Werkes im Wege stehe, indem ihr versichert sein könnt, daß ihm die Ehre, der Empfang und die Behandlung widerfahren wird, die seine Ehrenhaftigkeit, sein Stand und seine Gelehrsamkeit verdienen. Davon werdet ihr noch überdies dem Könige, meinem Herrn, der Königin, seiner Mutter, und mir insbesondere ein großes Wohlgefallen thun. Gegeben zu St. Germain, den 12. Aug. 1561.“

Beza hatte die Briefe, welche derselbe Pradella, durch den er die erste Einladung nach Paris erhalten, ihm persönlich überbracht hatte, kaum gelesen, als auch sein Entschluß, trotzdem daß ihm noch kein Geleitsbrief zugesandt war, sofort nach Paris zu reisen, fest stand. Eiligst von Allen, die ihm in Genf nahe standen, Abschied nehmend, begab er sich zunächst in ein unfern am See gelegenes Dorf, wo sich damals Calvin seiner Kränklichkeit wegen aufhielt, ging mit demselben über die ernste Arbeit, die er zu übernehmen hatte, zu Rathe, und zog dann, wiederum in der weltlichen Kleidung eines Edelmanns und zu Pferde, auf kürzestem Wege nach Paris zu.

So wie Luther einst auf der Beste Coburg seinem lieben Melancthon nachsah, der nach Augsburg zog, um dort das Bekenntniß der Kirche zu bezeugen und vor Kaiser und Reich zu vertreten, und wie er unablässig mit

seinem Gebete und Segen bei ihm blieb: so folgte jetzt Calvin seinem theueren Beza, der zu demselben Werke, und unter viel größerer Fährlichkeit nach Frankreich hinauszog.

Dreizehn Jahre waren vergangen, seitdem Beza um des evangelischen Glaubens und um des Heiles seiner Seele willen von Paris geflühen war: und von den Mächtigen des Reiches, von den angesehensten Bekennern des Evangeliums gerufen, lehrte er jetzt dahin zurück, um zu bezeugen, daß dieser sein Glaube der Sieg sei, der die Welt überwinde.

Seine Seele war daher voll Jubels und freudiger Hoffnung, als er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt eilte, hier und da die Gemeinden und ihre Prediger (auch die edle und fromme Renata von Frankreich auf dem Schlosse zu Montargis) grüßend und stärkend; und hoch klopfte sein Herz, als er in der Ferne die Finnen von Paris schimmern sah, wo so viele treue Herzen seiner mit Sehnsucht harreten.

§. 3.

Beza's erstes Auftreten am französischen Königshofe.

Am sechsten Tage nach seiner Abreise, am 22. August 1561, traf Beza noch früh am Tage in Paris ein. Schon drei Stunden nach seiner Ankunft schrieb derselbe einige Zeilen an Calvin, da sich grade Gelegenheit zu deren Beförderung darbot. Beza theilte dem Freunde mit: „Allhier erfuhr ich, daß einige Tage vor meiner Abreise, am 12. dieses Monats, acht unsrer Amtsbrüder, zu denen jetzt auch noch unser des Gallars gekommen ist, sich bereits an Hof begeben haben. Wie man hört, sind sie vom Könige in öffentlicher Audienz gar freundlich empfangen worden, und reichten eine Bittschrift ein, wovon man euch, denk' ich, bereits eine Abschrift übersandt haben wird. Des Königs Antwort lief darauf hinaus: er werde die Sache vor seinen geheimen Rath bringen. Man wartet noch auf die Antwort. Indessen sind die heillosen Anschläge der Gegner aufgedeckt, und auch diejenigen sind von denselben überzeugt worden, die sie bis jetzt trotz aller Indizien, welche die Freunde nachweisen konnten, für leere Gerüchte hielten. Ich sehe, daß man deswegen auf unsrer Seite in großer Sorge ist. Denn der Admiral hat eigenhändig hieher geschrieben, man sollte von allen Seiten her Hülfe zusammenraffen und sie auch so schnell als möglich an das Hoflager schicken. Denn morgen, heißt es, soll der Hauptanführer der Gegner (Herzog Franz von Guise) mit einem tüchtigen Haufen bei Hofe eintreffen. Du siehst, welch ein Tumult bevorsteht, wenn uns der Herr nicht auch hier in Gnaden bewahret. Ich meines Theils, der ich vielleicht in einen Bürgerkrieg statt zu einem Colloquium gekommen bin, werde mich hier ruhig verhalten, bis die Unsrigen am Hofe, von meiner Anwesenheit benachrichtigt, mich wissen lassen werden, was ich thun soll.“

Aber die Ruhe sollte nicht lange dauern. Denn schon am Tage seiner Ankunft hatte wie ein electricischer Funke St. Germain die Nachricht durchflogen, daß Beza nun endlich da sei. Die zahlreich versammelten Hugonotten athmeten nun frei auf; denn es war ihnen, „wie wenn man einem tapferen Heerhaufen einen erprobten Führer ankündigt.“ Noch an demselben Tage wurde er daher von Coligny und dessen Freunden erfucht, wo möglich schon am folgenden Morgen zu erscheinen.

Eine Anzahl berittener Edelleute erschien folgenden Morgens, um Beza nach St. Germain zu geleiten. In sechs Stunden war der Weg zurückgelegt, und Beza ward in dem Schlosse, welches der evangelisch gesinnte Cardinal von Chatillon, Coligny's Bruder, daselbst besaß, gastlich aufgenommen.

Hier sah sich nun Beza mitten in das bunteste Gewimmel hineingestellt, wie es nur da vorkommt, wo entscheidende Momente des öffentlichen Lebens sich wahrnehmbar machen. Reichsbarone, Kriegerleute, Welt- und Ordensgeistliche aller Grade, Deputationen der Bürgerchaften drängten sich durcheinander, und man erzählte Beza, daß so eben der König in dem großen Saale des königlichen Schlosses vor allen Großen des Reichs die Generalstaaten eröffnet habe. Beza erfuhr auch Einzelnes über die Stimmen, die hierbei laut geworden waren, und überzeugte sich, daß jede Partei gerade jetzt eine definitive Feststellung aller Fragen, von denen das ganze Reich bewegt war, sicher erwarte, daß aber auch der Muth und die Zuversicht der Evangelischen jetzt größer sei als je.

Beza hatte, im Schlosse abgestiegen, noch nicht gespeist, als er eine Einladung in das königliche Schloß erhielt. Am Eingange des Vorzimmers begrüßte ihn der Kanzler de l'Hopital, um ihn bei den Fürsten einzuführen. Auf dem Wege in's Cabinet traf Beza den edlen Coligny; aber ehe er denselben umarmen konnte, sah er sich in herzlichster Weise von dem König von Navarra und dem Prinzen Condé bewillkommt. Die Cardinäle Bourbon und Chatillon, die ihm die Hand reichten, standen in nächster Nähe. „Was da in Rede und Gegenrede verhandelt wurde,“ berichtet Beza, „kann ich jetzt nicht ausführlich mittheilen; nur dies will ich bemerken, daß ich dem Cardinal von Bourbon theuerte, ich wäre seit jener Zeit, wo er (in Nérac) aus Furcht vor der Strafe der Excommunication nicht mit mir reden wollte, durchaus kein Andrer geworden. Er seinerseits aber entgegnete, er trüge großes Verlangen, die Wahrheit in diesem ganzen Religionshandel zu erfahren; worauf ich meinerseits mich ihm zu aller Dienstwilligkeit erbot und ihn bat, in diesem löblichen Vorsatz zu beharren. Hierdurch wären wir beinahe auf die Sache selbst zu sprechen gekommen; allein der gnädige Herr machte es kurz, und ich auch. Das, was ich zu Navarra sagte, lief darauf hinaus, daß ich sehr befürchtete, er möchte vielleicht bald über meine Ankunft nicht so erfreut sein, wie jetzt, wenn er nicht ganz andere Saiten aufzöge. Darüber lachte er laut auf; ich aber entgegnete ihm: was er so als Scherz aufnehme, sei sehr ernstern Bedenkens werth.“

Etwa eine halbe Stunde währte diese Unterredung, nach deren Beendigung sich die Fürsten zur Königin Katharina begaben. Im Vorzimmer und auf dem Hofe des Schlosses hatte sich bereits eine Anzahl von Edelknechten versammelt, welche auf Beza warteten. Indessen wurde derselbe durch den Admiral benachrichtiget, daß vor Allem die Damen ihn zu sehen wünschten, weshalb Beza zuvörderst der Prinzessin Condé und der Gemahlin des Admirals seine Aufwartung machte, wo dieser die gesammte evangelisch gesinnte hohe Damenwelt versammelt fand. Natürlich gab es da viel höfliche Begrüßung und Beza mußte aus gar manchem Munde hören, wie glücklich man sich schätze, ihn zu sehen und wie viel man von der Macht seines Wortes erwarte. Aber was in den gemessenen Formen des höflichen Verkehrs sich aussprach, war doch Ernst und Wahrheit und kam aus Herzen, die wirklich nach der lebendig machenden Speise des Wortes Gottes verlangten.

Auf den dringenden Wunsch der Versammlung hielt daher Beza am folgenden Sonntag einen Gottesdienst. Außer denen, welche in ihren Herzen mit dem Papstthum wirklich gebrochen hatten, um sich des Wortes Gottes wahrhaft freuen zu können, mochte sich in den erlauchtesten Kreis, der sich hier um Beza sammelte, auch Mancher drängen, der eben nur einmal sehen wollte, wie eigentlich dieser Gottesdienst beschaffen sei, der nach den hergebrachten Begriffen gar keiner war. Und gar mancher härtige Herr und manche hohe Dame mochte allerdings die apostolische Einfachheit und den Calvinischen Ernst, in welcher Beza den Gottesdienst genau nach Genfer Sitte hielt — den Prediger im Altagskleid vor einem einfachen Tische, auf welchem das Bibelbuch lag, das ernste Sündenbekenntnis, den Psalmengesang, die Predigt und das einfache Gebet für alle Noth der Gläubigen mit dem Aaronitischen Segen — zum ersten Mal sehen und hören.

Unter denen, welche Beza bei diesem Gottesdienste erwarten durfte, fehlte allein der Prinz Condé, der zu derselben Zeit, um den Regeln der höflichen Etiquette zu genügen, in einem andern Theile des Schlosses einer Versammlung des Reichsrathes beiwohnte, wo durch Vermittlung der Königin-Mutter und des alten Connetable vor Notar und Zeugen seine Versöhnung mit dem erst am vorigen Tage von Calais zurückgekehrten Herzog Franz von Guise vollzogen ward. Das einzige Hinderniß, welches den Connetable — der seinen höchsten Ruhm darin sah, von dem ersten Christen Frankreichs abzustammen *) und der, unter Religion nur äußere hierarchische Einrichtung verstehend, gar nicht begreifen konnte, daß in dem allerchristlichsten Abnigreiche neben der römisch-katholischen noch eine zweite Religion bestehen können sollte, — bis dahin von seiner völligen Verbindung mit dem Hause Lothringen,

*) Der Wahlspruch des Hauses Montmorency war: Dieu ayde au premier Chrestien!

d. h. mit den eigentlichen Führern der antihugenottischen Partei abgehalten hatte, war somit beseligt.

Beza, der von dem Allen nichts wußte, erhielt Nachmittags von Condé eine Einladung in dessen Cabinet, wo dieser ihm den ganzen Hergang der Sache erzählte, ihm die Urkunde vorlegte, welche darüber aufgestellt worden war, und ihn um seine Meinung in dieser Angelegenheit befragte. Aber Beza traute der ganzen Ausöhnung nicht, und erklärte daher in einerseits ausweichender, andererseits aber auch sehr ernst mahnender Weise: „In diesen Dingen mag ich kein Urtheil fällen, sondern überlasse es denen, die besser als ich wissen müssen, was die Ehre eures Ranges erfordert. Was die eurer Person zugefügte Beleidigung und die Rache dafür betrifft, so weiß Ew. Hoheit recht gut, wem allein man diese anheim stellen soll. Das aber steht fest, daß Niemand für Gottes Freund geachtet werden kann, der sich nicht offen und frei als Feind der geschworenen Feinde Gottes und seiner Kirche erklärt.“

Nach dem Abendessen — es war schon gegen 9 Uhr — erhielt Beza eine Einladung zu dem König von Navarra. Zu seiner großen Ueberraschung traf hier Beza einen erlauchten Kreis von Damen und Herren, unter denen sich die Königin, der Prinz Condé, der Herzog von Estampes, die Cardinäle von Bourbon und Lothringen befanden. Beza, dem auch hier sein ungewohnter Anstand und seine freie Bewegung in den Verkehrsformen der höhern Gesellschaft zu Statten kam, wendete sich zunächst in geziemender Weise an die Königin, welcher er den Zweck seines Hierseins darlegte und die Versicherung gab, daß es sein einziges Bestreben sei, Gott, Ihrer Majestät und dem Vaterlande in einer so heiligen und höchst nöthigen Sache alle nur möglichen Dienste zu leisten. Die Königin, welche ihn mit sichtbarem Wohlwollen anhörte, erwiderte, es werde ihr zur größten Freude gereichen, wenn durch die bevorstehende Handlung das Reich endlich zum Frieden gelangte. — Kaum hatte aber die Königin ihre Erwiderung auf Beza's Anrede beendet, als mit höfischer Miene der Cardinal von Lothringen zu Beza trat, ihn anscheinend sehr herzlich bewillkommnete, aber die sehr wenig liebevoll klingenden Worte hinzufügte, er habe Beza schon aus seinen Schriften kennen gelernt. Beza möchte doch nichts als Friede und Eintracht suchen. Denn sowie derselbe in seiner Abwesenheit das Reich beunruhigt habe, so könnte jetzt seine Anwesenheit dazu dienen, dasselbe zur Ruhe zu bringen. Allein Beza wußte, wie er zu antworten hatte: „Ich bin von jeher in jeder Rücksicht nicht allein zu unbedeutend gewesen,“ entgegnete er dem Cardinal, „als daß ich ein so großes Reich hätte beunruhigen können, sondern es ist mir auch nicht einmal von Wettem ein solcher böswilliger Gedanke in den Sinn gekommen, wie ich dies in meinen Schriften hinlänglich an den Tag gelegt habe und es mit Gottes Güte auch in den bevorstehenden Verhandlungen zeigen werde. Was ich bin und was ich habe, das stehet alles nächst Gott des Königs Majestät und

meinem Vaterlande zu Dienste.“ Die Unterredung drohte unangenehm zu werden, weshalb sich die Königin alsbald an Beza mit einigen Fragen wendete, in denen sie sich nach Calvins Befinden und Alter erkundigte und schließlich fragte, ob denn Beza auch Etwas in französischer Sprache geschrieben habe: Beza antwortete, daß er in französischer Sprache nur den Pfalter und eine kurze Widerlegung der Confession des Herzogs von Northumberland veröffentlicht habe. Auf die Bemerkung der Königin, daß man ihm ein französisch geschriebenes Schmähgedicht gegen die höchsten Personen in Frankreich welches im vorigen Jahre in ganz Frankreich verbreitet sei, zuschreibe, konnte Beza die Versicherung geben, daß ihm dieses Nachwerk durchaus fremd sei.

„Aber zu Poissy,“ fuhr der Cardinal von Lothringen fort, „habe ich auf meinem Tische ein lateinisches Buch über das Abendmahl liegen, das man euch zuschreibt, und darin fiel mir eine ungeraimte und wunderliche Behauptung auf: Christus sei jetzt in der Art im h. Abendmahl zu suchen, wie er vor seiner Geburt durch die Jungfrau gewesen, und ich habe gehört, daß in einem anderen eurer Bücher, das mir nicht zu Gesicht gekommen ist, stehen soll, Christus sei im Brod wie im Koth (Christum esse in coena sicut in coeno).“ „Sollte dieses möglich sein?“ fragte sich die Königin, wie in demn Wienen zu lesen war. Indessen war dieser Fechterstreich gegen Beza sehr übel angebracht. „Wenn ich die Bücher selbst sähe,“ entgegnete Beza, „so könnte ich mit Sicherheit sagen, ob sie mein sind oder nicht. Den ersten Satz betreffend, so klingt derselbe allerdings etwas sonderbar, wenn man ihn, wie es der Herr Cardinal gethan hat, so nackt und abgerissen hinstellt. Man muß aber in Betracht ziehen, was vorhergeht und was nachfolgt. Recht verstanden halte ich ihn übrigens für wahr. Die andere Aeußerung dagegen ist so absurd und gotteslästerlich, daß ich kühnlich behaupten darf, sie finde sich weder in meinen Büchern noch in den Schriften irgend eines reformirten Lehrers. Unsere Confession ist da, um zur Genüge zu zeigen, mit welcher Ehrfurcht wir von den Sacramenten reden.“ Der Cardinal ließ daher das Letztere als eine bloße Verleumdung auf sich beruhen, griff aber darum das Erstere um so bestimmter an, weil seines Dafürhaltens in jenen Worten der Gedanke ausgesprochen sei, daß wir in der Kirche keinen größeren Genuß himmlischer Gnadengüter hätten, als die Gläubigen, welche vor der Erscheinung Christi gelebt hätten. Hiermit war allerdings einer der wesentlichsten Differenzpunkte der römischen und der reformatorischen Lehre berührt. Beza erbat sich daher die Erlaubniß, dem Cardinal einige Fragen vorlegen zu dürfen, welche dieser beantwortete. Der Cardinal gab hierbei zu — was freilich nicht im Sinne der römischen Kirchenlehre lag —, daß vom Sündenfall und von der ersten Verkündigung der Gnade im Paradies an eine Kirche bestanden habe, daß dieselbe eben nur durch die Wirkksamkeit eines Mittlers zwischen Gott und den Menschen eine Kirche gewesen sei, und endlich, daß dieser Mittler von Anfang an Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, gewesen sei. Aus dieser Anerkennung folgerte nun Beza, daß die

Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo nicht auf die Zeit seit seiner Erscheinung im Fleische zu beschränken sei. Denn was der tatsächlichen Erscheinung nach noch nicht vorhanden war, das war nach seiner Kraft und Wirkung doch von jeher dem Glauben gegenwärtig. Darum steht geschrieben, daß Abraham den Tag Christi gesehen und daß er sich darüber gefreut habe (Joh. 8, 56), und Paulus schreibe an die Corinthier (1 Cor. 10, 4), daß die Väter dasselbe geistliche Fleisch gegessen und denselben geistlichen Trank getrunken hätten wie wir. — Der Cardinal fügte beistimmend hinzu: So stehe auch in der Apocalypse (13, 8): das Lamm sei geschlachtet worden vom Anbeginn der Welt. — Die weiter fortgehende Unterredung führte nun unwillkürlich zu der Frage, wie die Einsetzungsworte des Abendmahls aufzufassen wären. Der Cardinal bemerkte: „In meiner Diöcese lehre ich die kleinen Kinder auf die Frage: Was ist das Brot im h. Abendmahl? antworten: Es ist der Leib Jesu Christi. Findet ihr dies unrecht?“ Beza antwortete selbstverständlich Nein, „denn es sind des Herrn eigne Worte. Aber die Hauptfrage liegt darin, inwiefern denn das Brot im Abendmahl der Leib Christi zu nennen ist. Denn ein Ding ist das, was es ist, nicht nothwendig auf eine und dieselbe Weise. Es sind hierbei vier Fragen zu unterscheiden: die erste handelt von den Zeichen, die zweite von der bezeichneten Sache, die dritte von der Verbindung des Zeichens mit der bezeichneten Sache, die vierte von dem Genuße des Zeichens und des Bezeichneten. Im ersten Punkte weichen wir (von den Papisten) darin ab, daß ihr bei dem Abendmahle keine anderen Zeichen annehmt, als bloße äußere Erscheinungen, während wir das Wesen des Brotes und Weines beibehalten nach aller Sacramente Natur und Art und nach der ganzen heiligen Schrift.“ — „Nein, nein!“ fiel hier der Cardinal ein. „Ich getraue mir zwar wohl die Lehre von der Brotverwandlung rechtfertigen zu können, aber die Theologen hätten etwas Besseres thun sollen, als eine solche Hauptsache daraus zu machen; und ich bin meines Theils nicht der Ansicht, daß die Kirche sich deshalb entzweien sollte.“ — „Was den zweiten Punkt betrifft,“ fuhr Beza fort, „so behaupten wir nicht, daß uns durch Brot und Wein nur das Verdienst des Leidens und Sterbens Christi bezeichnet werde, sondern der wahre, für uns gekreuzigte Leib, das wahre für uns vergossene Blut, mit Einem Worte: daß Christus selbst als wahrer Gott und Mensch uns durch diese Zeichen bedeutet und dargeboten wird, um unsere Herzen und Gedanken durch den Glauben in den Himmel zu erheben und durch den Glauben aus seiner Person mit allen Gütern und ewigen Himmelschätzen, die er in sich schließt, theilhaftig werden zu lassen zum ewigen Leben, ebenso wahrhaftig und gewiß, als wir hier die natürlichen und körperlichen Zeichen sehen, essen und trinken.“ — Als der Cardinal sich hiermit zufrieden erklärte, bemerkte Beza, es sei ihm lieb, dieß von ihm zu hören, da man ihn früher erzählt habe, daß des Cardinals Meinung eine andere sei. Hierauf fuhr Beza fort: „Drittens erklären wir, daß ein großer Unterschied zwischen

Wein und Brot des h. Abendmahls und gewöhnlichem Wein und Brot statfinde. Gemeiner Wein und gemeines Brot sind gewöhnliche und natürliche Creaturen nach der Art und Weise, wie es Gott gefallen hat sie zu erschaffen. Dagegen sind Brot und Wein des Abendmahls Sacramente d. h. sichtbare Beglaubigungszeichen des Leibes und Blutes des Herrn. Was aber die Zeichen zu Sacramenten macht, verändert darum nicht ihr Wesen, das unverfehrt bleibt, sondern besteht darin, daß sie zu einem ganz anderen Gebrauche, als ihre Natur mit sich bringt, dienen und bestimmt sind. Von Natur sind sie zur körperlichen Nahrung bestimmt; wenn sie aber Sacramente geworden sind, so bezeichnen sie dasjenige, was zur geistlichen Nahrung dient. Diese Veränderung schreiben wir weder der Kraft gewisser über sie ausgesprochener Worte, noch der Intention desjenigen zu, der solche ausspricht, sondern der Kraft und Macht Gottes, von dessen Willen und Befehl hierin sein Wort Zeugniß giebt. Weil nun die bezeichnete Sache von dem Herrn ebenso wahrhaftig als die Zeichen selbst uns dargeboten werden, so besteht eben hierin und in nichts Anderem die Verbindung der Zeichen und der bezeichneten Sache. Der Leib und das Blut Christi werden uns also im h. Abendmahl wahrhaftig dargeboten und mitgetheilt, nicht als ob Christus mit, oder unter, oder in dem Brot und Weine, oder an irgend einem anderen Orte sei als im Himmel, wohin er aufgefahren, um auch seiner menschlichen Natur nach daselbst zu bleiben, bis daß er wiederkomme, zu richten die Lebendigen und die Todten.“

— Der Cardinal erwiderte, er wolle die Brotverwandlung durchaus nicht so sehr hervorgehoben wissen, da man allerdings Christum nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen habe; worauf sich derselbe ziemlich verworren über die Meinung „einiger deutschen Theologen“ von einer räumlichen Gegenwart des Leibes Christi ausließ. Indessen zeigte es sich, daß der Cardinal über das Alles sehr schlecht unterrichtet war, und er gestand schließlich selbst, daß er sich um diese Fragen noch wenig bekümmert habe. — Beza fügte hinzu: „Es ist gewiß, mein Herr, ich sage es offen und frei, daß wir in diesem dritten Punkte mit einigen Deutschen nicht übereinstimmen; aber demungeachtet stimmen wir, Gott Lob, insgesammt darin überein, daß wir die Wandelung mit Allem, was daraus folgt, verwerfen, und daß wir Alle die wahre Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi bekennen.“ — „Bekennet ihr denn,“ fragte hierauf der Cardinal, „daß wir in dem heil. Abendmahl natürlich und dem Wesen nach des Leibes und Blutes Christi theilhaftig werden?“ — „Das ist eben der vierte Punkt, den ich noch zu berühren hatte,“ antwortete Beza. „Um mich kurz zu fassen, so ist Folgendes unsre Meinung: Man nimmt mit der Hand, isst und trinkt die natürlichen Zeichen; dagegen die bezeichnete Sache, Christi Leib und Blut, wird zwar Jedermann wahrhaft und ohne alle Täuschung dargeboten, aber nur geistlich durch den Glauben empfangen, nicht mit der Hand und auch nicht mit dem Munde. Nichtsdestoweniger ist aber dieses Empfangen und Theilhaftigwerden so gewiß als das

jenige Empfangen, welches wir mit den Augen sehen und mit den Händen berühren, uns nur immer gewiß sein kann, obgleich das Geheimniß dieser Theilnahme, dieser Wirkung des heil. Geistes und des Glaubens all unser Wissen und Verstehen übersteigt.“ — „Das gefällt mir,“ gnädige Frau, fiel der Cardinal, sich zur Königin wendend, ein, „und das ist auch meine Ueberzeugung; und wenn man in der Weise friedlich und mit Erlauben verfährt, so ist alle Hoffnung vorhanden, daß die Unterhandlung einen glücklichen Erfolg haben werde.“ — „Sehen nun Ew. Majestät,“ setzte Beza hinzu, „das sind die so lange bedrängten und durch jede Art von Verleumdung unterdrückten Sacramentirer.“ Ueber diesen glücklichen Anfang des Gesprächs erfreut, äußerte die Königin: „Hört ihr, Herr Cardinal, er sagt, daß die Sacramentirer keine andere Meinung haben als diejenige, welcher ihr selbst beistimmt,“ und gab das Zeichen zum Aufbruch; denn es war schon sehr spät. — „Es freut mich gar sehr, Herr von Beza, euere Bekanntschaft gemacht zu haben,“ redete der Cardinal den Genfer Rector, als die Gesellschaft sich erhob, nochmals an, ihm auf die Schulter klopfend und die Hand reichend, „und ich beschwöre euch bei Gott, daß ihr auch ferner mit mir handelt, damit ich euere Gründe vernehme und ihr die meinen.“ — Aber wer den Cardinal kannte, wußte, was von dessen Versicherungen zu halten sei. Kaum hatte daher Beza dem Cardinal das Nöthige geantwortet, als die Oberhofdame Fräulein von Cruffol denselben mit neckischer Miene bei der Hand nahm und mit einem Seitenblick zur Gesellschaft die Worte hinwarf: „Vortrefflich, lieber Herr, für heute Abend; aber wie morgen?“ Ein leises Lächeln ging durch die Versammlung, während Beza, der mit freundlichem Gruße sich zurückziehenden Königin für die ihm zu Theil gewordne gnädige Aufnahme dankte und sie bat, ihm dieses Wohlwollen bewahren zu wollen. Es war bereits 11 Uhr. Aber Beza sollte noch sehen, wie verlangend die Gemüther in dem Kreise, der ihn zu sich berufen hatte, nach dem Worte der Gnade waren. Als sich nämlich die Königin und deren Gefolge entfernt hatten, wurde Beza ersucht, noch zu bleiben und zur Erbauung der Anwesenden den Tag mit einer Andacht zu schließen. Außer dem Könige Niton, Condé, dessen Gemahlin, der Fräulein von Cruffol wohnten derselben der Admiral mit seiner Gattin und andere Herren bei.

Dieser erste Tag des Auftretens Beza's in St. Germain hatte somit für Beza selbst des Erhebenden gar viel; und nach dem, was er wahrgenommen hatte, durfte er wohl hoffen, daß in Frankreich gerade jetzt die Saat des Evangeliums zur Ernte reif geworden sei. Und in der That war die außerordentlich huldreiche Bewillkommung, die Beza von allen Seiten her erhalten hatte, ein Beweis dafür, daß in den Herzen der Edelsten der Nation das Papstthum seine Macht verloren hatte. Nur in Betreff Eines Mannes, mit dem Beza verkehrte, hatte sich derselbe getäuscht. Als nämlich der Cardinal von Lothringen sich von Beza verabschiedet hatte, warf derselbe die Maske —

denn unter einer solchen hatte er mit Beza geredet — sofort ab, um in Kreise der Seinen zu erzählen, daß er alle Sätze des so viel gerühmten Gelehrten Prädicanten siegreich widerlegt habe; und alsbald wurde in Paris, in Boissy und weiterhin das Gerücht verbreitet, Beza sei schon bei dem ersten Zusammenreffen mit dem Cardinal für den alten Glauben wieder gewonnen worden. Beza hörte davon, als er am anderen Morgen auf Ersuchen des Admirals zu diesem kam, um vor einem bereits eingeladenen Kreise eine Predigt zu halten. Die Enttäuschung war bitter. Aber Beza konnte doch ruhigen Herzens sagen: „Gott Lob, daß ich vollgültige Zeugen habe, welche das Gegentheil bewahrheiten können.“ Aber dennoch trat das von dem Cardinal ausgesprengte Gerücht mit solcher Bestimmtheit auf, daß selbst an der königlichen Tafel desselben Tages der Connetable von Montmorency die Königin mit der hämischen Bemerkung anreden konnte, der große Prädicant Beza habe nun doch bei dem ersten Gespräche mit dem Cardinal vor diesem die Segel streichen müssen. Aber mit sichtbarer Entrüstung erklärte die Königin sofort Angesichts der ganzen Versammlung: „Ich habe der Unterredung selbst beigewohnt, Connetable, und kann euch versichern, daß ihr ganz schlecht berichtet seid.“ Natürlich bedurfte es auch nur geringer Zeit, um die Wahrheit vor aller Welt an den Tag kommen zu lassen, und bald mußten es daher die Päpstlichen zu ihrem größten Aerger wahrnehmen, wie ihnen die evangelisch Gesinnten mit dem unverhüllten Ausdruck der Siegesgewißheit entgegentraten, wie sie mit Stolz und Zuversicht von ihrem unbezwingbaren Anwalt Beza sprachen und wie sie mit dem Singen der von demselben übersetzten Psalmen gar kein Geheimniß machten. Dabei waren namentlich die evangelisch Gesinnten vom Adel diejenigen, welche Beza's Gesellschaft und Belehrung am eifrigsten suchten. Bei dem Admiral war derselbe ganz gewöhnlich zu Tische, und Beza überzeugte sich mehr und mehr, daß das Alles, was er sah und hörte, ohne Erfolg nicht sein könnte. Aber er sah auch ein, daß, wenn das Ziel erreicht werden sollte, noch viel gethan werden mußte. Daher schloß Beza seinen brieflichen Bericht, den er am Abend des 25. August an Calvin absandte, mit den Worten: „Die Dinge sind hier allenthalben auf eine merkwürdige Weise in Bewegung. Unterdessen disputiren die Prälaten (zu Boissy) um des Kaisers Bart und haben die Hand zwischen Thür und Angel. Nichtsdestoweniger ist es nöthiger und gerathener, anzuhalten im Gebet zu Gott, als denjenigen so blindlings zu glauben, welche uns jene sogar verächtlich und ohnmächtig schildern. — Man erwartet hier Martyr mit großem Verlangen, wie ich es aus dem Munde der Königin weiß. — O wenn Gott seiner Kirche die Wohlthat erweisen wollte, daß sie dich hier sähe, dann würde meine Siegeshoffnung zur gewissen Zuversicht werden und diesem Königreich würde somit das größte Heil widerfahren. Und in der That sehe ich durchaus keine Gefahr. — Weil es Gott gefallen hat, sich in einer so hochwichtigen Sache eines so armseligen und unnützen Werkzeuges zu bedienen, so bitte ich vor Allem, mich dem Gebete aller Ant-

brüder, aller Gläubigen zu empfehlen und lebe der festen Zuversicht, du werdest mir deine Gebete und deinen Rath nicht verweigern, auf deren Beistand ich mich nächst Gott am meisten verlasse.“

Beza sah sich nun auf einen Schauplatz gestellt, wo er der Träger weltgeschichtlicher Ereignisse war. Aber das Herz seines geliebten Weibes, das wußte er, war voll großer Sorge ob der Gefahren, in welche er kommen könnte. Um daher diese Bekümmernisse zu beseitigen, ersuchte Beza den Prediger Normandie zu Genf, einen seiner Haus- und Jugendfreunde, seinen an Calvin gerichteten brieflichen Bericht der trauten Ehefrau mitzutheilen.

§ 4.

Verhandlungen bis zum Beginne des Religionsgespräches.

Inzwischen hatte der Episcopat schon mehrere Wochen hindurch in dem uralten, nur durch einen ausgedehnten Wald von St. Germain getrennten Städtchen Poissy seine Sitzungen gehalten. Das einst von Philipp dem Schönen gestiftete, von dessen Nachfolgern vollendete und reichbegabte Nonnenkloster der Dominicanerinnen, hatte in seinen weiten, prächtigen Räumen die Prälaten in sich aufgenommen, und hier sollte daher auch die Eröffnung des Colloquiums erfolgen. Mehr als vierzig Bischöfe und Erzbischöfe waren in Poissy eingetroffen; aber es ist charakteristisch, daß in den gleichzeitigen Berichten sowohl der Katholiken, als der Protestanten, nur zehn derselben mit Namen genannt werden, nämlich außer dem Cardinal von Lothringen und dessen Bruder, dem Cardinal von Guise, der beinahe achtzigjährige Cardinal von Lournon, Decan des Cardinalcollegiums, Erzbischof von Lyon und Primas des Reiches, ein in politischen Händeln wohl erfahrener, aber dem theologischen und kirchlichen Interesse ganz fern stehender, grundsätzlicher Gegner jedweder Neuerung; der zweiundsechzigjährige Cardinal von Armagnac, Erzbischof von Toulouse, dem vorgenannten durchaus ähnlich, nur ihn in seinen Schwächen noch übertreffend; der Cardinal von Chatillon, Coligny's und D'Andelots Bruder, ein Mann von ebensoviel Klugheit als Festigkeit des Charakters und von entschieden evangelischer Gesinnung; Johann von Montluc, Bischof von Valence, ein in der Theologie wenig unterrichteter, aber staatskluger, zu zahlreichen Gesandtschaftsreisen gebrauchter Herr von milder Gesinnung und höfischer Geschmeidigkeit, welcher die Nothwendigkeit einer Reformation offen anerkannte, und diese auch selbst unterstützte, aber viel zu sehr der Welt angehörte, als daß er der Hugonottenpartei sich hätte anschließen können. Auch Peter du Val, Bischof von Seez in der Normandie, war der Reformation nicht abhold, kam jedoch nicht soweit wie sein gelehrter Bruder, der als Parlamentsrath zu Paris den Märtyrertod erlitt. —

Die Genannten waren unter der Menge der versammelten Prälaten diejenigen, welche sich in der einen oder anderen Weise hervorthaten. Es erhellt

hieraus, welches der Charakter der Versammlung überhaupt war. Den Meisten unter ihnen war die Prälatur nur darum zu Theil geworden, weil sie als nachgeborene Söhne adlicher Familien der Versorgung durch die Kirche bedurften. Wie sie daher in den Besitz des Krummstabes gekommen waren, ohne sich zur Führung desselben irgendwie theologisch, d. h. wissenschaftlich und sittlich vorzubereiten, so lag es der Mehrzahl unter ihnen auch nicht im Entferntesten im Sinne, sich mit der geistlichen Führung des Krummstabes das Leben zu erschweren. Vielmehr galten Titel und Pfründe nur als Mittel, um entweder in politischen Handeln eine respectirte Stellung einnehmen oder um im Verkehr mit dem weltlichen Adel allerlei adlichen Passionen nachgehen zu können. So hatten es die hohen Herren zu ihrem größten Wohlbestinden seit Menschengebenten getrieben, und Niemand dachte daran, daß es jemals anders werden könnte.

Aber die Zeit war gekommen, wo die geistlichen Herren im Angesichte des Wortes Gottes von ihrem Haushalten Rechnung thuy sollten. Da sah man ein, daß doch wenigstens in disciplinatischen Dingen Mancherlei reformirt werden mußte, und die Versammlung zu Poissy stellte daher ein Duzend dahin gehöriger Punkte auf, über welche sie sich berathen wollte. Aber die Fragen, welche sich die Versammlung gestellt hatte, wurden allzeitig bekannt, und eine alsbald im Druck erschienene Schrift machte den Bischöfen klar, was man in den evangelisch gesinnten Kreisen von ihnen und von der Hierarchie überhaupt forderte. Z. B. auf die Frage: „Was man den Bischöfen einschärfen sollte,“ war unter Anderm geantwortet: „Daß sie den Anderen vorleuchten durch Glauben und Frömmigkeit, das Evangelium lauter und rein verkündigen, von ihren Reichthümern den Armen mittheilen und die Sacramente umsonst verwalten.“ — „Wie sind die Vorrechte der Hauptkirchen zu bestimmen?“ „Sie sollen abgeschafft und dadurch die Quelle des Ehrgeizes verstopft werden.“ — „Die Reform der Klöster betreffend“ — „soll man an die Stelle der faulen Mönche gelehrte Pädagogen und tüchtige Jünglinge setzen, die der heiligen Schrift fleißig obliegen, und die dann, wenn sie zur gehörigen Reife des Wissens und Alters gelangt sein werden, der Kirche dienen und predigen oder sonst dem Staate nützlich sein sollen.“

Indessen war der Aerger, den die Prälaten über diesen ihnen öffentlich ertheilten Bescheid empfinden mußten, nicht die einzige Bekümmerniß, die ihnen widerfuhr. Auch die hohe Geldforderung, welche die Generalstaaten, insbesondere der dritte Stand an den Klerus stellte, war denselben widerwärtig. Am aller bedenklichsten schien jedoch der Hierarchie das kühne Vorgehen der Hugenotten zu sein.

Die zahlreichen, bereits wohlorganisirten reformirten Gemeinden Frankreichs — es waren ihrer weit über zweitausend, und ebenso viele mochten bereits in der Organisation begriffen sein —, waren von abgeordneten Predigern und Ältesten vertreten. Die Namen der Letzteren sind uns nicht überliefert

worden; nur die abgeordneten Prediger werden uns genannt. Dieselben waren: Augustin Marlorat aus Bar-le-duc in Lothringen, in Genf und Lausanne zum Prediger erwachsen, und, nachdem er eine Zeit lang der Gemeinde zu Vevey am Genfersee vorgestanden, als Prediger nach Rouen berufen; Franz von Saint Paul (Sampaulinus, auch Sampaulier genannt), Begründer und Prediger der Gemeinde zu Montélimart unter Valence an der Rhone, von den Kirchen der Provence deputirt; Johann Raimund Merlin (genannt Monroy) früher in Lausanne, dann in Genf Lehrer der hebräischen Sprache, und damals dem Admiral Coligny als Schloßprediger „geliebt;“ Johann Mosot, der mit la Rivière und Andern der Gemeinde zu Paris vorstand; Nicolaus Folion (genannt la Vallée), ehemaliger Doctor der Sorbonne und Carmelitermönch, hernach eifriger Prediger in Toulouse, damals zu Orleans; Franz von Morel (Colonges genannt), dessen Eifer die erste französische Nationalsynode zu Stande gebracht hatte, war damals Prediger der Herzogin von Ferrara zu Montargis; Claudius von la Boissière, Begründer und Prediger der Gemeinde zu Saintes, wo er bereits die öffentliche Predigt eingeführt hatte; Johann Bouquin, Prediger auf dem Schlosse der Insel Oleron, mit dem Letztgenannten für die Saintonge deputirt; Johann Birel, Nicolaus des Gallars, sowie schließlich auch der Prediger der Königin von Navarra, Johann von Tournay.

Schon am 17. August, als noch nicht alle Abgeordneten eingetroffen und Beza noch in weiter Ferne war, geschah vonseiten der Evangelischen der erste Schritt zur Anbahnung einer Verständigung mit den Papisten. Augustin Marlorat und Franz von St. Paul überreichten nämlich, von sechs Abgeordneten adlichen Standes begleitet, dem König in feierlicher Audienz — auch des Königs Mutter und die Prinzen von Geblüt waren anwesend — ihre Confession (die Confessio gallicana) mit einer Supplik, worin sie baten, dieselbe durch die Prälaten prüfen zu lassen und ihnen im öffentlichen Gespräch die Verteidigung ihrer Confession gegen die Ausstellungen der Bischöfe zu gestatten. In Betreff der Einrichtung des Colloquiums behielten sie sich aber Folgendes vor: 1) Die Bischöfe könnten nicht ihre Richter sein, weil sie ihre Gegner wären. 2) Es möchte dem Könige gefallen, mit der Königin-Mutter, dem König von Navarra, den übrigen Prinzen von Geblüt und andern angesehenen, durch rechtschaffenes Leben und heilige Lehre ausgezeichneten Personen das Colloquium zu leiten, damit die Ordnung aufrecht erhalten und Gezänk und Verwirrung verhütet werde. 3) Alle Streitfragen sollten allein durch Gottes Wort alten und neuen Testaments entschieden werden, weil sich allein auf dieses der christliche Glaube gründe. Würden gewisse Ausdrücke Schwierigkeiten machen, so sollte man auf den hebräischen und griechischen Text zurückkommen. 4) Zwei von jeder Partei erwählte Schreiber sollten Tag für Tag ihre Protocolle gegeneinander vergleichen und diese sollten nur

dann als richtig anerkannt werden, wenn beide Parteien sie gesehen und unterzeichnet haben würden.

Der König hörte den Vortrag der Supplik, welche ihm hierauf mit der Bekenntnisschrift überreicht wurde, an, und erklärte sich auch demselben nicht ungnädig. Es war die Absicht, mit den Prälaten zu verhandeln und sie zu einem Colloquium mit den Hugonotten zu vermögen. Allein die Cardinäle und Bischöfe fanden in dem Auftreten der Letzteren einen frechen lehrerischen Trotz, der keine Verhandlung oder gar Disputation zulasse, da derselbe durch das Gesetz der Kirche schon gerichtet sei, weshalb man eben nur nach dem deutlichen Buchstaben der Kirchengesetze gegen die Häretiker zu verfahren habe. Mehrere Tage harrten daher die Evangelischen auf eine definitive Erledigung ihres Ersuchens, aber dieselbe blieb aus, und schon waren die Herzen vieler voll banger Besorgniß, da erschien jedoch, als Helfer in der Noth, Theodor Beza, an dessen Anblick sich der Muth der Hugonotten neu aufrichtete. Wirklich wurde ihnen auch schon am folgenden Tage (24. August) im Namen des Königs eröffnet: man werde sie hören, und die Gegner sollten nicht ihr Richter sein. Außerdem wußte Beza durch seine Predigten, die er täglich in den Sälen des Prinzen Condé hielt, sowie durch fleißige Beratungen mit den abgeordneten Predigern und Ältesten der reformirten Gemeinden und mit den Vertretern der Hugonottenpartei am Hoflager das Vertrauen derselben zur eignen Sache in wunderbarer Weise zu kräftigen. Dabei sah aber doch Beza selbst den kommenden Tagen mit schwerem Herzen entgegen; denn das Häuflein der Brüder war doch nur klein, während die Zahl, die List und die Macht der Gegner groß war. Ein Brief, den Beza am 30. August 1561 an Calvin schreibt, vergegenwärtigt uns die Situation desselben. „Seit einigen Tagen,“ schreibt Beza, „kommen wir beinahe nicht aus unsrer Herberge. Die Einen behaupten, daß unsre Gegner zur Disputation bereit wären, Andern aber leugnen es. Wir halten unterdessen an im Flehen zu Gott und suchen so viel als möglich für jeglichen Fall in Bereitschaft zu sein. Aber ich kann nicht umhin zu gestehen, daß mich im Hinblick auf unsre so gar geringen Streitkräfte eine große Besorgniß ergreift. Meine einzige Hoffnung steht auf Gott, für dessen Sache wir mit redlichem Gewissen streiten. Ach, wie oft habe ich dich schon Tag und Nacht hierher gewünscht, wie besorge ich, Gott möcht uns zürnen, wohl auch darum, daß wir es vorzogen, unsre Beschützer selbst zu wählen, statt die uns dargebotenen anzunehmen! Aber die Gebete des Abwesenden werden gewiß auch nicht vergeblich sein! — Wenn unser Martyr bei Zeiten kommt, d. h. wenn er sich sehr beeilt, so wird sein Erscheinen uns mächtig stärken. Denn wir werden es mit alten ausgeleierten Sophisten zu thun bekommen; und obgleich wir der Zuversicht leben, daß die einfache Wahrheit des göttlichen Wortes den Sieg behalten wird, so ist es doch nicht Jedermanns Sache, die Winkelzüge der Gegner in ihrer verdeckten Falschheit augenblicklich zu enthüllen und die Aussprüche der Väter zur Wider-

legung in Bereitschaft zu haben. Unfre Antworten aber müssen so beschaffen sein, daß es auch den Fürsten und anderen zuhörenden Großen in die Augen falle, daß wir in keiner Weise Ausflüchte zu suchen brauchen. Kurz, wenn ich mir alle diese Schwierigkeiten lebhaft vor die Augen stelle, so ist mir nicht wenig bange, und es will mich bedünken, daß wir kläglich darin gefehlt, mit Vernachlässigung der herrlichsten Rüstzeuge Gottes gleichsam seine Güte und Barmherzigkeit frevelhaft mißbraucht zu haben. Indessen sind wir fest entschlossen, muthig voranzugehen, im standhaften Vertrauen auf den, der uns die Weisheit verheißt, welcher die Welt nicht zu widerstehn vermag.“

„Einige unter den Bischöfen sollen uns, wie wir hören, nicht ungünstig sein. Dasselbe versprechen wir uns auch von einigen Theologen; aber gerade diese wird man vielleicht nicht mit uns zusammenbringen. Der Cardinal behauptet noch steif und fest, daß er mich sogleich bei der ersten Zusammenkunft überwunden habe; aber er wird von den gewichtigsten Zeugen Lügen gestraft. Er führt immer die Augsburgerische Confession im Munde, wegen welcher auch Dr. Bouteillier besonders mit mir gesprochen und mich gefragt hat, ob wir sie annehmen könnten. Ich gab zur Antwort: In einigen Artikeln durchaus nicht, es sei denn, daß man eine klare und deutliche Erklärung derselben beifüge. Hast du uns hierüber einen Rath zu geben, so thue es, wenn ich bitten darf, so bald als möglich, damit wir nicht aus Unvorsichtigkeit einen Mißgriff thun. Wir haben immer noch keine Antwort auf die bittschriftlich eingereichten Bedingungen, worüber wir auch gern deine Ansicht vernommen hätten. — Weil du es nun hier bei uns persönlich nicht kannst, so leite uns abwesend durch deinen Rath, wie man Kinder leitet. Denn erst jetzt fühle ich es recht, daß wir Kinder sind. Doch hoffe ich, daß Gottes Weisheit sich auch noch aus unserm Munde ein Lob bereiten wird.“

Auch in den nächstfolgenden Tagen war Beza voll banger Sorge; denn je länger die gehoffte Antwort des Königs ausblieb, um so wahrscheinlicher war es, daß die Hierarchie das Herz der Königin-Mutter und hierdurch das des Königs zu umgarnen und statt ein Colloquium der Parteien zu gestatten, die Anwendung neuer Gewaltmaßregeln zur gänzlichen Ausrottung des Protestantismus veranlassen werde. Da erscholl plötzlich (1. September) die freudige Botschaft, daß der Trost aller Hugenotten, die edle, geistreiche und fromme Königin von Navarra in St. Germain eingetroffen sei, und wie mit einem Hauberschlag war die Hoffnung der Evangelischen, die trotz Beza's Anwesenheit in den letzten Tagen wieder tief gesunken war, auf's Neue belebt. Mit erhöhter Freudigkeit und mit erneutem Eifer wurden die täglichen Predigten Beza's und Anderer gehört, der Gesang der französischen Psalmen erschallte überall, wo Hugenotten wohnten, und als sich am Morgen des 8. September das Gerücht verbreitete, daß am folgenden Tage die Religionshandlung stattfinden werde, daß also die Hugenotten, da dieselben noch durchaus keine Einladung zu einem Gespräche mit den Prälaten erhalten hatten, dem Anscheine

nach hier nur als Leute, welche selbstverständlich der Cognition und dem Urtheil der römischen Hierarchie unterworfen wären, zur Verhörung vor die Bischöfe, nicht aber zu einem Gespräche mit denselben vorgeführt werden sollten, — so wurde sofort der Beschluß gefaßt, durch Abordnung einer Deputation an den König diesem unsichern und drohenden Zustand ein Ende zu machen. In Begleitung Franz von Morels und Moyneville's, denen noch der Abgeordnete der Gemeinden in der Normandie beigegeben war, verfügte sich daher Beza in das königliche Schloß, wo derselbe dem Könige im Beisein der Königin, Navarra's, Conde's, des Admirals, des Kanzlers und eines Geheimsehreibers vortrug: Vergeblich habe man bisher auf die Gewährung der ebenso billigen als nothwendigen Bedingungen gewartet, welche in Betreff der Veranstaltung eines Colloquiums vorgelegt worden wären. Würden dieselben daher nicht genehmigt, so sähen sich die Abgeordneten der evangelischen Gemeinden genöthigt, noch an diesem Tage zu ihren Gemeinden zurückzukehren. Denn es sei am Tage, daß die Gegner vorhätten, sie wie vor ihre Schranken citirte Verbrecher ein für allemal zu verdammen. Sie wären zwar bereit, die Wahrheit mit allem ihnen von Gott verliehenen Muthe standhaft jeden Augenblick zu vertheidigen, aber nur unter der Bedingung, daß die Prälaten als ihr Gegenpart betrachtet würden, nicht aber ihre Richter wären. Daß dieses ihnen von dem Regentschaftsrathe Sr. Majestät vor dem Eingehen in die Verhandlungen bewilligt und durch ein schriftliches Instrument garantirt werde, scheine ihnen zur Sicherung der Ordnung sowohl als auch um deswillen nothwendig, damit den zahllosen Verleumdungen und Lügen gegen sie soviel wie möglich vorgebeugt werde. — Nach Beendigung dieses Vortrags überreichte Beza ein zweites Gesuch, welches mit dem früher übergebenen wesentlich übereinstimmte.

Dieses wirkte. Denn nach längerem Hin- und Herreden, an welchem auch Beza und dessen beigeordnete Theil nahmen, wurde denselben endlich in derselben Audienz eröffnet: die vorzunehmende Religionshandlung sollte keineswegs den Evangelischen zu irgend einem Nachtheile gereichen, und die Prälaten sollten weder hier noch sonstwo Richter in eigener Sache sein. Daß ihnen aber dieser Beschluß verbrieft und versiegelt würde, sei unmöglich. Denn wenn die Prälaten dies erführen, so würden diese mit beiden Händen die Gelegenheit ergreifen, die Zusammenkunft zu vereiteln. Sollten aber die Bischöfe in dieser Sache irgend etwas gegen die Absicht des Königs vornehmen wollen, so werde man den Evangelischen den desfalls zu erlassenden Beschluß schriftlich eingehändigen.

Hatten somit die vier Abgeordneten der Hugenotten nicht Alles erreicht, was sie verlangten, so war ihnen doch das gewährt, was sie überhaupt hoffen durften. Die freudige Stimmung, in welcher sie darum zu den Ihrigen zurückkehren konnten, wurde noch gesteigert, indem sie unter denen, welche ihrer Rückkehr harreten, einen eben gewonnenen Bruder, Johann de L'Espine (Spina)

fanden, der, ein ehemaliger angesehener Ordensgeistlicher zu Angers, als reich begabter, ernster Charakter und als Mann von echt wissenschaftlicher Bildung den Genfern längst bekannt, gerade in dieser entscheidenden Zeit zur lebendigen Erkenntnis des Evangeliums gelangt war, und sich nun als Bruder der Evangelischen freudig bekannte.

Uebrigens erging noch an demselben Tage sowohl an die Abgeordneten der reformirten Kirche zu St. Germain als auch an die Prälaten zu Poissy der Befehl des Königs, sich an dem genannten Orte in dem großen Saale des Dominicanerinnen-Klosters am folgenden Morgen zu einem Colloquium einzufinden, — ein Befehl, welcher die Prälaten mit Schrecken und Erbitterung erfüllte, dem sie aber doch nothwendig Folge leisten mußten.

§ 5.

Die Eröffnung des Gesprächs.

In dem langen, hochgewölbten Saale des Klosters zu Poissy war am 9. November gegen Mittag Alles zur Eröffnung des Colloquiums zugerüstet. Die Würdenträger und Großen der Kirche und des Staates, die Cardinäle, die Erzbischöfe und Bischöfe, die Stellvertreter und Abgeordneten der Abteien und Stifter hatten sich mit den zu ihrer Unterstützung mitgebrachten und herbeigerufenen Sorbonniken und anderen Doctoren der Theologie auf ihren Plätzen, nach Rang und Vorrecht eingefunden. Unter dem Thronhimmel saß der König, noch ein Knabe, von dem König von Navarra, dessen Bruder und den Mitgliedern des Regenschafsrathes, sowie von der Königin-Mutter, den Gemahlinnen Antons von Navarra, Condé's und anderen hohen Damen umgeben. Die mit besondrer Erlaubnis zugelassenen ritterlichen Herren, Frauen und Fräulein hatten sich in dem ihnen zugewiesenen engen Raume zusammengedrängt. Auch die vierunddreißig abgeordneten Prediger und Aelteste der reformirten Kirche zogen, von der auf dem Hofe und den Gängen des Klosters versammelten Menge begafft, ernst und feierlich in den Saal ein und begaben sich an ihre Stelle. „Da kommen die Genfer Hunde,“ äußerte einer der Cardinäle bei ihrem Erscheinen. Beza, der es gehört hatte, antwortete: „Treue Hunde thun noth in der Schaafhürde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen.“

Inzwischen hatte der Kanzler in einer ernsten Ansprache an die versammelten Prälaten den bevorstehenden Akt bereits eingeleitet. Er hatte ihnen eröffnet: Weil die Religionspaltung die Hauptursache aller Unruhen im Reiche wären, so habe der König nach dem Wunsche zweier Versammlungen den Predigern der „Sekte“ sicheres Geleit zugesagt, in der Hoffnung, daß eine freundliche Unterredung mit denselben großen Nutzen haben könnte. Darum möchten die Prälaten die Prediger so empfangen, wie es ein Vater mit seinen Kindern thue, und möchten sich keine Wähe verdrießen lassen, um sie zu

belehren und zu unterweisen. Sollte es sich aber gegen alle Erwartung herausstellen, daß es unmöglich sei, den Zweck dieser Besprechung zu erreichen, so würden die Prediger wenigstens hinfort nicht mehr sagen können, daß sie ungehört verdammt wären. Eine getreue, unter Mitwirkung beider Theile aufgenommene Darstellung der Verhandlungen werde im ganzen Königreich verbreitet werden, und das Volk werde sich dann überzeugen können, daß diese Lehre aus guten, gerechten und sicheren Gründen und nicht mit Gewalt und Willkür verdammt worden sei *).

Nach Beendigung dieser Ansprache traten, von Condé (der den Dienst des Cerimonienmeisters versah) geführt und mit Beza an der Spitze, die Prediger und Abgeordneten der Hugenotten in den Saal; und in gespanntester Aufmerksamkeit richteten jetzt Alle ihre Blicke auf den Reformator von Genf, der voll edlen Anstandes vortrat und mit fester, volltönender Stimme zum Könige sprach: „Stre, da der Ausgang jedes Unternehmens, der großen sowohl als der geringfügigen, von Gottes Gnade und Beistand abhängt, zumal wenn es sich um Seine Ehre und um Dinge handelt, die höher sind als all' unser Wissen und Verstehen, so hoffen wir, Ew. Königliche Majestät werde es weder übel noch befremdend finden, wenn wir vor Allem mit der Anrufung Seines heiligen Namens beginnen und also zu ihm beten.“ Alsbald fiel Beza auf die Knie und alle die abgeordneten Prediger und Aeltesten der Glaubensbrüder mit ihm, betete der Sitte gemäß mit gen Himmel ausgebreiteten Armen und sprach: „Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, wir wissen und bekennen vor deiner allerheiligsten Majestät, daß wir arme Sünder sind, in Sünden empfangen und geboren, geneigt zu allem Bösen und unnütz zu einigen Guten; als die wir noch ohne Unterlaß deine heiligen Gebote übertreten, wodurch nach deinem gerechten Urtheil Verderben und Tod über uns kommen. Aber, o Herr, wir haben Reue und Leid, daß wir dich beleidigt haben, wir verdammen uns und unsere Uebertretung mit wahrhaftiger Reue und seufzen danach, daß deine Gnade unserem Elende zu Hülfe komme **). Nun aber, da es dir heute gefallen, die unnützen Knechte so hoch zu begnadigen, daß sie die Wahrheit deines heiligen Wortes, so du ihnen geoffenbarest, in Gegenwart des Königs, den du geordnet hast über sie, vor dieser so erlauchten Versammlung der Welt frei bekennen dürfen, so bitten wir dich, o du Gott und

*) Solan hat I, S. 440 unwiderleglich bewiesen, daß die Rede des Königs sammt den vorhergehenden Worten des Königs und der nachfolgenden Erklärung des Cardinals von Tournon, welche La Popelinière, Liguani und Andere und neuerdings noch Baum in die Eröffnungsfestlichkeiten des Gespräches zwischen den Prälaten und den reformirten Predigern setzen, nicht hier, sondern bei der Eröffnung der Prälatenversammlung am 28. Juli (also mehrere Wochen früher) stattgefunden habe.

***) Bis dahin sind Beza's Worte dem ersten Gebete der Genfer Liturgie für die gewöhnlichen Gottesdienste entlehnt.

Vater alles Lichtes, du wollest nach deiner unaussprechlichen Güte und Barmherzigkeit unseren Verstand also erleuchten, unsre Herzen und Gedanken also regieren und in alle Wahrheit leiten, ja alle unsre Worte dahin richten, daß wir die nach Maßgabe deines Wohlgefallens von uns erkannten und den Menschen zu ihrer Seligkeit geoffenbarten Geheimnisse nicht allein mit dem Munde, sondern auch von ganzem Herzen rein und lauter bekennen und vorbringen mögen zu deines heiligen Namens Ruhm und Ehre, zur Wohlfahrt und zum seligen Gedeihen unseres Königs und seines ganzen Hauses, zum Troste und zur Beruhigung ganzer gemeiner Christenheit und insonderheit dieses theueren Königreiches. Herr Gott, allmächtiger Vater, wir bitten dich um dieses Alles im Namen und von wegen deines lieben Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn und Heilandes. Amen.“

Nachdem hierauf Beza noch das Unser Vater gebetet hatte, begann derselbe angesichts der sichtbar ergriffenen Versammlung seine Rede an den König: „Sire,“ sprach Beza, „es ist eine große und freudige Stunde für einen getreuen Unterthan, in welcher es ihm vergönnt wird, das Antlitz seines Fürsten und Herrn zu schauen; und weil ihm solches gleichsam die sichtbarliche Majestät Gottes vorbildet, so kann er nicht umhin, sich tief ergiffen und zur Erwägung des gebührenden Gehorsams und schuldiger Unterwürfigkeit ermahnt zu fühlen. Denn nach der Art und Weise der menschlichen Natur ergreift und bewegt uns Dasjenige, was wir mit Augen sehen, viel mächtiger und tiefer als Dasjenige, was wir uns nur im Geiste vergegenwärtigen und durch eine bloße Vorstellung erfassen. Wenn es sich daher ereignet, daß ein treuer Unterthan nicht allein seinen Fürsten schauen mag, sondern auch von seinem Könige gesehen, und, was unendlich mehr ist, angehört, und daß zuletzt die Rede seines Mundes gnädig aufgenommen und gut geheißen wird, so ist dieses wahrlich der größten Freuden eine für ihn, ein süßer Trost für seine Seele, eine Sonne für sein Herz.

„Dieser vier obberührten Stücke nun ist ein Theil von Ew. Majestät allergehorsamsten Unterthanen nach Gottes unerforschlichem Gerichte und Rathschluß zu ihrem großen Kummer und schwerer Betrübniß eine lange Zeit beraubt gewesen, bis endlich der Herr nach seiner überschwenglichen Barmherzigkeit unser unablässiges Seufzen und Flehen erhört und uns so hoch begnadigt hat, daß er uns heute ein wohl lange gewünschtes, aber nie gehofftes Glück bereitet, Ew. Majestät von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und in dieser Versammlung, die an Hoheit ihres Gleichen sucht auf Erden, von ihr gnädig angeschaut und angehört zu werden. Hätten wir daher nie eine andere Wohlthat empfangen, und sollte uns auch in der Folge keine andere mehr zu Theil werden, so vermöchten wir es dennoch nicht, in dem noch übrigen Laufe unsers Lebens dem Herrn, unserem Gotte, würdiglich dafür zu danken und es um Ew. Majestät genugsam zu verdienen. Wenn wir aber überdies betrachten, daß der heutige Tag uns nicht nur diesen Zutritt gönnt, sondern uns auch

einlad, und auf eine so wohlwollende, gnädige, Ew. Königl. Milde so entsprechende Weise so zusagen zwingt, einer uns allen gemeinschaftlich obliegenden heiligen Pflicht uns zu unterziehen: Den Namen unseres Gottes zu bekennen, den Gehorsam zu bezeugen, den wir Ew. Majestät schuldig sind, o so müssen wir es eingestehen, Sire, daß weder unser Sinn und Verstand vermögend ist, die Größe solcher Wohlthat zu ermessen, noch unsre Zunge im Stande ist, auszusprechen, wie unser Herz gegen Ew. Majestät gestimmt ist; und bei solcher, alle menschliche Beredsamkeit übersteigenden Gnade will es uns vielmehr gebühren, unser Unvermögen durch ein demüthiges Schweigen zu bekennen, als durch ein mangelhaftes Lob solche Wohlthat verkleinern.

„Nichtsdestoweniger aber, Sire, wünschen wir auch noch das vierte und hauptsächlichste der obererührten Stücke, daß nämlich unser heutiges Vorhaben und Beginnen von Ew. Majestät möge gnädig angesehen und aufgenommen werden, welches wir zu erlangen hoffen, wenn (was Gott gebe!) durch unser Erscheinen nicht sowohl unserem vorigen Jammer und Elende, dessen Gedächtniß an diesem glücklichen Tage verschwindet und erlischt, sondern vielmehr allem denjenigen ein Ende gemacht wird, was für uns immer viel schmerzlicher war als der Tod, den Unruhen nämlich und der Verwirrung, so um der Religion willen zum großen Schaden und schmähtlichen Verderben einer Unzahl Ew. Majestät armer Unterthanen in diesem Königreich sich erhoben haben. Der Ursachen aber, die uns bisher von dem Genuße einer so großen Wohlthat ausgeschlossen haben, sind mancherlei, ja sie sind sogar von der Art, daß sie heute noch unseren Muth gänzlich niederschlagen müßten, wenn nicht dagegen so manches Andere uns wiederum mit Zuversicht erfüllte und stärkte. Eine Meinung aber hat sich vornehmlich wie durch ein Verhängniß im Laufe trauriger und arger Zeiten in gar mancher Menschen Herzen eingewurzelt: daß wir nämlich aufrührerische, verwegene und ruhmgierige, hartnäckige und eigensinnige Leute und Feinde jeglicher Ruhe und aller Eintracht wären. Wenn auch Andere sein mögen, die uns nicht für abgesagte Gegner alles Friedens halten, so meinen sie doch, wir begegneten denselben unter so schweren und harten Bedingungen, daß man nicht mit uns handeln könnte. — — Aehnliche und sogar noch weiter ausgreifende Ursachen und Hindernisse sind noch mehrere vorhanden, Sire; aber wir wollen viel lieber ihr Andenken in das Grab der Vergessenheit versenken, als durch Erwähnung derselben die alten Wunden wieder aufreißen, zumal jetzt, wo wir nicht darauf ausgehen, Beschwerden zu erheben und Klage zu führen, sondern die zur Heilung geeignetesten und wirksamsten Mittel aufzusuchen.

„Was aber gibt uns denn mitten unter so vielen im Wege stehenden bedenklichen Hindernissen und Schwierigkeiten eine so gar tröstliche und feste Zuversicht? Nicht das Vertrauen, Sire, das wir auf unsre Person oder auf irgend etwas Eigenes setzen, als die wir ja in jedem Betracht zu den Geringssten und Verachtetsten dieser Welt zählen; es ist auch Gott Lob, nicht

eine eitle Anmaßung des Hochmuths, unser armer und niedriger Stand ließe das nicht zu. Nein, Stre, es ist vielmehr unser gutes Gewissen, das uns für die Wahrheit und Gerechtigkeit unsrer Sache ein sicheres Zeugniß gibt, einer Sache, von der wir hoffen, daß unser getreuer Gott mittels Ew. Majestät ihr Vertheidiger und Beschützer sein werde. Es ist die schon jetzt auf eine merkwürdige Weise in Anstiz, Worten und Geberden sich aussprechende Milde und Leutseligkeit Ew. Majestät; es ist die Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit, welche, wie wir sehen und erfahren, in Ew. Herz gegraben ist, gnädigste Frau und Königin; es ist euerer biedere Rechtlichkeit, durchlauchtigster König (von Navarra), erlauchte Fürsten des königlichen Hauses; es ist endlich auch noch die zuversichtliche Hoffnung, die wir aus guten Gründen hegen dürfen, daß ihr, hochwürdige Herren des geheimen Raths, einmüthigen Entschlusses nicht minderes Verlangen trägt, uns eine so nothwendige und heilige Eintracht zu verschaffen, als wir solche anzunehmen begierig und bereit sind. Bleibt uns nun noch Etwas zu erwähnen übrig? Ja freilich ist noch Etwas vorhanden, das uns froher Hoffnung sein läßt. Wir glauben und erwarten nämlich, wie es die christliche Liebe gebent, daß Ew. Liebden, günstige Herren und Prälaten, mit denen wir handeln sollen, sich mit uns nach unserem geringen Vermögen befehligen werden, die Wahrheit eher in's Licht zu setzen, als sie zu verdunkeln, eher zu belehren, als zu streiten, eher die Gründe zu erwägen, als ihnen zu widersprechen, kurz, eher das weitere Umsichgreifen des Uebels zu verhindern, als den Schaden ganz unheilbar und tödtlich zu machen. Solcher Gesinnung versehen wir uns zu euch, günstige Herren, und bitten euch im Namen des allmächtigen Gottes, der uns hier versammelt hat, und der ein Richter sein wird unsrer Reden und Gedanken, daß ihr unangesehn alles dessen, was seit vierzig Jahren mag geredet, geschrieben oder gehandelt worden sein, mit uns euch aller Leidenschaften und Vorurtheile, die dem Gedeihen eines so löblichen und heiligen Vorhabens hinderlich sein könnten, gänzlich ent schlagen möget. Unsererseits wollet ihr euch dessen versehen, was ihr, so Gott Gnade schenkt, in der That erfahren werdet, nämlich eines verträgliches Geistes, bereit Alles anzunehmen, was durch das lautere Wort unseres Gottes erwiesen sein wird. Wähnet nicht, daß wir allhier erschienen wären, um irgend einen Irrthum zu behaupten und zu vertheidigen, sondern vielmehr um alles Mangelhafte, das sich auf unsrer oder eurer Seite finden mag, aufzudecken und zu verbessern. Wollet uns darum nicht für so muthwillig und frevelhaft halten, als ob wir uns unterständen, dasjenige zu zerstören, von dem wir wissen, daß es ewig bleiben werde, nämlich die Kirche Gottes, unseres Herrn. Wähnet auch nicht, daß wir darauf ausgehen, Mittel und Wege zu suchen, euch uns gleich zu machen, diesem armseligen und verachteten Stande, in welchem wir aber nichtsdestoweniger mit Gottes Gnade in großer Freudigkeit leben. Unser Verlangen ist, die zerrissenen Mauern Jerusalems wieder herzustellen, den geistlichen Tempel wieder aufzubauen, jenes Gotteshaus,

das aus lebendigen Steinen aufgeführt ist, wieder in den rechten Stand zu setzen. All' unser Begehren geht dahin, daß die durch das gerechte Strafgericht Gottes und die Sorglosigkeit der Menschen auseinandergeprengten Heerden und zerstreuten Schafe Christi wieder gesammelt und in die Hände dieses obersten und einzigen Erzhirten zurückgebracht werden.

„Wohlan, liebe Herren, da habt ihr mit wenigen Worten unsre einzige Absicht, unsern sehnlichsten Wunsch, unser herzlichstes Verlangen. Wenn ihr dieses bis jetzt nicht geglaubt habt, so hoffen wir, daß ihr es glauben werdet, wenn in aller Geduld und Sanftmuth Dasjenige wird zur Sprache gebracht und verhandelt werden, was uns der Herr eingeben wird. Wollt Gott, daß wir statt alles Hin- und Herredens ohne Weiteres dem Herrn einhelliglich ein Loblied anstimmen und uns einander die Hände reichen könnten! — Beschämen muß uns ja dieses im Innersten, wenn wir, die wir uns als solche ausgeben, welche berufen sind, das Evangelium des Friedens und der Eintracht zu predigen, dennoch am leichtesten zur Zwietracht geneigt und zum Werke der Einigkeit so schwierig und so störrig sind.

„Doch was sage ich? Menschen können und sollen allerdings solches Alles wünschen, aber Gott allein kann es gewähren, wie er es denn auch thun wird, wenn es ihm gefällig ist, unsre Sünden aus Gnaden zuzudecken, und durch sein Licht die Finsterniß auszutreiben, die in uns ist. Damit man nun erkennen möge, Sire, daß wir in dieser Sache mit redlichem Gewissen, einfach, klar und unumwunden zu handeln gedenken, so wollen wir mit Ew. Majestät allergnädigster Bewilligung die vornehmsten Artikel, um die es sich handelt, summarisch anzeigen.“

An die alten öcumenischen Symbole anknüpfend, trug nun Beza in meisterhafter Exposition das Wesentlichste der reformirten Kirchenlehre vor, wobei die Fehlerhaftigkeit der römischen Lehre in der Auffassung einzelner Dogmen überzeugend dargethan ward. So wies Beza nach, wie der Glaube an eine Genugthuung neben dem vollkommenen Gehorsam Christi Gott seiner vollkommenen Gerechtigkeit beraube, und wie die Behauptung, Gott habe uns in Christo nur einen Theil unsrer Schuld vergeben, und überlasse die Abtragung des Uebrigen uns selbst, einer Verleugnung seiner vollkommenen Barmherzigkeit gleichkomme und einen Gott anbeten heiße, der weder vollkommen gerecht, noch vollkommen barmherzig sei. Wer sich an dem durch die Propheten und Apostel gepredigten und verfaßten Worte nicht genügen lasse, der entfesse Christum seines Propheten- und Lehramtes; wer mit neuen Satzungen die Gewissen binde, der beraube ihn der Würde des geistlichen Königthums in der Kirche; und wer sich unterstehe, ihn von Neuem als Opfer darzubringen, zur Vergebung der Sünden, und an ihm dem einzigen Fürsprecher bei Gott sich nicht genügen lasse, der verleugne sein ewiges Hohepriesterthum. — Nach einer eingehenden Besprechung der evangelischen Lehre von den guten Werken, geht Beza hierauf zur Erörterung der

Lehre von den Sacramenten und vom Kirchenregiment über. Nach dem von den ersteren im Allgemeinen gehandelt ist, fährt Beza fort:

„Wir halten nicht dafür, wie Einige wähnen, die uns nicht recht gehört und verstanden haben, daß das heilige Abendmahl eine bloße Gedächtnißfeier des Todes Jesu sei, ebensowenig als wir behaupten, daß wir durch den bloßen Genuß der Frucht des Leidens und Sterbens Christi theilhaftig werden; sondern wir verbinden das Erbgut mit der daraus erwachsenen Frucht. Kurz, wir sagen mit Paulus (1 Cor. 10): Das Brod, das wir nach seinem Gebote brechen, ist die Gemeinschaft des wahren Leibes Christi, der für uns dahingegeben ward; der Kelch, den wir trinken, ist die Gemeinschaft des wahren Blutes, das für uns vergossen ward; ja Beides in demselben Wesen, das sie im Leibe der Jungfrau empfangen, und das der Herr von hier mitgenommen hat in den Himmel. Nun sagt an, liebe Herren, was könnt ihr in diesem heiligen Sacrament noch suchen oder finden, das wir nicht ebenfalls darin suchten oder fänden? Ich weiß zwar, daß die Antwort schon bereit vorliegt. Die Einen wollen, daß Brod und Wein verwandelt werden nicht in „„Sacramente““ des Leibes und Blutes Christi, denn das haben wir ja schon bekannt, sondern in den Leib und das Blut selbst. Die Andern werden uns vielleicht nicht soweit treiben wollen, sondern nur begehren, daß wir zugeben, Leib und Blut Christi seien wesentlich und leiblich in, oder mit, oder unter dem Brode. Aber, liebe Herren, wollet hierüber um Gottes willen uns geduldig und ohne Aergerniß zu nehmen, anhören, und nur für einige Augenblicke den verdächtigen Bahn, welchen ihr gegen uns gefaßt habt, bei Seite setzen. Sobald die eine oder die andere Meinung uns aus der Schrift als wahr bewiesen wird, so werden wir sie annehmen und bis in den Tod dabei verharren. Es dünkt uns aber nach dem geringen Maße der uns von Gott verliehenen Erkenntniß, daß die Lehre von der Brodverwandlung der Analogie der Glaubensartikel zuwiderläuft, indem sie gradezu mit der Natur des Sacramentes streitet, in welchem nothwendiger Weise die Zeichen als solche bleiben müssen. Dergleichen stößt auch diese Wandelungslehre die Wahrheit von der menschlichen Natur in Christo und von der Himmelfahrt derselben um. Ich sage dasselbe auch von der zweiten Meinung, der Consubstantiation, welche noch obendrein sich gar nicht auf die Worte Christi zu gründen vermag und keineswegs nöthig ist, um uns der Frucht der Sacramente theilhaftig zu machen.

„Fragt nun Jemand, ob wir denn Christum von seinem heiligen Mahle abwesend sein lassen, so antworten wir: Nein. Wenn wir aber die Entfernung im Raume betrachten, wie man sie denn in Anschlag bringen muß, wenn von der leiblichen Gegenwart und von der Menschheit Christi als solcher die Rede ist, so sagen wir, daß sein Leib und Blut so weit vom Brode und Weine entfernt ist, als der oberste Himmel entfernt ist von der Erde. Denn wir, wir sind auf der Erde und die Sacramente ebenfalls; Christus.

dagegen ist sammt seinem Leibe im Himmel, letzterer aber so verkürt, wie Augustin sagt, daß die Glorie ihm nicht das Wesen eines wahren Leibes, sondern nur die Schwachheit desselben benommen hat. Will nun Jemand daraus schließen, daß wir Christum vom heiligen Abendmahle entfernt sein lassen, so ist dies falsch geschlossen. Denn wir geben Gott die Ehre und glauben laut seines heiligen Wortes, obgleich wir auf Erden sind und nicht anderswo, daß wir nichtsdestoweniger auf eine geistige Weise durch den Glauben seines Leibes und Blutes theilhaftig werden, und zwar ebenso gewiß, als wir die Sacramente vor Augen sehen, mit Händen greifen, in den Mund nehmen und von ihrer Substanz in dieses Leibes Dasein leben.

„Dies, liebe Herren, ist in diesem Punkte die Summe unseres Glaubens, welcher nach unserem Ermessen weder den Worten Jesu noch denen des Apostels Paulus irgendwie Gewalt anthut, die menschliche Natur in Christo nicht aufhebt, den Artikel von der Himmelfahrt und die Eigenschaft und Ordnung der Sacramente nicht entkräftet, keinen Anlaß zu sündigen und unerklärlichen Fragen und Distinctionen gibt und unsrer Vereinerung mit Christo durchaus keinen Eintrag thut, lauter Dinge, weswegen die Sacramente eingesetzt sind, und nicht, damit sie entweder angebetet, aufbewahrt, zur Schau getragen oder Gott dargebracht würden. Und so wir uns nicht täuschen, erweist endlich dieser Glaube auch der Macht und dem Worte des Sohnes Gott größere Ehre, als wenn man glaubt, daß sein Leib wesentlich mit den Zeichen vereint sein müsse, damit wir desselben theilhaftig werden.“

Nachdem nun Beza auch von den übrigen Sacramenten, sowie von dem Kirchenregiment und der Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit geredet, schloß derselbe seinen Vortrag mit den Worten: „Der sehnliche Wunsch, Eure, die Ehre Gottes möglichst zu fördern, der Gehorsam und die unterthänige Dienstpflicht, welche wir Ew. Majestät schuldig sind, die Liebe zum Vaterland und vornehmlich zur Kirche Gottes, haben uns aus weiter Ferne an diesem Ort zusammengeführt, wo wir hoffen, daß Gott der Herr nach seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit Ew. Majestät, Eure, dieselbe Gnade bezeigen werde, welche er einst dem jungen Könige Josias heute vor zweitausend zweihundert und zwei Jahren widerfahren ließ; wo wir hoffen, daß unter Ew. Majestät glücklicher Regierung, gnädigste Königin und Frau, unter euerem getreuen Beistande, gnädigster König (von Navarra), durchlauchtigste Fürsten des königlichen Stammes und hochwürdigste Herren des geheimen Rathes, jener uralten Ruhm und das Gedächtniß der hochberühmten Königin Clotilde wird erneuert werden, deren Gott sich einst als eines auserwählten Hülfzeugs bediente, um die Erkenntniß der Wahrheit diesem Königreich zu schenken.

„Das ist unsre zuversichtliche Hoffnung, Eure, zu deren Verwirklichung wir bereit sind, selbst Gut und Blut hinzugeben, auf daß auch durch unsre unterthänigsten Dienste in einem so löblichen und heiligen Werke das wahr,

goldene Zeitalter anbreche, in welchem unser Herr und Heiland einmüthig verehrt, gelobt und gepriesen werde. Ihm allein sei Ehre und Ruhm und Herrlichkeit jetzt und immerdar. Amen."

Beza und die übrigen Abgeordneten knieten hierauf demüthigst nieder, erhoben sich sodann und Beza überreichte dem König mit einer geeigneten Anrede an denselben die schon früher übergebene Confession nochmals.

In feierlicher Ruhe hatte die Versammlung den unvergleichlichen Vortrag Beza's mit angehört, bis zu der Stelle, wo derselbe die räumliche Beziehung des Leibes Christi zum Abendmahls-Brode mit der Entfernung des Himmels von der Erde verglich. „Er hat gelästert," rief da eine Stimme, und alsbald rief die Menge der Bischöfe und Sorbonnisten: „Ja, er hat gelästert, er hat gelästert" (blasphemavit, blasphemavit)! Der Cardinal von Tournon ersuchte den König und die Königin, dem Redner das Wort zu entziehen, widrigenfalls er mit allen Prälaten diese Stätte der Lästerung zu verlassen drohe, und der Tumult, der alsbald den Saal erfüllte, war so arg, daß die Königin und selbst der Cardinal sich veranlaßt sahen, mit strengen Worten Ruhe zu gebieten und Beza reden zu lassen, da man auch die Gegner desselben hernach hören werde. Ohne sich daher im Mindesten aus der Fassung bringen zu lassen, fuhr Beza mit einem freundlichen „liebe Herren" fort und trug seine Rede bis zum Ende vor. Kaum hatte derselbe das letzte Wort gesprochen und war zurückgetreten, als sich auch sofort der Cardinal von Tournon in sichtbarer Aufregung erhob, seine Entrüstung darüber aussprach, daß es Jemand gewagt habe, im Angesichte des allerchristlichsten Königs so verderbliche Irrlehren vorzutragen, und dabei in so maßloser Weise ausfuhr, daß ihn die Königin zur Ordnung rufen mußte. Das Einzige, was die Prälaten diesmal erlangten, war, daß man ihnen die schriftliche Behändigung der Rede Beza's versprach, welche sie sich erbeten hatten, um sie genau prüfen und gründlich widerlegen zu können.

Voll froher Siegeshoffnung zog nun das Häuflein der Evangelischen von Poissy wieder ab, und kaum in St. Germain angekommen, berichtete Beza sofort an seinen theuern Calvin, wie das erste Zusammentreffen mit den Prälaten abgelaufen war. Indessen besorgten doch Manche, daß die Königin vielleicht nicht Alles, was Beza vorgetragen, und namentlich grade dessen den Prälaten so ärgerliche Darlegung der Abendmahlslehre nicht ganz richtig aufgefaßt habe, was weiterhin die Besorgniß nahe legte, daß das mangelhafte Verständniß der Königin von den Gegnern leicht in der übelsten Weise gemißbraucht werden möchte. Beza sah sich daher veranlaßt, schon am folgenden Tage in einem an die Königin-Mutter gerichteten Schreiben sich noch bestimmter, als er es in seinem Vortrage gethan hatte, gegen die Anschuldigung, daß er die reale Gegenwart Christi leugne, zu verwahren. Außerdem ließ Beza seinen Vortrag, sowie diesen Brief durch den Druck veröffentlichen. In vielen Tausenden von Exemplaren war Beza's Rede daher alsbald

in ganz Frankreich verbreitet und trug nicht wenig dazu bei, einerseits in den Gemeinden der Evangelischen ein klareres Verständniß der kirchlichen Lehre zu begründen, andererseits die schmählischen Anschuldigungen, mit welchen dieselben von den Gegnern angefeindet wurden, als elende Verleumdungen bloßzulegen.

§. 6.

Beza's Kämpfe mit den Prälaten.

„Wollte Gott, dieser Mensch wäre entweder stumm oder wir wären taub gewesen,“ rief der Cardinal von Lothringen in der nächsten Versammlung der Prälaten aus, und außer den wenigen Bischöfen, welche eine (die bestehenden Verhältnisse möglichst schonende) Réformation der Kirche wünschten, war unter den Versammelten Niemand, dem diese Worte nicht aus dem Munde gesprochen gewesen wären. Indessen sah man doch ein, daß auf Beza's Vortrag Etwas erwidert werden mußte, und der Cardinal von Lothringen übernahm es, diese Erwidern zu geben. Nur wußte auch er nicht, was man zu erwidern habe, da er nach seinem eignen vor Beza abgelegten Geständniß sich bisher „mit ganz andern als theologischen Dingen befaßt hatte.“ Indessen hatte der Cardinal einen Helfer zur Hand, einen humanistisch gebildeten und freilich für die römische Orthodogie nicht sehr passionirten, aber gefügigen und brauchbaren Doctor der Sorbonne, Claude d'Espense (Clandius Spensa). Dieser sollte ein Bekenntniß des katholischen Glaubens aufsetzen, welches der Rede Beza's entgegengesetzt werden könnte. Und zwar erklärte sich die Mehrzahl der Prälaten dahin, daß, weil es sich für Prälaten der Kirche nicht zieme, sich mit Häretikern auf Verhandlungen wegen Glaubenssachen einzulassen, dieses Bekenntniß den Hugenotten zur Anerkennung einfach vorgelegt, und wenn diese nicht erfolge, das Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen werden sollte.

Der Beschluß war kaum gefaßt, als auch die Evangelischen von demselben Kunde erhielten, und eine energische Protestation gegen das von der Hierarchie beabsichtigte Verfahren beschloffen. Beza setzte daher Namens aller Abgeordneten eine an den König gerichtete Supplik auf, worin darüber Beschwerde geführt wurde, daß sicherem Vernehmen zufolge, die Bischöfe Richter über sie sein wollten. „Wir sind bereit,“ hieß es in der Supplik, „unsre Gründe noch präciser und vollständiger darzulegen, als es geschehen ist, und bitten um der Ruhe und Wohlfahrt des Reiches willen, daß Ew. Majestät uns das Versprochene gewähre, den Prälaten ein so frevelhaftes Untersagen, welches alle ferneren Verhandlungen abschneidet, untersage, und wenn sie ja ein solches gegen Ew. Majestät eigne Absicht und unsre von Anfang gestellt und auch bewilligte Bedingung laufendes Anathema sprechen sollten, solches nicht zu bestätigen, oder wenn gegen Alles Erwarten der gegentheilige Fall

eintreten sollte, nicht ungnädig aufzunehmen, wenn wir gegen Alles, was diese Herren schon beschlossen haben oder noch vornehmen werden, als null und nichtig protestiren.“ Zugleich wurde bemerkt, daß man im letzteren Falle die Verantwortung für die Störungen der öffentlichen Ruhe, welche etwa hieraus erfolgen könnten, nicht übernehmen könne.

Diese ernste Sprache verfehlte des beabsichtigten Eindruckes nicht. Denn unmöglich durfte man es dahin kommen lassen, daß die Abgeordneten der reformirten Gemeinden St. Germain verließen, und die Erbitterung ihrer Partei im ganzen Reiche auf's Neue wachriefen. Die Evangelischen erhielten daher die Erfüllung der ihnen gegebenen Versprechungen auf's Neue zugesagt. Beide Parteien wurden auf den sechszehnten September zu einer neuen Versammlung einberufen.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse für die römische Partei nicht ganz günstig gestaltet. Tag für Tag erwartete dieselbe das Eintreffen eines päpstlichen Legaten, mit dessen Auctorität sie sich selbst zu decken, die Königin zu blenden und die Hugonotten zu erdrücken hoffte. Allein der Legat kam ebenso wenig, als die lutherischgefinnten Theologen aus Deutschland, welche der Cardinal von Lothringen nach Poissy zu locken suchte, um mittels derselben die Differenzen des deutschen und des französischen Protestantismus an den Tag zu bringen und den Protestantismus selbst hierdurch vor der öffentlichen Meinung lächerlich zu machen. Dagegen wurden die Hugonotten durch die Ankunft des damals zweiundsechzigjährigen, aber noch immer geistesfrischen Petrus Martyr, der, nachdem er den begehrten Geleitsbrief erhalten, sich auf den Weg gemacht hatte*), am 10. September in St. Germain eingetroffen und dort von der Königin und allen Großen des Hofes mit ausgezeichnete Aufmerksamkeit aufgenommen war, auf's Neue gestärkt. Um so mehr sah sich die römische Partei veranlaßt, sich unter keiner Bedingung auf eine eigentliche Verhandlung einzulassen, sondern die Gegner nur mit einer energischen Erklärung ein für alle Mal abzufertigen.

Als der Morgen des sechszehnten September erschienen war, sah man in der Umgebung des Dominicanerinnenklosters zu Poissy wiederum ganz dasselbe Getümmel, dasselbe Drängen und Treiben, wie sieben Tage zuvor. Bei Martyrs Eintreten in den Saal waren, wie uns Martyr erzählt**), noch nicht alle Cardinäle gegenwärtig; auch die andern reformirten Abgeordneten waren noch nicht da. Dagegen saßen schon fast alle Bischöfe innerhalb der errichteten Schranken, und hinter ihnen eine ungeheuere Anzahl von Aebten, forbonnitschen Doctoren und Mönchen. Als Martyr sah, daß die

*) Schmidt, S. 247.

**) In einem Schreiben an Bullinger vom 19. September (Martyrs Locci communes S. 1138); — an den Magistrat zu Zürich, 19. September.

Sache sich noch etwas verziehen würde, und daß weder der König noch die Königin da wären, setzte sich derselbe allein in eine Ecke nieder. Da kam der Cardinal von Chastillon mit zwei Bischöfen, jener in Purpur, die Bischöfe ebenfalls in Amtstracht, auf Martyr zu, und als dieser die Frage, ob er Peter Martyr wäre, bejaht hatte, begrüßte er ihn gar freundlich, betheuerte, wie willkommen allen Wohlgefinnten seine Ankunft in Frankreich sei und bot ihm huldreichst alle seine Dienste an. Auch die beiden Bischöfe baten ihn dringend, er möchte die so nöthige Eintracht begründen und vollenden helfen. Martyr dankte für die freundliche Gesinnung und versprach ihnen zu willfahren, so viel es die Wahrheit und das Wort Gottes nur zulassen würden. Kurz darauf trat der Cardinal von Lothringen hervor, von einem ganzen Schwarm von Bischöfen, Sorbonnisten und Ordensleuten geleitet, dann erschien der König, die Königin und die Großen des Reiches, wie das vorige Mal; zuletzt kamen die reformirten Prediger und Aeltesten, denen sich Martyr anschloß. Die Reformirten begaben sich an das Ende des Saales, wo sie, während die Cardinäle und Bischöfe nach Reih' und Ordnung saßen, außerhalb der Schranken stehen mußten. Die Menge der Anwesenden war noch größer als vor acht Tagen, denn der Cardinal hatte absichtlich Viele noch dazu gezogen, um damit zu imponiren. Auf einem zur Rechten des Königs stehenden Sessel, hinter welchem Spenza mit dem Concept stand, um im Fall der Noth dem Schüler zu Hülfe zu kommen, erhob sich der Cardinal von Lothringen inmitten der Bischöfe.

Der Vortrag, den nun der Cardinal hielt, bezog sich nur auf die Lehre vom Sacrament und von der Kirche. Ueber den Inhalt des Vortrags und über den Eindruck, den derselbe auf die Evangelischen machte, berichtete Beza zwei Tage später an Calvin: „Nie habe ich etwas Unverschämteres und Läppischeres gehört. Der Cardinal sprach zuerst von dem Gehorsam, welchen man den Fürsten schuldig ist, und den diese gegen Gott schuldig sind, so jedoch, daß jenem heiligen Stuhle nichts vergeben wurde und er auf das Unverschämteste den beständigen Gehorsam der Bischöfe herausstrich. Dann belehrte er uns, wie die Kirche (nicht die unsichtbare Gemeinschaft der Erwählten sei, sondern) auch die Verworfenen in sich begreife, und sang das alte, schon hundert und aber hundert Mal widerlegte Lied von der sichtbaren Kirche, von den allgemeinen Concilien, von dem ungeschriebenen Worte und von Aehnlichem, welches Alles mir bis zum Erbrechen ekelhaft anzuhören war. Dann kam er auf das Mahl des Herrn zu sprechen. Die Lehre von der Brotverwandlung erwähnte er zwar mit keinem Worte, indessen suchte er die Faselien Westphals nach bestem Vermögen aufzupuzen und herauszustreichen. Er warf uns die verschiedenartigen und einander widersprechenden Erklärungen der Einsetzungsworte vor, welche in dieser Zeit erdacht wären, tadelte den Vorwitz derer, welche fragen: Auf welche Weise? und stellte als Hauptargument gegen unsre Lehre die (angebliche) Uebereinstim-

mung der Evangelisten in den Worten und Sylben dieser Formel auf. So weit ging seine Frechheit! Er behauptete, daß weder in der Geschichte, noch in den Lehren, noch beim Sacrament, daß überhaupt nirgends im Neuen Testamente die tropische oder figürliche Erklärung zulässig sei, und erklärte feierlich unter dem Beifall der Seinigen, daß die Schriften aller Kirchenväter der fünf ersten Jahrhunderte offenbar auf seiner Seite wären, weshalb er mit diesen allein uns überführen und widerlegen wollte. Schließlich rief er uns in den römischen Schafstall zurück, und ermahnte den König und alle Großen des Reiches, diesen so gewissen, so uralten und heiligen Glauben zu schirmen und zu bewahren.“

Diese Ermahnung an den König und an die Königin-Mutter hatte der Cardinal, um doch auch seine Vortrage eine gewisse Feierlichkeit zu geben, kniend gesprochen und bei dem Aussprechen der Worte „Sacrament“ und „Eucharistie“ hatte derselbe regelmäßig das Haupt entblößt, was ihm alle Prälaten mit Verbeugung nachgethan hatten*).

Kaum hatte aber der Cardinal seine Rede — in der übrigens ein weit weniger greller Ton angeschlagen war, als man erwartete, weil nicht der Cardinal, sondern Spenza sie verfertigt hatte — beendet, als sich derselbe — und mit ihm viele andre Bischöfe — anschickte, den Saal zu verlassen, um hiermit in recht augensälliger Weise zu erklären, daß von Seiten der Hierarchie der ganze Handel jetzt als beendet angesehen werde. Indessen muthig und beherzt trat alsbald Beza vor und begehrte, daß man ihn entweder jetzt oder an einem von dem Könige zu bestimmenden Tage vor dieser Versammlung auf die Rede des Cardinals antworten lasse. Dazu aber durfte es nach der Meinung der Prälaten um keinen Preis kommen, weshalb sie sich in großer Bewegung um den König und die Königin-Mutter drängten, und Beide mit der Bitte um Zurückweisung Beza's bestürmten. Nur zweierlei sei möglich: entweder würden die Irrgläubigen reumüthig in den Schooß der Kirche zurückkehren, oder der König habe sie heimzuschicken, und das Reich von ihnen zu säubern, da in diesem allerchristlichsten Königreiche nur Ein Glaube, nur Ein Gesetz und nur Ein Herrscher sein könnten.

Indessen wußte doch die Königin zu gut, daß es nur allzugesährlich sein würde, wenn man dem Verlangen der Prälaten Gehör geben wollte. Augenblicklich war allerdings bei der wilden Erregung der Gemüther, welche sich auf Seiten der römischen Partei kund gab, an eine ruhige Fortsetzung der Verhandlung nicht zu denken; dagegen erhielt Beza den Bescheid, „der König werde ihnen einen Tag zur Antwort bestimmen.“

Aber vergebens warteten die Evangelischen von einem Tage zum andern

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der damals noch katholische Bischof Peter Ramus grade durch diese Rede des Cardinals, welche er anhörte, die erste Anregung zu seiner Befehrung zum Protestantismus erhielt.

auf eine Einladung zur Fortsetzung der Verhandlungen mit den Prälaten, und Beza, sowie dessen Freunde dachten schon daran, St. Germain zu verlassen und daheim zu erzählen, daß die Ränke und der Starrsinn der Gegner eine friedliche Feststellung der kirchlichen Verhältnisse unmöglich gemacht hätten. Daß aber dann, wenn die Scheiterhaufen wieder rauchen würden, eine bewaffnete Erhebung der Hugenotten und ein blutiger Bürgerkrieg notwendig kommen müßte, leuchtete Beza ein; weshalb dessen Herz von schwerer Sorge gedrückt war. Auch ein Gespräch mit der Königin, zu welcher Beza mit Martyr eingeladen ward, war wenig geeignet, die Bekümmernisse Beider zu entfernen. Denn wenn auch die Königin die besten Gesinnungen zur Schau trug, und ihnen die freudigsten Hoffnungen einzureden suchte, so merkte man doch, daß dieselbe zur Zeit noch nicht wußte, auf welche Seite sie sich hinneigen sollte, daß sie sich aber zur Sicherung ihrer Herrschaft ganz gewißlich für die Partei erklären würde, welcher das Glück seine Gunst zuwenden sollte.

Die Situation war damals folgende: Die Abgeordneten der Generalstaaten zu Pontoise verlangten, daß die Hierarchie die Schulden des Königs bezahlen, und daß die Staatsregierung den Hugenotten Gotteshäuser geben sollten; das Königthum verlangte, daß die Prälaten das nöthige Geld geben und sich mit den Hugenotten vergleichen möchten, damit das Reich zur Ruhe komme; die Prälaten aber wollten sich weder besteuern noch auf Reformen einlassen, weil sie mit Recht hierdurch ihren trefflichen Pfündenbesitz gefährdet glaubten; und die Evangelischen erklärten zu wiederholten Malen, schriftlich und mündlich, daß wenn man fernerhin in so ernster und heiliger Sache so treulos und hinterlistig gegen sie verfare, sie abziehen und Alles, was weiterhin daraus entstehen möchte, sei es Krieg oder Aufruhr, denen zur Verantwortung zuschieben müßten, die es aus Stolz und Eigennuz so muthwillig versehen hätten. Mit unbeugsamer Hartnäckigkeit beharrte die Hierarchie bei ihren Forderungen, bei ihrer Verachtung der Evangelischen und bei dem Vorgeben, daß in dem allerchristlichsten Königreiche nur Ein Glaube, nämlich der katholische gelten könne. Daß aber diese Behauptung nichts als leeres, lügenhaftes Gerede war, zeigte sich, als eben damals der schon lange Zeit erwartete päpstliche Legat Hippolytus von Este, Sohn des Herzogs Alfonso von Ferrara und der Lucretia Borgia, ein Enkel des Papstes Alexander VI., und durch seine Schwägerin Renata von Frankreich dem französischen Königshause verwandt, — ein von seinen Eltern in der Machiavellischen Politik erzogener, die kirchlichen Institutionen nur als Mittel zum Gelderwerb und zum Lebensgenuß betrachtender Italiener — in Frankreich erschien. Der Hohn und Spott des Volkes geleitete ihn aller Orten, so daß der Legat die größeren Städte, in denen evangelische Gemeinden waren, gar nicht zu berühren wagte. Und als derselbe mit einem Gefolge von vierhundert, meist italienischen Reitern, in Begleitung des Jesuiten-

generals Jacob Lainez, des leichtfertigen Humanisten Marcus Antonius Muret, mehrerer Bischöfe, Jesuiten und anderer Ordensleute in St. Germain einzog, vermochte weder das silberne Kreuz, welches er seinem Zuge vorantragen ließ, noch der apostolische Segen, den er mit feierlicher Miene reichlich spendete, das Volk in geziemenden Schranken zu halten. „Fuchs! Fuchs!“ erscholl es auf den Straßen; denn man dachte, als man den apostolischen Legaten sah, an den bekannten Heineke in der Kutte.

Natürlich bot der Legat seinen ganzen Einfluß auf, um die Einrichtung eines eigentlichen Colloquiums der Prälaten mit den Regern zu hintertreiben. Allein die Vorstellungen der wenigen reformatorisch gesinnten Bischöfe, welche darauf hinwiesen, wie zweideutig es aussehe werde, wenn man das von den Hugenotten verlangte Gespräch zurückweise, drangen doch endlich in so weit durch, daß die Königin anordnete, das Colloquium sollte fortgesetzt, jedoch von jetzt an in einem anderen, kleineren Saale des Klosters und in geringerer, von den Prälaten selbst zu bestimmender Anzahl der Theilnehmer stattfinden. Auch sollte fernerhin der König nicht mehr in den Sitzungen erscheinen. Dieses hatte der Cardinal von Lothringen so verlangt, damit die letzte Sitzung doch noch thunlichst den Eindruck eines Abschlusses der bisherigen Religionshandlung machen sollten.

Mittwoch den 24. September gegen Mittag erschienen daher in dem kleineren Saale der Priorin zu Boissy die Königin-Mutter, der König und die Königin von Navarra, Prinz Condé, der Admiral und andre Herren und Damen, welche um den Thron her Platz nahmen. Zur rechten Seite desselben setzten sich sechs Cardinäle, und hinter ihnen etwa sechszehn Doctoren der Sorbonne und andere Schriftgelehrte, einige mit dickleibigen Folianten bepackt, aus denen, wie sie sagten, der Cardinal die Reges mit den Zeugnissen der Kirchenväter der fünf ersten Jahrhunderte widerlegen wollte. Zur linken Seite des Thrones saßen etwa sechs Bischöfe, und der Königin gegenüber zwölf Prediger der Reformirten, unter ihnen Beza.

Der Cardinal von Lothringen eröffnete die Conferenz mit dem Bemerkten, daß man zusammengelassen sei, um zu hören, was die Prediger gegen seinen vor acht Tagen gehaltenen Vortrag zu erinnern hätten.

Da trat Beza auf und bat die Königin-Mutter, ihm zu gestatten, daß er auf das, was der Cardinal unlängst über zwei Punkte der von den Evangelischen nun zu dreien Malen ihr übergebenen Confession vorgebracht habe, nämlich über die Lehre von der Kirche und vom Abendmahl, antworten dürfe. Beza begann nun eine anderthalb Stunde dauernde Rede, worin er vom Begriffe der Kirche, vom Unterschiede der unsichtbaren Gemeinde der Erwählten oder der Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes, und von der sichtbaren Kirche, in welcher auch Heuchler und Unwiedergeborene wären, sprach. Hierauf führte er aus, daß die Kirche, wenn schon an und für sich unsichtbar (weßhalb man die Kirche glaube, nicht aber schaue), doch ihre

sichtbaren Zeichen habe, von denen auf ihr Dasein geschlossen werden könne und müsse. Diese Zeichen wären die Predigt des reinen Wortes und die ordnungsmäßige, unverkümmerte Spendung der Sacramente, weiterhin auch die Kirchenzucht und die Frucht der Predigt, welche beiden letzteren Merkmale indessen, wegen der Verlehrtheit der Menschen, nicht immer sicher wahrzunehmen wären. Nun setzten allerdings die Predigt des Wortes und die Verwaltung der Sacramente Hirten und Lehrer vorraus, denen solches Amt anvertraut sei, weshalb Einige als drittes Kennzeichen der Kirche noch die ordentliche Succession der Lehrer von der Apostel Zeit her hinzufügten. Es gebe aber zwei Successionen, eine Succession der Lehre und der Personen. Die erstere sei allerdings festzuhalten, und auch gegen die andere sei nichts einzuwenden, wenn sie nur, wenigstens in den Hauptlehren des Evangeliums, mit jener verbunden sei. Nun gebiete aber Christus seinen Jüngern, daß in so fern die Schriftgelehrten und Pharisäer auf Moses Stuhl säßen, sie halten und thun sollten, was diese sagten. Es könnten also hiernach auch falsche Propheten auf die wahren, und Wölfe auf die guten Hirten folgen, womit es hinlänglich gerechtfertigt sei, die Succession der Personen nicht allein nicht anzunehmen, sondern auch dieselbe, weil sie zum Dackmantel der Lüge diene, zu verwerfen, es sei denn, daß ihr die Succession der Lehre zu Grund liege. Ferner müßte man, wenn die Succession der Kirche ein untrügliches Merkmal der wahren Kirche sein sollte, vor Allem eine Verheißung dafür nachweisen können, daß Gott seine Gnade an gewisse Stühle oder Länder gebunden habe. Eine solche Nachweisung lasse sich aber nicht geben; vielmehr sei z. B. in Betreff des römischen Stuhles offenkundig, daß hier zur Zeit des Papstes Honorius, der wegen des Eutychianismus, sowie des Johann XXII., der ebenfalls als Ketzer verdammt worden, und vielleicht auch zur Zeit der Päpstin Johanna die Succession unterbrochen worden sei. Wenn somit die Personensuccession als solche kein wesentliches Kennzeichen der Kirche sein könnte, so komme es darum doch noch nicht Jedem, sondern nur den ordentlich Berufenen zu, in der Kirche das Wort zu verkündigen und die Sacramente zu verwalten. Denn in der Kirche müsse zufolge der Mahnung des Apostels Alles ordentlich hergehen. Man habe aber in Betreff der Berufung der Prediger eine ordentliche und eine außerordentliche Berufung zu unterscheiden. Jene bestehe in der Prüfung der Lehre und des Lebens, in der darauffolgenden rechtmäßigen Wahl und in der Auslegung der Hände, welche letztere jedoch nicht durchaus nothwendig sei; diese dagegen sei eine solche, bei welcher eins oder selbst alle drei der angegebenen Erfordernisse fehlten, und welche gleichwohl von göttlicher Auctorität wegen rechtmäßig sei.

Die Macht und Auctorität der Kirche und deren Verhältniß zur Auctorität der heiligen Schrift betreffend, sei zu beachten, daß die Kirche wohl der Leib Christi, aber noch in der irdischen Pilgrimschaft, daß sie wohl das

Haus des Herrn, aber doch noch im Bau und täglichem Wachsen begriffen sei; daß sie wohl vom heiligen Geist regiert werde, aber noch gegen das Fleisch zu kämpfen habe, und daß sie wohl Gott erkenne, daß aber diese Erkenntniß noch unvollkommen sei. Daher sei es unzweifelhaft, daß die Glieder der Kirche in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit irren können und daß sie tagtäglich irren. Und zwar gelte dieses nicht bloß von den einzelnen Gliedern der Kirche, auch nicht bloß von Diöcesan- und Provinzialconcilien, sondern auch von den allgemeinen Concilien. Denn es könne nicht bewiesen werden, daß der heilige Geist sein Gnadenlicht einer bestimmten Anzahl von Gliedern der Kirche, die nicht einmal die besten und die gelehrtesten sind, mittheile, mögen sie auch die Gesamtheit der Kirche, von der sie abgeordnet sind, vertreten. Man sage wohl, wenn Christus verheißten habe, daß wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt wären, er mitten unter ihnen sei, und daß dieses doch noch vielmehr von einem allgemeinen Concil gelten müsse. Allerdings sei zuzugeben, daß dieses sich hoffen und vermuthen lasse; aber eine Vermuthung sei doch noch keine Gewißheit. Daß aber die Kirche irren könne, mache die Lehre selbst noch nicht ungewiß. Denn wenngleich unser Erkennen Stückwerk sei, so lasse doch Gott die Grundwahrheit seiner Gnadenoffenbarung nie untergehen, indem er die Erkenntniß derselben jederzeit wenigstens bei Einigen erhalte. Darum habe man aber die alten Concilien nicht etwa zu verdammen. Nur habe man daran festzuhalten, daß für Alles, was in der Kirche beschloffen, gelehrt und angerichtet werde, die heilige Schrift der Prüfstein der Wahrheit sein müsse. Werde eingewendet, die Schrift sei doch zu dunkel und bedürfe der Auslegung, so habe man zu antworten: Wie denn Christus zu seinen Jüngern habe sagen dürfen: „„Forschet in der Schrift;““ wie denn Abraham dem reichen Manne in der Qual habe erwidern können: „„Sie haben Mosen und die Propheten““? Allerdings behaupte der Herr Cardinal, man müsse als sichere Erklärung der Schrift und als apostolische Tradition Alles annehmen, was in der Kirche immer, überall und von Allen anerkannt sei. Allein bei der unendlichen Meinungsverschiedenheit der alten Väter selbst in Glaubenssachen sei Niemand im Stande, eine mit sich selbst völlig übereinstimmende nachzuweisen. Die Worte „von jeher“ und „von Allen“ führten uns auf die Propheten und Apostel als die wahren Dolmetscher der göttlichen Wahrheit zurück. Darum müsse auch anerkannt werden, daß die heilige Schrift alles zum Heil Nothwendige enthalte, weil die gegentheilige Meinung allen Träumereien und Erfindungen Thor und Thür zur Kirche öffnen. Allerdings sei für Sitte und Disciplin jeder Zeit in der Kirche eine Tradition vorhanden gewesen. Dieselbe sei aber nach der heiligen Schrift zu normiren und zu reinigen. Könnte doch nicht einmal Alles, was in dieser Hinsicht die Apostel selbst angeordnet hätten, z. B. die Enthaltung vom Blute und vom Erstickten, das Küssen in der apostolischen Gemeinde, das Baarhauptgehen

der Männer, als beständige Regel gelten! Sollte man daher noch fragen, ob die Kirche über der Schrift sei, so würde dieß heißen, ob das Kind über dem Vater, die Frau über dem Manne, ja sogar ob der Mensch über Gott sei.

Nach Beendigung dieser Exposition gab Beza der Königin anheim, ob er nun sofort auch zur Beurtheilung der von dem Cardinal vorgetragenen Lehre vom Abendmahl übergehen sollte. Indessen wurde es angemessen befunden, die Discussion eintheilen auf den erörterten Lehrpunkt zu beschränken.

Zwei Opponenten waren es, welche aus der Mitte der Hierarchie gegen Beza das Wort ergriffen: Claude d'Espense und der Sorbonnist Claude de Saintes, jener in ziemlich gemäßigter, dieser dagegen, eine verächtliche Creatur des Cardinals von Lothringen, ganz in der excessiven, schmähsüchtig polternden Weise eines in der Schule der Scholastik erzogenen Klopffechters. Aber mit stiller Ruhe trat Beza Beiden, als sie ihre Expectorationen beendet hatten, entgegen. „Unter den Merkmalen der wahren Berufung zum Predigtamt,“ begann Beza, „waren zwei als Haupterfordernisse zu betrachten: Die genaue Prüfung der Lehre und des Lebens und die rechtmäßige Wahl. Das dritte Merkmal, die Handauslegung, sei eine äußere Form der Infallibilität in eine Gemeinde, und sei darum unwesentlich. Spielten doch selbst die Gegner die im Nothfall von einem Weibe verrichtete Taufhandlung für gültig, und der heilige Bernhard sage, daß derjenige, der an Gott glaube, aber wegen Umständen, die den Empfang der Taufe unmöglich machten, nicht getauft worden sei, schon um seines bloßen Glaubens willen selig werde! Und nun sollte die Handauslegung nothwendiger sein als die Taufe und erforderlicher zur Verwaltung des Predigtamtes als zu der der Sacramente?

„Was uns betrifft,“ fuhr Beza fort, „so geht uns dieser Streit keineswegs persönlich an. Denn es fehlt uns, Gott Lob! nicht an hinlänglichen Zeugnissen für unseren Beruf. Wir haben die Prüfung bestanden, wir sind durch die Versammlung unsrer Aeltesten gewählt, von unsrer Obrigkeit und unsrer Volke bestätigt, und durch feierliches Gebet und Dankfagung in unser Amt eingesetzt worden. Wenn ihr nun sagt, daß die Ersten, welche in dieser Zeit unsre Kirchen gegründet, keine Ermächtigung dazu hatten, und keine Succession anführen konnten, so antworte ich euch, daß gar manche unter ihnen das Gegentheil beweisen könnten, wenn sie sich darauf stützen wollten. Sie haben aber in der That auf das in der römischen Kirche gültige Merkmal aus freien Stücken Verzicht geleistet, und dieser Anfang war eine außerordentliche Berufung, welcher man jedoch keinerlei Geringschätzung der Ordnung vorwerfen kann, weil damals überhaupt keine Ordnung in der Kirche bestand, sondern vielmehr eine entsetzliche Verwirrung und Unordnung in derselben herrschte. Und es ist wohl zu merken, daß durch die darauffolgende Bestätigung der Völker und Gemeinden dasjenige regelmäßig und ordentlich ge-

worden ist, was aus oben genannten Uebelständen auf eine außerordentliche Weise den Anfang gewonnen hatte. Und was ihr, Herr d'Espense, von der Bestätigung der außerordentlichen Berufung im Alten und Neuen Testamente durch Wunder und prophetische Zeugnisse behauptet, das kann, wie ich zu behaupten wage, nicht in allen Fällen erwiesen werden. Sollten aber nun einmal Wunder dabei sein, wohlan: die Veränderung im Leben und Wandel, die Früchte, welche ihr sehet von dieser zuerst von uns wieder zur Geltung gebrachten, von so geringen, durch die Mächtigen dieser Welt so arg verfolgten Leuten gepredigten Lehre, — das was ihr jetzt sehet, daß die Wahrheit endlich hat zu Gehör kommen müssen Angesichts und vor den Ohren Derjenigen, die vor wenig Monden uns stracks in die Flammen gestürzt hätten, sind das nicht hinlängliche Zeugnisse und Wunder nach dem Ausspruche des Apostels Paulus, wenn er von den Korinthern sagt, sie wären das Beglaubigungsstempel seines Apostelamtes? — Ihr, meine Herren, solltet vor Allem betrachten und zusehn, was denn ihr für eine Berufung habt, und ihr würdet finden, daß dieselbe nicht eine einfach außergewöhnliche, sondern eine der Kirchenordnung gänzlich zuwiderlaufende ist, welche nur die äußere Ceremonie für sich hat, und auch diese nicht einmal nach Gottes Wort oder nach den alten Kirchengesetzen über die Handauslegung (von der rechtmäßigen Prüfung der Lehre und des Lebens und von der Wahl gar nicht zu reden!), zumal da es euch nicht unbekannt ist, daß wie Hieronymus an Euagrius bezeugt, die Oberherrlichkeit der Bischöfe, denen ihr allein die Handauslegung zuerkennt, nicht die Schrift, sondern nur das Herkommen für sich hat. Kurz, statt sich kindischer Weise bei dieser Ceremonie aufzuhalten, um zu wissen, ob ihr oder wir wahre Hirten sind, sollte man vielmehr der Sache unverzüglich auf den Grund gehen, und die Lehre untersuchen, die wir predigen. Denn ist unsre Lehre als falsch erfunden, dann sind wir hinlänglich als falsche Hirten überführt; ist sie aber wahr und lauter, und findet es sich, daß wir aus keiner andern als einer läßlichen Absicht, und weil diejenigen, welche die Andern leiten und führen sollten, die Allerblindesten sind, uns diejenigen unterfangen haben, was wir thun, wie sollten wir nicht wahrhafte Hirten und Lehrer sein, wenn uns gleich die Handauslegung abginge?“

Indessen machten d'Espense und Sainctes immer von Neuem allerlei Einwendungen geltend, indem namentlich der Letztere, der sich in seiner weißen Kutte fortwährend hervorzudrängen und zum Worte zu kommen suchte, hervorhob, daß ja wesentliche Dinge, die auch Beza selbst festhalte, z. B. das Dogma von der ewigen Jungfrauschaft der Maria und das Gebot der Kindertaufe lediglih auf der Tradition beruhte. Beza antwortete das Nöthige; indessen kam Sainctes in der widerwärtigsten, tobüchtigsten Weise immer wieder auf die ewige Jungfrauschaft zurück, so daß es schließlich selbst dem Cardinal von Lothringen zu arg wurde. Derselbe nahm daher

das Wort, indem er dem dummdreisten Mönch in's Wort fiel, wobei freilich das, was er vorbrachte, nicht viel besser war, als das Gerede Jenes. In dessen war es die Absicht des Cardinals, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, wo er sofort einen sicheren Sieg über Beza davon zu tragen hoffte. Er bemerkte nämlich: da die Controverse der Lehre vom Abendmahl der Hauptstreit sei, welcher die Christenheit beunruhige, so müßte man sich, ehe zu etwas Anderem übergegangen werde, nothwendig über diesen Punkt verständigen. Allerdings äußerte Beza hiergegen sofort seine Bedenken; allein der Cardinal, der sich hierdurch nicht beirren ließ, erklärte, Beza habe in seiner nun durch den Druck verbreiteten Rede alle Zuhörer durch die Behauptung, daß Christi Leib und Blut im Abendmahle von dem Brod und Wein so weit entfernt wären, als der Himmel von der Erde, großes Aergerniß gegeben, weshalb es vor Allem Beza's Pflicht sei, dieses Aergerniß wieder zu beseitigen. — D'Espense, der hierauf das Wort nahm, stimmte dem durchaus bei, und zog nach langem Gerede ein Buch hervor, in Betreff dessen er bemerkte, Beza werde sich doch gewiß nicht weigern, zu unterschreiben, was ein Mann gesagt habe, den er für seinen Lehrer halte; worauf er eine auf das heilige Abendmahl bezügliche Stelle vorlas, worin das Wort substantialiter vorkam, und eine andere, in welcher gesagt war, man bränge die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl nicht zu leugnen, wenn man nur jede Vorstellung von einer räumlichen Gegenwart entferne. Beza, welcher alsbald bemerkte, daß beide Stellen aus der von Calvin unlängst gegen Westphal veröffentlichten Streitschrift ausgezogen waren, schickte sich eben an, dem Gegner zu dienen, als ihm der Cardinal ein geschriebenes Heft hervorziehend, mit den Worten in die Rede fiel: „Sehet, hier ist etwas, das ich von dem Kurfürsten von der Pfalz und auch von einem andern Fürsten (nämlich dem Herzog von Württemberg) neulich aus Deutschland erhalten habe*), und das von zweiundvierzig, euch, Herr von Beze, wie ich vermüthe, nicht unbekanntem Predigern unterschrieben ist. — Unterschreibt dies, sonst können wir nicht mit einander handeln. Ich will jedoch nicht einmal verlangen, daß ihr Alles billigen sollt, denn ich weiß, daß ihr das nimmermehr thun werdet. Hört nur diese paar Zeilen: „„Wir bekennen mit unverrücktem Glauben, daß in dem hochheiligen Sacrament des Altars der wahrhaftige Leib und das wahrhaftige Blut Christi wirklich und wesentlich gegenwärtig und vorhanden sind und den Communicanten dargereicht und von ihnen empfangen werden.““ Unterschreibt dieses, denn ich habe beschlossen und es soll dabei bleiben: entweder stimmt ihr mit mir in dieser Ansicht überein oder ich will mit euch fürder weder unterhandeln noch Unterredung haben.“

Offenbar war dieses Manöver eine von den hinterlistigen Practiken.

*) Vergl. hierüber Gillet, Grato von Kraftheim, I. S. 321 ff.

mit denen der Cardinal gewöhnlich umging, und welche nichts Anders als die Abbrechung des Gesprächs bezweckte. Beza erwiderte ihm daher: Er und seine Gefährten wären hier erschienen, um die von ihnen überreichte Confession zu vertheidigen. Einen andern Auftrag hätten sie nicht, weshalb sie nochmals darum bitten müßten, daß man eine Besprechung der Confession von Artikel zu Artikel vornehme. Uebrigens fügte er zur größten Ueerraschung des Cardinals hinzu, würde es wohl billig sein, daß dieser, der Cardinal, die vorgetragene Erklärung zuvor selbst unterschreibe, weil ja sonst ihre Unterzeichnung derselben gar nichts fruchten würde. — Der Cardinal sah ein, daß er von seiner eignen Waffe getroffen war, suchte sich mit allerlei verworrenen Worten aus seiner Verlegenheit herauszureden, erklärte aber schließlich, daß er der Forderung Beza's nicht entsprechen könne. Ruhig und fest erklärte ihm hierauf Beza: „Was kann es euch denn da kümmern, ob wir mit Jenen übereinstimmen oder nicht, da ihr, Herr Cardinal, sowohl die einen als die andern verwerft? Damit ihr aber sehet, daß ich keine Winkelzüge gebrauche, so antworte ich: Diejenigen, welche ihr Protestanten betitelt, sehen wir als liebe Brüder in Christo an, indem wir nur in wenigen Dingen von der Augsburgerischen Confession abweichen, welche noch dazu mittels gehöriger Erläuterung gar leicht mit dem, was wir lehren, in Einklang gebracht werden könnte, wenn nicht das maßlose Ungeßüm Einzelner im Wege stünde.“

Zu einem eigentlichen Resultat führte somit auch diese Besprechung nicht. Beza erhielt Calvins Schrift gegen Beza sowie den Zettel des Cardinals behändigt und man sah, daß die auf demselben verzeichnete Erklärung dem württembergischen Bekenntniß von 1559, worin die Württemberger sich unter der Leitung des Brenz im Gegensatz zu dem in der Kurpfalz vertretenen Lehrbegriff für das streng Lutherische Dogma ausgesprochen hatten, entlehnt war. Indessen konnten die Evangelischen mit dem Bewußtsein, daß Beza ihre Schanze tapfer vertheidigt hatte, nach St. Germain zurückkehren. Zugleich wurde von denselben einhellig beschlossen, nach wie vor auf ein eigentliches und ordentliches Religionsgespräch zu dringen.

§. 7.

Fortsetzung des Kampfes.

Für den folgenden Tag war die Fortsetzung des Gesprächs angekündigt, und die Evangelischen zu St. Germain waren eben in Begriff, zu Pferde zu steigen und nach Poissy hinüberzureiten, als sie benachrichtigt wurden, daß das nächste Colloquium einen Tag später erfolgen sollte. Die Königin nämlich, welche wohl einsah, daß auf dem bisherigen Wege an einen wünschenswerthen Fortgang des Gesprächs nicht zu denken, daß aber ein Abbruch desselben ihren Interessen in jedem Falle nachtheilig sei, war auf den Gedanken

gekommen, eine Verständigung der beiden Parteien in anderer Weise zu versuchen. In aller Eile hatte sie daher den einigermaßen reformatorisch gestimmten Bischof Montluc von Valence und den aus Mangel an Entschiedenheit einer Vermittlung der Gegensätze nicht abgeneigten Doctor d'Espense nach Poissy kommen lassen und sie ersucht, vor der nächsten Zusammenkunft, wenn es irgend möglich sei, sich mit den Evangelischen, namentlich in Betreff der Lehre vom Abendmahl zu verständigen. Montluc und d'Espense luden daher Beza und des Gallars zu einer Besprechung zu sich ein, eröffneten ihnen den Wunsch und Auftrag der Königin und proponirten eine Formel, worin gesagt wurde: „Wir glauben und bekennen, daß im hochwürdigsten Sacrament der Eucharistie der wahre, aus der Jungfrau Maria geborne Leib Christi sei und existire, und aus den Händen der Priester, durch den Mund derselben consecrirt, dargereicht und von den Communicanten empfangen werde.“ Natürlich hatte Beza gegen diese Formel Mancherlei einzuwenden. Da indeffen Montluc und d'Espense dringend baten, mit ihnen nach einer andern Fassung der Lehre zu suchen, in der man sich vereinigen könnte, so wurde endlich Folgendes vereinbart: „Wir glauben, daß im Gebrauche des Mahles des Herrn der wahre Leib und das wahre Blut Christi, wahrhaft, wirklich und substantiell, d. h. dem eigentlichen Wesen nach auf eine geistige und unaussprechliche Weise vorhanden sei, dargereicht und von den gläubigen Communicanten empfangen werde*.“

Somit hatten sich also zwei amtliche Auctoritäten der katholischen Kirche, ein Bischof und ein Doctor der Sorbonne für eine entschieden reformirte Lehrformel vom Abendmahl erklärt. Allein den Beifall der evangelischen Abgeordneten, insbesondre Martyrs, der dieselbe achselzuckend las, erlangte sie nicht; und auch den Prälaten zu Poissy wurde sie, soviel man weiß, nicht mitgetheilt. Betrachteten doch diese ohnehin ihren Handel mit den Hugonotten als in glänzender Weise abgethan, weshalb sie so schriftlich als mündlich nach allen Seiten hin das Gerücht verbreiteten, daß Beza von d'Espense vollständig ad absurdum geführt sei. Natürlich fehlte es nicht an solchen, welche diesem prahlerischen Geschwätz Glauben schenkten, und für das Interesse der Hugonotten war dieß immerhin so mißlich, daß sich dieselben veranlaßt sahen, dem Lügengerede entgegenzutreten. Insbesondre war die Gemeinde zu Rouen durch ein Schreiben, welches ein angesehenes Mitglied derselben von einem Prälaten zu Poissy erhalten, beunruhigt worden. Beza setzte daher sofort eine Zuschrift an dieselbe auf, worin er den wahren Sachverhalt darlegte und alle Besorgnisse zu zerstreuen suchte. Außerdem arbeitete Beza einen der Prälatenversammlung zu übergebenden Protest aus, welcher

*) *Credimus, in usu coenae dominicae vere, re ipsa et substantialiter i. e. in ipsa substantia verum corpus et sanguinem Christi spiritali et ineffabili modo esse, exhiberi, sumi a fidelibus communicantibus.*

(ebenso wie das vorgenannte Schreiben) von sämmtlichen Abgeordneten unterschrieben, in der Versammlung des folgenden Tages zu Poissy vorgelesen und der Königin übergeben werden sollte.

Am folgenden Morgen zogen also Beza und dessen Gefährten wieder hinüber nach Poissy, wo ihm bei dem Eintritt in das Kloster d'Espense mit der Frage entgegenkam, was seine-Collegen über die vereinbarte Formel dächten. Beza antwortete, man habe sich desfalls keinen Hoffnungen hinzugeben, denn entweder sei Alles oder Nichts zu sagen.

Inzwischen war die Königin erschienen, und Beza begann seine Declaration vorzutragen. In derselben verbreitete sich derselbe zunächst über die unstatthafte Art, in der bisher seine Erklärungen von der Kirche, ihren Merkmalen und vom Abendmahl behandelt und angegriffen wären. Insbesondere ging Beza auf eine scharfe Beurtheilung des in der letzten Zusammenkunft von dem Cardinal angewandten Verfahrens ein. „Wenn wir selbst als Gefangene hier vor euch gestellt wären,“ rief er den Prälaten zu, „so sollte man doch nicht zu uns sagen: Unterschreibt das, wo nicht, so verdammen wir euch! Euer Stand, ihr Herren Prälaten, verpflichtet euch, eine ganz andre Sprache zu führen; er gebietet euch, uns unsre Irthümer, wenn welche da sind, zu beweisen; er will, daß ihr sein sollt *potentes exhortari in doctrina sana* allen denjenigen, welche der Belehrung bedürfen, und die bereit sind, nach der Schrift Grund und Rechenschaft zu geben des Glaubens, der in ihnen ist.“

— Sodann sich an die Königin wendend, fuhr Beza fort: „Wir sind hier zweier Hauptursachen halben vor Ew. Majestät gegenwärtig: einmal um vor Gott, vor euch, vor aller Welt Rechenschaft zu geben von unserm Glauben; sodann um Gott, dem Könige und Ew. Majestät zu Willen und zu Dienst zu sein und durch alle uns möglichen Mittel dahin zu wirken, daß die wegen der Religion entstandenen Unruhen beigelegt werden. Sollte Ew. Majestät uns fortschicken, ohne uns Leute zugewiesen zu haben, mit denen wir freundlich zu unterhandeln vermögen, so wird uns nichts begegnen, das nicht in der ganzen Christenheit bekannt würde. Das wird nicht das Mittel sein, die Unruhen zu beschwichtigen, wie diejenigen, welche ein solches Verfahren zur Geltung bringen wollen, recht wohl selbst wissen. Wenn ihr es nur mit uns, die wir hier gegenwärtig sind, zu thun hättet, so wäre, nach der Meinung der Welt, wenig Gefahr damit verbunden, nach Willkür mit uns zu verfahren. Aber ihr mögt zu bedenken geruhen, daß wir im Namen von vielen Tausenden dieses Königreichs und der Schweiz, Polens und Deutschlands, Englands und Schottlands hier stehen, die alle eines guten Ausgangs dieser Zusammenkunft gewärtig sind, und die hören werden, daß statt zu unterhandeln, wie man uns versprochen hatte, man uns das Zehntel eines Artikels vorgelegt und gesagt hat: Unterschreibt dieß, wo nicht, so hat's ein Ende. — Darum bitten wir Ew. Majestät allerunterthänigst, dieses gute Werk nicht zu unterbrechen, sondern uns Leute zuzuweisen, die sich kein Gewissen daraus

machen, mit uns zu unterhandeln.“ Sodann nochmals auf den von dem Cardinal mitgetheilten Auszug aus der württembergischen Confession, dessen Unterzeichnung er gefordert hatte, zurückkommend, bemerkte Beza, daß, wenn der Cardinal so bestimmt auf Anerkennung der in Deutschland aufgestellten Bekenntnisschriften dringe, es fast scheinen könne, als wäre derselbe mit der Augsbургischen Confession einverstanden, and dann wäre schon viel gewonnen, indem sie in diesem Falle doch wenigstens in der Verwerfung der Transsubstantiationslehre geeinigt wären, und die Differenzen, die dann noch vorliegen könnten, würden sich hoffentlich auch noch beseitigen lassen. Uebrigens hielten sie fest an dem Bekenntniß, „daß Christus im Gebrauche des heiligen Abendmahles gegenwärtig ist, und seinen Leib und sein Blut wirklich anbietet, giebt und darreicht durch die Wirkung des heiligen Geistes, und daß wir geistig und durch den Glauben denjenigen Leib essen, der für uns in den Tod gegeben worden, und dasjenige Blut trinken, welches für uns vergossen worden ist, auf daß wir Glieder und Fleisch seines Leibes seien und dadurch Leben und Alles zu unserem Heil Nothwendige empfangen.“ Sollte dieses Bekenntniß der Königin nicht genügen, so wären sie bereit, wenn der Cardinal zu halten geruhe, was er versprochen habe, die heilige Schrift und die Kirchenväter, so weit diese mit jener übereinstimmt, darüber zu befragen; und wenn es der Königin gefalle, ein Gespräch nach festgestellter Ordnung mit Einziehung von Protocollführern einzurichten, so wollten sie mit Gottes Hülfe Jedermann beweisen, daß sie nicht hierher gekommen wären, um die Welt zu verwirren, sondern um sich über die wahre Lehre zu verständigen. — Schließlich bemerkte Beza: „Um zu beweisen, welches Verlangen wir tragen, Gott zu dienen und Ew. Majestät Ruhe zu fördern, so erklären wir, daß wenn es den Herrn Prälaten gefällig ist über unsre Confession zu handeln, wir dazu bereit sind. Wollen sie lieber die ganze Augsburgische Confession annehmen, so werden wir auf Einmal der Vereinigung noch näher sein. Denn wir stimmen in den meisten Punkten mit derselben überein, und wegen des Uebrigen wird man uns immer bereit finden, vernünftige Gründe und die heilige Schrift darüber anzuhören. Wollen sie aber weder das Eine noch das Andere, so ist es nicht recht, daß sie sich der Augsburgischen Confession bedienen, um die Zwietracht noch zu vermehren. Denn wir wissen, daß dieß weder die Absicht der durchlauchtigen deutschen Fürsten, noch die unsrige ist. Ihre und unsre Kirchen sind einstimmig gegen dasjenige, was die Herren Prälaten behaupten, und was zwischen unsern Kirchen noch streitig ist, wird einst mit Gottes Hülfe auf anderen Wege ausgeglichen werden. Wenn aber die Herren Prälaten irgend eine andere, bessere Confession ihrer Lehre haben, so mögen sie dieselbe vorbringen, und wir sind alsdann bereit, dagegen zu halten, was der Herr uns aus seinem Wort gelehrt hat.“

Mit Staunen, aber auch mit Bestürzung hatten die Prälaten die ernstlichen strafenden Worte des kühnen Redners gehört. Unerwidert durften dieselben

nicht bleiben, weshalb ihm sofort der Cardinal mit zorniger Geberde entgegentrat. Indessen auf die Sache selbst einzugehen vermochte der Lothringer nicht, weshalb er ihm nur mit dem Vorwurfe antwortete, daß die ganze Rede nichts anderes, als die Herabwürdigung des geistlichen und des königlichen Ansehens zum Zwecke habe. Natürlich wußte ihm Beza hierauf zu dienen, aber der Cardinal wollte nichts, als daß er sich des letzten entscheidenden Wortes rühmen könnte. „Wir stehen einander nicht gleich, ihr und wir, es fehlt viel dazu!“ rief er unter Anderm aus. Auch auf die Augsburgerische Confession kam er wieder zurück, und fragte hämisch, warum denn Beza dieselbe nicht unterschreiben wollte. Beza antwortete: „Wenn ihr selbst diese Confession nicht unterschreiben wollt, so ist es weder billig noch recht, zu fordern, daß wir sie unterschreiben sollen. Hierauf erhob sich d'Espense, um den Evangelischen die katholische Abendmahllehre plausibel zu machen, wurde aber ebenfalls von Beza beschieden. Mit ruhigem Ernste wies auch Martyr in einem in italienischer Sprache gehaltenen Vortrag die Widersprüche und das Fehlerhafte der von dem Cardinal aufgestellten Behauptungen nach. Aber der Eindruck der Wahrheit, den diese Darlegungen auf die Gegner machte, konnte in denselben nur eine Steigerung ihrer Wuth und ihres Grimmes bewirken. Mit einer Fluth von Schmähungen übergoss der Jesuitengeneral Jacob Laynez die Zeugen des Evangeliums, die er mit Füchsen, Schlangen, Affen und anderen wilden Bestien verglich. Die Wahrheit und das Recht der Kirche sei nur in Rom bei dem heiligen Stuhle zu suchen. Auch einige Doctoren der Sorbonne mischten sich mit ihrem scholastischen Raisonnement in die wild aufgeregte Discussion, die natürlich schließlich zu gar nichts führte. Darüber wurde es endlich Abend und die Versammlung erhob sich, um den Saal zu verlassen. Schon jetzt war es entschieden, daß das Colloquium umsonst veranstaltet war. Dann mußte aber Alles um so mehr zu einer Entscheidung durch die Gewalt der Waffen hindrängen, als gerade durch das Gespräch die unausfüllbare Kluft, welche die Parteien trennte, erst recht an den Tag gekommen und die Verfeindung derselben in einer jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Ausöhnung ausschließenden Weise gesteigert war. Welchen Ausgang dann der Bürgerkrieg nehmen würde, war nicht vorauszusehen; jedenfalls setzte jede Partei Alles auf das Spiel. Flehendlich bat daher die Königin den Cardinal und Beza, welche sie zu sich kommen ließ, ehe die Versammlung auseinander ging, nochmals eine Verständigung mit einander zu versuchen; und nochmals begann, während die übrigen Anwesenden ihre beiden Führer bei der Königin umstanden, ein Hin- und Herreden, welches indessen immer lauter und immer wirrer ward und nur mit gegenseitigen Vorwürfen endete.

„Wie wir hören,“ so schrieb Beza am anderen Tage an Calvin, „so sollen wir nach drei Tagen wieder zusammenkommen. Aber wozu alle diese Placereien, wenn keine geregelte und bestimmte Form und Ordnung des Gesprächs festgesetzt wird? Darauf sind wir daher jetzt hauptsächlich bedacht.

Indessen haben wir am gestrigen Tage zwei Hauptsachen errungen: wir haben die hinterlistigen Anschläge der Gegner vernichtet, und haben es, nach gewissen Anzeichen zu schließen, dahin gebracht, daß die Unsrigen immer fester gegründet und standhafter, und unsre abgesagtesten Feinde selbst bei weitem gemäßigter und billiger gegen uns geworden sind.“

§ 8.

**Das Fünfercolloquium. — Gänzlicher Abbruch der Verhandlungen.
Das Restitutionsedikt.**

Auf dem bisherigen Wege konnte es also nicht weiter gehen; davon hatte sich die Königin überzeugt. Nur wenn eine geringere Zahl von Collocutoren zusammengeführt, und wenn hierzu aus dem Gremium der katholischen Partei die milder und reformatorisch Gesinnten ausgewählt würden, ließ sich eine Verständigung der Parteien hoffen. Die Königin setzte daher Beza und Martyr von diesem ihren Gedanken in Kenntniß und schlug vor, daß von jeder Seite fünf Collocutoren zu einem Gespräche erwählt werden möchten. Beza, der von vorn herein mit jedem Vorschlag, welcher die Erreichung des heißersehnten Zieles wahrscheinlich machte, einverstanden war, billigte den Gedanken der Königin; aber nicht so die übrigen Evangelischen, welche befürchteten, daß Beza in einer nicht öffentlichen Verhandlung mit den Papisten vielleicht zu unhaltbaren Concessionen verleitet werden möchte. Indessen mußte man die Sache doch hinnehmen, so wie sie gegeben war; und vielleicht war es auch möglich, mit derselben für das protestantische Interesse immerhin Etwas zu erreichen. Wenigstens schien die Wahl, welche man zu diesem Zwecke unter den Gegnern getroffen hatte, zu dieser Hoffnung zu berechtigen. Von katholischer Seite sollten nämlich die Bischöfe Montluc von Balence, du Val von Seez, die Aebte Joh. Salignac und Louis Bouteiller und der Doctor d'Espense, von evangelischer Seite Beza, Martyr, des Gallars, Marlorat und Spina an dem Gespräche Theil nehmen. Sämmtliche fünf katholische Collocutoren galten bei den Evangelischen als Männer von Bildung und versöhnlicher, mehr oder weniger reformatorischer Gesinnung*).

Montags den 29. September sollte die erste Sitzung des neu eingerichteten Colloquiums stattfinden. Indessen konnte dieses erst den Nachmittag geschehen, da Beza erst um diese Zeit von Argenteuil, wo er die Trauung eines hochadlichen Brautpaares nach Genfer Ritus vollzogen hatte, zurückkam. Zunächst wurde nun von den Decemviren die Geschäftsordnung des Gespräches in folgender Weise festgestellt: Jede Partei sollte ihren besonderen Protocollführer haben, und sollte das, was in den einzelnen Sitzungen ver-

*) Mit dem Nächstfolgenden vergl. Schmidt, Peter Martyr Vermigli S. 202—208.

einbart sein würde, sofort den Ihrigen mittheilen. Als Grundlage des Gespräches sollte die französische Confession dienen, deren einzelne Artikel man nach ihrer Reihenfolge besprechen wollte; indessen sollte zunächst, um wo möglich das größte Hinderniß einer Vereinigung zu beseitigen, die Lehre vom Abendmahl zur Verhandlung gebracht werden, weshalb sofort die Discussion darüber begonnen wurde. Allein schon der erste Anfang des Gespräches schien wenig Günstiges zu versprechen. Denn als die beiden Bischöfe an die Evangelischen die Frage richteten, ob es ihnen denn gar nicht möglich sei, in Betreff der Lehre vom Abendmahl eine Formel aufzufinden, worin die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle ausgesprochen würde, zog Martyr, der dem ganzen Handel nicht traute, ein Papier hervor und las: „Ich antworte für mein Theil, der Leib Christi sei wahrhaftig und wesentlich nirgends anderswo als im Himmel; ich leugne jedoch nicht, daß Christi wahrer Leib und sein wahres Blut, welche zum Heil der Menschen am Kreuze dahin gegeben worden, durch den Glauben geistig im heiligen Abendmahl von den Gläubigen genossen werden.“ Den katholischen Collocutoren konnte es nicht entgehen, daß die Worte „ich für mein Theil“ auf eine gewisse Dissonanz im Bekenntniß der Evangelischen hinwiesen. Wenn schon daher die vier Collegen Martyrs sich mit der Formel desselben einverstanden erklärten, so war doch die ganze Kundgebung für die katholische Partei mißbehaglich, und zwar um so mehr, als diese sich sagen mußten, daß mit der proponirten Formel bei den Prälaten gar nichts auszurichten sei. Am folgenden Tage wurden die Verhandlungen fortgesetzt, jedoch erfolglos, und erst in der dritten Sitzung gelang es Beza, sich mit den Gegnern über eine Formel zu vereinbaren. Dieselbe lautete: „Wir bekennen, daß Jesus Christus in seinem heiligen Abendmahl wahrhaft anbiete, gebe und darreiche die Substanz seines Leibes und seines Blutes durch die Wirkung seines heiligen Geistes, und daß wir eben den Leib, der für uns gestorben ist, empfangen und sacramentlich, geistlich und durch den Glauben genießen, damit wir Wein von seinem Wein und Fleisch von seinem Fleische und somit lebendig gemacht werden und dadurch Alles empfangen, was zu unserem Heile nöthig ist. Und weil der auf das Wort Gottes gestützte Glaube die verheißenen Dinge für uns gegenwärtig macht und wir durch diesen Glauben wahrhaftig und in der That den wahren und natürlichen Leib, das wahre und natürliche Blut durch die Kraft des heiligen Geistes empfangen, so bekennen wir in dieser Weise die Gegenwart des Leibes und Blutes unseres Erlösers in seinem heiligen Abendmahle.“

Von der früheren Formel war also diese neue Declaration nicht wesentlich verschieden; wie jene so sprach auch diese nichts Anderes als die in der französischen wie in der Genfer Kirche anerkannte Anschauung Calvins aus. Aber eben darum war dieselbe in den Augen Martyrs, wenn schon auch er dieselbe approbirt hatte, bedenklich. „Meine Collegen,“ schrieb Martyr am 2. October an Bullinger, „scheinen mir etwas nachzugeben, doch bestehen sie

darauf, daß Brot und Wein nicht Christi Leib und Blut wären und daß das Empfangen der dadurch bezeichneten Dinge geistig und mit dem Glauben geschehe. Den Ausdruck *S u b s t a n z**) müssen sie gezwungener Weise gebrauchen, weil er sich in ihrem Katechismus und in ihrem Bekenntnisse (Art. XXXI.) befindet, das sie vor meiner Ankunft dem Könige überreicht haben. Wir sind jetzt in der Verhandlung begriffen, es hat aber noch nichts zum Entschluß gebracht werden können. Ich erscheine hart und zähe, so daß einige der Collocutoren sagen, es liege nur an mir, daß man nicht recht übereinkomme. Auch ist dies ohne Zweifel die Ursache, daß ich der Königin und dem Fürsten weniger angenehm bin, die so schnell als möglich und um jeglichen Preis eine Uebereinkunft zwischen uns bewerkstelligt sehen möchten. Denn je länger die Bellegung der Religionsfache hingeschoben wird, um so zahlreichere und größere Aufstände befürchten sie.“

Um so größer war dagegen der Jubel aller derer, welche von den dogmatischen Gegensätzen, die hier in Betracht kamen, nur eine allgemeine Kunde hatten und den Frieden des Reiches für besser hielten als alle Vernunft. Dahin gehörte insbesondere die Königin, welche Beza noch an demselbigen Tage zu sich beschied, ihn Angesichts des Bischofs Montluc, der ihr die erste Kunde gebracht hatte, und aller Anwesenden mit freudiger Umarmung empfing und Beza's wie Montluc's Hand erfassend die Worte sprach: „Fahret so fort, ihre Herren, fahret so fort!“ Aber Beza, der ebenso das nur das eigne Interesse suchende Herz der Königin als die noch nicht beseitigten Hindernisse einer wirklichen Aussöhnung der Parteien kannte, antwortete mit Ernst und Würde: „Zwei Dinge, gnädige Frau, liegen uns vor allem Andern am Herzen: die Wahrheit und der Friede des Reiches. Die Sache hat zwar einen erfreulichen Anfang gewonnen und ist auf gutem Wege, aber sie ist bei Weitem noch nicht ausgemacht und noch lange nicht am Ziele.“

Und schon am folgenden Tage zeigte es sich, daß Beza recht hatte. Denn die Mehrzahl der Prälaten beurkundete eine so entschiedene Abneigung gegen jede Art von Conciliation mit den Hugenotten, daß man es kaum wagte, die vereinbarte Formel denselben zu proponiren. Mit Hohn und Spott und mit Vorwürfen aller Art wurden die katholischen Collocutoren, als sie in die Versammlung der Prälaten kamen, von diesen empfangen. Allerdings erhob einzelne Bischöfe ihre Stimme zu Gunsten der vorgelegten Unionsformel, was aber nur zur Folge hatte, daß die Erörterung derselben zu einer sehr tumultuarischen Scene in der Sitzung der Herren führte. Denn daß die Formel um jeden Preis verworfen werden müsse, stand der Majorität der Prälaten fest: um indessen der Königin gegenüber die Form und wenigstens den Schein eines gewissenhaften Verfahrens zu wahren, wurde beschlossen, daß die Si-

*) Il nous nourrit et vivifie de la substance de son corps et de son sang, heißt es daselbst. 4

Schöfe von Lavaug, Viseuz und Chalons mit sieben oder acht Doctoren der Sorbonne eine Prüfung der Formel vornehmen sollten.

Welches Urtheil von denselben zu erwarten sei, war den Evangelischen nicht zweifelhaft. Daß dann aber ein Ende mit Schrecken folgen und vielleicht schon in den nächsten Wochen die Flammen der Scheiterhaufen und des Religionskriegs im ganzen Königreiche auslodern und allen Bekennern des Evangeliums eine neue Bluttaufe bereiten würden, war ihnen auch nicht zweifelhaft. Beza war daher voll hangen Erwartens der Dinge, die da kommen sollten, als er an Calvin schrieb: „Wir harren nun darauf, was sie unter sich beschließen werden, damit wir dann auch unsrerseits einen Entschluß fassen. Fragst du, was wir hoffen? Nichts Gutes von den Menschen, aber alles Gute von Gott. Es gibt nichts Unbeständigeres als die Königin, und ich kann hier beinahe nichts Anderes voraussehen als die Anarchie. Die Gegner bieten Alles auf, sind unermüdtlich thätig und unerschrocken. Bei den Unsrigen ist leider Nichts dergleichen. Aber wenn es bis zum Aeußersten gekommen, danu wird sich unser Gott in seiner ganzen Herrlichkeit offenbaren. Wenn die ganze Handlung, wie ich vermuthete, nächstens aufgelöst wird, dann werde ich mich unverzüglich auf den Weg machen, und dir dann mündlich eine Menge Dinge mittheilen, welche ich dir weder schreiben kann noch will. Wo nicht, so werde ich unter diesem Kreuze ausharren, so lange es dem Herrn gefällt.“

Das Urtheil der zur Prüfung der Unionsformel niedergesetzten Commission ließ nicht lange auf sich warten. Am 6. October gab nämlich dieselbe ihre Sentenz ab, welche lautete: Die ihr vorgelegte Declaration, die Lehre vom Abendmahl betreffend, sei unvollständig, verfänglich und kezerisch, enthalte viele Irrthümer, und sei überhaupt gegen die Institution des heiligen Altarsacramentes. Drei Tage darauf erfolgte sodann das Anathema der Prälatenversammlung, dem sich auch der Cardinal von Lothringen anschloß, obgleich derselbe früher in Beisein der Königin die vereinbarte Lehrformel gebilligt hatte. Die Prälaten erklärten nämlich: Nachdem man die Greuel Beza's angehört, nachdem die Rede des Cardinals erfolglos geblieben sei und die von der Königin angeordneten späteren Verhandlungen mit den Kezern nur die Unverbesserlichkeit derselben an den Tag gebracht hätten, so stehe zu beforgen, daß wenn man ihnen fernerhin Gehör schenke und sie in diesem Königreiche dulde, Elend und arge Uebelstände daraus entstehen möchten, wie man sie denn schon auf allen Seiten hervorbrechen sehe. Die Versammlung habe daher beschloffen, daß wenn besagter Beza und Genossen ihre Lehre vom heiligen Sacrament des Altars nicht annehmen und unterschreiben wollten, welche der Einsetzung Christi und der Lehre seiner katholischen Kirche, von der und von deren Dienern obbesagter Beza und jedermänniglich Befehl und wahres Bekenntniß des Glaubens annehmen solle, gemäß sei, — die besagten Gegner auf keine Weise mehr zu hören wären oder sonst mit ihnen zu verhandeln sei,

weil sie in ihrem Irrthum verhärtet, in der Trennung von der Gemeinschaft und im Ungehorsam gegen besagte Kirche verharreten. Es solle ihnen daher unter Androhung der Strafe, welche Ihre Majestät für gut finden werde, zur Wohlfahrt und Beruhigung Ihrer Majestät gutgesinnter und getreuer Unterthanen der Aufenthalt in einem allerchristlichsten Königreiche, wie dasjenige Ihrer Majestät ist, verboten werden, als in welchem seit der ersten Anpflanzung des Glaubens es nur Einen Gott, Einen König, Einen Glauben und Ein Gesetz gebe*).

Kurz darauf wurden auch die Sitzungen der Prälatenversammlung geschlossen. Die geistlichen Herren hatten sich am Ende dazu verstanden, innerhalb sechs Jahren die Summe von sechszehn Millionen mit den auflaufenden Zinsen zu zahlen, womit die Königin ihren Zweck erreicht hatte. Sofort aber (17. October) legten die Prälaten dem Hofe auch ihre Gegenforderung vor, in welcher sie nichts Beringeres begeherten, als daß im ganzen Reiche die „Ketz“ gezwungen werden sollten, alle Kirchen und sonstiges kirchliches Eigenthum, dessen sie sich bemächtigt hätten, wieder herauszugeben. Der Reichsrath, welchen die Königin noch am Abend desselben Tages einberief, erschrak über die gefährliche Anmuthung der Bischöfe, und es schien anfangs, als werde dieselbe von ihm zurückgewiesen werden. Bis tief in die Nacht hinein dauerten die Verhandlungen. Aber dennoch ging der Antrag endlich durch. Es wurde nämlich die Publication eines Edictes decretirt, worin befohlen werden sollte, daß innerhalb vier und zwanzig Stunden nach geschäheener Bekanntmachung die Anhänger der neuen Lehre alle von ihnen in Besitz genommenen Kirchen herausgeben und Alles was entwendet, verdorben oder beschädigt sei, wieder herstellen sollten. Zur Motivirung sollte bemerkt werden, daß dieses Restitutionsedict darum habe erlassen werden müssen, weil man sich die Aneignung der Kirchen unterfangen habe, ohne die königliche Autorisation abzuwarten. Dagegen sollte den Neuerern zugesagt werden, man werde dafür Sorge tragen, daß sie frei zusammenkommen könnten, und daß ihnen hierzu auch bestimmte Orte gegeben würden.

§ 9.

Die Situation Beza's und des französischen Protestantismus unmittelbar nach erfolgter Aufhebung des Religionsgespräches.

Eben damals war in der Bewegung des französischen Protestantismus ein neuer, die freudigste Siegeszuversicht kundgebender Aufschwung wahrnehm-

*) Die Worte

Un Dieu, un Roi,
une foi, une loi

waren damals zur stereotypen Parole der katholisch Gesinnten geworden.

bar. Tausende neuer Gemeinden entstanden in allen Theilen des Reiches; an unzähligen Orten, wo sich auch der (damals noch mit viel Selbständigkeit ausgestattete) Magistrat an die Reformation angeschlossen hatte, waren ohne Weiteres die Kirchen für den neuen Kultus eingerichtet oder es war ein Stimulaneum angeordnet worden. Daß Klosterleute vor zahlreicher Versammlung ihre Ordenskleider von sich warfen, und mit Begeisterung das Evangelium von der Gerechtigkeit des Glaubens verkündigten, war etwas Gewöhnliches. Gegen die Bilder, welche man als „Götzen“ erkannt hatte, zeigte sich aller Orten eine mehr als leidenschaftliche Erhebung, und es schien somit, als werde der Strom, der sich über das Reich ergossen hatte und der in immer mächtiger werdenden Bogen alle Theile desselben überfluthete, bald auch die letzten Trümmer des alten Kirchenthums mit sich fortreißen und für immer begraben.

In diese lebensfrische, fast stürmisch sich fortarbeitende Bewegung der Geister fiel urplötzlich das Restitutionsedict hinein.

Daß etwas der Art zu erwarten sei, war den Evangelischen nicht verborgen geblieben. Hatten die Prediger derselben doch schon am 16. October die Aufforderung erhalten, die Herberge des Cardinals von Chatillon zu räumen (infolge dessen sie sogleich von der Herzogin von Ferrara in den von ihr bewohnten Schloßflügel aufgenommen wurden), und hatte doch die Königin erklärt, daß sie fernerhin den Besuch Beza's und der anderen Prediger nur dann wünsche, wenn sie dieselben werde rufen lassen. Aber dennoch traf es Beza wie ein Blitz aus heiterer Höhe, als er hörte, daß das Edict im Reichsrath ausgearbeitet sei und nun dem Parlament zur Genehmigung vorgelegt werden sollte, und daß die hugenottischen hohen Herren schon längst davon gewußt hatten, ohne ihm darüber Mittheilung zu machen. Mit Entrüstung eilte daher Beza zu jenen Herren, hielt ihnen mit strafenden Worten ihr heimliches Treiben vor, und erklärte, daß er unter solchen Umständen unmöglich länger bleiben könne. Aber dringend baten ihn dieselben, ihnen ihr Verhalten, was mit der Noth der vorliegenden Verhältnisse entschuldigt werden mußte, nicht übel zu deuten, und sie vor Allem in keinem Falle zu verlassen, da sie gerade jetzt seiner Hülfe ganz besonders benöthigt wären. Denn Alles lag jetzt daran, daß die evangelischen Gemeinden, welche durch die Publication des Restitutionsedictes leicht zu Gewaltthätigkeiten gereizt werden könnten, in den Schranken der Mäßigung gehalten und daß dadurch der Staatsregierung keine Veranlassung zur Verhinderung gottesdienstlicher Versammlungen der Gemeinden und zur Verfolgung der Evangelischen gegeben würde. Da gab es denn für Beza zu schreiben, zu ermahnen, zu bitten, zu warnen und zu trösten; und vorzugsweise Seiner imponirenden Auctorität war es zuzuschreiben, daß die Evangelischen selbst an solchen Orten, an denen sie die Mehrzahl bildeten, mit ruhiger Ergebung, aber im festen Vertrauen auf Den, der ihnen helfen würde, sich in das Edict fügten. Dabei stand Beza jetzt ganz

allein da. Nur des Mallars war bei ihm geblieben, während die andern Prediger in die Heimath gezogen waren. Auch Martyr war, von der Königin und von den Großen des Hofes ehrenvoll entlassen *), nach Zürich zurückkehrt. Wie gern hätte ihn Beza begleitet! Aber er mußte Martyr zum letzten Lebemohl die Hand drücken. Beza hat ihn nie wieder gesehen. Denn schon in Jahresfrist — wo Beza nicht mehr das zwar unruhige aber doch unblutige Treiben zu St. Germain, sondern das Getümmel der Schlacht und die Schrecken des Kampfes um sich sah — ward Martyr in die ewige Ruhe abgerufen.

§ 10.

Ver spätetes Eintreffen der deutschen Theologen in St. Germain.

Statt der abgezogenen trauten Freunde sah Beza plötzlich in St. Germain andere Leute, die ihm wohl auch als seine Glaubensgenossen bezeichnet und die hier und da am Hofe mit ausgezeichnete r Zuborkommenheit aufgenommen wurden; aber er hatte nichts von ihnen.

Die Veranlassung ihres Erscheinens war folgende: Der glaubensbeirig Herzog Christoph von Württemberg hatte schon im Juni 1561 den Plan einer evangelischen Generalversammlung entworfen, an welcher ebensowohl Angehörige des Calvinischen Bekenntnisses als der Augsbu r g i s c h e n C o n f e s s i o n Theil nehmen sollten **). Der Gedanke des Herzogs fand in Frankreich Anklang und die Königin-Mutter richtete daher mit Anton an den Herzog von Württemberg und die anderen protestantischen Reichsfürsten das Ersuchen, etliche gottesfürchtige, gelehrte und friedfertige Theologen zur Ausgleichung der verhandnen dogmatischen Differenzen oder Mißverständnisse und zur Beratung gemeinsamer kirchlicher Interessen nach Poissy zu senden, wo man ein Colloquium veranstalten werde, welches die Bedeutung eines französischen Nationalconcils haben sollte.

In Deutschland war man nicht abgeneigt, auf diese Propositi on einzugehen; allein die Evangelischen waren nicht im Stande, sich über eine gemeinsame Instruction der abzuordnenden Theologen zu vereinigen. Herzog Christoph bestand darauf, daß die Anerkennung der Augsbu r g i s c h e n C o n f e s s i o n als Voraussetzung aller kirchlichen Verhandlungen gelten müsse, der Kurfürst von Sachsen hatte für das hier in Betracht kommende kirchliche Interesse von vorn herein kein Herz und kein Verständniß und andre Fürsten hatten andre hinderliche Bedenken. Daher kam es, daß die Zeit mit nutzlosen Verhandlungen vergeudet ward, und daß sich schließlich nur der Herzog von Württemberg und der reformirt gesinnte Kurfürst Friedrich von der Pfalz entschlossen

*) Ueber Martyrs Entlassung vergl Schmidt, S. 271 ff.

***) Soltau, I, S. 446 ff.

und zwar jeder von Beiden auf eigne Hand, Abgeordnete nach Poissy zu senden*).

Infolge dessen kamen der (nachher zu trauriger Berühmtheit gelangte) Dr. Jacob André, damals Superintendent zu Göppingen, und der Kanzler der Universität zu Tübingen, Dr. Jacob Beuerlin am 19. October zu Paris an, wo sie in der damals vielbesuchten Herberge der Deutschen „zum eisernen Kreuz“ abstiegen. Als Abgeordnete des Kurfürsten von der Pfalz trafen um dieselbe Zeit Peter Boquin und Michael Diller in Paris und St. Germain ein. Aber das Colloquium war längst verstummt, als sie in Paris anlangten, und Beza bekam die Deutschen, insbesondere André (Denn Beuerlin starb in Paris an der Pest) kaum zu sehen.

Die Anwesenheit der deutschen protestantischen Theologen in Paris mußte

*) Es ist Solbans Verdienst, in diese Sache zuerst Licht und Klarheit gebracht zu haben. Bisher ward nämlich dieselbe nach dem Vorgange der *Histoire eccles.* von allen Geschichtsschreibern, neuerdings auch von Baum in folgender Weise dargestellt: Eine nichtswürdige Intrigue des Cardinals von Lothringen und der Genossen desselben habe die deutschen Theologen nach Frankreich geführt. Denn nachdem Beza seinen ersten Vortrag gehalten, sei der Cardinal auf den Gedanken gekommen, deutsche Theologen, welche als entschiedene Gegner des Calvinischen Bekenntnisses galten, zu dem in Poissy veranstalteten Colloquium kommen, und in dem voraussetzlichen Haber derselben mit den Hugenotten das ganze Gespräch zum Jubel der katholischen Partei zu Grunde gehen zu lassen. Der Cardinal habe daher durch seinen Agenten Rascalon an Vieilleville, den Commandanten von Metz geschrieben, daß er ihm sofort und ganz geheim drei oder vier der Augsburgerischen Confession mit Entschiedenheit zugehane, gelehrte Theologen zusenden möchte. Infolge dessen wären vier Deutsche und ein in Deutschland lebender französischer Theolog (Boquin) nach St. Germain gekommen. Allein der Tod eines der Würtemberger, welcher die Anderen längere Zeit in Paris zurückhielt, und die Entdeckung, daß die Pfälzer Calvinisten wären, hätte die Prälaten zu Poissy davon abgehalten, den ursprünglichen Plan zur Ausführung zu bringen.

Hiergegen bemerkt jedoch Solban (I, S. 533) treffend: „Wenn der Cardinal wirklich solche Theologen aus Deutschland hätte haben wollen, warum bestellte er sie so spät, als der Kampfplatz bereits betreten war? Und wenn er sie, wie der obige Bericht angiebt, erst nach der Sitzung vom 9. September verschrieb, warum brachte er, ohne ihre Ankunft abzuwarten, grade denjenigen Punkt, wo ihre Dienste am wichtigsten gewesen wären, schon am 18. und 24. zur Sprache und zog mit ungebuldiger Hast die Abendmahlsfrage und die Augsburger und Würtemberger Confession in den Vorbergrund der Verhandlungen, während die Prediger diese Frage gern bis an's Ende verschoben hätten? — Mag es indessen mit dem angebl. Briefe an Vieilleville sich verhalten, wie es immer wolle: Diejenigen Theologen, um welche es sich hier handelt, waren in keinem Falle von Vieilleville bestellt. Wie wäre dieser dazu gekommen, Calvinisten zu schicken, wo der Cardinal Lutheraner begehrte? Der Calvinismus der Heidelberger brauchte ohne Zweifel nicht erst zu Poissy entdeckt zu werden.“

also für Beza ganz gleichgültig sein. Hoherfreut war dagegen derselbe, als er wahrnahm, daß gerade damals der Einfluß der Guisen und des spanischen Gesandten am Hofe durch Entdeckung eines gegen den zehnjährigen Herzog von Orleans gerichteten Complots *) die empfindlichste Beeinträchtigung erlitt. Leider war jedoch der König von Navarra von dem römischen und dem spanischen Gesandten umgarnt, in die ihm gestellte Falle gegangen, so daß nun auch die letzte Hoffnung, ihn für das protestantische Interesse gewinnen zu können, allmählich verloren ging.

§ 11.

Die Parlamentsversammlung zu St. Germain. — Beza bleibt noch immer der Anwalt des Protestantismus in Frankreich.

Indessen hatte doch immerhin das Gespräch zu Poissy den Evangelischen einige Früchte getragen. Denn schon die einfache Thatsache, daß man sie zu Verhandlungen mit den Bischöfen eingeladen, daß man ihnen Angesichts des Königs und aller Großen der Krone das Wort gegönnt, und daß man den Prälaten zugemuthet hatte, eine Verständigung mit ihnen anzustreben, war eine Art von öffentlicher Anerkennung des evangelischen Bekenntnisses und der Gleichberechtigung desselben mit der bisherigen Reichsreligion. Gleich als wäre daher ein Maitregen auf das dürstende Land herniedergekommen, so wuchs urplötzlich und über Nacht aller Orten in üppiger, kräftiger Fülle die Saat auf, welche das Evangelium und der Geist Gottes in den letzten Jahrzehnten gesäet hatte, und der Protestantismus stand da als eine Macht, die respectirt werden mußte.

*) Der Prinz Condé theilte in einem nach Zürich gesandten, eigenhändigen Schreiben den Sachverhalt mit: „Die Herren von Guise und Nemours, als erklärte Feinde der wahren Religion, sahen, daß unter der Regierung des (jetzigen) Königs von Frankreich das Reich Christi so sehr an Umfang gewonnen habe, daß man leicht erachten könnte, die Tyrannei des römischen Antichrists würde in nicht gar langer Zeit aus diesem Lande gänzlich vertrieben werden. Nachdem sie nun mit dem Könige von Spanien Partei gemacht, um besagte päpstliche Tyrannei zu erhalten, machten sie sich daran, den Herzog von Orleans aufzuheben, ihn nach Spanien zu König Philipp, oder nach Lothringen in Verwahrung zu bringen, und unter dem Namen dieses jungen Prinzen, des Bruders des Königs, als unter einem guten Deckmantel, den Krieg gegen die Evangelischen in Frankreich zu beginnen. Denn sie hofften, daß der Papst alobald nach seiner gewohnten Tyrannei das Königreich dem schenken würde, der sich desselben bemächtigte. König Philipp würde als Vormund des jungen Herzogs von Orleans auftreten und so mit Hilfe der Gascogner und anderer Papisten ohne Umstände über Frankreich herfallen. Diese ganze Geschichte ist aber bergestalt an den Tag gekommen, daß der Herzog von Guise zuerst dem von Nemours geholfen, in aller Eile sich davon zu machen, und dann selbst aus dem Lande geflohen ist.“

Um der öffentlichen Ruhe willen mußten also Concessionen gemacht werden, und man beschloß daher, auf den 20. Dec. 1561 aus jedem Parlament des Reiches je zwei angefehene Mitglieder, einen der Präsidenten und einen der Assessoren nach St. Germain einzuberufen, wo sie mit den Prinzen des königlichen Hauses, mit den Kronrätthen und Requetenmeistern ein Friedensinstrument berathen und feststellen sollten. — Kam der Plan, so wie er vorgelegt wurde, zur Ausführung, so war jedenfalls für die Zukunft des Protestantismus in Frankreich viel gewonnen; denn da das Parlament zu Paris mit unbeugsamem Starrsinn fortwährend auf gänzliche Ausrottung der Ketzerei bestand, so kam die Einberufung des projectirten Congresses einem Bruche mit dem ganzen bisherigen Regierungssystem gleich.

Indessen drängte die Macht der Umstände so gewaltig, daß der bisherige Zustand der Dinge selbst bis zum Zusammentritt des Congresses nicht mehr gehalten werden konnte, zumal da es mit Sicherheit vorauszusehen war, daß eine Einigung der einberufenen Versammlung zu einem gemeinschaftlichen Entschlusse nicht so rasch zu erwarten sei. Mit beredten Worten stellte daher Beza der Königin den Ernst und die Gefahr der Situation vor und bewirkte es, daß beschloffen wurde, allen Evangelischen im Reiche das Recht freier Zusammenkünfte zu erteilen. Demgemäß wurden an alle Provinzialbehörden versegelte königliche Briefe erlassen, worin man denselben eröffnete: Um Uebelständen vorzubeugen, welche durch geheime Zusammenkünfte leicht herbeigeführt würden, insbesondere auch um die Verbreitung schädlicher und ärgerlicher Lehren, welche im Geheimen schleichen und verdammliche Secten erzeugen könnten, zu hindern, sollte jedermann, weß Standes er auch sei, bei Mebelkonnstrafe verboten sein, die öffentlichen Versammlungen der Hugenotten zu beschimpfen oder Denjenigen Gewalt anzuthun, die sich in solchen öffentlichen Versammlungen befänden, um das Wort Gottes zu hören, zu beten oder sonst gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, wenn nur die so Versammelten nicht in Waffen erschienen, und die Versammlungsorte den königlichen Behörden geöffnet und von diesen besichtigt würden, damit hier nichts Ungehöriges gethan oder gesagt werde.

Die Art der Publication dieses Beschlusses bewies allerdings, daß man noch immerhin Ursache genug zu haben glaubte, den Grimm der katholischen Partei, insbesondere des fanatisirten Pöbels von Paris und anderer größerer Städte nicht zu reizen; denn der vorerwähnte Beschluß war den Behörden ganz im Geheimen erteilt, und in Paris wagte man nur Zusammenkünfte von je zweihundert Personen in Privathäusern zu gestatten, weshalb Beza im Auftrag der Königin das an den Statthalter zu Paris, Karl von Bourbon (gewöhnlich Fürst la Roche-sur-Non genannt) gerichtete Schreiben selbst überbrachte, um namentlich auch die Prediger und Aeltesten der dastigen Gemetade zur größten Mäßigung zu ermahnen. Aber dem Protestantismus war doch jetzt eine Freiheit und Sicherheit zugesprochen, deren sich derselbe bis dahin noch nie

zu erfreuen gehabt hatte, zumal da in der Vollziehung des geheimen Toleranz- edictes sogar die Ueberschreitung der in demselben vorgezeichneten Schranken nachgesehen ward. In Paris versammelten sich die Evangelischen zu vielen Tausenden, und die Klagen des Parlaments und des Pöbels, daß die Regent schändlich begünstigt und die Krone Ludwigs des Heiligen geschändet werde, waren erfolglos, denn der Statthalter erklärte, er habe wohl Befehl, Unruhen und Aufruhr, nicht aber gottesdienstliche Versammlungen zu verhindern. Auch war es ein Gewinn für die Sache der Reformation, daß es Beza gelang, die Säulen derselben am Hofe, die Königin von Navarra mit ihrem Hofstaat, den Prinzen Condé, den Admiral, den Grafen von Gruffol, hernach auch den Herzog von Ufèz und deren Familien zu einer genau nach dem Genfer Muster und an der Genfer Kirchengemeinschaft festhaltenden Gemeinde unter einem eignen Prediger und Consistorium zu organisiren.

Alles das war das Werk Beza's, der längst im ganzen Reiche als das Haupt der reformirten Gemeinden, als ihr Patriarch und Anwalt angesehen, verehrt und gehaßt wurde. Aber gerade dadurch, das sah er selbst ein, wurde er für das evangelische Frankreich an jedem Tage unentbehrlicher; und doch trieb es ihn an jedem Tage mehr, in die Heimath zurückzukehren und dort seines Berufes zu warten. Denn Calvin war krank und bedurfte seiner; die Zahl der Lehrer zu Genf hatte sich durch das Wüthen der Pest daselbst während seiner Abwesenheit vermindert, so daß die Academie unter dem Mangel an Lehrern leiden mußte, und außerdem war seine liebe Hausfrau wie er selbst in nicht geringer Geldverlegenheit, da er von der Königin oder von andern Großen in St. Germain durchaus keine Unterstützung annehmen wollte. „Du weißt selbst,“ so schrieb er damals an Calvin, „was ich für meine Person hinsichtlich meiner Rückkehr wünsche. Wenn ich aber bedenke, was eigentlich Noth thut, so werde ich wieder ungewiß über dasjenige, was ich etwa beschließen könnte oder sollte. Was der Herr mir in dieser Rathlosigkeit eingeben wird, dem werde ich folgen: und ich bitte daher dich und alle anderen Brüder, daß ihr mich gerade jetzt in dieser argen Zeit mit eueren Gebeten aufs Beste vertretenet. Ich schäme mich wahrlich, meinen Gehalt so lange von unsern gütigen Herren fortzubeziehen, ohne ihnen auch nur das Geringste dafür zu leisten, und wollte von Herzen gern meiner Frau selber von hier Etwas zukommen lassen, wenn es mein Beutel erlaubte. Denn ich habe, Gott Lob, bis jetzt so gelebt, daß ich von Niemandem Geld weder empfangen noch begehrt hätte. Aber es bleibt mir auch nichts zu schicken übrig, da ich beinahe Alles, was ich hierher mitgebracht hatte, in anderweitigen Ausgaben, besonders aber zur Anschaffung des nöthigen Anzuges beinahe aufgezehrt habe.“ Indessen hatten die Genfer Herren kaum von der Bedrängniß Beza's gehört, als sie sofort (11. November) beschloßen, für die Dauer seiner Abwesenheit der Gattin derselben seinen vollen Gehalt zu überlassen und außerdem auch Beza selbst mit den Geldmitteln, die sein Aufenthalt in St. Germain erfordere, zu versehen.

Beza blieb also in St. Germain, wo er der Königin mit jedem Tage unentbehrlicher wurde. Aber das Uebermaß von Arbeit und Sorge, welche er Tag für Tag tragen mußte, hatte seine Kräfte erschöpft. Ein katarrhalisches Leiden, welches ihn befallen, schien der Vorbote einer schlimmeren Krankheit zu sein. Beza bedurfte der Ruhe und begab sich daher im Anfang des November nach Paris, wo er einige Tage in stiller Zurückgezogenheit und Ruhe zu leben gedachte.

Hier aber fand Beza Alles in Gährung und Bewegung. Die vorher als winziges Häuflein betrachtete Schaar der Gläubigen in dieser Stadt war rasch zu einer zahlreichen Gemeinde herangewachsen, welche täglich in den Vorstädten ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielt, in denen sie jedoch durch starke Wachen, welche der Statthalter schickte, gegen die Wuth des fanatisirten Pöbels von Paris geschützt werden mußte. Ein Augenzeuge (Languet) berichtet über diese Versammlungen: „Sie sind in den Vorstädten, und zwar an den Werktagen, denn wenn sie an den Sonntagen stattfänden, würde eine unzählige Menge von Arbeitern und anderem Pöbel dabei zusammenlaufen. Wenn wir zusammenkommen, so nehmen wir die Frauen in die Mitte; alle Männer, die zu Fuß gehen, umgeben dann diese, und jene wiederum werden von denjenigen umgeben, die zu Pferde kommen. Während der Predigt stellt der Statthalter La Roche-sur-Non seine Leute zu Fuß und zu Pferde um den Ort herum auf, und wenn sie einen gewahr werden, der Schimpfsworte ausstößt, oder sonst Muthwillen treibt, so nehmen sie ihn entweder fest, oder prügeln ihn ab oder weisen ihn, je nachdem die Umstände sind, sonstwie zurecht, und suchen so thunlichst jeder Unruhe vorzubeugen. Gegen das Ende der Predigt werden Almosen eingesammelt, die sogleich an die zahlreich herbeiströmenden Armen ausgetheilt werden. Diese Versammlungen finden meistens unter freiem Himmel statt. Denn da wir keine Kirchen haben, so ist es beinahe unmöglich, ein anderes Privatgebäude zu finden, das eine solche Menge fassen könnte. Es werden aber außerdem in verschiedenen Theilen der Stadt auch noch andere geheime Versammlungen in den Häusern gehalten, bei welchen sich diejenigen einfänden, die noch nicht öffentlich zu erscheinen wagen. Aus diesem Allen erhellt, bis zu welchem Grade wir in dieser Religionsveränderung vorangeschritten sind. Die Papisten trübseln vor Wuth, aber ich glaube, daß sie bereits die Hoffnung aufgegeben haben, die Umgestaltung der Dinge hindern zu können.“

Zu den vielfachen Sorgen und Mühen, welche für Beza aus dieser Sturm- und Drangperiode der Gemeinde zu Paris während seines Aufenthaltes daselbst erwachsen mußten, kamen aber noch die verschiedenartigsten andern Geschäfte, welche ihn in Paris sowenig als in St. Germain zu Ruhe kommen ließen. Insbesondere beschäftigte ihn damals die ernste Frage, welche Forderungen an diejenigen Bischöfe zu stellen wären, die sich zum Protestantismus bekennen wollten. Die Frage war zunächst durch den Bischof

Caraccioli zu Troves angeregt, welcher den Vorstehern der dasigen Gemeinde seinen Entschluß, evangelisch werden zu wollen, bereits angezeigt hatte. Auch andere Bischöfe hatten sich bereits in demselben Sinne erklärt; nur verlangten dieselben, daß sie im Besitze ihrer Pfründen und Ehren gelassen würden. Allerdings gab es in der reformirten Kirche Viele — insbesondere diejenigen, welche um des Evangeliums willen selbst Alles zum Opfer gebracht oder Kreuz und Schmach erlitten hatten —, welche dieses forderten, und dem Geiste der reformirten Kirche und Kirchenverfassung entsprach es wenigstens nicht, wenn einzelne Glieder derselben durch römisch-kirchliche Titel und Würden vor den andern Dienern der Kirche hervorragen wollten. Aber es ist nicht wahr (was vielfach erzählt worden ist), daß Beza damals mit starrem Rigorismus erklärt haben soll, die Bischöfe müßten unbedingt ihre Prälaturen und Pfründen am Fuße des Kreuzes Christi niederlegen. Vielmehr erkannte derselbe recht wohl, welchen großen Vorschub die Bischöfe durch öffentlichen Uebertritt zu den Evangelischen der Reformation gewähren konnten.

War es doch nicht undenkbar, daß am Ende wohl gar, wenn die beginnende evangelische Strömung in der hohen Geistlichkeit mächtiger werden sollte, auch der Hof unwillkürlich in dieselbe mit hineingezogen würde! Beza sah daher ein, daß die Kirche hier den Bischöfen gegenüber vor Allem die Pflicht weiser Mäßigung und Schonung zu erfüllen habe. Andererseits aber leuchteten ihm aber auch die Gefahren ein, welche man hierdurch für den ganzen Bau der Kirche nahe lege. Indem daher Beza in dieser so hochwichtigen Frage das entscheidende Urtheil allein zu fällen kaum wagen konnte, schrieb derselbe (9. Novbr. 1561) von Paris aus an Calvin nach Genf, legt demselben die einzelnen Fragen, um deren Feststellung es sich handelte, vor und bat um Mittheilung seiner Ansicht. Der Brief Beza's, welcher über den ganzen damaligen Stand dieser Frage Auskunft giebt, lautet: „Eine ganz neue Streitfrage von höchster Bedeutung wurde mir während meines hiesigen Aufenthaltes vorgelegt. — Was für ein Mensch der Bischof Caraccioli früher war, ist dir zur Genüge bekannt. Auf dem Convent zu Poisso hat sich Niemand so tapfer und freimüthig benommen als er. Inzwischen sind gewichtige Ursachen vorhanden, die wegen des Leichtsinnes, der dem Manne einwohnt, allerlei Bedenklichkeiten veranlassen. — Von welcher Tragweite dasjenige sei, was hinsichtlich der vorliegenden Frage als Regel aufgestellt wird, flehst du selbst, und ich kann dich versichern, daß noch einige andere Bischöfe da sind, die bereit wären, dem Beispiele zu folgen, wenn man hierin mit Mäßigung verführe und nur das Thunliche begehre. Ich bitte dich daher, du wollest diese Sache nicht sowohl hypothetisch als vielmehr ithetisch behandeln, und zwar so, daß du der Unerfahrenheit Derjenigen Etwas zu Gute halten mögest, die deine abgemessene Kürze und Gedrängtheit nicht gehörig fassen könnten. Diese deine Arbeit, glaube mir, wird, zumal in dieser Zeit, Vielen von großem Nutzen sein. Man wünscht hier hauptsächlich über

dreierlei Auskunft. 1) nach welcher Art von Prüfung diese Leute in die Gemeinde aufzunehmen sind? 2) welcherlei Rücksicht man auf ihre bischöfliche und sonstige Würde nehmen soll? 3) welchen Rath man ihnen hinsichtlich der Beibehaltung oder des Aufgebens ihrer Pfründen und Einkünfte geben soll? So bitte ich dich nun, du wollest dich die Mühe nicht verdriesen lassen, sobald es möglich ist und es deine Gesundheit erlaubt, mir deine Meinung mitzutheilen. Deine Antwort erwartend sind wir inzwischen darin übereingekommen, den Bischof von Troyes in die Kirche aufzunehmen unter der Bedingung, daß er die Confession und Kirchenzucht unterschreibe. Er hat sich auch dazu verstanden vor versammelter Gemeinde wegen seines früheren Lebens Abbitte zu thun; aber ich weiß nicht, ob es gut und überhaupt gerathen ist, auf diesen Punkt zu dringen. — Salignac, der gelehrteste und redlichste von allen den hohen Herren, schwankt, und ich wünschte, du möchtest ihn durch eine Zuschrift antreiben, daß er endlich einmal in seinem offenen Bekenntniß Christi dahin komme, die herrschenden Irrthümer und Irrlehren sammt aller Gottlosigkeit anzugreifen und sich mit der Kirche zu vereinigen.“

Calvin antwortete: „Der Bischof oder Priester, welcher übertreten will, aber zum Lehramt untüchtig befunden wird, soll sich bescheiden, ein Schaf der Weide eines Tüchtigern zu sein. Ist einer lehrhaftig, so unterschreibe er die Confession, erkläre seine frühere Vocation für Mißbrauch, suche die neue Berufung der Geistlichen und der Gemeinde nach und entsage Allem und Jeglichem, was mit der von Christo in seiner Kirche eingesetzten Ordnung streitet. Gelobt er dies, so kann er als Seelenhirt aufgenommen werden, aber nicht anders, als indem er sich der Versammlung der Prediger, die das Wort rein lehren, anschließt und sich der Disciplin und Polizei unterwirft, die unter ihnen eingeführt ist. Das frühere Leben betreffend, so mag man es ruhen und begraben sein lassen; nur soll ihm vorgehalten werden, daß er in Zukunft seiner Pflicht und seinem Amte getreulich nachzukommen habe. — Denn wenn sie sich nicht anheischig machen, Alles was ihres Amtes in der Kirche ist, selbst zu thun, so können sie von ihr nicht als Vorsteher derselben angesehen werden. Daß die übergetretenen Bischöfe die Reformation in allen ihren ehemaligen Gemeinden einführen, versteht sich von selbst. Die Einkünfte und Pfründen betreffend, — so kann man ihnen, so lange die Lage der Dinge in solcher Unruhe und Verwirrung ist, die Sache übersehen und ihnen den Fortbesitz nachlassen, jedoch mit der ernstern Weisung, sie möchten wohl zusehen, wie sie Dasjenige gebrauchten, von dem sie wüßten, daß es Gott gehöre. Besser wäre es, daß Diejenigen, welche so an ihrem Hab' und Gut hingen, sich mit einem gewissen Protectorate der Kirche begnügten, Prediger des reinen Wortes anstellten, sich selbst der Ausübung des Amtes enthielten, (den Versammlungen) bloß beiwohnten und eine gewisse Inspection im Namen und Auftrag des Königs ausübten.“

Calvins Gutachten war hiernach so gestellt, daß dasselbe ebenso sehr dem Geiste der reformirten Kirche und Kirchenucht entsprach, als es den vorliegenden Verhältnissen billig Rechnung trug. Daher war die Frage nun entschieden: die Bischöfe sollten, wenn sie evangelisch werden wollten, ihr unevangelisches Bisthum, welches sie ohne rechte Vocation erlangt hatten, einfach niederlegen und rechte evangelische Bischöfe, d. h. Prediger des Wortes werden, und sich in die apostolische Verfassung der Gemeinden schiden. Die Frage wegen der Bisthumspräbenden erhielt bald nachher auf anderem Wege ihre Erledigung, indem Caraccioli auf Betreiben der Bischöfe gezwungen wurde, auf seine Revenüen zu verzichten und sich mit einer Jahrespension von zweitausend Franken, welche ihm die Königin verwilligte, genügen zu lassen.

§. 12.

Beza's Einwirkung auf die Gemeinden der Hugenotten. — Sein letzter Verkehr mit dem Vater.

Bis dahin hatte sich somit die Situation der Evangelischen in Frankreich in der erwünschtesten Weise gestaltet, und die Gemeinden derselben hätten mit Sicherheit den vollständigsten Sieg des Evangeliums über das Papstthum schon für die nächste Zeit erwarten dürfen, wenn nicht urplötzlich die Anzeichen eines Wetters sichtbar geworden wären, welches Verderben drohend, düster und immer düsterer über ihren Häuptern heraufzog.

Als Beza von Paris nach St. Germain zurückkehrte, sah sich derselbe allerdings überall mit gewohnter Zuverlässigkeit begrüßt; auch eine neue Urlaubsverwilligung der Herren zu Genf traf für ihn ein. Aber zähneknirschend hatte sich inzwischen die katholische Partei aller Orten aufgerafft, um den für sie empörenden Vergünstigungen, welche den Kettern zu Theil geworden waren, ein Ende zu machen. Die Herren vom Adel rüsteten sich zu einer gewaltsamen Niederwerfung des ganzen Hugenottenthums; die Sorbonne kündigte eine Disputation an, in welcher bewiesen werden sollte, daß der Papst das ihm von Gott verliehene Recht habe, einen schismatischen Kaiser oder König abzusetzen (was ihr freilich auf Betreiben des Kanzlers von dem Parlament bei Verlust aller Privilegien untersagt wurde); der Pöbel der größten Städte harrete nur des günstigen Augenblickes, um über diejenigen, welche mit den Wildern seiner Meinung nach die Religion abgeschafft hatten, herzufallen, und die Priester schickten sich an, in den nahe bevorstehenden Adventspredigten die Erbitterung der rohen Massen zu einer nicht mehr zurückhaltenden Wuth aufzureizen. Daß sich aber die Reichsregierung den Bestrebungen der katholischen Partei nur allzu leicht dienstbar machen ließ, hatte sich leider gezeigt, als Beza noch in Paris war. Denn es war ein Befehl publizirt worden, welcher in allen größeren Städten die Versammlungen den Evangelischen in die Vorstädte verwies und dieselben für die Festtage gradezu verbot. Daß

diese Maßregel wenig geeignet war, den Lauf des Evangeliums zu fördern, lag auf der Hand; aber noch schlimmer war es, daß die Empfindung des Schimpfes, der in derselben lag, die aus dem Kern der Bürgerschaft bestehenden, numerisch starken Gemeinden leicht zu Akten der Selbsthülfe verleiten konnte, welche den Führern der katholischen Partei den willkommensten Anlaß zu einem gewaltsamen Einschreiben gegen die Gemeinden geben mußten. Wiederum sandte daher Beza seine mahnenden Worte nach allen Seiten hin, um zu besänftigen, zu ermutigen, zu trösten und um vor Allem Ausschreitungen zu verhüten. Ein uns noch erhaltener Brief Beza's an die Gemeinde zu Lyon läßt uns in den innigen Verkehr hineinblicken, den Beza damals mit einer Menge von Gemeinden in Frankreich unterhielt. Beza schreibt nämlich den Evangelischen zu Lyon:

„Vielgeliebte Brüder! Ich bitte euch zu glauben, daß die Kunde von eurer Verweisung in die Vorstädte, uns nicht weniger unangenehm berührt als euch selbst, und daß wir allen Fleiß angewandt in jeglicher, nur immer möglichen Weise derselben entgegenzuarbeiten. Aber es hat unserm Gott nicht gefallen, uns für jetzt zu gewähren, was wir von den Menschen begehrt haben und was mehr als natürlich war. Aber, ich beschwöre euch bei dem lebendigen Gott, sehet ja zu, daß ihr um so geringer Ursache willen in euerem Eifer nicht erkaltet oder gar den Muth sinken lasset. Ich sage: um so geringer Ursache willen, da ja doch die Hauptfreiheit unangetastet bleibt; und wie viele Gelegenheit es auch unsern Begnern darbieten wird, übermüthiger zu werden als bisher, so wollet doch mit Ernst beherzigen, daß unser Sieg durch Geduld geht, und daß der Gottlose, je mehr er frohlockt, seinem Falle desto näher ist. Und ob es gleich den Anschein hätte, als ginge es rückwärts mit uns statt vorwärts, so sollen wir dennoch nicht den Rücken kehren, sondern uns bereit halten, einen um so mächtigeren Vorsprung zu gewinnen, wenn Gott uns nach seinem Fürguthalten Zeit und Gelegenheit dazu geben wird. Unseren Brüdern in Paris ist dasselbe widerfahren; aber Gott hat ihre Geduld über alle Maßen gesegnet, so daß man erkennen muß, daß Gott sich dieses Mittels bediente, um ein viel größeres Uebel zu verhüten, welches unvermeidlich gewesen wäre, wenn so ungeheure Versammlungen von fünfzehn bis zwanzigttausend Personen im Innern der Stadt sich ferner versammeln sollten. Wie dem aber auch sei, lassen wir uns von Gott führen, wohin es ihm gefallen wird, wenn Er nur bei uns ist. Hiermit will ich weder den Fehler an sich noch die ihn begangen haben, entschuldigen, sondern euch nur ermahnen, euch Alles zum Besten dienen zu lassen, statt aufzubrausen und irgend einen Entschluß zu fassen, der euch neues Ungemach bringe. Der unsern Feinden das Maul aufreißt. Denn wenn sie schon jetzt so frech und schamlos sind, wo man ihnen doch gar keine Ursache gegeben hat sich zu beklagen, so urtheilt selbst, wie sie sich geberden werden, wenn sie einen Anlaß erhaschen können, uns auch nur der allergeringsten Widerseßlich-

leit zu zeihen: Einen Trost haben wir übrigens zu erwarten, nämlich den, daß, wenn Gott Gnade dazu gibt, die auf den zwanzigsten künftigen Monats berufene Versammlung nothwendiger Weise die ganze Sache in eine bestimmte Ordnung bringen wird. In Erwartung dieser Verordnung bleibt nichts übrig, als daß Jeder sein Möglichstes thue, in der Furcht des Herrn fortfahre und anhalte im Gebet zu Gott, auf daß es Ihm gefallen möge, den Satan ganz unter unsre Füße zu geben. Ihr könnt auch ein Bittschreiben einschicken und unterdessen fortfahren wie bisher, wenn das möglich ist, ohne euch eine Anklage wegen offener Widerseßlichkeit zuzuziehen. Fürchtet ihr einen Ueberfall von Seiten der Gegner, so könntet ihr euch, wie mir scheint, in kleinere Haufen vertheilen und nie euer Häuser wehrlos lassen, so daß die einen blieben, bis die andern zurückkehrten, und könntet euch eher damit begnügen, dasjenige weniger oft zu hören, was Gott uns nach Verlauf von wenigen Tagen in Ueberfluß schenken wird. Dieß Alles meine ich so, wenn wirklich Mangel an Predigern ist, um alle Tage mehrere Versammlungen zu halten. Kurz ich hoffe, daß unser Gott und Vater, der die Trübsal immer mit irgend einem Troste zu lindern weiß, euch so berathen und geschickt machen wird, daß ihr euch von Tag zu Tag immer mehr die Hindernisse zum Besten dienen lasset, welche der Satan und dessen Schaar euch in den Weg zu legen gedenken. Zu uns aber versehet euch, daß wir mit Gottes Hilfe zu jeder Zeit und Gelegenheit unser Möglichstes thun werden.

„Hiermit, vielgeliebte Brüder, will ich mich euerem herzlichem Gebet empfohlen und den Herrn gebeten haben, euch stets in seiner heiligen und getreuen Obhut zu bewahren. Ich grüße namentlich meine Brüder, die treuen Seelenhirten eurer Versammlungen. Aus St. Germain den 25. November (1561).

Theodor von Bèze.“

Auch diesmal gelang es Beza durch das Gewicht seines Wortes, unzählige evangelische Gemeinden über die gefährlichsten Klippen, welche sich vor ihnen aufgethürmt hatten, glücklich hinüberzuführen, — nur die Evangelischen zu Rouen wiesen die Zumuthung des Parlaments, sich mit ihren Versammlungen in die Vorstadt zurückzuziehen, beharrlich zurück; — und außerdem setzte es Beza durch, daß den Bischöfen aufgegeben wurde, ihrer Diöcesangelslichkeit die Vermeidung aller ärgerlichen Aufregungen zur Pflicht zu machen.

Eine große Freude ward damals Beza zu Theil, als sich derselbe eines Tages durch den unerwarteten Besuch seines ältesten Stiefbruders Nicolaus überrascht sah. Nach langer, langer Zeit sah jetzt Beza zum ersten Male Jemanden aus dem älterlichen Hause wieder. Da gab es denn viel zu fragen und zu sagen. Der Bruder erzählte, daß der nun sechsundsiebzigjährige Vater krank und schwach darniederliege, aber mit Theodor ausgesöhnt sei.

Denn der Vater hatte ja gehört, zu welchem hohen Ansehen und Einfluß derselbe hinangestiegen und daß der Name seines Hauses durch ihn zu neuer Ehre gekommen sei. Auch habe der Vater, so erzählte Nicolaus, das sehnlichste Verlangen, ehe er in die ewige Heimat eingehe, seinen lieben Theodor doch noch einmal an sein Herz drücken zu können. Die einzig noch lebende Schwester, welche den Schleier genommen hatte, verharrete, wie Beza hörte, noch immer im Kloster. — Da fühlte Beza, wie es ihn so mächtig in den Frieden des Vaterhauses und an das treue Herz des Vaters zog; und er versprach daher in aller Kürze, in die Arme des Vaters zu eilen. Aber seine Abreise verzögerte sich, und vergeblich harrete der Vater auf die heißersehnte Ankunft des Sohnes. Da machte sich der greise Herr zu Bezelay auf, um — es mochte ihm sauer werden, — mit zitternder Hand den sehnlichsten Wunsch seines Herzens nochmals schriftlich auszusprechen: „An meinen lieben Sohn Theodor, am Hofe“ lautete die Aufschrift des Briefes: „Daß du noch nicht gekommen, mein Sohn, verzeih ich dir. Du hast wohlweislich die Privatangelegenheiten den öffentlichen untergeordnet. Aber siehe ja zu, daß du dessen gedenkest, was du dem Vater schuldig bist; und solches thue sobald als möglich, so lange es noch Zeit ist. Ich will auch, daß dein Bruder, der bei dir ist, mit seiner Frau komme, und daß du auch deine Frau um die Zeit deiner Ankunft hierher kommen lässest. Denn ich will in eurer Aller, meiner Kinder, Gegenwart mein Testament machen, und dann, wenn es Gott so will, sterben. Wenn ihr mir dann auch eure Schwester, die einzige Tochter, die mir noch übrig ist, aus dem Kloster mitbringen könntet, so würdet ihr mir damit einen großen Gefallen thun.“ Solchen Bitten konnte Beza nicht länger widerstehn. Er machte sich am 1. Dezember — nachdem ihm die Herren zu Genf auf nochmaliges dringendes Ersuchen der Königin von Navarra, Condé's und des Admirals abermals Urlaub zu einem längeren Aufenthalte ertheilt hatte, wirklich auf den Weg nach Bezelay. Auch die Gattin hatte er dahin eingeladen, aber ohne Hoffnung, sie in Bezelay sehen zu können; denn vor dem 20. Decbr. mußte er ja wieder in St. Germain sein, um die an diesem Tage zu eröffnende Versammlung im Auge haben zu können.

Aber Beza sollte auch den greisen Vater nicht wieder sehen. Kaum war er nämlich auf dem Schlosse der Herzogin von Ferrara zu Montargis eingetroffen, als ein reitender Bote des Admirals ihm Briefe überbrachte, worin dieser ihn benachrichtigte, daß unmittelbar nach seiner Abreise die bedenklichsten Mißhelligkeiten unter den „Herren“ ausgebrochen wären, daß Alles auf dem Spiele stehe, und daß daher seine schleunigste Rückkehr durchaus nothwendig sei.

§ 13.

**Zunehmende Aufregung der Gemüther zu Paris. — Die Prierester-
meuterei zu St. Medard.**

Beza kam also nach Paris zurück, hörte aber hier mit Schrecken, daß die Flammen eines unabwendbaren Religionskrieges schon in allen Theilen des Reiches unheildrohend hervorzüngelten. Der fanatisirte Pöbel hatte endlich seine Wuth nicht länger zu bändigen vermocht, und hier und da, insbesondere in der Gascogne und Guyenne hatten sich die katholisch gesinnten Edelleute an die Spitze desselben gestellt, um dem Treiben der Ketzerei mit Gewalt ein Ende zu machen. Dabei waren schon jetzt Greuel vorgekommen, wie sie nur in Zeiten der wildesten, leidenschaftlichsten Erregung der Gemüther möglich sind. In Cahors hatte der Pöbel die Leichen von drei- und vierzig Protestanten (angesehener Bürger und Studenten) erst halb verbrannt, und dann unter wüthendem Geschrei durch die Straßen auf den Schindanger geschleppt. Wie es schien, waren dieses die Anfänge eines durch das ganze Königreich sich verbreitenden Kampfes, in welchem es nur an die Vernichtung der Evangelischen abgesehen sein konnte. Unererschrocken trat daher Beza vor die Machthaber zu Paris hin, hielt ihnen die Niederträchtigkeiten vor, welche im Vertrauen auf das stille Wohlgefallen, welches das Parlament an demselben habe, begangen würde und forderte ein energisches Einschreiten gegen die Freveler. Wirklich wurden auch Commissare zur Untersuchung des Sachverhaltes und zur Verhinderung fernerer Gewaltthätigkeiten in die beunruhigten Provinzen des Reiches abgeschickt; und Beza stellte daher den Ältesten der Gemeinde zu Paris, die wegen des Pariser Pöbels sich für besonders bedroht hielt, vor, daß, nachdem die Regierung zum Schutz der Gemeinden in den Provinzen die nöthigen Maßregeln ergriffen, an allerwenigsten etwas zu befürchten habe. Das Ansehen, in welchem Beza's Wort stand, bewirkte es auch, daß die Pariser Gemeinde den beruhigenden Versicherungen desselben Glauben schenkte. Man wagte es daher, wiederum an die Fortsetzung der Versammlungen zu denken, und ersuchte Beza, vor seiner Abreise nach Paris die erste Predigt selbst zu halten. Am zehnten December, für welchen Tag Beza die begehrte Predigt zugesagt hatte, fanden sich an dem Versammlungsorte der Hugenotten, Pevincourt genannt — ein außerhalb der Bastilien, in der jetzigen Vorstadt St. Antoine gelegener, einige kleine Häuser umfassender und mit Mauern umschlossener Ort — gegen sechstausend Evangelische, Männer und Frauen zusammen. Zunächst wurde die aus sechszehn Artikeln bestehende Almosenordnung zur Genehmigung vorgelesen, worauf Beza in zahlreicher schützender Begleitung erschien, und die nothdürftig hergestellte Kanzel bestieg. In Strömen ergoß sich der Regen vom Himmel, aber weder Regen noch Kälte hielt die weithin ausgebreiteten

Versammlung ab, Beza's Predigt mit stiller Andacht anzuhören. „Einen solchen glühenden Eifer habe ich noch nie gesehen,“ schrieb er am Abend desselben Tages an Calvin, „aber es war ein Anblick zum Erbarmen. Nachdem ich daher Alle zur Standhaftigkeit angefeuert, schloß ich die Predigt und entließ die Menge. Wenn ich morgen an den Hof komme, werde ich Alles aufbieten, damit es nicht geschehe, daß jetzt vielleicht bei Weitem mehr durch das Wasser als ehemals durch das Feuer zu Grunde gehe.“

Indessen mehrten sich die Anzeichen der in der katholischen Partei immer gieriger zu einer allgemeinen, blutigen Erhebung gegen die Hugenotten sich steigenden Wuth, und als Beza an den Hof zurückkam, fand derselbe die Königin in größter Besorgniß und Unruhe. Auch die Evangelischen standen hier und da auf, den Papisten vergeltend, was diese an ihnen gefrevelt hatten, weshalb nach allen Seiten hin zur Aufrechthaltung der Ruhe Truppen abgeschickt werden mußten. Zum größten Leidwesen Beza's wurde nun auch die Versammlung der Parlamentspräsidenten vom zwanzigsten December auf den ersten Januar verschoben. Daher war es ihm ganz recht, daß ihn die Königin von Navarra als ihren Prediger kurz darauf (16. Decbr.) wieder mit nach Paris nahm; denn grade dort hatten ihn die Evangelischen am meisten nöthig. Zahllos waren die Geschäfte, in welche er hier sofort hineingezogen ward. Daher mußte sich Beza dazu verstehen, auch noch über die Weihnachtszeit hinaus in Paris zu verbleiben. Aber leider war wenig Aussicht vorhanden, daß eine gottesdienstliche Versammlung für den Weihnachtstag gestattet werden würde. Indessen wurde die heißersehnte Erlaubniß am Festsonnabend doch ertheilt. Beza übernahm es, am folgenden Tage die Festpredigt zu halten. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hiervon durch ganz Paris hin, und eine neue Weihnachtsfreude erfüllte die Herzen der Evangelischen. Am folgenden Morgen erschien daher D'Andelot, der Bruder des Admirals, mit einer großen Anzahl von Edelleuten zu Pferde vor Beza's Hause, mit dem sie nun unter immer größer werdenden Zulauf, und aus allen Fenstern begafft durch die vielen Gassen der großen Stadt an der Bastille vorüber, dahin zogen, bis sie in Pepincourt anlangten. Eine kaum übersehbare Menge harrete hier des großen Lehrers, vor dessen Anblick alsbald Alle verstummten, um zu hören, wie ihnen die frohe Botschaft von dem zu Bethlehem geborenen Gotteskinde verkündet ward. Nachmittags hielt Beza vor einer ebenso zahlreichen Menge, zu welcher ihn die Edelleute in derselben Weise wie des Morgens durch die Vorstadt St. Marceau geleitet hatte, eine zweite, und am folgenden Morgen in Pepincourt eine dritte Predigt. Denn die Menge der Gläubigen konnte des Wortes von der Gnade Gottes in Christo nimmer satt werden. Darum sollte Nachmittags in dem Patriarche, d. h. in einem Hause, welches vor Jahrhunderten von einem vertriebenen Patriarchen von Alexandria gebaut war, und in dem dazu gehörigen Garten, noch eine vierte Predigt folgen. Als indessen die Schaaren der Hugen-

notten sich schon zu versammeln begannen, hörte man, daß die Priester der Medarduskirche, deren Friedhof nur durch ein enges Gäßchen von dem Patriarchenhaus getrennt war, Atges im Sinne hätten, weshalb Beza die Einstellung der Predigt empfahl. Indessen wurde dieses von anderer Seite her unthunlich befunden. Auch erschien der Stadtoberst (chevalier du guet) Sabaston mit seiner Schaar, so daß sich die zwölf bis dreizehntausend Hugenotten, welche sich versammelt hatten, gegen jeden Ueberfall gesichert glaubten.

Die Predigt hielt ein ehemaliger Pariser Priester, Joh. Malot, über die Worte des Herrn: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquickeln.“ Aber kaum hatte Malot etwa eine Viertelstunde geredet, als urplötzlich vom nahen Medardusthurm herab die Sturmglocke ertönte. Mit Bestürzung hörte man den unerklärlichen Glockenruf, welcher das Anhören der Predigt unmöglich machte, weshalb Pasquot, einer der Diaconen, über den Gottesacker ging, in die Kirche eintrat, und in höflichem Tone um Einstellung des Geläutes bat, weil sonst die draußen in großer Zahl versammelte Gemeinde die Worte des Predigers unmöglich verstehen könnte. Einige Andere folgten dem Diacon nach und mochten die Bitte desselben wohl in etwas stärkerer Sprache wiederholen. Als bald aber rief einer der Priester: „Drauf! grade deswegen wird geläutet! stoßt sie nieder! die höchsten Herren stehen hinter uns“ und mit Hellebarden und Schwertern bewaffnet, stürzte alsbald eine im Hinterhalt lauernde Reize herbei, und stieß den unglücklichen Diacon, dessen sie habhaft wurden, nieder; die andern Evangelischen retteten sich durch die Flucht. Sogleich wurden die Thüren verriegelt, und auf die Versammlung der Evangelischen fiel ein Hagel von Steinen und Pfeilen herab, während gleichzeitig eine schon vorher bestellte Rotte mit allen möglichen Waffen hervorstürmte, um über die Evangelischen herzufallen. Starres Entsetzen ergriff diese, die sich von der ganzen Masse des Pariser Pöbels bedroht glaubten und in der ersten Angst nicht wußten, was zu beginnen war. Aber wuthentbrannt sammelte der Stadtoberst die bewaffneten Edelleute zu seiner kleinen Schaar, um die Reuterer zu überfallen und festzunehmen, während Beza und Malot Alles aufboten, um die Versammlung zu beruhigen. Als dieses einigermaßen gelungen war, rief Malot über die Versammlung hin: „Wir singen den sechszehnten Psalm“ und stimmte sogleich mit kräftiger Stimme an: „Verwahre mich, Gott, denn ich traue auf dich. Ich habe gesagt zu dem Herrn: Du bist ja der Herr, ich muß um deinetwillen leiden.“ Aber noch immer heulte der Sturmruf der Glocken vom Thurme herab, das Volk der Vorstadt lief in wilder Aufregung immer zahlreicher zusammen, und Steine und Geschosse überfielen die, welche, von dem Stadthauptmanne geführt, in die Kirche hineindrangen, um sich der Priester und ihrer Spießgesellen zu bemächtigen. Der schenßliche Plan war mißlungen, das sahen die Glenden

ein; aber vom Altare herab suchten sie sich noch mit den Heiligenbildern und Leuchtern, die sie auf die Angreifenden schleuderten, zu vertheidigen, und des Thurmes, in den sich der Hauptpriester mit mehreren andern geflüchtet hatte, konnte sich der Stadtoberst nur dadurch bemächtigen, daß er Feuer an denselben zu legen drohte. Jetzt endlich war dem Greuel ein Ende gemacht. Die Evangelischen wurden nochmals zum Gebet vereinigt, und nachdem man sie ermahnt, ja in aller Ruhe heimzuziehen, auch keines Schimpfwortes zu achten, das ihnen etwa unterwegs zugerufen werden könnte, übernahm es der Stadthauptmann, die Evangelischen unter dem Schutze seiner Mannschaft in gedrängten Haufen sicher in die Stadt zurückzuleiten. Auch die großentheils verwundeten Gefangenen — es waren ihrer sechs und dreißig, darunter wenigstens zehn Priester — wurden gebunden mit fortgeschleppt.

Dieser Kelch war also an den Evangelischen glücklich vorübergegangen; denn nur ein Einziger von ihnen, der unglückliche Diacon Pasquot war der Wuth der Papisten mit seinem Leben zum Opfer gefallen. Aber die nun beginnende gerichtliche Untersuchung stellte heraus, daß die Gefahr, die über ihnen geschwebt hatte, noch weit größer gewesen war, als sie zu sein schien. Denn um die Stunde jener schrecklichen Meuterei zu St. Medardus waren im Einverständnisse mit den dasigen Priestern auch zu Notre Dame des Champs, zu St. Victor und zu St. Genovefa bewaffnete Schaaren versammelt gewesen, welche nur des Zeichens zu einem unter den Evangelischen zu beginnenden Morden geharrt hatten, aber durch die starke Bewachung der engen Gassen an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert worden waren.

Was aber nun grade in Folge dieser Enthüllungen geschah, das mußte es den Evangelischen ungewisshaft machen, daß die Wuth der Papisten für die Zukunft eines besseren Erfolges ihrer Mordpläne versichert sein könnte. Denn schon nach zwei Tagen wurden die Verhafteten auf Befehl des Parlaments in Freiheit gesetzt, die Gerichtspersonen, welche bei dem Tumult ihre Pflicht gethan hatten, wurden ihres Amtes entsetzt, und die Zeugen, welche die Wahrheit ausgesagt hatten, wurden eingekerkert; und einige Monate später, als der Krieg entbrannt war, wurden der Stadtoberst, die eingekerkerten Zeugen und Andere, denen man zur Last legte, daß sie bei dem Tumult zu Medardus den Regern Vorschub geleistet, theils gehängt, theils enthauptet und ihre Leichen wurden auf den Schindanger geschleppt.

§ 14.

Das Januaredict.

Der neue Jahreswechsel verlief also unter Umständen, welche den Evangelischen zu Paris wenig frohe Aussicht in die Zukunft eröffnete. Allerdings war Beza schon am ersten Sonntage nach den Schreckensscenen zu

St. Medardus nach St. Germain geeilt, um dort den wahren Sachverhalt zu berichten, ehe die böshafte Lügenhaftigkeit der Gegner das Urtheil des Hofes zum Nachtheil der Hugenotten occupiren könnte; aber am Nachmittage desselben Tages überfiel ein Pöbelhaufe von verkappten Priestern geführt, das Patriarchenhaus mit wildem Tumult, zerstückte das Kanzelgerüste, die Bänke und Alles, was nur zerstückt werden konnte, und warf dann Feuer in die Gebäulichkeiten. Zum Glück sprengte noch im raschen Galopp eine Schaar hugenottischer Edelleute herbei, welche, als sie von dem Tumult Kunde erhalten, sich rasch auf die Pferde geschwungen hatten, und mit dem Degen in der Hand die wilden Rotten zersprengten, einige der Meutern fest nahmen und dem Feuer Einhalt thaten. Indessen sahen sich jetzt die Prediger zu Paris auf Bitten der Königin sowie des Königs von Navarra veranlaßt, die große Communion, welche am ersten Januar stattfinden sollte, auszuführen.

Gleichwohl schien es, als ob eben jetzt die Königin, vielleicht grade in Folge dieser in Paris und an anderen Orten des Reiches erfolgenden Grundszenen die innere Kraft der Hugenottenpartei erkennend, sich mehr und mehr zu derselben hinneigen und sich ihr immer enger anschließen wollte. Als Beza sich damals genöthigt sah, sich eiligst nach Meaux zu begeben, um die dortige Gemeinde, welche zu Ausschreitungen geneigt war, zur Mäßigung zu ermahnen, sprach es derselbe hier gradezu aus, daß man Hoffnung habe, die Königin, den König und den ganzen Hof für die Reformation zu gewinnen; und auf den Antrag des Admirals (gegen den jedoch Beza sein Bedenken geltend machte,) ließ die Königin von den Provinzialbehörden authentische statistische Berichte über die Zahl und Stärke aller reformirten Gemeinden im Königreiche einziehen, um die Wehrhaftigkeit der Hugenottenpartei zu ermitteln. Infolge dessen ging in St. Germain ein Verzeichniß von 2150 reformirten Gemeinden mit namentlicher Angabe der Kirchenvorstände, theilweise auch mit beigefügten Bittschriften ein. In denselben wurde vor Allem um Ueberlassung von Kirchen gebeten. Außerdem ließ sie von Beza eine Botschaft an die reformirten Gemeinden aufsetzen, welche denselben in voller Versammlung von ihren Pfarrern vorgelesen werden sollte. Die Botschaft lautete: „Da sich verschiedene Gerüchte verbreitet haben, und zwar nicht ohne Grund der Wahrscheinlichkeit, daß die Fremden unter dem Deckmantel des römischen Glaubens, den sie vorgeblich beschützen wollen, in dieses Königreich einfallen und sich desselben bemächtigen wollen, so ist es die Pflicht aller getreuen Unterthanen des Königs, in dieser Zeit zu zeigen, wie sie in allem Gehorsam von ganzem Herzen diesem ihrem Könige zugethan sind, weß Glaubens sie auch sein mögen. Weil aber die Beschätzung, welche diese Fremden zum Vorwand nehmen, direct gegen die sich zu richten scheint, welche sie die Leute „, vom neuen Glauben““ nennen, wie wenn der Krieg durch sie entbrannt wäre, so ist es nur recht und billig für uns, daß

wir vor allen Andern einen öffentlichen Beweis dafür ablegen, daß wir weder *Sab'* noch Leib und Leben schonen, wenn es gilt, den Staat und unseres Königs Majestät aufrecht zu erhalten; also weit entfernt davon sind, aufrührerische Lehren zu predigen, gegen unsre Obrigkeit, wie man uns gegen Recht und Wahrheit schuld giebt. Um nun diesen Beweis nicht bloß in Worten, sondern auch in der That zu liefern, so muß auch diese Gemeinde nothwendiger Weise in möglichst großer Eile sich umsehen und bestimmen, welches Anerbieten an Kriegskleuten zu Fuß und zu Pferd sie auf ihre Unkosten dem Könige machen könne, auf wie lange und in welcher Ausrüstung, zum Schutze des Königreichs gegen die, welche es unter dem Vorwande der Religion überfallen wollen. Das muß aber Alles in der Furcht Gottes geschehen, ohne alle Verführung und Unordnung, nach der Vorschrift, die man darüber machen und euch mittheilen wird, so daß weder der Fürst, noch diejenigen, welche anderes Glaubens sind, irgend eine gegründete Ursache haben mögen, uns als Urheber einer Unruhe oder eines Auftritts anzuklagen. Gutwillig und von Herzen soll Alles aufgeboten werden für des Königs Dienst und die Erhaltung des Reichs. Aber man hüte sich ja, Versprechungen zu machen, denen man nicht nachkommen könnte in Zeiten der Noth; vor denen indessen der Herr uns bewahren und vielmehr geben möge, daß alle Welt Ihm diene in verträglichem und einträchtigem Geiste.“

„Die Fremden,“ auf welche in dieser Ansprache hingewiesen ward, waren die Spanier, indem die katholische Partei in Frankreich mit Zuversicht erwarten konnte, daß falls das katholische Interesse im Reiche gefährdet werden, und sie fremder Hülfe bedürfen sollte, ihr dieselbe von Philipp II. als dem mächtigsten katholischen Fürsten jener Zeit unweigerlich geleistet werden würde.

Indessen fand die Ansprache der Königin nicht überall das günstigste Gehör. Die Gemeinden der Provinzen Languedoc, Guyenne und Gascoigne vereinigten sich allerdings zu einer Wehrverfassung, welche, wenn sie über alle Provinzen Verbreitung erhalten hätte, dem Protestantismus eine unbesiegbare Wehrkraft hätte verleihen können. Aber von vielen Gemeinden wurden die Worte der Königin mit Mißtrauen gehört und weiterhin unbeachtet gelassen. An einzelnen Orten erhoben sich sogar die Evangelischen, um König und Parlament unbekümmert, in gewalthätiger, bilderstürmerischer Weise, so daß zur Herstellung der Ordnung Condé mit Truppen ausgesandt werden mußte, und die Häupter der Partei den nachtheiligsten Einfluß dieser Unziemlichkeiten auf die Stimmung der grade in jener Zeit zu eröffnenden Versammlung der Parlamentspräsidenten befürchteten. Denn es war anzunehmen, daß die Beschlüsse dieser Versammlung für die ganze Zukunft der Hugenottenpartei und des Protestantismus entscheidend sein würden.

Am Vorabende der Eröffnung desselben überreichten die Kirchenabgeordneten eine Bittschrift, worin sie um Ueberlassung der für den katholischen Kultus entbehrlichen, meistens ganz unbenutzt dastehenden Kirchen an die evangelischen Gemeinden baten, und den König und das Vaterland ihrer unbedingten Anhänglichkeit und Opferwilligkeit versicherten. Indessen scheint die Annahme der Eingabe von dem Kanzler und den andern Herren von Parlament beanstandet worden zu sein; denn Beza setzte am folgenden Tage (3. Januar), als er eben zurückgekehrt war, eine neue Eingabe auf, worin er die Desiderien der Evangelischen kurz und bündig aussprach.

Am demselben Tage wurde die hohe Versammlung aus den Präsidenten und Rätthen, dem Parlamente und den höchsten Würdenträgern der Kron bestehend, von dem Könige in Person eröffnet. Die eigentliche Eröffnungssrede hielt der Kanzler, dessen ernste, schwere, drohende und mahnende Worte wie Donnerschläge in die Herzen der katholisch Gesinnten fielen. Denn der Kanzler sprach von dem Unterschiede der gegenwärtigen pflichtvergessenen Bischöfe und der treuen, frommen Hirten in der alten Kirche; er hob hervor, daß der „neue Glaube“ unter göttlicher Zulassung sich mehr und mehr ausgebreitet habe und daß die Bischöfe darin eine Züchtigung von Oben erkennen müßten. Nun habe der König die anwesenden hohen Herren einberufen, damit sie ihm rathen sollten, ob die „Versammlungen“ zuzulassen wären oder nicht. Es handle sich hier aber nicht de constituenda religione, sondern de constituenda republica, und es sei wohl zu beachten, daß auch solche, die keine Christen wären, ja sogar Excommunicirte doch Bürger seien und daß man mit ihnen im Staate zusammenleben könnte. Mit Gewalt sei der Schaden der Kirche nicht zu heilen, denn mit fleischlichen Waffen könnte die Neuerung nicht überwunden werden. Hierzu thue vor Allem Rath und Besserung des Lebens noth.

Acht Tage lang dauerte die Discussion der versammelten neun und vierzig hohen Würdenträger (der fünfzigste war durch Krankheit verhindert zu erscheinen). Es war ein Kampf, in welchem die Geister stark und muthig, mitunter wild und trotzig gegen einander fuhren, während draußen die Hugenotten voll hanger Erwartung des Ausganges der Verhandlungen waren, und die Papisten mit den Zähnen knirschten, wenn sie daran dachten, daß jetzt wohl gar ein Toleranzedict zu Gunsten der Reher zu Stande kommen könne. Sollte es wirklich dazu kommen, so waren die Papisten überzeugt, daß man dieses lediglich dem Einflusse Beza's zuschreiben habe. Die Wuth derselben gegen Beza war daher so groß, daß derselbe auf Anrathen aller evangelischen Herren, trotz aller seiner Gegenvorstellungen eiligst St. Germain verlassen und sich nach Paris begeben mußte, wo er alsbald gefährlich erkrankte. Am achten Tage erfolgte endlich die Abstimmung: Von neun und vierzig Stimmen erklärten sich zwei und zwanzig für unbedingte Gewährung von Kirchen an allen Orten, wo die Hugenotten so zahlreich

vorhanden wären, daß sie eine Gemeinde bilden könnten und einer Kirche bedürften. Sechszehn Stimmen sprachen sich zwar gegen die Ueberlassung von Kirchen, aber für freie Gewährung der Versammlungen und der sonstigen Religionsübungen aus, wie es seit einigen Monaten gehalten worden sei; eifrig dagegen verlangten unbedingte Aufrechthaltung des Juliusedictes und demgemäß absolutes Verbot aller und jeder ketzerischen Versammlung, sowie Verbannung der unverbesserlichen Ketzer aus dem Reiche. Da indessen die Letzteren sahen, daß sie von denen, welche für die Hugenotten unbedingte Cultusfreiheit beanspruchten, um das Doppelte der Stimmenzahl überboten wurden, so traten sie, um das Schlimmste zu verhüten, dem mittleren Votum bei, welches hierdurch die Majorität erhielt. Demgemäß ward nun zur Ausarbeitung eines Toleranzedictes geschritten, welches jedoch thunlichst wenig Toleranz enthielt. Den Hugenotten wurde gestattet, sich am Tage in den Vorstädten unbewaffnet zu versammeln, und den Ortsobrigkeiten wurde es zur Pflicht gemacht, Gewaltthätigkeiten vorzubeugen und gegen Unruhestifter, mochten sie nun der einen oder der anderen Religion zugethan sein, auf das Strengste einzuschreiten. Das war Alles, was man den Evangelischen gewährte, — im Grunde also kaum so viel, als sie gesetzlich bereits beanspruchen konnten. Denn der Genuß der gewährleisteten Wohlthat war in dem Edict noch durch eine ganze Reihe von Clauseln erschwert und beeinträchtigt.

Beza war daher über das Edict des hohen Rathes (insgemein das Januaredict genannt), wenig erbaut, indem es ihm wie Allen, welche die Lage der Dinge kannten, einleuchtete, daß einerseits die Vollziehung des Edictes für alle die zahlreichen Gemeinden, welche seit geraumer Zeit im ungeförten Besitze von Gotteshäusern waren, und ihren Cultus in freiester Weise verrichtet hatten, die Versuchung zur Auslehnung und zur gewaltthätigen Selbsthülfe nur allzunaheliege; und daß andererseits ein Montmorency und andre Führer der katholischen Partei nur auf einen einzigen Fall der Art lauerten, um dann unter dem Vorgeben pflichtmäßiger Unterdrückung meuterischer Versammlungen, den Protestantismus im ganzen Reiche mit Gewalt niederzutreten zu können. Beza erwog alles dieses mit den in St. Germain sich aufhaltenden evangelischen Abgeordneten, und setzte sodann, nachdem er noch von dem Kanzler über den Sinn einiger Stellen des Edictes Auskunft erhalten hatte, folgendes sehr beachtenswerthe Rundschreiben auf, welches in seinem Namen wie in dem der Abgeordneten allen reformirten Gemeinden des Reiches zugesandt werden sollte:

„Gnade und Friede durch unsern Herrn Jesum Christum! Vielgeliebte Brüder, ihr wisset wohl selbst, wie zu allen Zeiten der Gehorsam, welchen die Menschen ihrer Obrigkeit schuldig sind, sowohl um des eignen Gewissens als auch um des lieben Friedens und der öffentlichen Ruhe willen, mit allem Ernst anempfohlen und eingeschärft wurde. Es ist euch auch nicht unbekannt

wie der Satan, der Erzfeind des Menschengeschlechtes von jeher tumultuarische Köpfe angereizt hat, um grade da Unordnung und Verwirrung anzurichten, wo man um Gottes willen Alles aufbieten sollte, um Frieden und Eintracht zu erhalten. Dieses Uebel hat aber nicht allein unter den Heiden und bei Denen stattgefunden, welche die wahre Erkenntniß Gottes nicht hatten, sondern ist auch selbst zu denjenigen durchgedrungen, die sich des Christennamens rühmen, so daß selbst die Kirche Christi, welche in aller Furcht und in stetem Gehorsam verharren sollte, von diesem Unwesen nicht ausgenommen blieb, obgleich, die eigentliche Wahrheit zusagen, diejenigen keine rechten Glieder Christi noch des Leibes seiner Kirche sind, welche sich nicht den Befehlen und Verordnungen derjenigen unterwerfen können, die der Herr ihnen zur Obrigkeit gegeben hat; es seien denn diese Verordnungen von der Art, daß man, um ihnen zu gehorchen, gegen den König aller Könige und den Herrn aller Herrn ungehorsam werden müßte.

„Dies an euch zu schreiben, fühlen wir uns gedrungen, weil es Gott gefallen hat, uns durch das neulich zu Stande gekommene Edict zu zeigen, welche väterliche Fürsorge er nicht allein für das Wachsthum seiner Kirche trägt, sondern auch wie er sie unter seinem heiligen Schutze erhalten will: nicht als ob er sie nicht von jeher beschirmt hätte (denn wie hätte sie so vielen Stürmen widerstehn können, wenn die schützende Rechte desjenigen, der sie gegründet hat, nicht über ihr gewesen wäre), sondern weil es jetzt sein gnädiges Wohlgefallen ist, sich anderer Mittel als der bisherigen in diesem Königreiche zu bedienen, indem er die Befehle des Evangeliums unter dem Schutze des Königs, unseres natürlichen Oberhauptes und der durch diesen letzteren verordneten Statthalter und Obrigkeiten stellt. Dieses muß uns ja wohl antreiben, die Barmherzigkeit dieses unseres himmlischen Vaters zu preisen, der zuletzt den Nothschrei seiner Kinder erhört hat, und muß uns bewegen, mit größerer Liebe und Gehorsam als je unserem Könige zu huldigen, damit wir ihn je mehr und mehr bewegen, unserer gerechten Sache beizustehn, welche bisher wegen der falschen vorgefaßten Meinung, die man von uns hatte, so sehr darniederlag und verachtet war. Wir sehen jetzt in der That, daß die Könige Pflege der Kirche und bereit sind, die Schwach von ihr abzuwehren, welche die Feinde ihr anthun möchten. Wir bitten euch daher im Namen Gottes, vielgeliebte Brüder, ihr wollet allen Fleiß anwenden, damit das Edict dergestalt beobachtet werde, daß der König, die Königin und der ganze königliche Rath Ursache haben mögen, mit dem Gehorsam Derjenigen zufrieden zu sein, die euch von Amtswegen befohlen sind. Weil nun aber das Edict gewisse Klauseln enthält, deren Ausführung ärgerlich und schwierig erscheinen könnte, so übersenden wir euch unser Gutachten über die Art und Weise, auf welche man in aller Furcht und Demuth vor dem Herrn dem Kaiser geben mag, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist, sowie wir denn überhaupt dafür halten, es sei in diesem ganzen Edict der Wille des

Königs und seiner Rätthe, daß man vor Allem Gott gehorche. Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß gar Manche dafür halten werden, man habe wohl unter den gegenwärtigen Umständen größere Freiheit als die jetzt gegebene erlangen mögen; ja es wird für diejenigen, welche in den Städten bereits Kirchen oder andere öffentliche Gebäude eingenommen und im Gebrauch haben, etwas Arges sein, sie zu verlassen. Die Letzteren aber, da sie auf ihre eigne Faust vorangegangen sind, sollten jetzt vielmehr ihre Ueber-eilung erkennen, statt mit Befremden sich derjenigen Orte beraubt zu sehen, welche sie sich angeeignet ohne zu warten, bis der Gott vor ihnen herginge und ihnen den Weg dazu zeigte, durch dessen Vorsehung und Gnade wir uns, wie es mehr als recht und billig ist, sollen leiten und regieren lassen. Uebrigens ist zu bedenken, daß wenn wir auf der einen Seite für eine Zeit einiger Bequemlichkeiten verlustig gehen, die große Wohlthat, welche auf der andern sich darbietet, allen Unmuth verschrecken soll, den gar Manche über das, was sie verlieren, empfinden mögen, zumal da diese Wohlthat nicht die letzte ist, die wir durch Gottes Gnade von unserem Könige hoffen. Denn wenn er unseren Gehorsam und unsre Unterwürfigkeit sieht, so wird er je mehr und mehr uns ein geneigtes Ohr leihen, uns mit Geduld anzuhören und allem dem Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was wir vor Seine Majestät bringen werden. Hiermit, vielgeliebte Brüder, wollen wir schließlich euch dem Schutze und der Gnade Gottes und uns euerem Gebete brüderlichst empfohlen haben. Zu St. Germain im Februar.“ —

Gleichzeitig schickte Beza den Gemeinden eine „Anzeige und Rathschlag der am Hofe verweilenden Geistlichen und Abgeordneten der Kirchen Frankreichs über die Ausführung und Beobachtung der vornehmsten Clauseln des Januaredicts“ zu, worin Beza die einzelnen Artikel des Edictes hervorhob, erläuterte und nachwies, daß die Hugenotten dieselben, ohne sich wesentlich beschwert zu fühlen, annehmen und befolgen könnten.

Und was Beza den Gemeinden so dringend anempfohlen hatte, das thaten dieselben pünktlich: nicht Eine Gewaltthätigkeit ließen sich die Evangelischen zu Schulden kommen, und die Hoffnung der Papisten, daß das Edict die Hugenotten zur Auflehnung reizen würde, war somit vereitelt. Da man aber diese heißersehnte und sicher erwartete Frucht des Edictes nicht haben konnte, so sollte nun — das war jetzt der Gedanke der Papisten — auch die geringe Vergünstigung, die den Kettern zu Theil geworden war, wieder aufgehoben werden. Der Connetable von Montmorency, der Herzog von Guise und der Marschall von St. André vereinigten sich daher, um unter dem Schutze Philipps II. von Spanien und im Bunde mit dem König von Navarra die Wiederaufhebung des Edictes und die gänzliche Ausrottung der Ketzerei durchzuführen. An Bundesgenossen fehlte es diesem „Trium-

virate“ nicht; denn vor Allem arbeitete ihm das Parlament zu Paris trefflich in die Hand, und außerdem waren ja alle einflussreichen Stellungen fast ausschließlich im Besitz der katholisch Gesinnten. Vergebens harrten daher die Evangelischen auf die Veröffentlichung des Edicts von einem Tage zum andern; denn die Königin wagte es nicht, dem mächtigen Triumvirat in den Weg zu treten.

§ 15.

Das Colloquium Beza's mit dem Bischof von Balence und den Doctoren der Sorbonne.

Indessen wollte es doch die Königin auch um keinen Preis mit den Hugonotten verderben; denn zur Zeit ließ sich ja noch gar nicht sagen, wem die Gunst der Zukunft gehören werde. Also war es das Rathsamste, nochmals eine Vermittlung zu versuchen. Trotz des ungünstigen Ausgangs des Gesprächs zu Poissy faßte daher die Königin noch während der Verhandlungen, deren Resultat das Januar-Edict war, den Entschluß, ein neues Colloquium zu veranstalten.

Beza hatte anfangs wenig Neigung, sich an dem Project der Königin zu betheiligen; denn er traute demselben nicht. Indessen durfte man doch keine Gelegenheit, die evangelische Lehre vor den Gegnern klar und entschieden zu bezeugen, unbenuzt vorübergehen lassen. Beza nahm daher die Einladung der Königin an und kam nach St. Germain, wo er Perucel, den Prediger Conde's, Marlorat von Rouen und Barbaste, den vorläufigen Prediger der Königin von Navarra fand. Am 26. Januar 1562 erschienen auch in städtischer Begleitung die einberufenen Gegner, Johann Maillard, Decan der Sorbonne, ein in unnatürlichen Lastern ergrauter Sünder, berühmt geworden als Urheber des Jungenabschneidens bei den zum Tode verurtheilten Protestanten; die Doctoren Salignac, d'Espence, Bouteiller, der Dominicaner de Mouchy, der Jesuitengeneral Jacob Lainez, der Doctor Simon Vigor und einige andere Sorbonnisten und Doctoren, Johann Belletier, Peter Picherel und Andere. Unter ihnen galten Salignac, d'Espence, Bouteiller und Picherel als gelehrte und freistinnige Leute, welche mit den gewöhnlichen Sorbonnisten nicht identifizirt werden wollten.

Die Gegenstände, welche den Collocutoren proponirt wurden, waren: die Bilder, die Form der Taufe, die Form der Communion, das Messopfer, das geistliche Amt, die Hauptstücke der Lehre. Beza war allerdings weder mit der Auswahl dieser Artikel noch mit der vorgeschriebenen Aufeinanderfolge derselben zufrieden; indessen mochte er deshalb nicht gerade lange Erörterungen veranlassen und schwieg daher. Dagegen versprach sich Beza von dem Gespräch gar wenig. Hatte doch die Königin den Sorbonnisten versprochen, die Protokolle der Verhandlungen dem Papste zur Prüfung zu senden. „Du siehst selbst,“ schrieb Beza an Calvin, „wie Vieles man da

gegen hätte einwenden können. Demungeachtet haben wir uns damit begnügt, ausdrücklich zu erklären, daß Alles was wir sagen oder handeln würden, in keinem Falle für unsre Amtsbrüder und unsre Kirchen verbindlich oder in irgend einer Beziehung nachtheilig sein könnte.“ — eine Erklärung die auch von den Begnern bezüglich ihres Verhältnisses zum römischen Stuhle abgegeben ward.

Am 28. Januar 1562 erfolgte die eigentliche Eröffnung des Gesprächs in dem großen Audienssaale des königlichen Schlosses in Gegenwart der Königin-Mutter, des Königs und der Königin von Navarra, des Cancellers, mehrerer Cardinäle und Bischöfe und vieler anderer hoher Herren, unter ihnen die zwölf Parlamentspräsidenten und Rätbe, denen die Königin am Hofe vorläufig zu bleiben befohlen hatte. Der König war absichtlich von St. Germain fortgeschickt worden, Condé lag krank zu Paris.

Nur auf den Gebrauch der Bilder bezog sich die Discussion der Collocutoren. Beza eröffnete dieselbe, nachdem er zuvor auf die an ihn gerichteten Fragen: warum man sich denn von der alten Kirche getrennt habe? Antwort gegeben hatte, mit einem zweistündigen Vortrag, worin er die reformirte Bilderverwerfung nicht nur mit Gründen der heiligen Schrift, sondern auch (was ihm Calvin sehr zum Vorwurf machte), mit Zeugnissen der Kirchenväter rechtfertigte. Auch auf gegnerischer Seite ließen sich Stimmen hören, welche fast evangelisch klangen. Salignac z. B. eiferte in solcher Weise gegen den römischen Bilderdienst, daß es der Cardinal von Tournon nicht anzuheören vermochte. Aber auch die entschiedensten Verteidiger der römischen Lehre von dem Bildergebrauche ließen sich hören. Indessen machten dieselben durch die wunderlichen Argumente, welche sie anzogen, sich und ihre Sache gradezu lächerlich. Der Inquisitor de Mouchy z. B. meinte, wenn man sich davon überzeugen wolle, daß schon zu den Zeiten des heiligen Dionysius, eines Schülers des Apostels Paulus, der Bildergebrauch üblich gewesen wäre, so brauche man nur die bemalten Fensterscheiben in der Benedictinerkirche anzusehen; worauf Beza, der nach ihm das Wort nahm, bemerkte, er wolle vor Allem das „gläserne“ Argument des Herrn Inquisitors sorgfältig bei Seite stellen, weil Einem etwas so Kostbares unter den Händen leicht entzwei gehen könnte.

So ward eine Reihe von Sitzungen gehalten, in denen die einzelnen Collocutoren ihre Meinungen einander gegenüber- oder zusammenstellten. Schließlich zeigte es sich, daß die Collocutoren in Betreff der behandelten Frage drei Parteien bildeten: Die Reformirten nämlich verlangten, daß durchaus alle Bilder aus den Kirchen entfernt würden; unter den Katholiken erklärten sich Einige durchaus für den in der katholischen Kirche anerkannten Bildergebrauch; eine mittlere, von dem Bischof Montluc, von Salignac, d'Espence, Bouteillers und Picherel vertretene Ansicht dagegen wollte den Gebrauch der Bilder zulassen, wenn man nur denselben keine Verehrung erweise.

Nachdem sich nun dieses Resultat herausgestellt hatte, forderte die Königin eine jede Partei auf, ihre Ansicht nochmals schriftlich auszusprechen. Es sollte also jetzt festgestellt werden, welches Urtheil über den Bilderdienst in Frankreich definitive Geltung haben sollte. In Anbetracht der Bedeutung des Moments nahm daher Beza Veranlassung, die ganze Frage in einem zweiten Vortrag nochmals eingehend zu beleuchten, wobei derselbe die Anschauung der reformirten Kirche in Betreff des in Rede stehenden Punktes nach allen Seiten hin auf das Präciseste darlegte.

„Das Hauptfundament, worauf wir uns stützen,“ so begann Beza, „ist das zweite der zehn Gebote Gottes, das so klar und bestimmt ist, als nur etwas in der Welt sein kann. Da nun in der römischen Kirche dieses Gebot gegen alles Recht und alle Wahrheit so sehr bei Seite geschoben und verdunkelt worden ist, so hat man dieses mit der Bemerkung entschuldigt, es sei eigentlich ein Theil des ersten Gebotes, den man zu einem besondern Artikel gemacht habe. Aber wenn dem auch so wäre, so dürfte man es darum doch nicht wegstreichen, weil es ein auch sonst in der heiligen Schrift oft wiederholtes besonderes Gebot ist.“ Daher hätten, fährt Beza fort, auch die Kirchenväter dieses Verbot als besonderes Gebot betrachtet, weshalb man in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in den Kirchen keine Bilder aufgestellt habe.

Der hebräische Text des Decalogs verbiete jede Art von Anbetung der Bilder (durch Verbeugung und Geberden) und von Dienstweisung gegen dieselben (durch Schenkung, Veräucherung, Aufstellung von Kerzen Altären z.); unter allen Uebertretungen des zweiten Gebotes sei aber die Darstellung des unsichtbaren Gottes in einem sichtbaren Gebilde die schwerste. Das Bildniß Christi, dessen Gebrauch man noch allenfalls gestatten könne, sei von Epiphanius, da er es auf dem Thürvorhange einer Kirche gefunden habe, zerrissen worden, und Augustin rechne Marcellina, die Gefährtin des Karpocrates, weil sie vor den Bildern Christi und Pauli räucherete, unter die Ketzer. Verbiete man nun zur Vermeidung der Abgötterei die Abbildung Christi, wie viel weniger dürfe man dann die Abbildung eines Andern gestatten? — Hierauf faßt Beza die Einwürfe der Gegner ins Auge und weist deren Unhaltbarkeit nach:

„Ich gestehe, daß Gott allerdings in diesem Gebote von den Bildern der heidnischen Götter redet; aber ich behaupte, daß wenn auch diese Bilder und diejenigen, welche die römische Kirche gemacht hat und heute noch verehrt, in dem, was sie vorstellen, von jenen verschieden sind, so haben sie doch das mit einander gemein, daß beide aus Religion, zum Gottesdienste, gegen Gottes ausdrückliches Gebot gefertigt und aufgestellt worden sind. — Ich sage mehr: wenn die Beurtheilung des religiösen oder abergläubischen Gebrauches der Bilder von dem Gegenstand abhänge, den sie vorstellen, so würde es kein Bild geben, das man eher und mehr anbeten sollte als das

Bild Christi, des wahren Menschen und wahren Gottes, der da lebt in Ewigkeit. Und doch haben wir aus dem, was Augustin von Marcellina sagt und was Epiphanius that, gesehn, daß selbst zu jenen Zeiten das Bild Christi in den Kirchen noch nicht geduldet wurde. Dahin gehört auch der sechs und dreißigste Canon des Concils zu Esvira, welches verbietet, an die Wände zu malen, was angebetet und verehrt wird. Dieß als Antwort auf die Stelle aus dem angeführten Hymnus des Prudentius, welcher eine auf die Wände gemalte Geschichte eines Märtyrers erwähnt; und ebenso auf den Paulinus, Bischof von Nola, welcher die heiligen Geschichten auf die Wände seiner Kirchen malen ließ. Denn wenn diese Sitte in der Kirche wäre gäng und gäbe gewesen, so hätte man es nicht als etwas Besonderes bemerkt. Biewohl nun diejenigen, welche Dieses oder Aehnliches zuerst thaten, an nichts weniger als an die Abgötterei dachten, welche nach und nach eingerissen ist, so hat doch die Erfahrung zur Genüge bewiesen, daß man niemals gut fährt, wenn man klüger als Gott sein will, indem man an seinem Wort ab- oder zuthut. Was die Schlange in der Wüste endlich anbetrifft, so bin ich gewiß, daß die Israeliten dieselbe nicht als Schlange, sondern daß sie, eingedenk des göttlichen Wunders in der Wüste, Gott unter diesem Bilde angebetet haben. Demungeachtet aber zerhörte der vom Geiste Gottes getriebene Ezechia dieses Bild.

„Ein Anderer von euch, werthe Herren, sagte, dieses Gebot gehe nur den Juden, nicht aber uns an. Heißt das nicht behaupten wollen, daß dieses Gebot zum Ceremonialgesetz gehöre? Dann aber müßte man einen besseren Grund dazu haben als den besonderen Hang der Juden zum Götzendienst. Denn die Erfahrung hat bewiesen und beweist noch alle Tage, daß dieses Laster dem ganzen Menschengeschlechte anklebt!

„Noch ein Anderer behauptete, daß das Bilderverbot im Decalog doch nicht immer ohne Ausnahme zu verstehen, daß es vielmehr einer beschränkenden Erklärung fähig sei, wie wenn es heißt: Du sollst nicht tödten, so sei hiermit nicht das Tödten der Thiere zu unsrer Nahrung, noch das Tödten der Verbrecher durch die Obrigkeit, noch auch der gerechte und nothwendige Krieg verboten. So müsse man denn auch das zweite Gebot nicht buchstäblich und nicht ohne Ausnahme verstehen, da es nur auf die zu beziehen sei, welche jene nur Gott gebührende Anbetung auf die Bilder übertragen wollten, — was in der römischen Kirche nicht geschehe. Darauf antworte ich: Das Wort tödten muß allerdings durch andre ausdrückliche Aussprüche der heiligen Schrift erläutert werden. So müßte man denn aber auch durch ausdrückliche Stellen der heiligen Schrift beweisen können, daß der Ausdruck „ein Bild machen, um es zu verehren“ in der heiligen Schrift seine ausnahmsweise Beschränkung habe. In der heiligen Schrift finde man aber davon nur das Gegenheil.

„Auch hat man die Cherubim über der Bundeslade angeführt, welche die Engel und seligen Geister vorstellten. Um aber daraus eine richtige Fol-

gerung ziehen zu können, müßten die von der römischen Kirche einen ausdrücklichen Befehl Gottes an sie zur Aufstellung ihrer Bilder anführen können, so wie Moses bloß auf Befehl des Herrn die Cherubim aufstellte und sich wohl hütete, in diesem Stücke weiter zu gehen. Dabei ist auch wohl zu beachten, daß weder die Cherubim noch die Bundeslade vor den Augen des Volkes aufgestellt waren und daher zu keinerlei Abgötterei Anlaß geben konnten; sowie denn auch das Volk, obgleich es wußte, daß die Lade und die Cherubim im Allerheiligsten wären und obgleich es ihre Gestalt kannte, weder innerlich noch äußerlich die Bundeslade anbetete, sondern allein den Ewigen, an dessen gnadenreiche Gegenwart es durch die Lade seines Bundes erinnert wurde.“ Nach dem hierauf Beza noch einige andere Einwürfe widerlegt und die scholastische Distinction der Latria, welche nur Gott, der Dulia, welche nur den Heiligen und ihren Bildern, und der Hyperdulia, welche nur der Maria und dem Kreuze zukommen sollte, als unstatthaft nachgewiesen hat, fährt derselbe fort:

„Ein Anderer von euch hat behauptet, daß die den Bildern erwießen Ehre nicht dem Bilde an sich, sondern dem, was durch das Bild vorgestellt wird, dem Vorbild gelte. Darauf entgegne ich, ohne jedoch damit Jemanden beleidigen zu wollen, daß dieß nur eine leere Ausflucht ist. Denn wenn dem wirklich so wäre, warum suchte man doch gewisse Bilder wallfahrend in so weiter Ferne auf, da man doch so viele, die dasselbe darstellen und die oft weit schöner und besser ausgeführt sind, in der Ferne hat? Kommt das nicht daher, daß man dem Bilde eine gewisse geistige Kraft zuschreibt und ein Bild dem anderen vorzieht? Ja was ist das für eine Ordnung, wenn man in Betreff irgend einer heiligen Person dem Bilde derselben eine Ehre erweist, die sie selbst nicht annehmen würde, wenn sie gegenwärtig wäre? Daß dem also sei, erhellt hinlänglich aus dem Benehmen des Petrus gegen Cornelius, des Johannes gegen den Engel, der ihm erschien, des Paulus und Barnabas gegen die Einwohner von Lystra. Sieht es dagegen wohl irgend eine göttliche Ehrenbezeugung, welche den sogenannten Heiligen und ihren Bildern nicht wäre erwiesen worden? Was man auch zur Entschuldigung vorbringen mag, kann man leugnen, daß sie ihre Tempel, ihre Altäre, ihr Geweihtes, ihr Räucherung, ihre Anrufung, ihre Verehrung auf jegliche Art haben? Schreibt man nicht einigen Bildern die Kraft zu, alle Uebel zu heilen, während andern, obgleich sie dieselbe Person darstellen, diese Kraft nicht zugeschrieben wird?

„Ja ich kann es getrost der Beurtheilung eines Jeglichen unter euch überlassen, ob der Jungfrau Maria, den Propheten, den Aposteln, wenn sie selbst mit der Herrlichkeit, welcher sie jetzt im Paradiese theilhaftig sind, unter euch wären, solcherlei Ehrenbezeugungen angenehm wären, oder ob sie nicht vielmehr das verabscheuen würden, was sie während ihres irdischen Daseins so gottlos fanden. Ja ich sehe mich gezwungen, noch weiter zu gehen und euch zu fragen, ihr Herren Doctoren, ob es in der Kirche Gottes zu dulden ist, daß man vor einem Marienbilde, ja daß man vor Maria selber, wenn sie noch

auf Erden wäre, mit lauter Stimme ihr in die Ohren fänge: Omnibus es omnia (Allen bist du Alles), was nur Gott zukommt. Noch mehr! Man sagt sogar zu ihr: Roga Patrem, iube Natum, iure matris impera (Bitte den Vater, heiße den Sohn, nach dem Rechte der Mutter gebiete)!

Besonders eingehend erörterte Beza die Frage, ob dem Kreuze Verehrung erwiesen werden dürfe. Seine Antwort war: daß man als von Gott verbotenes Bild jede materielle Figur und Gestalt natürlicher oder von den Menschen erfundener Dinge ansehen müsse. Freilich sei der Gebrauch des Kreuzes in der Kirche sehr alt; indessen noch Arnobius bezeuge um das Jahr 330: Cruces nec colimus nec optamus (die Kreuze verehren wir nicht und begehren sie nicht). Auch könne man nachweisen, wie die Kreuzesverehrung nach und nach zugenommen habe. Angenommen, daß Helena dasselbe Kreuz, an welchem Christus gehangen, aufgefunden, obschon Eusebius, der große Lobredner Constantins, nichts davon weiß, so sagt man doch, daß sie blos einen Theil davon in ein silbernes Gehäuse verschlossen habe, dagegen von Emporheben, Küssen, Grüßen, Anrufen ist mit keinem Worte die Rede. Ein anderes Stück verwahrte Constantin, nach dem Bericht des Nicephorus inwendig in einer Bildsäule, die dem Kaiser zu Ehren auf einer hohen, noch jetzt vorhandenen Porphyrsäule errichtet wurde. Auch aus den sogenannten heiligen Nägeln machte er keine Reliquien, sondern aus dem einen ließ er sich eine Helmspitze und aus dem andern ein Gebiß für sein Handpferd machen.“

Beza schloß seinen Vortrag mit den Worten:

„Wir danken Ew. Majestät unterthänigst für das gnädige Gehör, das sie uns zu geben geruht hat, und bitten Gott von ganzem Herzen, dieser Handlung einen Ausgang zu verleihen, der zur Ehre und zum Preise seines heiligen Namens, zur Erbauung seiner ganzen Kirche und insbesondre zur Wohlfahrt und zur Ruhe Ew. Majestät und des ganzen Ihr anvertrauten Königreiches gedeihen möge. Und da Ew. Majestät zu befehlen geruht haben, daß wir unsre Meinung schriftlich verfassen sollten, so möge Sie dieselbe in Gnaden entgegennehmen.“

Hierauf las Beza folgende kurze Erklärung vor, welche er sodann der Königin überreichte:

„Weil das Wort Gottes ausdrücklich jeden Gebrauch der Bilder, welcher einen äußeren oder inneren Dienst in sich schließt, ganz und gar verdammt, so können wir mit gutem Gewissen von einem solchen Gebote nicht lassen, noch können wir billigen, was uns ausdrücklich verboten ist.

„Wir glauben auch, daß nach demselben Gebote, so wie es im alten Bunde und dann von den Aposteln und ihren Nachfolgern während mehr als dreier Jahrhunderte beobachtet wurde, die Bilder weder in den Kirchen noch an sonstigen Orten aufgestellt werden sollen, wo die Gläubigen sich zum Gottesdienste versammeln, weil die Erfahrung augenscheinlich beweist, daß die Men-

schen in religiöser Beziehung niemals bei einem rechten Gebrauch der Bilder geblieben sind.

„Darum bitten wir Gott, daß er sie ganz vertilge aus der Christenheit, und daß er Se. Majestät dem Könige den Eifer und die Tugend verleihe, sie nach dem Beispiele des frommen Königs Ezechia ganz abgethan.

„Sollte es aber dem Könige gefallen, sie noch zu dulden, um unterdessen von uns zu vernehmen, worin wir etwa in diesem Falle mit denen übereinkommen, welche verschiedner Meinung sind, so bitten wir Se. Majestät, uns doch folgende Punkte zu gewähren: 1) daß alle an sich unerlaubten Bilder, wie diejenigen der Dreieinigkeit, des Vaters und des heiligen Geistes, die äußerlich unehrbaren, wie die meisten der Jungfrau, die profanen, wie diejenigen der unvernünftigen Thiere und sonst andere unschickliche Bilder und willkürliche Erzeugnisse der Maler ganz abgethan werden. 2) daß die Bilder auf den Straßen, denen man nicht weniger Dienst erweist als denen in den Kirchen, ebenfalls abgethan werden. 3) daß die in den Kirchen verbleibenden Bilder von den Altären und anderen Orten, wo man gewöhnlich niederkniet, weggethan und an solche Orte gestellt werden, wo man nicht leicht Gelegenheit hat, sich ihrer auf eine abergläubische Weise zu bedienen. 4) daß man das Volk ausdrücklich und mit Fleiß ermahne, keine Gabe, wie Wachs, Geld oder sonst etwas den Bildern darzubringen, und falls es doch geschähe, daß man solche Gaben weder annehme noch billige. 5) daß man den Bildern im Allgemeinen keine Art weder äußerer noch innerer Anbetung und Verehrung erzeige, wie: vor ihnen niederknien, zu ihnen wallfahrten oder beten, sie bekränzen, be-räuchern, berühren aus Andacht &c. Endlich, die Kreuze von Holz oder sonstigem Material betreffend, obgleich ihr Gebrauch seit Constantin besteht, so können wir sie, da die Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit sie nicht gehabt und da seither gerade mit dem Kreuze der allgrößte Aberglauben getrieben wurde, ebensowenig dulden als die anderen Bilder, und wollen uns damit begnügen, Christi Leiden in seinem lebendigen Worte abgemalt zu sehen, sowie Paulus zu den Galatern davon redet.

„Dieses Alles vorausgesetzt, und obgleich wir wünschten, daß jeder Anlaß zum Aberglauben hinweggeräumt würde, und in Hoffnung, daß Gott den König je mehr und mehr stärken werde, geht unsre Meinung dahin, daß wenn man nur im Uebrigen übereinkäme, man deshalb nicht unterlasse fern-herhin zusammen zu kommen und sich zu unterreden.

„Das wäre unsre geringe Meinung, durch welche wir jedoch den reformirten Kirchen des Königreichs nicht im Geringsten etwas zu vergeben gewillt sind, als von welchen wir in dieser Sache weder Auftrag noch Bollmacht haben.“

Beza's Worte machten auf die Königin-Mutter einen tiefen Eindruck. Denn die Macht der Wahrheit, welche in denselben lag, mußte ihr um so fühlbarer werden, als auch die mittlere Partei der katholischen Collocutoren

sich in der von ihr überreichten Erklärung zwar nicht für gänzliche Abschaffung aller Bilder, aber doch gegen jede Art von Bildercult aussprach. Die Königin verlangte daher auf das Entschiedenste die Fortsetzung des Gesprächs. Indessen kam es mittlerweile an den Tag, mit welchen Dingen das Triumvirat zu Paris umging und daß daher die Fortsetzung des Gesprächs nicht der Weg sein könnte, auf welchem sich eine friedliche Entwirrung der öffentlichen Verhältnisse hoffen ließ. Denn man sah, daß die katholische Partei bereits an die Macht der äußeren Gewalt Berufung eingelegt hatte. Indem daher die Königin alsbald ihre Entschließung änderte, wurde Namens derselben den versammelten Collocutoren eröffnet, daß das Colloquium, welches nun gerade sechs Tage gedauert hatte, aufgelöst sei. — Natürlich war die katholische Partei darob voll großen Jubels.

§ 16.

Ausbruch des Religionskrieges. — Beza zieht mit den Hugenottenführern von Paris ab.

Die Wende der Zeiten war nun nahe herbeigekommen. Eine Pflanzzeit hatte Frankreich erlebt, in welcher es mit dem Thau des Evangeliums reichlich getränkt war, und wie mit Sturmesausen war der reformatorische Geist über alle Theile des großen Landes dahin gegangen, so daß es sich eben jetzt entscheiden mußte, ob das ganze Reich dem evangelischen Bekenntniß zufallen, oder ob der römische Glaube in ihm die Herrschaft behalten sollte. Denn bis dahin nahm die Zahl der Protestanten in den Städten und auf dem Lande, wie ein gleichzeitiger Bericht (Langueti epist. II, pag. 196 und 197) mittheilt, reißend zu. In Paris kamen zu einer Predigt bei dreißig- bis vierzigtausend Menschen zusammen, so daß an demselben Orte und zu derselben Zeit zwei oder drei Prediger zugleich auftreten mußten. In der Gascogne bekam man auf vierzig Stunden in die Runde keinen römischen Priester zu sehen, und die Bilder waren aus allen Kirchen verschwunden; ebenso in Nimes, Montpellier und in dem ganzen unteren Languedoc von der Rhone an bis zu den Pyrenäen hin. Zu Lyon wurde am 10. Januar 1561 das heilige Abendmahl von wenigstens zehntausend Communicanten nach reformirtem Ritus gefeiert. Dabei hatten andere zehntausend Evangelische bewaffnet Wache gehalten, damit die hehre Feier nicht durch papistische Tücke gestört würde; und am folgenden Tage communicirten die letzteren zehntausend, während die ersteren unter den Waffen standen. Indessen liefen beide Abendmahlshandlungen ohne die geringste Störung ab; der königliche Statthalter hatte derselben selbst beigewohnt. Unter den Evangelischen zu Lyon bildete sich sogar eine besondere italienische Gemeinde, welche den Straßburger Professor Hieronymus Zanchi als ihren Prediger zu berufen beschloß. In Bourges fanden die zahlreich besuchten Communitionen im Stadthause statt, und zwar unter Leitung des ehe-

maligen Bischofs von Nevers, Jacob Epifame, der in Begleitung von hundert und fünfzig Berittenen vom Adel aus dem benachbarten Issoudun zu diesem Zwecke dahin gekommen war. In Orleans kamen bei einer Communionfeier bei zweiundzwanzig Tausend zum Tische des Herrn, und in Rouen sogar eine noch weit größere Zahl. Das Januaredict engte allerdings zahllose Gemeinden in lästigster Weise ein; indessen ließ der überaus milde Winter von 1561 — 62*) das Unangenehme des Besuches von Gottesdiensten außerhalb der Gotteshäuser weniger empfinden, und aller Orten richtete man daher in Scheuern, in Gärten und Feldern der Vorstädte möglichst bequeme Localitäten für die Versammlungen ein. Es begreift sich daher, daß der Cardinal von St. Croix (unter dem 7. Januar 1562 von Poissy aus) an den Cardinal Borromeus, Neffen des Cardinals Pius VI., schreiben konnte: „Dieses Reich ist gänzlich umgestürzt und ist für dasselbe keine Hoffnung mehr zu sehen. Man hat es vor Augen, daß Alles an Haupt und Gliedern angesteckt ist. Ich bitte daher Seine Heiligkeit, mir die Gnade zu erzeigen, mich von hier zurückkehren zu lassen, da ich nicht bei den Exequien dieses unglücklichen Reiches zugegen sein möchte.“ Einige Jahre später (Rochelle 16. September 1565) schreibt derselbe: „Dieses Reich ist halb hugenottisch.“

Aber in Paris war die Verschwörung, welche die Ausrottung des Protestantismus zum Zwecke hatte, schon zum Abschluß gekommen. Das Triumvirat sammelte in aller Stille seine Streitkräfte; der elende König von Navarra war von demselben vollständig umgarnt und machte dem ihm eingestößten Haß gegen den Protestantismus nicht nur in seinem Benehmen gegen Beza, sondern auch in der schmähtlichen Mißhandlung seiner edlen Gemahlin Laft; Coligny und d'Andelot, denen der Aufenthalt in St. Germain durch allerlei Verdächtigungen und Anfeindungen längst gänzlich verleitet worden war, verließen gegen Beza's Rath den Hof und zogen sich auf ihre Schlösser zurück, und auch die Königin-Mutter ließ es alsbald wahrnehmen, daß ihre Zuversicht und somit auch ihre Gunst sich mehr und mehr der katholischen Partei zuwendete. Durch ein königliches Patentschreiben wurde nämlich die im sechsten Artikel des Januaredictes den Beamten ertheilte Erlaubniß, den evangelischen Gemeinde-Versammlungen beiwohnen zu dürfen, nach dem Antrag des Parlaments dahin abgeändert, daß hier nur die niederen Polizeibeamten gemeint wären und auch diese nur, wenn ihr bürgerliches Amt sie dort nöthig mache, keineswegs aber die Beamten der Parlamente und sonstigen Gerichte, welche (so heißt es in dem Rescript) „bei unsrer und unsrer Vorfahren Religion bleiben und darin leben sollen.“ Auch wurde in demselben Patent der siebente Artikel, nach welchem die Abhaltung der Consistorien oder Synoden nur von der Erlaubniß eines königlichen Beamten abhängig war, dahin abgeändert,

*) Nach dreimonatlichem Regen trat schon im December Frühlingswetter ein (Langueti epist. II. Nr. 65).

daß darüber die Statthalter der Provinzen oder deren Stellvertreter allein entscheiden, d. h. daß sie die Versammlungen nach Belieben zulassen oder verbieten sollten. Zu größerer Verdeutlichung dieser Bestimmung war noch hinzugesetzt, daß man hiermit im Königreiche nicht zwei Religionen, sondern nur Eine gutheissen wolle, nämlich die der römischen Kirche. Hiernach — denn das war der langen Rede kurzer Sinn — wurde es den Parlamentsrätthen zur Dienstpflicht gemacht, katholisch zu sein, und die Freiheit des Bekenntnisses war der Willkür der von dem Hofe gänzlich abhängigen Statthalter preisgegeben.

Indessen genügte auch dieses dem Parlamente noch nicht. Vielmehr gedachte dasselbe, in noch viel energischerer Weise dem Protestantismus den Garaus zu machen, weshalb es nicht allein die stricteste Vollziehung des grausigen Juliusedicts, sondern auch noch die Anwendung einer Anzahl neuer Gewaltmaßregeln beschloß. So sollten z. B. die Ehen der Hugenotten für ungültig und die aus denselben hervorgehenden Kinder für Bastarde erklärt werden. Als daher (19. Februar) die Königin-Mutter mit dem König und der Königin von Navarra nach Paris kam und um der öffentlichen Ruhe willen die Publication des Januaredicts erwirken wollten, trat ihr das Parlament mit einem so fanatischen Starrsinn entgegen, daß sie unverrichteter Sache wieder abziehen und dem Parlament freie Hand lassen mußte.

Unter solchen Umständen sah Beza nicht ein, was er fernerhin dem Evangelium in Frankreich noch nützen konnte. Er beschloß daher, jetzt endlich nach Genf, wo man seiner so sehnlich harrete, zurückzukehren und unterwegs auch den alten Vater nochmals zu sehen. Indessen wollte er doch den Brüdern in Paris noch ein letztes Lebewohl sagen und sie noch einmal ermahnen, tren auszuhalten in dem Kampfe, der ihnen verordnet war. Beza begab sich daher von St. Germain nach Paris, wo er Alles in der größten Gährung fand. Die evangelische Gemeinde wuchs von Tag zu Tag in's Ungeheure hinein, und es konnte nicht fehlen, daß die herausfordernde Rohheit des Pöbels auf den Straßen und Plätzen der Stadt zu allerlei, mitunter blutigen Reibereien und Händeln führte. Da that ein Mann noth, der mit der Macht seiner Persönlichkeit die Massen beherrschen und innerhalb der Schranken halten konnte. Auf den dringenden Wunsch der Prediger und Aeltesten blieb daher Beza abermals in Paris, predigte Tag für Tag und half mit Rath, Ermahnung und Trost, wo er nur helfen konnte. Beza stand da wie die Säule, an welche sich die ganze, große Gemeinde von Paris anlehnte, und von der die gewaltige Bewegung, welche die Stadt durchzuckte, getragen war. Die Menge derer, welche täglich zu seinen Predigten eilten, wurde nach Tausenden gezählt; und als die Königin, von Neugier getrieben, einst kam, um den Zug der Hugenotten zu den Versammlungen zu sehen, staunte sie, als die unübersehbaren Schaaeren vor der Bastille vorbei durch die Antoniusstraße nach Pepincourt wallfahrte. Da waren zahllose Bürger und deren Frauen — an diesem

Tage abſichtlich in ihren beſten Feiertagskleidern erſcheinend —, Rechtsgelehrte und Parlamentsadvocaten in ihrer feierlichen Amtſtracht, Studenten in geſchloſſenen Reihen einherziehend, viele von Adel zu Roß und zu Fuß, das Barett auf dem Haupte und die ſtolze Wehr an der Seite. Es mochten bei fünfundzwanzig Tauſend ſein, welche die Königin ſo vorüberziehen ſah; und an den nächſtfolgenden Tagen wuchs die Schaar noch mehr an.

Nur mit Mühe ver barg die katholiſche Partei ihre Wuth; aber die Tage, in denen die Hugenotten ihr Treiben ſo fortſetzen ſollten, waren denſelben von dem Triumvirat und dem Parlament zugezählt. Schon in der allernächſten Zeit ſollte das anders werden.

Die beiden Guiſen, der Cardinal und der Herzog Franz, waren eben von einer Conferenz mit dem frommen Herzog Chriſtoph von Würtemberg in Elſaß-Zabern am 18. Februar — wo Beide dem Herzog bei Verluſt ihrer Seelen Seligkeit heuchleriſch betheuert hatten, daß ſie an dem in Frankreich vergoſſenen Blute der Hugenotten unſchuldig wären und daß ſie die an denſelben verübten Greuel nie gebilligt hätten — zurückgekehrt, als dieſelben mit dem ſcheußlichen Blutbad, welches ſie am 1. März nach Banditen Art unter den zur Anhörung der Predigt in einer großen Scheune verſammelten Hugenotten zu Baſſy anrichteten *), das Zeichen zum Beginne der Hugenottenverfolgung im ganzen Reiche und zum Beginne des Bürgerkrieges gaben.

Mit graußigem Entſetzen hörten die Evangelischen in Paris ſchon am folgenden Tage von dem Gemegel, welches der Herzog durch ſeine Rottte unter den Brüdern zu Baſſy hatte anrichten laſſen. „Iſrael, zu deinen Zelten!“ erſcholl es da durch alle evangeliſchen Gemeinden des Landes hin; denn es galt jetzt, mit gewappneter Hand das Leben und dadurch den Glauben zu ſchirmen.

Daß das Schrecklichſte vorbereitet werde, war allerdings den Hugenotten-Häuptern und ſelbſt der Königin-Mutter ſchon längſt nicht mehr zweifelhaft geweſen, und die Letztere hatte daher nicht allein im Geheimen bei den proteſtantiſchen Fürſten Deutschlands angefragt, ob ſie erforderlichen Falles ſich ihrer Hülfe verſichert halten dürfte, ſondern auch auf Betreiben Conde's (am 6. März) die Publication des Januaredictes (wenn ſchon mit vielen erſchwerenden Clauſeln!) und deſſen Eintragung in die Parlamentsregister durchgeſetzt. Aber trotzdem, daß man dem Triumvirat zu Ehren des römischen Glaubens Alles zutraute, erkannten doch Alle, daß in Baſſy Unerhörtes geſchehen ſei, und daß das ſo ſchändlich vergoſſene unſchuldige Blut um Rache gen

*) Es läßt ſich nicht nachweiſen, daß das „massacro“ zu Baſſy von den Guiſen vor ihrem Eintreffen an dieſem Orte beabſichtigt worden ſei; viel mehr mag das freche Eindringen einiger Guiſarden in die Verſammlung der Hugenotten den Anlaß zu einer Rauferei gegeben haben. Aber That ſache iſt es, daß die Guiſen das Blutbad unter einer wehrloſen Menge anrichteten.

Himmel schrie. Der Hof war damals von St. Germain auf das Schloß Monceaux bei Meaux (und in Folge dessen waren Condé und die Königin von Navarra nach Paris) gezogen. Beza und ein Herr von Francourt begaben sich daher — jener als Sprecher aller reformirten Gemeinden Frankreichs, dieser im Namen des hugenottischen Adels — nach Monceaux, wo der erstere in feierlicher Audienz, bei welcher auch der junge König und der König von Navarra zugegen waren, der Königin-Mutter den wahren Verlauf der Greuel-scenen von Vassy darstellte und im Interesse der Wohlfahrt des ganzen Königreiches um Handhabung der Gerechtigkeit bat. Wohlwollend hörte der König Beza's Vortrag an und versprach strenge Untersuchung der Sache und Bestrafung der Schuldigen. Aber die infernale Bosheit, welche das Herz des Königs von Navarra erfüllte, kam gerade bei dieser Verhandlung zum ersten Mal offen an den Tag. In einer Fluth von Schmähungen, mit welcher er die Reformirten begeisterte, nahm er entschieden für den Herzog von Guise das Wort, schalt über die Freiheit, mit welcher sich die Hugenotten bewaffnet versammelten, und rief sogar im Uebermaße seines Zornes: „Wer den Herzog von Guise, meinen Bruder nur mit einem Finger anrührt, der vergreift sich an meiner eignen Person*!“ Denn der König wollte es durchaus nicht Wort haben, daß der Herzog schuldig sei, weil die Hugenotten dessen Leute mit Steinwürfen angegriffen hätten, so daß es nicht in des Herzogs Macht gewesen wäre, die Wuth der Seinen zurückzuhalten. Beza antwortete: „Wenn dem wirklich so wäre, so brauche ja der Herzog zu seiner Rechtfertigung nur Diejenigen vor Gericht zu stellen, welche sich eines solchen Frevels schuldig gemacht hätten, und schloß seine Erwiderung mit den inhaltschweren Worten: „Ja, Sire, es ist wahr, die Kirche Gottes, in deren Namen ich hier vor Euch stehe und rede, muß Schmach erleiden und Streiche hinnehmen und darf keine zurückgeben. Aber hinwiederum möge Ew. Majestät auch wohl beherzigen und des eingedenk sein, daß die Kirche Gottes ein Amboss ist, an dem schon viele Hämmer zu Schanden geworden sind**.“

Von den Reizen der „schönen Rouet“, einem Hoffräulein der Königin-Mutter umstrickt, und von den Vor Spiegelungen des spanischen Gesandten (der ihm die Wiedererlangung des verlorenen Obernavarra oder Entschädigung für dasselbe für den Fall eines ernstlichen Anschlusses an die katholische Sache zugesagt hatte) bethört, hatte sich jetzt der König von Navarra

*) Zur Erklärung dieser Aeußerung muß beachtet werden, daß die Guisen durch ihre Mutter Antoinette von Bourbon mit dem König von Navarra ganz nahe verwandt waren.

***) Von diesem berühmt gewordenen Ausspruche Beza's rührt die Titelvignette der demselben zugeschriebenen *Histoire ecclesiastique* her: drei auf einen Amboss schlagende Krieger mit der Umschrift:

Plus a me frapper on s'amuse,
Tant plus de marteaux on y use.

zum ersten Male als einen entschieden erbitterten Gegner des Protestantismus offen und bestimmt erklärt. Von seiner frommen Gattin gemieden, suchte er seine Scham durch prunkvolle Processionen zu verhüllen. Aber die Hugenotten nannten ihn verächtlich: „Caillette, qui tourne sa jaquette.“

Inzwischen kam die Katastrophe, welche die Geschicke Frankreichs und des Protestantismus in Frankreich entscheiden sollte, unaufhaltsam immer näher heran. Man hörte davon, daß sich der Herzog von Guise mit einer starken Gefolgschaft von Rittern und Reifigen Paris mehr und mehr näherte, und am Morgen des 16. März kam die sichere Kunde, daß er noch an diesem Tage in voller Kriegsrüstung in den Thoren der Stadt einzuziehen werde. Viele der Hugenottenhäupter riethen dringend, an diesem Tage keine Versammlung zu veranstalten und keine Predigt zu hören, und die Gegner glaubten schon sicher zu wissen, daß es doch jetzt das Hugenottenvolk nicht wagen würde, sich öffentlich sehen zu lassen. Aber „auf und zur Predigt, wie gewöhnlich,“ rief Condé, „nur diesmal wohl gewaffnet und zum Schutze der bedrohten Versammlung in voller Rüstung!“ Auch Beza zog heute, mit einem Harnisch unter dem pelzverbrämten Mantel angethan, zu Pferd unter dem Haufen der hugenottischen Edelleute an die Predigtstätte, die seit einiger Zeit in einem großen Garten, „Jerusalem“ genannt, vor dem St. Jacobsthor war. Nach Beendigung des Gottesdienstes — es war Nachmittags nach drei Uhr — zog Condé an der Spitze von sieben- bis achthundert Reitern und einer unüberschaubaren Menge von Glaubensbrüdern, die ihm folgten, um dieselbe Zeit durch das Jacobsthor in die Stadt wieder ein, als der Herzog von Guise, durch das Thor von St. Denys kommend mit etwa sechs- oder siebenhundert Reitern, den Connetable von Montmorency zur Rechten und den Marschall von St. André zur Linken, von vier Reichsmarschällen und sieben Ritterschwestern des Michaelordens — damals des höchsten Ritterordens im Reiche — mit königlichem Pomp und von dem Jubelrufe des Pöbels begrüßt, seinen Einzug in die Stadt hielt. Mitten in der Stadt begegneten sich die beiden kampferüsteten Schaaren: aber ob auch jeder der Ritter bereits die Hand am Schwerte hatte, — sie zogen doch mit tiefem Schweigen an einander vorüber.

Aber die neue Gewalt Herrschaft, welche sich jetzt in Paris festgesetzt hatte, kündigte sofort an, daß es jetzt in Frankreich anders werden sollte, indem der Marschall von Montmorency wegen seiner Sympathie für den Hugenottismus auf Verlangen seines eignen Vaters als Statthalter von Paris abgesetzt und an dessen Stelle der Cardinal von Bourbon ernannt und sogar in Louvre einlogirt ward.

Paris war in fieberhafter Erregung. Aber die Gemeinde der Hugenotten und deren Führer ließen sich durch das drohende Vorgehen der Gegner nicht im Mindesten beirren, und hielten jetzt, da fast jede Stunde neuen Zugangs namentlich von Seiten des näher und entfernter wohnenden Adels brachte, täglich zwei Predigtgottesdienste. — Unter den Vielen, die damals nach Paris

kamen, um in dieser ernstern, drohenden Zeit mit den Brüdern getreulich zusammen zu stehen, war auch die treue Gattin Beza's, die von Bezelay aus Beza's Vaterhaus kam, um fortan die Gefahren, denen der Gatte um des Herrn willen entgegenging, mit demselben zu theilen.

Schon für die nächsten Tage hatte das Triumvirat seine ersten entscheidenden Schritte beschlossen. Eine feierliche Procession zu Ehren der Genoveva, als der Schutzhelligen von Paris, an welcher alle katholischen hohen Herren baarhaupt und zu Fuß Theil nahmen, war ein schickliches Mittel, um die Zahl derer, auf welche man rechnen konnte, ungefähr überschauen zu können. Ein Versuch zur Herstellung der gesetzlichen Auctorität, den die Königin machte, indem sie beide Parteien zur Niederlegung der Waffen aufforderte, wurde natürlich von den Guisen mit Hohn und mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß man unter den Waffen bleiben müsse, weil Condé mit einem starken Haufen in der Stadt liege und das Volk einen Ueberfall befürchte. Dagegen schickte man vom Louvre aus nach allen Seiten hin Commissare in die Städte, welche die Auflösung der hugenottisch gestünnten Heerhaufen bewirken sollten. Auch beabsichtigte man, die Königin zur Publication einer Ordonnanz zu nöthigen, durch welche die evangelischen Predigten in Paris und im Bereich der Stadt gänzlich verboten werden sollten. Indessen war es zweifelhaft, ob dies von der Königin zu erreichen sei. Man beschloß daher, sofort auf sicherem und kürzerem Wege vorzugehen und durch rasche Aufhebung der Hugenottenführer der ganzen Partei das Haupt abzuschlagen. Aber noch zur rechten Stunde erhielt Condé Kunde davon, daß man im Quartier Guise's eine auffallende Waffenbewegung wahrnehme. Eiligst wurden dreihundert Bewaffnete in den Quartieren Condé's und der Königin von Navarra aufgestellt und fünfzig bis sechzig hugenottische Edelleute durchzogen zu Pferd die benachbarten Straßen, um einen Handstreich zu verhindern.

Für den Kampf, den keine Macht mehr abwehren konnte, war es nun von entscheidender Bedeutung, welche von den beiden Parteien die Hauptstadt des Reiches behaupten würde, weshalb Beza dringend rieth, in Paris selbst den Ausbruch des Kampfes abzuwarten und hier dem Feinde die Spitze zu bieten. Aber leider ward sein wohlbegründeter Rath überhört; Condé ließ sich durch die Versicherung bethören, daß wenn er Paris verlassen, auch der Herzog von Guise aus der Stadt abziehen würde, und zog daher am Montag nach Palmsonntag (23. März) mit seinem Prediger Parucel, mit Beza, mit seiner hochschwangeren Gattin, mit Beza's Hausfrau und mit einem Zuge von beinahe tausend Pferden von Paris wirklich ab.

Das also hatte das Triumvirat erreicht: Die Hauptstadt des Reiches und die starke evangelische Gemeinde derselben war nun in seiner Gewalt.

Voll trüber Ahnungen ritt Beza auf seinem ihm von der Königin von Navarra verehrten Thier dahin — denn die Würfel waren gefallen, und einen ersten verhängnißvollen Sieg hatten die Gegner ohne Opfer davonge-

tragen. Indessen ließ sich vielleicht, was durch Ueberhörung seines Rathes verfehlt worden war, wiedergewinnen, wenn man von Meaux aus, wo der Zug der Hugenotten am folgenden Tag ankam, sofort gegen Fontainebleau vorrückte, und hier sich mit der Auctorität der Königin-Mutter und des Königs vereinigte. Allein auch dazu kam es nicht, und viele löstliche Zeit ging verloren in Berathungen und Verhandlungen mit der Königin. Aber ein Gewinn war es für die Sache der Hugenotten, daß endlich — leider zu spät, das edle Feldenpaar, der Admiral und dessen Bruder D'Andelot, jeder mit zahlreicher, völlig ausgerüsteter Begleitung in Meaux erschien, wodurch Vertrauen, Hoffnung und Zuversicht in die schon ganz entmuthigte Schaar der Hugenotten zurückkehrte. Schon vor der Ankunft des Admirals hatte Buz ein Rundschreiben abgefaßt, welches für alle reformirten Gemeinden des Königreichs bestimmt war. Dasselbe lautete:

„Liebe Brüder! Wenn es unserem Gott und Vater gefiele, die Herzen Derjenigen, die sein Reich nicht dulden können, so zu lenken, daß sie uns die wenige Freiheit, welche der König unser Herr nach dem Rathe der Königin seiner Mutter, seiner Stände und der erlauchtesten Versammlung des Königreichs gewährt hat, in Frieden genießen ließen, so könnten wir uns jetzt einiger Ruhe und Erleichterung erfreuen. Aber, weil es ihm nun gefällt, uns auch jetzt noch durch eben dieselben zu prüfen, welche vordem schon die Werkzeuge und Urheber aller der Trübsale und schrecklichen Verfolgungen waren, die wir erduldet haben, so müssen wir auch dieselben Waffen ergreifen, mit denen wir bisher unter dem Beistande Gottes so glücklich gestritten, daß wir trotz Feind und Schwert zu einem den Absichten und Bestrebungen unsrer erbitterten Gegner entgegengesetzten Ziele gelangt sind. Waffen wir uns also mit Geduld, Hoffnung und Geduld, wodurch der Herr sein Werk in uns vollenden wird. Inzwischen aber, weil Gott es mit uns so weit gebracht hat, daß Niemand unsre Ruhe stören kann, ohne gegen den gesetzlichen Schutz und die Erleichterung, welche des Königs Majestät nach ihrem Wohlgefallen uns hat angedeihen lassen, zu handeln und ohne sich folglich als Feind seiner Majestät und Gegner der Ruhe des Königreichs zu erklären, so giebt es kein Gesetz, weder göttliches noch menschliches, das uns nicht erlaubte, auf unsrer Gut zu sein und Hilfe bei Denjenigen zu suchen, welchen Gott nebst der Auctorität auch den guten Willen verliehen hat, diesen Unruhen zu steuern, je nachdem es die Wichtigkeit der Sache erheischt. Da aber diese Kirche (zu Paris) diejenige ist, gegen welche der Satan am heftigsten kämpft und welche mehr als jede andere den Anfechtungen der Bösewichter ausgesetzt ist, so sind wir auch die ersten, die euch rathen, liebe Brüder, daß ihr daran denkt, wie man dem gemeinsamen Uebel, das uns droht, nach den von Gott verliehenen Mitteln in dieser dringenden Noth zu begegnen habe, obgleich es vielleicht schon so spät ist, daß die Hülfsmittel nicht mehr zur rechten Zeit ankommen können.

„Durch den Ueberbringer Dieses werdet ihr also die Bedrängniß erfahren.

in welche wir abermals vor Kurzem gerathen sind, wie uns Gott durch die Standhaftigkeit, die Er Sr. Hoheit, dem Prinzen von Condé zu unserem Bestande in dieser Noth verliehen, bewahrt hat; wie dieser Fürst voll Eifer und guten Willens ist, die Auctorität des Königs und die durch das letzte Edict den Kirchen gewährte Freiheit aufrecht zu erhalten, und endlich welche Streitkräfte unsre Feinde versammeln und welche Drohungen sie ausgestoßen haben. Daraus mögt ihr leicht abnehmen, daß wenn man jemals an sich denken und sich jemals rüsten muß, um solchen Anschlägen zu begegnen, dieses jetzt der Fall ist, und daß es jetzt ohne alle Zögerung und lange Berathung geschehen muß. Denn es handelt sich jetzt darum, entweder an Religion und Gewissensfreiheit, an Hab' und Gut, an Leib und Leben zu Grunde zu gehen, oder sich entschieden und entschlossen mit allen Kräften Denjenigen zu widersetzen, die nicht allein wie sie von jeher gethan, Gott und aller Vernunft zum Trog, sondern auch gegen das vorher nie gewährte und jetzt endlich erst erhaltene königliche Verbot nach unserm Blute und nach unserer Habe dürsten. Wir bitten euch also, ja wir beschwören euch im Namen des Herrn, Alles was Gott in euere Hand gelegt hat, aufzubieten, um seine Ehre, euer und der Eurigen Gut und Blut gegen solche Feinde zu vertheidigen. Die Mittel und Wege betreffend, werdet ihr sie theils von dem Ueberbringer Dieses erfahren, theils werdet ihr sie wohl selbst ausfindig machen können. Nur um Eins bitten wir euch nochmals im Namen Gottes und so viel wir nur bitten können: werdet euch in solcher Noth nur nicht selbst untreu, vielmehr bei einer so günstigen Gelegenheit, die der Herr euch darbietet, beweiset den Eifer und die Mäßigkeit, welche die Sache erfordert.

„Liebe Brüder, wir empfehlen uns eurer Fürbitte und bitten unsern Herrn, euch in seiner heiligen Obhut zu bewahren. — Paris 25. März.“

Mündlich ließ Beza die Gemeinden im Auftrag Condé's durch den Ueberbringer dieser Ansprache noch auffordern, vor Allem dahin zu arbeiten, daß sie im Namen des Königs und zum Zwecke der Aufrechthaltung des Januaredicts sich der größeren, festen Städte bemächtigten; und außerdem ließ Condé durch Beza auch die Häupter des hugenottischen Adels zum gemeinsamen Kampfe gegen die Gewaltstreiche des Triumvirats aufbieten *).

*) Von diesen merkwürdigen Briefen Beza's ist uns nur Einer theilweise erhalten. Derselbe ist an den zweiundzwanzigjährigen Herzog von Nevers, Franz von Cleve, Statthalter der Champagne, gerichtet, dessen Vater kurz vorher im evangelischen Glauben entschlafen war. Die Aufschrift lautet:

„Die Gewißheit, welche wir von den Gnadenwirkungen Gottes an euch haben, und die äußerste Bedrängniß, in welche wir die Kirchen dieses Königreichs versetzt sehen, haben uns nicht allein den Muth gegeben, sondern es uns sogar zur Pflicht gemacht, euch über den Zustand zu benachrichtigen, in welchem wir uns jetzt befinden; damit ihr daburch um so mehr bewogen wärdet, zu bedenken, was Gott von euch fordert, und das Glend einer Anzahl armer Leute, die gegen Recht und Gerechtigkeit, ja sogar

Dabei war es für Condé und dessen Anhang offenbar günstig, daß die Königin, die sich von dem Triumvirat für ihre Herrschaft nichts Gutes versprach, den Ersteren in eigenhändigen Briefen auf das Bestimmteste, jedoch ganz im Geheimen aufforderte, sich die Erhaltung des Königs, der königlichen

gegen die königlichen Ordonnanzen in äußerster Gefahr schweben, recht zu Herzen nehmen mögt. Ihr wisset, gnädiger Herr, und könnt es selbst bezeugen, durch wieviel Prüfung und Trübsal der arme Haufe der Gläubigen zu Dem gelangt ist, was ihm das Edict endlich gewährt hat, so daß auch unsre größten Gegner unseres Glendes und Jammers satt sein sollten wenn anders jener Krieg ein Ende nehmen könnte, welcher immerwährend zwischen dem Satan und der Kirche unseres Herrn geführt werden muß. Eben jetzt, da wir hofften, unter dem Schutze des Königs und der Königin seiner Mutter, einer gewissen Ruhe zu genießen, hat sich diese Hoffnung in die gerechte Besorgniß eines noch weit schlimmeren Zustandes verwandelt, als der vorige war. Denn wenn wir sehen, wie Diejenigen, welche es sich als Lebenszweck vorgesetzt haben, uns zu hassen und zu verfluchen, nicht allein sich verbunden, sondern auch mit Waffen aller Art, wie in offenen Kriege, versehen; wenn wir hören müssen, wie man uns täglich mit göttlicher Ausrottung droht, wie man jüngst unsre armen Glaubensbrüder zu Bassy, in eurer Statthalterschaft, behandelt hat, was anders können wir daraus schließen, als daß gegen alles Recht und Gerechtigkeit, gegen die Absicht und den gnädigen Willen des Königs und der Königin unser Amt und gänzlicher Untergang beschlossen, beschworen und man bereits auf dem Wege zur Ausführung ist. Das ist in diesem Augenblick der Zustand unsrer Angelegenheiten, welcher uns zwingt, uns nach irgend einem gerechten Mittel umzusehen, nicht sowohl unsre Feinde zu beleidigen, für die wir nach Gottes Gebot Böses mit Gutem vergeltend, täglich mit Rath und Herzen beten, sondern vielmehr um uns zu wahren, im Falle daß uns gegen das ausdrückliche Verbot des Königs eine solche schwachvolle Gewalt angethan werden sollte. Denn weil die obberührten Feinde nicht im geringsten Anstand nehmen, das Edict gegen die Bewaffnung mit Worten und Werken dergestalt zu brechen, daß sie nicht etwa einen Haufen Kriegskente, sondern ein eigentliches Heer völlig ausgerüstet und auf die Beine gestellt haben, so können wir nicht umhin, es nach allem göttlichen und menschlichen Recht und ohne Widerstreit gegen den königlichen Willen für erlaubt zu halten, daß wir die Hülfe derer anrufen, welche durch ihr Ansehen, ihren Rath und ihre Macht im Stande sind, unsre Unschuld in Schutz zu nehmen. Sr. Hoheit der Prinz Condé, voll wahrhaften Eifers für die Ehre Gottes und den Dienst des Königs, hat daher dieser Lage, als er sah, von welchem Gefahren wir umringt waren, die verhältnismäßig geringe Anzahl von Edel-leuten, welche in Paris und in der nächsten Umgebung sich befanden, zu sammengerafft, um uns so unter dem Schutze des Königs und bei der uns vom Gesetz bewilligten Freiheit zu erhalten und um die Stadt vor der drohenden Verwüstung und das Königreich vor der daraus zu bekräftigenden allgemeinen Unruhe zu bewahren. Weil es nun Gott gefallen hat, auch gnädiger Herr, unter die Angesehensten dieses Reiches zu erheben, ja auch zu abeln über Alles durch die Erkenntniß seiner heiligen Wahrheit und auch zu schwächen mit der Furcht seines Namens und dem Eifer für seine Ehre.

Familie und des Königreichs angelegen sein zu lassen, indem er auf sie selbst als auf seine Mutter rechnen konnte. Würde sie sterben, ehe sie sich ihm dankbar erweisen könnte, so werde sie die Erfüllung dieser Pflicht als ihren letzten Willen ihren Kindern gebieten. Die Königin versprach sogar, sich selbst zu Condé zu begeben, der nicht eher die Waffen niederlegen sollte, bis die Guisen dasselbe gethan hätten. Indessen gaben Condé und der Admiral auf diese Briefe wenig, denn man wußte, daß auf die Bestimmung der Königin eben kein Verlaß sei.

Das Triumvirat that inzwischen den letzten entscheidenden Schritt, durch welchen es sich der Position, die es einnehmen wollte, versicherte, indem der Herzog von Guise mit seinen Schaaren nach Fontainebleau rückte, sich der Königin-Mutter und des jungen Königs, überhaupt der königlichen Familie bemächtigte, und dieselbe in das feste Schloß Melun, welches längst nur als Staatsgefängniß benützt worden war, einquartierte. — Die Gefangenschaft der Königin und des Königs als freiwilligen Aufenthalt zu bezeichnen war nicht schwer und gewährte dem Triumvirat den Vortheil, sich selbst als Vollzieher königlicher Befehle geltend machen zu können.

In Meaux hörte man von diesem Gewaltstreich frühzeitig genug; allein obgleich sich in den letzten Tagen die Schaaren der Hugenotten durch Zuzug aus der Umgegend bedeutend verstärkt hatten, so wußte man doch anfangs nicht, was zu beginnen sei, bis endlich am Ostermorgen der Entschluß Condé's feststand. Nachdem am Morgen dieses Tages das kleine Heer der Evangelischen Beza's begeisternde Predigt gehört und das heilige Abendmahl gemeinschaftlich gefeiert hatte, ertönte in allen Straßen der Stadt die Läuttrumpete. Als bald war daher der ganze reißige Zug in rascher Bewegung. Beza hatte vorher seiner Hausfrau in Meaux ein sicheres Gewahrsam ausgemacht, — denn eine Rückkehr nach Genf konnte in der Unruhe und Unsicherheit dieser Zeit nicht gewagt werden; und Condé hatte seine hochschwangere Gattin in das feste Schloß Ruret bringen lassen. Der Ritt ging nun geraden Weges auf Paris los, vor dessen Thoren die Hugenotten am folgenden Nachmittage um drei Uhr erschienen. Ein panischer Schrecken befiel die katholischen Gewalthaber der Stadt, die plötzlich Alles verloren sahen. Um dem Feinde nur einen geringen Aufenthalt zu bereiten und sich dadurch wenigstens einige Zeit zu verschaffen,

so haben wir nach dem Rath und mit der Bewilligung Sr. Hoheit des Prinzen Condé uns erkühnt, euch diesen besondern Boten zu schicken, euch anzusprechen und flehenlichst zu bitten, daß ihr in dieser äußersten Noth im Namen unseres Gottes schleunigst dieser armen Kirche zu Hülf eilen mögt, welche jetzt um so härter angelaufen und um so näher bestürmt wird, weil voranzusehen ist, daß von der Erhaltung derselben der Zustand aller Uebrigen im ganzen Königreich abhängen wird. Wir begehren dieß nicht um unfertwillen, die wir ja solche Strafen wohl verdienen, sondern um Jesu Christi willen, der solches um die Allerhöchsten, wir um die Allergeringsten wohl verdient hat." —

ließ der Cardinal von Bourbon eiligst die Straßen mit Ketten sperren. Allein von dem Gedanken, sich der Hauptstadt des Reiches zu bemächtigen und von hier aus den Kampf zur Entscheidung zu bringen, waren die Hugenottenführer wieder abgekommen, und so dringend auch Beza bat, daß man sich kurzer Hand in Paris festsetzen möchte, so wurde doch sein Rath wiederum überhört. Condé führte seine Schaaren bei St. Cloud über die Seine und kam mit denselben nach einem über die Massen forcirten Ritt unter dem Jubel der protestantischen Bevölkerung am 2. April glücklich in Orleans an, welche Stadt zur Burg der Hugenottenpartei Frankreichs von den Führern derselber ausersehen war. Hierzu war Orleans allerdings vor vielen andern Städten des Reichs besonders geeignet. Denn die Stadt war fest und gut verwahrt, sie war für den Verkehr mit allen Theilen des Reiches, insbesondre mit der protestantischen Süden günstig gelegen und ihre Bevölkerung war vorherrschend hugenottisch. Darum hallten alle Straßen der Stadt von dem Gesange der Psalmen Beza's wieder, als die Hugenottenschaar in dieselbe einzog.

§ 17.

Beza zu Orleans, und die Nationalsynode daselbst.

„Wir haben bis jetzt,“ schreibt Beza am dritten Tage nach seinem Einzug in Orleans an Calvin, „bei zweitausend Pferde beisammen, die übrigen Schwadronen erwarten wir jeden Tag. Fußvolk haben wir noch keine sammengezogen, sondern nur Befehle zur Aushebung desselben angefertigt. Beinahe jeden Augenblick treffen seitdem verschiedene, ja sogar sich ganz widersprechende Briefe vom Hofe ein. Bald begehrt man eine Zusammenkunft und mündliche Unterredung, bald lautet Alles auf Krieg. Für den Frieden haben wir zwei Bedingungen gestellt: Genaue Vollziehung des (Januar-) Edicts und Entlassung und Entfernung der Feinde vom Hofe. Indessen kann ich leider nichts Anderes erwarten als den Krieg. Auf welche Art und Weise er aber geführt werden soll, das kann ich jetzt noch nicht vorausehen, und noch vielweniger kann ich über den Ausgang etwas Gewisses sagen, außer daß mein Vertrauen auf den Herrn steht. Unfre Nachbarn (nämlich die Berner) müssen durchaus und schleunigst von dieser Lage der Dinge unterrichtet werden, dieweil es dahin gekommen ist, daß entweder wir oder unfre Feinde zu Grunde gehen müssen, wenn nicht ein Wunder geschieht. Unser Untergang aber wird nicht vereinzelt bleiben, sondern auch den der Nachbarn zur Folge haben. Fragst du aber, warum man denn nicht soe längst Boten an die Nachbarn gesandt, so ist die Antwort darauf: wenn ich die saumselige Art der Unsrigen betrachte, so kann ich darüber nur seufzen. Im Uebrigen versuche ich Alles, so viel an mir liegt, so daß es mir oft vollkommen will, als ob der geringe Erfolg das sicherste Anzeichen sei, aus welchem man schließen könne, daß Gott Etwas vorhabe, das er ganz allein

zu thun beschlossen hat. Ihr erwartet mich auf den ersten Mat: vielleicht werdet ihr noch vor dieser Zeit von meinem Heimgang hören. Nur bitte ich euch um Eins: betet mit mir, daß mir die Gnade verliehen werde, im Herrn zu siegen und zu sterben. Welches von diesen beiden ich vorzugsweise hoffen soll, weiß ich nicht. — Gott gebe, daß ich mit Nächstem Gewisseres schreiben kann.“

So dachte Beza in den ersten Tagen seines Aufenthalts in der Hugenottenburg. Dunkel und schweigsam lag die Zukunft vor ihm, und Niemand konnte ahnen, was sie bringen würde. Aber mehr als dieses erfüllte ihn der Mangel an Energie und an richtiger Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse, den er im Rathe der Hugenottenhäupter sah, mit banger Besorgniß. Daß er sich aber dem Kampfe und der Gefahr nicht entziehen dürfe, daß er vielmehr diesen Kampf als ein ihm von dem Herrn zugewiesenes Arbeitsfeld anzusehen habe, das stand ihm unzweifelhaft fest.

In Paris, wohin das Triumvirat den König und die Königin geschleppt hatte, war inzwischen das Werk der Ausrottung des Protestantismus begonnen worden. Die Predigtstätten Bezincoirt und Jerusalem waren verwüstet und zerstört, die reichen und angesehenen Hugenottenfamilien waren der plünderungsfüchtigen Wuth des Pöbels preisgegeben, die Prediger hatten mit genauer Noth ihr Leben gerettet und waren nach Orleans geflohen, und das Triumvirat hatte (11. April) den König öffentlich erklären lassen: man habe nie daran gedacht, das Januaredict zu verlegen, sondern es sollten aller Orten die Versammlungen gestattet und geschützt sein, nur nicht in Paris und in dem Reichsbilde der Stadt, wo alle und jede religiöse Versammlungen der Hugenotten ein- für allemal untersagt sein sollten. Zugleich wurde die Anwerbung von Söldnern in der Schweiz und in Deutschland angeordnet, indem man hier wie aller Orten den Kampf, zu welchem man sich rüstete, als ein Kampf für die Auctorität des Königs und zur Bewältigung der Rebellen proclamirte.

Jetzt endlich dachte man auch in Orleans daran, mit größerer Mühsigkeit, als es bisher geschehen war, die eigne Schanze zu wahren und dem Feinde die Stirn zu bieten. An alle größeren Gemeinden sandte Condé (8. April) zuverlässige Edelleute mit der Mahnung, ihn und die Seinen sofort entweder mit Mannschaft oder mit Geld zu unterstützen; in einem am folgenden Tage an das Parlament zu Paris abgeschickten Manifest legte Condé den Zweck seines Vorgehens gegen das Triumvirat und die Gerechtigkeit seiner Sache dar; und am 11. April traten sämtliche Häupter und Edelleute der Hugenotten zu Orleans, nachdem sie die Predigt gehört und das heilige Abendmahl genossen hatten, zusammen, um vor dem Angesichte Gottes unter sich einen Bund aufzurichten, dem sich jeder von ihnen mit Gut und Blut, mit Leib und Leben hingeben wollte. Es war eine ernste feierliche Stunde, in welcher die frommen Männer einander die Hände reichten und

ein Gelübde ablegten, worin sie schwuren: Der Bund, zu dem sie sich vereinigt, habe den Zweck, das Königreich, den König und die Königin-Mutter wieder zu ihrer Freiheit und Unabhängigkeit und die königlichen Edicte zu ihrer Geltung zu bringen, und sollte bestehen, bis der König volljährig sein werde, damit dann die Bundesglieder demselben von ihrem Thun Rechenschaft ablegen könnten. „Und damit jedermann vernehme,“ so heißt es im zweiten Artikel, „daß wir mit gutem Gewissen und in der Furcht Gottes, den wir zum Beschützer unseres Bundes nehmen, das Gegenwärtige unternehmen, so erklären und schwören wir, nichts unter uns zu dulden, das den Geboten Gottes oder des Königs zuwiderlaufe, als Götzendienerei und Aberglaube, Gotteslästerung mit Schwören und Fluchen, Fälschung, Gewaltthat, Rauben und Plündern, Bilderstürmen und Kirchenreinigung ohne obrigkeitliche Auctorität und Anderes dergleichen, das von Gott oder durch das Januaredict verboten ist. — Um daher im Gehorsam des göttlichen Wortes geleitet zu werden, wollen wir bei unseren Kriegshaufen tüchtige und treue Prediger und Diener Gottes haben, die uns Gottes Willen verkündigen, und denen wir, wie es sich gebührt, Gehör geben und folgen wollen.“ Als Haupt des Bundes ward der Prinz Condé anerkannt, und alle Räte des Königs, welche nicht gegen ihre Pflicht die Waffen trügen, sollten als Angehörige dieses Bundes angesehen werden.

Beglaubigte Abschriften der Bundesacte wurden nun sofort in die Schweiz und über den Rhein an alle mit Frankreich in Verkehr stehenden Fürsten und Obrigkeiten geschickt, bei denen man außerdem gegen von feindlicher Seite ausgesprengte Lügen und Anschwärzung der Hugonotten durch klare Darlegung des wirklichen Sachverhalts energisch protestirte*).

*) Von den hierauf bezüglichen Berichten, welche Beza abfaßte, ist uns einer, nämlich der nach Bern und Zürich geschickte, erhalten. Derselbe schließt mit folgender Auseinandersetzung:

„— Die Feinde hatten nichts Billigeres zu thun, als mit Niedertrachtung der königlichen Edicte die Kirche von Paris zu verjagen, wo jetzt kein Tag vergeht, ohne daß der wüthende Pöbel irgend eine Grausamkeit verübt, zumal da ihm der ruchlose Connetable das Beispiel giebt. Die andern Verschworenen führen den König und die Mutter manchmal aus und zeigen sie, um zu beweisen, daß sie nicht gefangen seien. Die beiden jungen Fürsten sind so unglücklich, daß sie ihr Glend sogar noch verbergen müssen und gezwungen werden, die Proscriptionsmaßregeln gegen die Untrigen zu unterschreiben. — Weil wir nun überdies erfahren haben, daß Boten zu euch abgegangen sind, welche die grundlosesten Lügen austreuen und Kriegsvolk gegen uns werben, so wollen wir hierin bei unsrer gerechten Sache stehen und thun, was unsre Pflicht ist. Wir beschwören euch daher im Namen Gottes, daß ihr uns, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln ihr keinen Grund habt, mehr Glauben schenken mögt als den Verleumdungen unserer Gegner.

„Die Unterschrift des Königs und der Königin oder ihr Siegel dar

Indessen sollten die Hugenotten bald auch erfahren, in welchem Sinne das Triumvirat das Januaredict außerhalb der Stadt Paris zu vollziehen gedachte. Sonntags den 12. April fiel nämlich die guisische Rote über die Evangelischen zu Sens her, machte das neue Versammlungshaus daselbst dem Erdboten gleich, plünderte gegen hundert Häuser angesehener und reicher Hugenotten, schlug wenigstens eben so viele derselben todt und schleppte die theilweise noch halblebenden Leiber der Niedergemetzelten in die Gayonne. Auch am folgende Tage dauerte das Morden fort. Unter den Schwibbogen der Brücken zu Paris sah man die Leichen durchschwimmen.

Die Schreckenskunde von diesem neuen Blutbade war für die Hugenotten eine ernste Mahnung zu raschem energischem Handeln, während das hugenottische Volk zu Orleans in seinem Grimm über die verschlossenen katholischen Kirchen herfiel, sie mit Gewalt öffneten und aller Bilder und Zierraten beraubten. In anderen Städten, deren sich die Hugenotten bemächtigt hatten, geschah Aehnliches.

Daß jetzt rasch und energisch vorgegangen werden mußte, sahen in Orleans Alle ein. Aber noch fehlte die nöthige Unterstützung an Fußvolk, welche von einzelnen Städten zugesagt war, und vor Allem fehlte es an Geld. Nothwendig mußte man an die Opferwilligkeit der reichen Gemeinden an der Loire, die sich bisher an der gemeinsamen Erhebung wenig theilhaftig hatten, Berufung einlegen. Aber wer sollte die Botschaft Condé's ihnen überbringen und von wem konnte man sich einer recht energischen und weisen Einwirkung auf die Städte versichert halten? Denn das Land zu beiden Seiten der Loire wurde fortwährend von einzelnen guisischen Schwärmen durchstreift, und wenn man daher auch wußte, daß zur Ausführung eines solchen Auftrags niemand geeigneter war als Beza, so wurde doch zu viel gewagt, wenn man ihn, der durch keinen Andern ersetzt werden konnte, den Gefahren einer Reise in das Land hinein preisgab. Allein, wenn man einmal die hugenottischen Städte ansprechen wollte, so mußte das doch jedenfalls durch den tüchtigsten und angesehensten Redner geschehen, den man hatte, und da sich Beza selbst hierzu bereit erklärte, so wurde derselbe von Condé bevollmächtigt.

Überall, wohin Beza kam, stellte derselbe den Gemeindevorstehern vor, wie thöricht es sei, wenn jede hugenottische Stadt sich vereinzelt zu ver-

euch nicht irre machen. Denn was werden die Gegner nicht Alles von dem gefangenen Knaben und der schwankenden Frau, seiner Mutter, herauszupressen wissen!

„Aber der alte Gott lebt noch und wird der Rächer unsrer Unschuld sein. Was wir an euch begehren, werdet ihr von Demjenigen, den wir eben beschwören an euch absenden, zur Genüge erfahren. Ist irgendetwas Christliches Erbarmen bei euch, so helfet und steht der zahllosen Menge der Brüder an! Jede euch mögliche Weise bei und verhindert, daß nicht nach unserem Untergange den schrecklichen Bluthunden eine breite Straße des Verderbens bis zu euch hin eröffnet werde.“

theidigen suche. Nur die Vereinigung aller Kräfte könnte helfen, weshalb sie nothwendig ihre Mannschaft und ihr Geld nach Orleans senden müßten, weil nur von hier aus durch eine gemeinsame Kriegsführung unter Einem Haupte die Freiheit des Glaubens erkämpft werden könnte.

Nur mit genauer Noth gelang es Beza, den während seiner Reise von dem König von Navarra gegen ihn ausgesandten Häschern zu entgehen und nach Orleans glücklich zurückzukommen. Aber mehr als dieses bekümmerte ihn der auffallende Mangel an Opferwilligkeit, den er fast überall wahrnahm. Nur in Tours fand Beza für seine Werbung geneigteres Gehör. Im höchsten Grade verstimmt, traf daher Beza in Orleans wieder ein, wo indessen die Wahrnehmung des starken Zugugs, der inzwischen von allen Seiten her eingetroffen war, und der Begeisterung und Mühseligkeit, die sich überall kund gab, seinen Muth wieder hob. In diesem gemischten Gefühle schrieb daher Beza unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Orleans an Calvin: „Bis jetzt geht Alles ganz gut. Wir haben eine zahlreiche und tüchtige Reiterei beisammen. Mit dem Fußvolk geht es langsamer, weil es aus weiter Ferne kommt. Aber sobald ein gehöriger Theil angekommen sein wird, werden wir unverzüglich den Feind angreifen. Nichts macht uns mehr Sorge, als die Zähigkeit der Gemeinden, um mich nicht härter auszudrücken. Ich habe einen Ausflug bis nach Angers gemacht, mit Lebensgefahr, und habe gar wenig oder vielmehr gar nichts ausgerichtet. — Aber in dem Bilder- und Altarzerstörungen haben sie einen unglaublichen Eifer, dem wir leider selbst hier auf keine Weise steuern konnten. Kurz es ist Alles das Unterste zu oberst gekehrt, so daß mich bei diesem Anblick Betäubung und Staunen zugleich ergreift. Denn in hundert Jahren würden die Feinde, wenn sie auch Sieger wären, das nicht wieder herstellen können, was nur in Zeit von etwa zwei Stunden zerstört worden ist. — Unse „„Bewußte““ (Königin-Mutter) ist grade wie eine Gefangene, und nach ihrer bekannten Art sind alle ihre Antworten voll Zweideutigkeit und Kengstlichkeit. Wir aber schlummern nicht, obgleich mich das ewige Aufschielen und Zuwarten über die Nasen quält und ängstlich macht; aber ich sehe kein Mittel, wodurch ich ihm zeitig genug abhelfen könnte, es sei denn, daß jene ebenso stumpfsinnigen als hitzigen Leute (nämlich die Gemeinden, welche Beza besucht hatte) ihre ganze Gesinnung gründlich ändern. Passy (der ehemalige Bischof Epifame, Herr von Passy) und ich, kurz wir Alle arbeiten und thun mit Gottes Hülfe unser Möglichstes. Gott gebe nur, daß alle diese Mühseligkeiten und Anstrengungen diejenigen Früchte bringen, welche wir wünschen und zu hoffen berechtigt sind. Lebe wohl sammt allen Freunden und Brüdern. Der Herr sei mit dir, mein theurer Vater in Christo und gebe mich sobald als möglich nach glücklichem und siegreichem Abschlusse unsrer Angelegenheiten dir, das heißt, mir selbst wieder zurück.“

Uebrigens war Beza in Orleans kaum wieder zu Athem gekommen, als

er sich sofort in eine neue, seine ganze Arbeitskraft in Anspruch nehmende Thätigkeit hineingestellt sah. Während seiner Abwesenheit war nämlich die dritte Nationalsynode der reformirten Kirche Frankreichs, trotz der Kriegsnoth fast von allen zu ihr gehörenden Gemeinden besetzt und trotz der Unruhe, die das Waffenleben mit sich bringen mußte, in Orleans zusammengetreten. Ihr Moderator — mit welchem Titel man die Präsidenten der vénérable compagnie zu Genf und der französischen Synoden bezeichnete, weil man jeden hierarchisch klingenden Amtstitel mit ängstlicher Scheu zu vermeiden suchte, — war der achtundzwanzigjährige Pariser Prediger, Anton de la Roche, Herr von Chandieu, unter dessen Vorstz die Synode — eine unter Lebensgefahr am Waffenplatze der Glaubensbrüder zusammengelommene Schaar geistlicher Streiter — eröffnet war. Die weltlichen Herren, die damals in Orleans weilten, Prinz Condé, dessen Schwager La Rochefoucauld, der Admiral, dessen Bruder D'Andelot und andere nahmen an den Sitzungen der Synode regelmäßig Theil, — „um der Versammlung einen officiellen Charakter und größere Auctorität zu geben“ und „um die christlichen Erörterungen und heilsamen Beschlüsse anzuhören, welche vorkommen würden.“ Denn die, welche mit dem Worte und die, welche für das Wort stritten, waren ja in der That und Wahrheit damals Genossen eines Kampfes, wie es anderswo kaum jemals in der Kirche vorgekommen ist.

Ein Beschluß, den die Synode in Betreff der Bedingungen stellte, unter denen evangelisch gestimmte Bischöfe in die Kirche aufgenommen werden könnten, zeugt von dem geistlichen Rittersinn, der die Versammlung besetzte. Mit völliger Nichtachtung aller äußeren Vortheile, welche der Anschluß der Bischöfe an die Reformation grade damals gewähren konnte, wurde nämlich von der Synode erklärt: Prälaten und Ordensleute könnten nur dann in den Dienst der Kirche aufgenommen werden, wenn sie auf ihre Pfründen und auf alle aus der römischen Kirche herrührenden Einkünfte verzichtet, wegen ihres bisherigen Lebens öffentlich ihre Reue bezeugt, längere Zeit hindurch einen wirklich christlichen Wandel bethätigt und die zum Dienste der Kirche erforderliche ordentliche Vocation durch Erwählung erhalten hätten. Außerdem wurden verschiedene andere Anordnungen vereinbart, welche durchweg die Aufrechthaltung der größten Strenge im inneren und äußeren Leben der Kirche zum Zwecke hatten. So wurde z. B. beschloffen, daß allen evangelischen Schriftstellern, Buchdruckern und Buchführern auf das Strengste untersagt werden sollte, irgend eine Schrift religiösen Inhaltes zu veröffentlichen, welche nicht die Censur eines Constitoriums passirt hätte. Daher wurde auch ein Versuch, den ein in Genf ansässig gewordener Pariser Gelehrter, Johann Morely, damals machte, den Rigorismus der Calvinischen Kirchendisziplin zu brechen, mit unerbittlicher Strenge als ein die Kirche antastendes, frevelhaftes Attentat von der Synode gerichtet. Morely

hatte nämlich im Frühling dieses Jahres zu Lyon ein Buch „Von der christlichen Kirchenordnung und Polizei“ mit einer an den milden Peter Viret (damals zu Montpellier) gerichteten Dedicacion drucken lassen, worin er in freilich ganz ruhiger Sprache eine Aenderung der Kirchenverfassung nach demokratischen Prinzipien beantragte; und um seiner Exposition Anerkennung zu verschaffen, war er selbst nach Orleans gekommen, wo damals das eben im Druck vollendete Buch zum ersten Male auftauchte. Beza selbst war dem ihm wohl bekannten Verfasser auf dem Estapeplatz zu Orleans begegnet, als dieser eben in die Stadt eingeritten war, hatte ihn herzlich willkommen geheissen, und war ganz damit zufrieden, daß dieser, wie er sagte, der Synode einiges zur Erbauung der Kirche Dienliche vortragen wollte. Aber bald erfuhr Beza, was der Genfer Bekannte eigentlich im Schilde führte. Er sah das Buch und begriff sofort, daß Morely nichts Anderes vorhatte, als dasselbe in der Zeit, wo die festeste Einigung aller Glieder der Kirche, die strengste Aufrechthaltung der bestehenden Ordnungen und die gänzliche Beiseitstellung aller Streitfragen eine Lebensbedingung der Kirche war, als eine Brandsackel in den mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Bau der Gemeinden zu werfen. Das Alles hielt Beza in beredter Sprache der Synode vor und bewirkte es daher, daß dieselbe decretirte: Morely's Buch sei als eine der Kirche schädliche Schrift zu verwerfen, der Verfasser habe fernerhin über den von ihm in so anstößiger Weise zur Sprache gebrachten Gegenstand zu schweigen, und da vielleicht Manche durch das Buch schon behört sein könnten, so sollte dieses Urtheil Sonntags von allen Kanzeln herab den Gemeinden, jedoch ohne daß Morely's Name genannt würde*), bekannt gemacht werden. Außerdem wurde es Morely anheimgegeben, sich über die Gründe dieses Verdammungsurtheils von Beza Belehrung geben zu lassen. Indessen wartete Beza auf dessen Besuch vergebens, da Morely sich alsbald von Orleans entfernte und sich nach Tours und an andere Orte begab, wo er die Gemüther in der gehässigsten Weise gegen Beza aufzureizen versuchte. Dieser hatte daher über Morely's leidige Opposition gegen den Calvinismus der Kirchenverfassung noch vielen Verdruß. In Orleans selbst mußte er sich mehrfach wegen seines Einflusses auf das Urtheil, welches die Synode über das Buch gefällt hatte, zur Rede stellen lassen, wobei es ihm freilich immer gelang, die gegen ihn geäußerten Bedenklichkeiten vollständig zu beseitigen, so daß in Orleans keine Verstimmung hierüber verblieb. Aber nach Genf zurückgekehrt, veranlaßte Morely eine Aufregung in der Kirche, daß sich zwei Nationalsynoden mit ihm vorzugsweise beschäftigen mußten. Indessen behauptete der Geist des Calvinismus sein Recht: Morely's Buch ward in Genf von Gentes Hand öffentlich verbrannt.

*) Morely hatte sich auf dem Titel seines Buches nicht genannt; nur die Ueberschrift der Dedicacion enthielt seinen Namen.

Auch mit einem früheren Gegner, dem ehemaligen Pariser Carmeliter Hieronymus Bolfec kam Beza bei Gelegenheit der Synode zu Orleans zusammen. Bolfec erschien damals als reuiger Sünder, der das von ihm der Kirche gegebene Vergerniß mit aufrichtigem Herzen beklage und Trost suche. Beza freute sich herzlich, als er zu sehen glaubte, daß Bolfec wirklich anderes Sinnes geworden war, und suchte ihn zu beruhigen und zu trösten. Aber zwanzig Jahre später lohnte ihm Bolfec mit einer durch und durch lügenhaften Schmähschrift, welche dieser gegen ihn veröffentlichte*).

Uebrigens wußte die Synode recht gut, daß Morely mit den von ihm bevormorteten Meinungen und Wünschen in der Kirche nicht allein dastand, weshalb man es für rathsam erachtete, durch Beza eine „Ermahnung an die durch das Königreich Frankreich zerstreuten Gläubigen, sich zu hüten vor Denjenigen, die sich ohne gesetzliche Berufung in den Dienst des Evangeliums eindrängen“ ausarbeiten und verbreiten zu lassen, worin der Gehorsam gegen die nach dem Worte Gottes hergestellte Ordnung der Kirche als die erste Pflicht, die dem Gläubigen obliege, und die Geringschätzung der kirchlichen Berufung zum Predigtamt als der ärgste Frevel, der an der Kirche begangen werden könnte, in ebenso lebendiger als ernster Sprache hingestellt ward.

§ 19.

Reformirte Mannszucht im Hugonottenheer zu Orleans. — Beza's Manifest in Conde's Namen, seine Mission nach Deutschland und Rückkehr nach Genf.

Im Allgemeinen war damals die Lage der Hugonotten eine ganz günstige und hoffnungsreiche zu nennen. Eine Anzahl der größten Städte des Reiches, Lyon, Rouen, Bordeaux, alle Städte an der Loire (nur Angers ausgenommen), fast alle Städte in dem unteren Languedoc, in der Provence und im Delphinat waren fast zu gleicher Zeit ohne Schwertstreich in die Gewalt der Hugonotten gekommen. Auch aus den Kreisen des Adels gewann die Partei derselben mehr und mehr Zuwachs und es schien fast, als werde das Triumvirat, ohne daß man zum Kampfe gegen dasselbe vorzuspringen brauche, allmählich durch gänzliche Isolation im Reiche unschädlich und machtlos gemacht werden. Die Gemeinde zu Lyon erließ daher (3. Mai) in frohester Siegeshoffnung bereits eine Zuschrift an den König, worin sie ihn wegen des Sieges, den unter seiner Regierung das Evangelium in Frankreich davontrage, beglückwünschte und ihn einlud, in ihre Stadt zu kommen,

*) Es war dieses die *Histoire de la vie, moeurs, doctrine et deportements de Theodore de Bèze, archiministre a Genève etc.*, welche Bolfec im Jahre 1582 zu Lyon erscheinen ließ, und welche den Papisten so willkommen war, daß Pantaleon Thevenin sie im Jahre 1592 zu Ingolstadt in lateinischer Uebersetzung herausgab.

wo er Zeuge der treuen Hingebung gegen ihn, von der alle Evangelischen besetzt wären, sein sollte.

Mehr aber als alle diese glücklichen Erfolge, welche der Protestantismus errungen hatte, konnte die denselben vor Allem in dem großen Heerlager zu Orleans erfüllende sittliche Kraft als eine Bürgschaft für seinen endlichen Sieg über die Gegner angesehen werden. In Orleans bildete sich damals ein Heer, dessen einzelne Bestandtheile aus allen Theilen und allen Ständen des Königreichs zusammengekommen waren, ein Heer, in welchem Niemand um des Soldes, sondern wo Alle um des Glaubens willen freiwillig dienten. Da hätte es sonst wohl nur der eiserne Wille militärischen Despotismus vermocht, die so verschiedenartigen Elemente zu einem brauchbaren Ganzen zusammenzufügen und in den Schranken der Zucht und Ordnung zu erhalten. Aber mehr als der militärische Despotismus vermochte hier der Geist, der jedem einzelnen Kriegsmann zu einem gehorsamen Waffenträger Gottes gemacht hatte und der in dem ganzen Heer zu Orleans eine wahrhaft christliche Waffenbrüderschaft erkennen ließ. Ein Augenzeuge des damaligen Kriegslebens zu Orleans, der als ruhiger und zuverlässiger Berichterstatter bekannte La Noue theilt uns noch nach zwanzig Jahren in seinem niederländischen Gefängniß hierüber Folgendes mit *):

*) Vergl. hiermit auch den Bericht eines entschiednen Gegners der Hugenotten (Barillios, hist. de Charles IX.), Tom. I. p. 162 ff.: „Da die Prediger dieser Partei ihre Ehre darin setzten, die Kirche wieder in die Reinheit zurückzuführen, in der man sie zur Zeit der Apostel gesehen hatte, hielten sie die Soldaten in einer beispiellosen Mäßigkeit (modestie) und in einer Strenge der Zucht, deren man die Franzosen nie für fähig gehalten hätte. Jede Compagnie hatte ihren Prediger, der keine von den unter Katholiken so gewöhnlichen Ausschweifungen und Gotteslästerungen duldet; und grade an diesem Kennzeichen unterschied man die beiden Lager von einander. In dem Lager der Calvinisten betete man regelmäßig zu Gott; die Bestrafung folgte den Vergehen auf dem Fuße und stand in richtigem Verhältnis zu ihnen. Mäßigkeit und Ueppigkeit waren gleich verbannt; und wenn das Ansehen des Marschall Brissac groß genug war, um in seiner Armee zu bewirken, daß alle Streitigkeiten gütlich beigelegt wurden, so ging das der Prediger insofern, als sie das Geheimniß, ihnen zuzukommen, aufgefunden hatten, noch über dasselbe hinaus. Nur Psalmen wurden bei den Calvinisten gesungen; Spiele waren unter ihnen weder zum Zeitvertreib, noch des Gewinnes wegen üblich. Man brachte nur grobe und durchaus nothwendige Nahrungsmittel zum Verkauf, und wenn die Marktender andere brachten, so wurden sie streng bestraft. Fremdenmädchen konnten dort keine Stätte finden, und sobald man deren traf, so nöthigte man Die, welche dieselben unterhielten, sie zu heirathen. Die Kaufleute und Bauern verkauften ihre Waaren in voller Sicherheit, und die Soldaten entfernten sich nie von ihren Fahnen, um zu marandiren. Während des ersten Krieges wurde das Calvinische Heer nur durch Ein öffentliches Verbrechen besudelt.“

„Was den mächtigsten Einfluß ausübte und Alles in den Schranken der Zucht und Ordnung hielt, das waren zuerst die beständigen eindringlichen Ermahnungen in den Predigten, bei denen die gesammten Haufen in den Wäffen sich täglich einfanden und wo Jedermann eingeschärft wurde, dieselben nicht zur Unterdrückung des armen Volkes zu mißbrauchen; sodann der tiefe religiöse Ernst und Glaubenseifer, von dem die Meisten beseelt waren und getrieben wurden und der sich damals in seiner ganzen Kraft so sehr offenbarte, daß Jeder ohne äußeren Zwang sich freiwillig zügelte, um nicht zu Dingen hingerissen zu werden, welche sonst sehr oft auch durch die gräßlichsten Strafen nicht verhindert werden können.

„Vor Allem zeigte sich in diesen ersten Zeiten der Adel seines Namens wahrhaft würdig. Denn auf seinen Zügen über Feld, wo die Ungebundenheit ohne allen Vergleich größer zu sein pflegt als in den Städten, plünderte er weder noch schlug er seine Wirths und war mit Wenigem sehr zufrieden. Die Hauptleute und die meisten dieser Herren, welche von Hause etwas mitgebracht hatten, bezahlten ordentlich, was man ihnen gab. Man sah Niemanden aus den Häusern fliehen und hörte weder Jammergeschrei noch Klagen. Kurz es herrschte mitten in der großen Bewegung und in den Kriegsgetümmel eine vortreffliche Ordnung. Kam ein Vergehen oder ein Verbrechen in einem Haufen vor, so stieß man den Uebelthäter auf oder man überließ ihn der Gerechtigkeit. Der Abscheu vor jeglicher Schlechtigkeit und Unthat war so groß und allgemein, so groß der Eifer für das Gute, daß die besten Gefellen es nicht wagten, auch nur den Mund zu öffnen, um einen Uebelthäter zu entschuldigen.

„In dem Lager zu Bauffudun bei Orleans, wo Condé beinahe vierzehn Tage verweilte, zeigte auch das Fußvolk, daß es von demselben Geiste beseelt war. Vier oder fünf Dinge, die mir vor Allem auffielen und mir im Gedächtniß geblieben sind, verdienen ganz besonders erwähnt zu werden: Fürs Erste, daß unter diesem großen Heereshaufen kein Fluchen und Schwören noch sonst ein Mißbrauch des göttlichen Namens zu hören war. Denn wenn irgend Einem mehr aus früherer Gewohnheit denn aus Bosheit etwas dergleichen entfuhr, so fielen die Andern mit rechtem Ernst zürnend über ihn her und das hielt Viele im Zaum. Für's Zweite hätte Niemand in allen Lagerquartieren auch nur ein paar Würfel oder ein Kartenspiel finden können, welche die Ursache von so unzähligen, oft blutigen Fändeln und schmählischen Betrügereien sind. Zum Dritten waren die Weiber, welche sich an solchen Orten gewöhnlich nur der Lächerlichkeit wegen aufhalten, aus allen Lagerquartieren verbannt. Zum Vierten sah man keinen sein Fähnlein verlassen, um auf Beute auszugehen, sondern Alle begnügten sich mit dem geringen Solde, welchen sie empfangen hatten, oder mit den Lebensmitteln, welche unter sie vertheilt worden waren. Morgens und Abends endlich, beim Aufstellen und Ablösen der Wachen wohnten alle Haufen dem öffentlichen Ge-

bete bei und erscholl der Gesang der Psalmen weithin in den Lüften. Und bei diesen heiligen Handlungen nahm man eine aufrichtige Frömmigkeit und Andacht selbst bei denen wahr, welche sich sonst im Kriege wenig damit abzugeben pflegten. Obgleich die Gerechtigkeit unerbittlich streng gehandhabt wurde, so empfanden doch nur Wenige ihren strafenden Arm, weil in der That wenig Frevel zum Vorschein kam. Gar Mancher war mit vollem Rechte über den Anblick eines solchen Geistes der Ordnung erstaunt."

Allerdings gab es eine Ausschreitung gewisser Art, welche die Führer der Hugenottenpartei bei dem besten Willen nicht immer zu verhindern vermochten, nämlich die Bilderstürmerei, zu der die Hugenotten namentlich in den kleineren Städten immer geneigt waren. Das Gefühl der Entrüstung über die unerhörte Mißhandlung, die ihnen von den Gegnern jahrelang angethan war, machte sich eben in der Wuth, mit der man die Götzen der Gegner überfiel, unwillkürlich Luft. Aber jederzeit boten Condé, der Admiral, Beza, überhaupt Alle, welche an der Spitze der Bewegung standen, alles nur Mögliche auf, um solche Excesse thörichtest zu verhindern. An die ehe Königin von Navarra, welche grade mit Beziehung auf die bilderstürmischen Gewaltthätigkeiten der Hugenotten die bittersten Vorwürfe von Seiten der katholisch gesinnten Großen zu hören hatte und welche ihre Bekümmerniß in einem Briefe an Beza, den sie so gern bei sich gehabt hätte, aussprach, richtete derselbe ein Trostschreiben voll ernster Mahnung und Beruhigung, worin er die fromme Dulderin aufforderte, mit Ergebung in den Willen Gottes den Dingen, die da kommen würden, entgegenzusehen *).

*) Die Königin hatte insbesondere auch darüber ihren Schmerz angedrückt, daß Beza den Namen ihres Gemahls aus dem Kirchengebet gestrichen hatte, womit auch ihr Name in dem Gebet von selbst in Wegfall gekommen war. Beza stellte daher der Königin, um sie hierüber zu beruhigen, Folgendes vor:

„Ich kann mir gar wohl denken, daß außer der Betrübniß, welche sämmtliche Kirchen mit Ew. Majestät theilen, diejenige, welche euch persönlich betrifft, so bitter ist, daß man ein Barbar sein müßte, wenn man nicht darüber ein schmerzliches Mitleiden empfinden und auf irgend ein Heilmittel bedacht sein wollte. Um wieviel mehr muß nicht Ew. Majestät von meiner Theilnahme an diesem Kummer überzeugt sein in dem ganzen Maße, wie es schon mein Amt begehrt, und es alle die Verpflichtungen, die mir gegen Ew. Majestät obliegen, mit sich bringen. Aber bei dem Allen muß Gottes Ehre und Seine Verherrlichung als oberste und allgemeine Regel und Richtschnur unsrer Gefühle unangetastet stehn bleiben. Ich will daher Ew. Majestät frei heraus sagen, was ich davon denke, und wie ich die Kirchen hier zu Lande darin halten.

„So lange der König, euer Gemahl, sich äußerlich anseht, als ob etw. Gottesfurcht in ihm wäre, ist er mit euch in dem Gebet genannt worden, in der Hoffnung, daß er sich allmählich bessern würde, wie er dies so oft versprochen hat. Als man dann sah, daß er mit den Feinden Gottes gemeinschaftliche Sache machte, hat man dessen ungeachtet nicht unterlassen.

Uebrigens war auch Beza voll froher Siegeshoffnung und zweifelte nicht daran, daß, wenn die Gunst der Zeit benützt würde, der Sieg den Hugonotten zufallen müßte. „Wir sind auf dem Punkte auszugiehen,“ schrieb er am Schluß seines Briefes an die Königin von Navarra, „und bis jetzt haben

ihn dem Gebete der Kirche namentlich zu empfehlen, und zwar um so wärmer, je augenscheinlicher man die drohende Gefahr seines Falles hereinbrechen sah. Dieß danerte, bis daß er sich zu unserm größten Leidwesen so sehr in Uebermuth verloren, daß er nicht allein der Kirche ein großes Mergerniß gegeben, sondern sich sogar als Haupt und Beschützer Derjenigen erklärt hat, an deren Händen noch das Blut der Kinder Gottes klebt und die von jeher ihre geschworenen Verfolger und verzweifeltsten Feinde waren. Bedenket, allergnädigste Frau, daß diese schmählliche Veränderung nicht ohne großen, Besorgniß erregenden Kummer allenthalben ist vernommen und angesehen worden, und uns zu diesem äußersten Schritt gezwungen hat. Denn was wäre das für eine Ordnung gewesen im Hause des Herrn, wenn man gegen die Feinde Gottes und seiner Kirche gebetet, und doch einen der hauptsächlichsten unter Denjenigen genannt hätte, die unserm Gebete am meisten empfohlen sein sollen. Indessen möchte ich nicht so weit gehen, das Urtheil einer völligen Verwerfung über ihn auszusprechen. Denn mancher stand diesem Spruche schon sehr nahe, und ist doch noch zu Gnaden angenommen worden; und obgleich ich für mein Theil jetzt mehr die Merkmale der Verwerfung als des Heiles und der Gnade an ihm wahrnehme, so will ich mir doch nicht herausnehmen, zu bestimmen, was Gott für die Zukunft darüber beschloffen hat, und beschelbe mich lieber das nicht zu wissen, was Gott verborgen hat, als daß ich durch ein allzugewagtes Urtheil mit der Sünde den Sünder verdamme. Ich habe ihn daher nicht in dem Sinne aus dem Gebet gestrichen, als ob ich ihn dadurch für immer aus der Kirche stoßen wollte. Immer noch ist er unter den Prinzen des königlichen Hauses begriffen, die wir aus besonderer Rücksicht unmittelbar nach dem König nennen. Denn sonst hätte Ew. Majestät, gnädigste Frau, ohne allen Vergleich viel gerechtere Ursachen, sich zu beklagen, als er, zumal da es unschicklich schien, euch ohne ihn zu nennen. Ja ich sehe sogar, daß mehrere Andere euch auch nicht erwähnen, um die Sache in Etwas zu verdecken. Und doch bin ich dessen so gewiß, als ich meines Todes gewiß bin, daß Niemand auf Erden lebt, dessen Person und Gedächtniß sämmtlichen Kirchen Gottes so werth und theuer wäre, als das Ew. Majestät. — Ich bitte euch daher, allergnädigste Frau, im Namen Gottes, daß ihr diese Sache nicht so arg findet und euren Kummer dadurch nicht vermehren wollet. Fasset vielmehr Muth und Trost, indem ihr das Alles dem Gott und Herrn befehlet, der allein weiß, was er beschloffen hat. — Haltet an im Gebet; — denn wer weiß? — Gott schenkt ihn uns vielleicht wieder. — Um Gottes und seiner Ehre willen, fasset immer größeren Muth, allergnädigste Frau, um sowohl diese, allerdings große und schwere Ansehung, als auch alle anderen Prüfungen in der Kraft Dessen zu überwinden, in welchem und durch welchen uns alle Dinge zum Besten gereichen. Was mich betrifft, so bitte ich euch allernüchternst, in der Ueberzeugung zu leben, daß ich eher meiner selbst als eurer und der Euirigen vergessen könnte, in dem Mute besonders, das mein Gott mir anvertraut hat &c.“

wir mit Ausnahme der Ueberrumpelung von Angers, die durch eigne Schuld stattfand, von nah und ferne, Gott Lob und Dank! nur sehr gute Berichte.“

Leider aber glaubten Condé und der Admiral die Mittel einer friedlichen Beilegung der vorhandnen Zerwürfnisse immer noch nicht erschöpft zu haben, weshalb dieselben auch jetzt noch nicht auf dem Wege tatsächlichen und schlagfertigen Vorgehens, sondern durch schriftliche Vorstellungen, durch Nachweisung des guten Rechtes ihrer Sache und durch Proponirung billiger Friedensbedingungen die Gegner zu entwaffnen hofften. Diese aber antworteten durch ein in der Form einer „Bittschrift (Requête) an Ihre Majestäten“ aufgestelltes Manifest, welches mit den Worten begann: „Wir, Herzog von Guise, Pair, Großmeister und Oberkammerherr von Frankreich; Herzog von Montmorency, Pair und Connetable von Frankreich; von St. André, Marschall von Frankreich“ und welches nichts Anderes, als die den Genannten angeblich von ihrem Gewissen eingegebene Forderung enthielt, daß in Frankreich jede Religion, die sich neben der römisch-katholischen geltend machen wollte, ausgerottet würde. Demgemäß sollten alle Diejenigen, welche in Frankreich ohne des Königs von Navarra Befehl die Waffen ergriffen hätten und dieselben nicht sofort niederlegen würden, als Rebellen behandelt werden. Und diese „Bittschrift“ der drei Usurpatoren ward in der Form einer von dem Könige und der Königin-Mutter unterschriebenen Ordonanz als Antwort an Condé nach Orleans geschickt.

Jetzt endlich sah Condé ein, daß keine andre Macht als die der Waffen den Frieden des Reiches herstellen und die Freiheit des evangelischen Glaubens retten könnte. Ohne Weiteres erlaubte er daher jetzt — was er bis dahin beharrlich verweigert hatte —, daß in einigen Kirchen der Stadt gedruckt würde, und zugleich wurde von allen in Orleans versammelten Häuptern der Huguenotten einmüthig beschlossen, durch ein von Beza auszuarbeitetes Manifest, die Heuchelei der Gegner und die Gerechtigkeit der eignen Sache vor aller Welt darzuthun und sodann im Vertrauen auf den Herrn, ihrem Rechte mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Die Schrift, welche Beza in Folge dessen ausarbeitete, gehört zu den Meisterwerken desselben und ist vor Allen geeignet, den Blick in den damaligen Stand der Dinge zu öffnen und über die eigentlichen Ursachen des nun beginnenden Bürgerkriegs Aufschluß zu geben.

Condé erklärt in diesem von Beza ausgearbeiteten Manifest Folgendes: Obgleich er bereits in vielen öffentlichen Schriften und auf anderem Wege die Ursachen dargelegt, die ihn bewogen hätten, zu den Waffen zu greifen, und in denen er zugleich die Bedingungen angegeben, unter welchen er bereit sei, die Waffen wieder niederzulegen, so habe er doch hierfür von Dem, welche sich des Königs bemächtigt, nichts anderes als Vorwürfe und Drohungen erhalten. Ja seit seiner Ankunft in Orleans hätten sie, ehe sie noch gewußt, was er ihnen zu sagen habe, Briefe und Befehle in so schmachvollen Aus-

drücken an ihn geschickt, als wenn sie es mit Landstreichern und Straßenräubern zu thun hätten. Da sie nun gesehen, daß er sich weder durch ihren Schimpf noch durch ihren Zorn, noch durch ihre Hinterlist von der Bahn des Rechts abwendig machen ließ, so hätten sie ihren Majestäten eine Schrift überreicht, welche sie in aller Demuth und Unterwürfigkeit eine Bittschrift nannten, die aber doch auf den ersten Blick sich nicht als eine Bittschrift, sondern als ein Verdammungsurtheil darstelle. Denn dieselbe sei ein förmlicher Beschluß, den die drei „Bittsteller“, der Herzog von Guise, der Connetable und der Marschall von St. André sammt dem päpstlichen Nuntius und dem Gesandten der „Fremden“ (nämlich des Königs von Spanien) gefaßt hätten. Wer sie seit sechs Monaten beobachtet habe, werde in Wahrheit bezeugen können, daß dieser Beschluß jenen „Bittstellern“ nicht von ihren Glauben und ihrem Religionseifer, sondern von ihrer Arglist und ihrem Ehrgeiz eingegeben sei; daß sie sich vom Hofe entfernt nicht um irgend einer Unbilde willen, sondern weil ihnen von jeher die Nähe eines Prinzen vom königlichen Hause bei dem König widerwärtig und weil ihnen das Bestreben der Königin, von der sie für ihren Ehr- und Geldgeiz nichts erreichen konnten, unerträglich gewesen wäre. Da hätte sie der gemeinschaftliche Haß zur Wiedererlangung ihrer Gewalt miteinander verbunden, und da sie sich weder auf das Volk noch auf den Adel stützen gekonnt, weil sie von beiden erkannt worden wären, so hätten sie die Religion zum Stützpunkt ihrer Sache genommen, in der Hoffnung, daß Prälaten und Priester mit ihrem Anhange ihnen Geld und Leute stellen würden. Um sich des Sieges zu versichern, hätten sie auch die Fremden angerufen. So hätten sie beschlossen, mit den Waffen in der Hand an den König und die Königin heranzukommen, damit vor ihren Befehlen Alles verstummen müßte; und um dann den so zu erringenden Sieg auch für alle Zukunft zu befestigen, hätten sie eine Liste Derjenigen aufgestellt, die man aus dem Wege räumen, die man verbannen, die man ihrer Ämter entsetzen und die man ihrer Güter berauben wollte. An der Spitze dieser Liste habe der Kanzler mit einigen andern Großen des Reiches gestanden. Die Königin habe man nach Chenonceau schicken wollen, damit sie dort ihren Kohl pflanze. Der Fürst La Roche-sur-Yon sollte als ein weiser und tugendsamer Herr von dem Könige entfernt und seine Stelle sollte einem Andern gegeben werden, damit der junge König ja nichts mehr von Gott und sonst etwas hören würde, das seinen von Natur zum Guten geneigten Geist nähren und stärken könnte. Diese blutgierigen Pläne würden die Herren schon längst vollführt haben, wenn nicht Gott ihm, dem Prinzen Condé, Gnade gegeben hätte, ihnen Widerstand zu leisten. Wundern müßte er sich, daß sie mit so frecher Stirne reden dürften, wie sie es thäten; aber staunen müsse er noch viel mehr über die Königin, welche sie geduldig anhöre, zumal da sie von Anfang an gewarnt worden und Tag für Tag von den Intriguen jener Herren benachrichtigt worden sei. Demungeachtet nehme sie ihre süßen

Worte auf, als wenn sie nie etwas von ihren Absichten erfahren hätte. Das zeige doch wohl, daß sie in der That eine Gefangene, ja mehr noch als eine Gefangene sei. Aber sicherlich würde sie die „Bittschrift“ mit gerechtem Unwillen zurückgewiesen und den Urhebern derselben gezeigt haben, daß sie mit ihrer Habgier und ihrem Ehrgeiz das ganze Königreich zu Grunde richteten, wenn sie nicht fürchtete, in ihrem Bette erdroffelt zu werden, denn sie habe ihm, dem Prinzen, eideskräftig betheuert, daß man ihr beinahe täglich damit drohe. Da nun die Königin in dieser Gefahr schwebte und auf alle die heuchlerischen Reden nicht zu antworten wage, so sehe er sich gezwungen, für das Ansehen des Königs und der Königin einzutreten, und im Namen beider Majestäten im Namen der Freiheit, deren Vertheidiger einer er zu sein sich rühme, auf das Begehren der Gegner zu antworten.

Der Eingang der „Bittschrift“ sei Gleisnerei, weil derselbe (was an einer Reihe von Thatfachen nachgewiesen wird) mit Allem, was sie bisher gegen der Königin Willen und Gebot gethan hätten, im Widerspruch stehe. Als das Januaredict erschienen sei, um Ruhe und Frieden zu bringen, hätten der Connetable und St. André sich bereit erklärt, dasselbe in ihren Stadthalterschaften einzuführen, weil sie gehofft, die Evangelischen würden es, als ihren gerechten Forderungen wenig entsprechend, nicht annehmen; als sie sich aber in ihrer Erwartung getäuscht gesehen, hätten sie sich zur Unterdrückung des evangelischen Glaubens Gewaltthaten aller Art erlaubt und statt des Januaredictes ein neues Edict nach ihren Wohlgefallen gemacht.

Diesen Leuten aber müsse er frei heraus erklären, daß die Prinzen des königlichen Hauses (deren Feinde sie von jeher gewesen) nun und nimmermehr dulden würden, daß Fremde und solche, die nicht zur Regierung berufen wären, in diesem Königreiche Edicte und Ordonanzen gäben. Sie begeherten, daß die römische Kirche, welche sie die katholische und apostolische nannten, allein in Frankreich anerkannt bleibe und herrsche und daß Predigt und Sacramente der reformirten Religion verboten würden. Ein Herzog von Guise, ein Fremder, ein Herr von Montmorency und ein Herr von St. André wollten es sich also herausnehmen eine Ordonanz zu machen gegen das Januaredict, welches von dem Könige der Königin-Mutter, dem König von Navarra, den Prinzen von königlichem Geblüt sammt dem obersten Kronrath und vierzig der angesehensten Räthe und Präsidenten aller Parlamente Frankreichs bewilligt und feierlich bestätigt worden sei! Ihrer drei machten eine Ordonanz gegen den Gesamtantrag der Generalkstaaten von Orleans, des Adels nämlich und des Bürgerstandes, welche auf Gewährung von Kirchen für die reformirte Religion lautete! Ihrer drei machten eine Ordonanz, die nicht vollzogen werden könnte, ohne den Bürgerkrieg zu entzünden und das Königreich einem augenscheinlichen Ruin preiszugeben!

Das Beispiel Schottlands zeige, daß die Guisen sich nicht mit Unwissenheit würden entschuldigen können, wenn durch sie der Bürgerkrieg in

Frankreich, wie in jenem Lande entbrenne, und wenn derselbe erwiedert so auch hier für die Urheber und Werkzeuge des Krieges übel ausfallen, und das möchte für Diejenigen, welche immer die frevelhaften Worte im Munde führten „eine der beiden Religionen müsse aus dem Reiche vertilgt werden,“ eine Warnung sein. Diejenigen, welche die Alleinherrschaft der römischen Religion mit Waffengewalt erzwingen wollten, setzten dieselbe nur der Gefahr einer zunehmenden Verringerung ihrer Herrschaft aus, weil sie die Religion auf die rohe Gewalt stützten. Um wieviel besser würde es sein, wenn man beide Parteien zur Aufrechthaltung des Friedens nöthigte und nur auf Papier und Pergament tritt, statt Verfolgungen und Mordthaten auszuführen, welche den Rachezorn Gottes vielleicht so erregt hätten, daß vielleicht gerade die Pfaffen und was zu ihnen gehöre, die man doch im ruhigen Genuße ihrer Pfründen hätte belassen wollen, die ersten das Opfer der Volkswuth werden dürften. Der Schutz, unter den sie sich gestellt, könne ihnen nur verderblich werden. Da sie in voller Sicherheit Leibes, Lebens und Amtes waren, worüber hatten sie sich denn zu beklagen. Sie würden sich doch wohl nicht geberden wollen, als hätte sie der Verlust des Seelenheiltes der Evangelischen so sehr erbarmt! Denn woher sollte ihnen doch plötzlich eine so zärtliche Hirtenfürsorge beigemessen sein, ihnen, die weder einen Bischof noch einen Pfarrer aufzuweisen hätten, der sich je darum bekümmert. Da nun auf evangelischer Seite her beschloffen worden sei, der Priesterschaft nichts in den Weg zu legen, so sei durchaus nicht einzusehen, was die Gegner bewegen konnte, die Priesterschaft zu nennen und sich mit ihrem und der römischen Kirche Namen zu decken. Denn es sei dies das sicherste Mittel, um den geistlichen Stand bei dem Volke noch verhaßter zu machen, als es ohnehin schon der Fall sei.

Da nach dem Begehren der Bittsteller Eine Partei in Frankreich ausgerottet werden müßte, so habe wohl dem armen Frankreich niemals ein kläglicheres Schicksal bevorgestanden als jetzt. Oder sollte es einen Gewinn, einen Vortheil, einen Ruhm, eine Größe auf Erden geben, die man um einen solchen Preis, mit einem solchen Greuel der Verwüstung erkaufen sollte? Welche Absolutionsbriefe, welche Ablasszettel, welche Bullen des Papstes würden je das Elend und den Jammer des in diesem Streite vergossenen Blutes wieder gut machen können? Diese drei Bittsteller würden einst dem Könige sagen müssen, daß sie zur Vertheidigung einer Sache, die Niemand angreifen wollte, die Hälfte seines Adels und die besten seiner Unterthanen zu Grunde gerichtet hätten.

Drei Privatleute wollten es sich herausnehmen, ein Gesetz gegen die Gesetze des Reichs zu machen. Aber es sei unerhört, daß die alten Könige irgend einen Unterthanen zu einem andern Bekenntniß als zu demjenigen des apostolischen Symbolums gezwungen hätten. Es sei ein Gesetz, das ihren eignen, aus den Concilien und Vätern genommenen Kirchengesetzen widerspreche, und derjenige Herr, welcher ihnen diese Bittschrift dicitirt habe (nämlich der Car-

dinal von Lothringen) und der mit so viel Gelehrsamkeit seine böse Absicht verdeckt habe, sollte doch ein seine Absicht rechtfertigendes Beispiel anführen. Aber das sei ihm unmöglich; er müßte denn die spanische Inquisition anführen wollen, die von allen Nationen so schändlich befunden worden sei, daß keine einzige sie annehmen wollte. Mit Einem Worte, diese Ordonanz sei ganz dieselbe Mausefalle, die man schon zu Orleans kurz vor dem Tode des Königs Franz II. gestellt habe und die alle Unterthanen des Königs vollens hätte zu Grunde richten sollen.

Denn besagte Bittsteller wüßten wohl, daß zehntausend Edelleute und hunderttausend waffenfähige Männer in Frankreich wären, die nicht dulden würden, daß man ihnen die Predigt und die Sacramente des Evangeliums nehme. Ueberdies stehe es während der Minderjährigkeit des Königs Niemandem zu, ihnen zu befehlen, das Land zu räumen; vielmehr würden sie sich mit den Waffen in der Hand gegen Diejenigen verteidigen, welche die Auctorität des Königs in solcher Weise mißbrauchten.

Würde die große Gemeinde der Evangelischen (was Gott verhüten wollte) unterliegen, so könnte sie nur mit dem Ruin des angreifenden Theiles untergehn, und zwar um so mehr, als dieser schon das Majestätsverbrechen begangen und die Fremden herbeigerufen habe, welchen die Beute dieses Bürgerkrieges zufallen würde. Daher erkläre er, der Prinz, feierlichst für seinen Theil und im Namen vieler Großen des Reiches, im Namen von zehntausend von Adel und deren sämmtlichem Gefolge, welche bereit wären, todt oder lebendig auf dem Plage zu bleiben, daß besagte Ordonanz durch drei Privatpersonen gemacht worden, daß dieselben auf ihre Auctorität hin die von dem König und seinem Rathe ausgegangene Verordnung für nichtig erklärt und zur Ausführung der ihrigen schon im Voraus die Waffen ergriffen und sich der Person des Königs bemächtigt hätten. Er erkläre weiter, daß diese Ordonanz gegen die Geseze dieses Reichs, gegen das Herkommen der gesammten Christenheit, gegen das Januaredict, gegen den Antrag der Generalstaaten, gegen die Ruhe und Sicherheit aller königlichen Unterthanen, gegen das Gewissen, die Ehre, das Leben einer zahllosen Menge von Wieder männern sei, die man alle durch Tod oder Verbannung unter dem Vorwand und Deckmantel der Religion zu Grunde richten wollte. Wie man so frech sein könnte, solch' eine blutige, gewaltsame Verdammung der Evangelischen im Reiche auszusprechen und doch die Protestanten zur Beschickung des Concils einzuladen, sei nicht einzusehen. Was man gegen die Bilder verübt habe, wäre jederzeit von allen weltlichen und geistlichen Häuptern der Hugenottenpartei gemißbilligt und bestraft worden, komme aber in keinen Vergleich mit den blutigen und himmelschreienden Gräueln, welche die Gegner an Personen ausgeübt hätten. Was den Artikel der Bittschrift betreffe, daß nicht blos Diejenigen, welche die Waffen niederzulegen sich weigern würden, sondern auch die, welche sie ergriffen hätten, als Rebellen angesehen werden sollten, so verdiene derselbe eine andere als eine

Schriftliche Antwort. In Kurzem werde er mit den Waffen in der Hand zu ihnen kommen und sie dann fragen, ob die Fremden und zwei so geringe Gesellen sich herausnehmen dürften, einen Prinzen von königlichem Geblüt und zwei Drittel des gesammten Adels von Frankreich, für Rebellen und Feinde des Königreichs zu erklären. Das Vorschleichen des Königs von Navarra sei nur eine Heuchelei mehr, da sie von jeher die ärgsten Feinde desselben gewesen wären.

Da nun ferner die Gegner drohten, daß noch mehrere andere Artikel gegen die Hugenotten durch das Parlament von Paris zu bewegter Ordonanz hinzugefügt werden sollten, so beweiße dies auf's Neue, wie wenig sich die Gegner aus der Königin und dem königlichen Rathe machten, von denen man doch als großen und hochbegabten Männern einen richtigen Rath hätte erwarten können. Er zweifle freilich nicht daran, daß in dem Parlament noch viele brav und rechtlich denkende Männer wären, die durch ihre moralische Integrität, Gelehrsamkeit und hoher Einsicht die alte Ehrenfestigkeit und Hoheit dieses Senats zu verbeten vermöchten, aber die drei „Bittsteller“ hätten es durch Verkauf und Vergebung von Parlamentsstellen an Günstlinge und durch andere ganz unerhörte Mittel dahin gebracht, daß ihnen eine Anzahl von Parlamentsrätthen zu Füßen liege, von denen die Biedermänner sehr oft überstimmt würden.

Die Königin möge daher selbst urtheilen, auf welcher Seite das Recht, die Billigkeit und die wahre Vaterlandsliebe sei; und wenn die Königin, weil sie sich nicht frei wisse, oder aus sonst einem Umstand, sich nicht aussprechen wollte, so möge man unterdessen die von beiden Parteien aufgestellten Friedensbedingungen in die Parlamentsregister eintragen und dem Januaredict seinen Lauf, beide Parteien die Waffen niederlegen und sich zurückziehen lassen, bis der König majorenn geworden sein werde und dann festgestellt werden könnte, auf welcher Seite das Recht sei. Oder wenn die Königin die Sache mit Zuziehung der Stände entscheiden wollte, so sei dieser Weg eben so leicht als sicher, indem jeder, der dieses nicht zugeben oder sich einem solchen Spruche nicht unterwerfen wollte, mit Recht als ein Feind der Ruhe und des Königs angesehen werden könnte.

Es sei aber kaum zu denken, daß es einen Menschen auf der Welt geben sollte, der Diejenigen nicht verdamme; die mit so Geringem ein Feuer auslöschten könnten, das mit allgemeinem Verderben drohe, und es doch nicht gethan hätten. Auch könne man es dem Urtheil Jedes anheimstellen, wer ein Rebell oder Feind des Königs sei, Derjenige, welcher sich erbieth die Waffen niederzulegen und sich ruhig zurückzuziehen, oder Derjenige, welcher lieber wolle Alles zu Grunde gehen lassen, als daß er seine Beute, die Person des Königs, fahren lasse. Weil nun aber ein Bürgerkrieg nur einen verderblichen Ausgang haben, weil man in demselben die Kriegerleute gegen Diejenigen, deren Tyrannet sie gereizt, kaum im Zügel halten könne, so wolle er hiermit vor Gott und vor

den Menschen feierlich erklärt haben, daß er es von Herzen beklage, zum Ergreifen der Waffen genöthigt worden zu sein, ja daß er gern mit seinem Blut die traurigen Folgen, mit denen der Krieg Drohe, verhindern möchte. „Aber,“ so schließt der Prinz, „weil man auf meine billigsten Anträge nicht einmal geachtet, weil meine Gegner auch meine Richter sein wollen, so erkläre ich hiermit feierlich, daß meine ganze Absicht dahin geht: den König in die Freiheit zurückzuversetzen, in der er vor sechs Monaten war, das Regiment der Königin Mutter, mit dem Könige von Navarra als deren Beistand zu übergeben, wie es die Generalstaaten beschloffen haben; den Adel und das Volk vor der Tyrannei und Unterdrückung Derjenigen zu bewahren, die nicht berufen sind, ihnen zu befehlen. Ich erkläre ferner, daß ich eher sterben wollte als bei diesem ganzen Unternehmen irgend eine habgüchtige oder ehrgeizige Absicht im Sinne zu haben, sondern daß ich vielmehr, so wahr mir Gott mit seiner Gnade dazu helfe, in allem meinem Thun und Lassen nur die Ehre Gottes, den Dienst des Königs und die Ruhe und Wohlfahrt aller seiner Unterthanen suchen will. Gegeben zu Orleans am 19. Mai 1562.

Ludwig von Bourbon.“

Condé hatte mit dieser von Beza meisterhaft ausgearbeiteten Erklärung die wirkliche Situation und den Boden, auf welchem die Huguenottenpartei stand, auf das Genaueste bezeichnet. Man wollte nichts Anderes, als die Aufrechthaltung des Januaredicts und die Unabhängigkeit der gesetzlichen Regierungsautorität, und durch beides die Freiheit und Sicherstellung des evangelischen Bekenntnisses.

Mit diesem Manifest sollte nun die Heeresfahrt gegen das Triumvirat begonnen werden. Vorher aber sollte die Gemeinde der Waffenbrüder noch einmal durch gemeinschaftliche Feier des heiligen Abendmahles das Siegel ihrer Bundesgemeinschaft in dem Herrn empfangen. Dieß geschah am nächstfolgenden Sonntag, wo sich zum Tische des Herrn eine so zahlreiche Menge einfand, daß das Umreichen des Brotes und Kelches in fünf verschiedene Versammlungen, deren jede gleichzeitig von mehreren Predigern und Ältesten bedient ward, über anderthalb Stunden dauerte.

Aber wieder vergingen Monde, ohne daß es zu einem energischen Vorgehen von Seiten der Huguenotten kam. Denn Condé traute den trügerischen Vorspiegelungen Navarra's und der Königin, welche ihn versicherten, daß die Guisen im Rückzuge begriffen wären und die Waffen niederlegen würden, wenn er sie nicht nöthige, dieselben zu ihrer Verteidigung zu gebrauchen. So verstrich eine lange Zeit, welche das Triumvirat trefflich zur Verstärkung seiner Heeresmacht durch spanischen und eidgenössischen Zugang benutzte, während Condé durch sein fortwährendes Zuwarten sich einerseits in die bedenklichste Geldbedrängniß brachte und andererseits die Evangelischen in Paris und in anderen Städten der blut- und heutigierigen Wuth des aufgehetzten, fanatischen

Böbels Preis gab. Erst als Condé im Gespräche mit der Königin selbst die hinterlistigen Intriguen erkannte, deren bewußtloses Werkzeug er war, geschah, was längst hätte geschehen sollen.

Am zweiten Juli Abends brach das Heer der Hugenotten auf, dreitausend Mann zu Pferd und zehntausend zu Fuß. Aber schon die ersten Tage des Feldzuges ließen ein böses Ende desselben ahnen. Von falschen Führern irre geleitet, mußte sich Condé damit begnügen, Beaugency zu erstürmen und sodann, als die Nachricht von der Einnahme von Blois und von der zunehmenden Verstärkung der feindlichen Streitkräfte ankam, die ganze Truppenmacht nach Orleans zurückzuführen. Schon dieses war wenig dazu geeignet, die Kriegsfreudigkeit der hugenottischen Heerschaar aufrecht zu halten oder gar zu heben; schlimmer aber noch war es, daß seit der Erstürmung und Plünderung Beaugency's die Calvinische Disciplin und Ordnung im Heere sich zu lockern und der frühere Geist desselben zu ersterben begann. Auch zeigte sich allmählich in den Reihen des Adels ein (freilich wohl zu erklärender) Unmuth über die ganze Taktik Condé's, welcher Viele veranlaßte, mit oder ohne Urlaub sich zu entfernen und lieber wenigstens die eignen Burgen zu sichern, als sich in unnützer Weise dem Prinzen zur Verfügung zu stellen. Selbst Bedenkligkeiten wegen der Rechtmäßigkeit der hugenottischen Erhebung und Kriegsführung tauchten auf und hatten alsbald so üble Folgen, daß Beza sich veranlaßt sah, in einer Reihe von Predigten, welche er in Condé's Auftrag im Dom zum heiligen Kreuz hielt, denselben entgegenzutreten.

Es that daher Noth, daß Condé seine Truppenmacht, die in sich zu wanken begann, auf's Neue sammelte und durch anderwärts herbeizuziehende Streitkräfte verstärkte. Während er daher Alles aufbot, um Orleans fester und sicherer zu verwahren und sich gegen jeden Handstreich der Gegner zu schützen, wurde eine Anzahl seiner Getreuen nach England, Deutschland, in die Schweiz und in die vorherrschend evangelischen Provinzen Frankreichs geschickt, um hier möglichst zahlreiche Mannschaften unter die Waffen zu rufen und nach Orleans zu führen. Nach Deutschland und der Schweiz wurde der muthige und rastlose d'Anselot abgeordnet. Aber kaum hatte derselbe Orleans verlassen, als man einsah, daß in beiden Landen die Werbung von Hülfstruppen ebenso mißlich als hochnöthig war. Lutherische und Zwingli'sche Bedenkllichkeiten konnten hier leicht Alles verderben, weshalb Condé und der Admiral dafür hielten, daß d'Anselots Werbung durch Beza's gewandtes und gewichtiges Wort nothwendig unterstützt werden mußte.

Allerdings gehörte in einer Zeit, wo unzählige Evangelische aus allen Theilen Frankreichs hinter den Mauern von Orleans Zuflucht und Schutz suchten, kein geringer Entschluß dazu, eine Reise mitten durch die zahlreichen Schwärme der Gegner zu wagen; aber Beza faßte den Entschluß, und er faßte ihn um so lieber, als ihm gestattet war, wenn er bei dem Kurfürsten zu Heidelberg, bei dem Landgrafen von Hessen, bei dem Magistrat zu Strassburg

und sodann in Zürich und Bern das Begehren Condé's bevwortet und betrieben haben würde, endlich nach Genf zurückkehren und von seinen Mühen und Arbeiten ausruhen sollte.

Mit bewegtem Herzen und tiefem Schmerze trennte sich daher Beza von Condé, von dem Admiral und von allen den frommen, treuen Männern, die ihn lieb geworden waren und von dem stattlichen Kriegsheer, mit dem für das Evangelium zur rechten Zeit so Vieles hätte gethan werden können und das doch bis jetzt — und vielleicht, wenn es so fort ging, für immer — ganz nutzlos geblieben war. Der junge Fürst von Porcian aus dem Hause Oran, ein begeisterter Hugenotte, gab ihm das Geleite durch Orléannais und die Champagne nach der lothringischen Grenze hin. Um unentdeckt zu bleiben setzten Beide mit ihrem Gefolge meistens nur des Nachts, und mit solcher Eile ihre Reise fort, daß Beza kaum Zeit dazu fand, seiner Gattin, mit welcher er in Straßburg zusammentreffen wollte, die nöthige Weisung zukommen zu lassen. An der lothringischen Grenze trennte sich der junge Fürst von Beza, um sich auf sein Schloß Montcorent bei Mézières zu begeben, von wo erst er die Anwerbung von Truppen bewerkstelligen wollte, versprach ihm jedoch ihm recht bald nach Straßburg folgen zu wollen, wo Beza in der Mitte des August wohlbehalten eintraf.

Hier aber stieß Beza alsbald auf Schwierigkeiten, welche das Gelingen seiner Mission anfangs geradezu unmöglich zu machen schienen. Die Agitation der lutherischen Partei war bereits im vollen Gange und konnte daher der Führer der Calvinisten wenig förderlich sein. Sodann waren Briefe und Botschaften aus Frankreich in Straßburg angekommen, durch welche erst die Nachricht von einer sicher zu erwartenden Pacifizirung des Reiches verbreitet und hernach der Magistrat beschworen worden war, den französischen „Rebellen“ keine Unterstützung zu gewähren. Daher war der wackere Rector Joh. Sturm der Einzige, an den sich Beza in Straßburg halten konnte; und wenn derselbe durch Abgeordnete Genfs, den schon genannten Joh. Budé und den Schotten Heinrich Scrimger (welcher letztere mit dem Geldfürsten der Fugger zu Augsburg in Verbindung stand) in seiner Werbung um die Verleihung eines Darlehens unterstützt ward, so sahen ihn doch die Herren vom Magistrat bedenklich an und hatten kein recht Herz zu seiner Sache. Glücklicherweise ließ daher Beza durch die beiden Collegen ein eigenhändiges Schreiben dem Kurfürsten nach Heidelberg bringen, um durch dessen Vermittlung die Straßburger Herren günstiger stimmen zu lassen. Diese aber hatten sich nun einmal in ihre Bedenklichkeiten vertieft, und die einzige frohe Botschaft, welche Beza in Straßburg erhielt, war die, daß der alte Landgraf Philipp von Hessen d'Andelots Ersuchen mit jugendlicher Begeisterung aufgenommen und eine Anzahl kriegserfahrene Hauptleute gegeben habe, welche unter seinem fürstlichen Schutze möglichst zahlreiche Mannschaften anwerben sollten. Aber gerade dieser günstige Erfolg der Mission d'Andelots mußte die Besorgnisse, die Beza

wegen des für jeden Fall zu Stande zu bringenden Geldgeschäftes hegte, noch steigern, da, wenn das nöthige Geld nicht beschafft wurde, die angeworbenen Mannschaften nicht bezahlt werden konnten. Im höchsten Grade verstimmt, begab sich daher Beza von Straßburg, wo er seine, inzwischen daselbst eingetroffene Gattin bei Condé's Schwiegermutter und Kindern kränzlich zurücklassen mußte, nach Basel, um hier die ärgerliche Geldangelegenheit weiter zu betreiben.

Beza fühlte wenig von heimatlicher Ruhe, als er hier nach seiner langen Abwesenheit von Genf aus einem Meere von Arbeiten und Unruhen aller Art aufgetaucht und auf schweizerischem Boden wieder eingetroffen war. „Da bin ich nun wieder lebendig,“ schrieb er von Basel aus an Bullinger, „nachdem ich mitten durch die Wälder glücklich hindurchgekommen bin. Ich hätte jedoch nicht an die Rückkehr gedacht, wenn nicht Condé meine Bemühungen in Deutschland und der Schweiz für nützlich und nothwendig erachtet hätte. Ich habe daher ihn sammt den Admiral zu Orleans verlassen, wo sie mit etwa sieben-tausend Mann getrosten Muthes einer etwaigen Belagerung bis zur Ankunft der Hülfsvölker entgegensehen. Die übrige Mannschaft hat Condé zum Schutze der beiden so höchst wichtigen Plätze Bourges und Rouen abgeschickt. Die Feinde lagen damals noch vor Blois und hatten einen Theil ihres Heeres zur Ueberrumpelung der schwach besetzten Orte abgeordnet. Die von Poitiers leisteten den mannhaftesten Widerstand, wurden aber endlich zum kläglichen Verderben vieler überwältigt. Denn die Ueberreste der zerstreuten Gemeinden von Tours, Saumur, Chinon, Loudun und einiger anderer Orte hatten daselbst ihre Zufluchtsstätte gesucht. Die Feinde betragen sich grausamer als Türken und Heiden und sehen weder Alter noch Geschlecht an. Auch Angoulême hat sich, wie ich höre, ergeben müssen, was ohne Zweifel den Fall anderer Städte nach sich ziehen wird, so daß ich um die Königin von Navarra in großer Besorgniß bin, zumal da ich schon gar lange nichts mehr von ihr gehört habe. Zu allen diesen Unfällen kommt noch die verrätherische Ueberrumpelung von Mâcon Angesichts der evangelischen Hülfstruppen unsrer lieben Eidgenossen, die nur fünf Meilen davon entfernt lagen. Anderwärts, wie im Delphinat, der Provence und Auvergne steht es mit unsern Angelegenheiten besser. Ohne Zweifel werden jedoch alle unsre Streitkräfte jene Gegenden verlassen müssen, um Lyon zu decken, zumal da die Feinde einen frischen Zuzug von dreitausend Mann Fußvolk und fünfhundert Reitern erhalten haben, welche schon in der Nähe von Genf sein und alle Straßen besetzt haben sollen. Die Berner Truppen sind von den Unsrigen selbst zurückgeschickt worden, sei es weil sie nicht weiter marschieren wollten, oder um anderer Ursachen willen. Wir haben, wie natürlich, nur große Unkosten und fast nichts davon gehabt. An wem eigentlich die Schuld liegt, weiß ich bis jetzt noch nicht. Aber das muß einem vor Allem wehe thun, daß bei so großer und so offener Gefahr so Wenige es sich zu Herzen gehen lassen und Hand anlegen, um diesen Brand, der Alle zu verzehren

droht, zu löschen und daß selbst gegen die besten Bürgschaften kein Geld aufzutreiben ist, während wir die Feinde zur gemeinschaftlichen Hülfsleistung so eifrig und bereitwillig sehen. Denn wenn die Partei der Guitzen nicht durch fremde Kriegshülfe, durch Eidgenossen, Italiener und Deutsche unterstützt wäre, so würde sie bereits zu Grunde gegangen oder würde doch am Rande des Abgrundes sein. Was soll ich sagen von den Mordscenen und Schlächereien, von der Verwüstung des Landes, welche der Hunger, die Pest und das Schwert unterdessen anrichten! Denn das arme Frankreich wird gegenwärtig von allen diesen schrecklichen Plagen gleichzeitig nicht sowohl heimgesucht, als vielmehr geradezu zu Grunde gerichtet. Aber der Herr lebt noch und schaut barmherzig auf die Seinigen; und darum lebe ich der festen Zuversicht, daß wenn uns auch nur das einzige Orleans bleiben sollte, den Feinden ein sicherer Untergang bevorsteht. Die englische Hülfe ist bereits auf vierzig Schiffen an der Küste gelandet*) und am fünfzehnten dieses Monats (September) wird d'Andelot, der Bruder des Admirals, mit dreitausend Mann Fußvolk und fünftausend Reitern die Grenze der Champagne überschreiten. O, daß auch ihr endlich erwachtet und das Beispiel der deutschen Fürsten nachahmt! Denn wenn das geschähe, so würden wir bald einen wunderbaren Umschwung der Dinge, ja sogar den Umsturz des Papstthums erblicken. Aber wenn dies auch nicht geschieht, so werden wir darum noch nicht verzweifeln; denn unsere Hoffnung ist im Himmel, wohin die Hand unsrer Feinde nicht reicht. In Straßburg habe ich die Schwiegermutter Conde's mit dessen sechsjährige Tochter und den beiden sechs Monate alten Zwillingen zurückgelassen. Dem auf ihrem Schlosse wäre sie vor der Wuth der allenthalben umherziehenden Rotten nicht sicher gewesen und die zarten Kinder hätte man nicht allen den Beschwerden einer etwaigen Belagerung von Orleans aussetzen dürfen. Die Gattin dagegen sammt seinem ältesten Sohne hat der Fürst bei sich behalten. Auch der Admiral und die meisten Andern vom höchsten Adel daselbst haben ihre Familien zu sich nehmen müssen: ein Schauspiel, das doch wahrlich jedem Christenmenschen zu Herzen gehen muß!

„Ich kehre nun von der hohen See in meinen Hafen zurück. Ob wir aber in demselben hinlänglich geborgen sein werden, ja sogar ob ich auf längere Zeit bleiben werde, weiß ich nicht. Ich werde hören, was die Kirche rath und werde diesem Rath folgen. — Das ist, mein theurer Vater in Christo, ein langer und trauriger Brief; aber Derjenige, welcher die Leidtragenden sehr preist, der wird gewiß auch mich trösten. Wenn jemals, so haltet jezt an im Gebet bei dem Vater im Himmel. O ich bitte euch flehentlich darum im Namen Ihrer Majestät, der Königin von Navarra, dieser mutigen und von einem wahren Heldengeiste besetzten Frau, im Namen Conde's selber, daß

*) Diese Angabe ist nicht ganz richtig, da die Flotte durch widrige Winde an Landen gehindert ward.

Admirals und im Namen aller der zahllosen Glaubensbrüder in Frankreich.“

Auch an Calvin richtete Beza damals von Basel aus einige Zellen, in denen er die Hauptforge, die ihm auf dem Herzen lag, mit wenigen Worten aussprach. Denn er kannte nur Einen Weg, auf welchem dem Evangelium in Frankreich und überall zum Siege verholfen werden konnte. „O wenn doch ein allgemeiner, evangelischer Bund zu Stande gebracht werden könnte!“ rief er mit schmerzbewegtem Herzen aus. „Ich zweifle auch nicht, daß man etwas Dergleichen versuchen wird; aber es ist unglaublich, wie groß die Kurzsichtigkeit und der Stumpfsinn der Menschen ist.“

Freitags, den 4. September, öffnete sich in Calvins Hause die Thür, in welche ein Mann eintrat, in dessen Auge die Freude des heißersehnten Wiedersehens leuchtete, in dessen Angesicht sich aber auch die Spuren langer, gefahrvoller, mühselliger Arbeit und vielfach verfehlten Ringens und Strebens eingegraben hatten. Es war Beza, der seinem theuern Vater Calvin in die Arme eilte. Da gab es nun viel zu fragen und zu sagen, und doch ließ es die Freude des Wiedersehens nicht zu, daß Beza alsbald in zusammenhängender Mittheilung sich über das, was er gesehen, erlitten, gehofft und verloren hatte, und was von den Anderen zu sagen war, mit denen er gelebt oder von denen er gehört hatte, aussprechen, oder daß Calvin das Alles sogleich anhören konnte. Auch fand regelmäßig an diesem Wochentage die Versammlung der Genfer Geistlichkeit statt, zu welcher Calvin seinen Beza nothwendig mitnehmen mußte. Da sahen ihn die alten Freunde und Brüder, — ihn, der nicht mehr blos ihr Amtsgenosse und Vorsteher, nein, der von dem Herrn selbst zu seinem Rüstzeug erwählt und groß gemacht war, der im Rathe der Mächtigen dieser Erde gesessen und die Sache des Evangeliums für ein ganzes, großes Königreich geführt, und dessen Weisheit und Tapferkeit jetzt in den weitesten Kreisen auf die Geschichte der Kirche einen überraschenden Einfluß gewonnen hatte.

§ 20.

Beza nach Frankreich zurückgerufen. — Seine Theilnahme am Religionskrieg und Rückkehr nach Genf.

Vierzehn Tage hatte Beza in Genf verlebt, während welcher Zeit derselbe sich anhielt, sich in seinen mannigfachen Berufsgeschäften wieder zurechtzufinden, gleichzeitig aber auch in seinem täglichen Verkehr mit den Amtsbrüdern sowie mit den Syndicis und anderen Männern von staatsmännischer Einsicht die Interessen der französischen Kirche und insbesondre die immer noch nicht zu Stande gebrachte Geldanleihe im Auge hatte, als plötzlich reitende Boten mit einem Briefe d'Andelots ankamen, worin ihn derselbe beschwor, sich unverzüglich bei seinen Kriegsschaaren einzufinden, weil er sonst Gefahr laufe, gerade in dem Augenblicke, wo Alles zu einem raschen Siege des Evangeliums

vorbereitet sei, als ein der guten Sache Abtrünniggewordener angesehen zu werden.

Beza hatte in Genf noch wenig Ruhe genossen und die frühere Bezaglichkeit hatte er noch nicht wiedergesehn, als er den ihn überraschenden Brief erhielt, weshalb er anfangs gar nicht geneigt war, demselben Folge zu leisten. Aber Calvin und die Amtsbrüder, mochten sie auch Beza's Arbeitskraft in Genf noch so ungern entbehren, sahen doch ein, daß jetzt, wo die Evangelischen in Frankreich zum Beginn des Glaubenskampfes sich ganz neu und vollständiger, als es vorher geschahn war, gerüstet hatten, eines Mannes von Umsicht und Ansehn bedurften, weshalb sie ihm einmüthig zuredeten, die Aufforderung d'Andelots zu folgen, und es mit Gott noch einmal zu wagen. Und Calvin sah zu seiner Freude, daß Beza seinem Rathe Gehör gab. „Ja mit Gott,“ antwortete derselbe, „in dessen Hände ich mich allein befehle; aber gedenket mein im Gebete.“

Abermals stieg daher Beza zu Pferde und machte sich auf den Weg, zunächst nach Lausanne und von da nach Bern. Aber die Nachrichten, welche er gerade jetzt von den reißenden Fortschritten des Triumvirats, von dem Untergange zahlloser evangelischer Gemeinden Frankreichs und von den blutigen Greueln erhielt, die an den Hugenotten verübt wurden, erfüllte ihn gerade in Bern, wo sich jederzeit die unverantwortlichste Gleichgültigkeit gegen die Noth der französischen Glaubensbrüder — für welche doch gerade das mächtige Bern am meisten hätte thun können — kund gegeben hatte, mit unfäglichem Jammer. Ein Abschiedsbrief, den Beza damals (24. September) von Bern aus an Bullinger sandte, beurkundet die traurige, mit dem gerechtesten Jorn kämpfende Gemüthsstimmung, in der sich Beza befand. „Vom Schicksal der Pyoner,“ schreibt Beza, „welche von dem Bewußten (d. h. von den Bernern) Angesichts des herannahenden Feindes so unzeitig verlassen worden sind, habe ich leider keine Nachricht. Die Stadt ist durch ihre Lage und Bethedigungswerke eine der festesten. Es liegt eine starke und tapfere Besatzung darin, und in der Nähe rüstet sich eine ansehnliche Hülfsschaar. Aber Gott gebe, daß sie bei dieser allgemeinen Bestürzung muthig ausharren und daß sie nicht ohne unternehmende Führer sein mögen. Der Ausgang mag aber sein, welcher er wolle, so werden Jene (nämlich die Berner) nimmermehr diesen Schandfleck auswachen und den Schaden ersetzen können, den sie uns zugefügt haben. Was soll man dazu sagen, wenn Leute sich die Gefahr der Glaubensbrüder, ja ihre eigne Gefahr nicht mehr zu Herzen gehen lassen, als ob Alles, was vorgeht, ganz in der Ordnung wäre? Unterdeffen lassen die Nachbarn (die fünf katholischen Kantone) schon zum dritten Male Truppen zu untrer Unterdrückung ausziehen, und wir — wir schlafen immer noch. Soll das jene Bruderliebe sein, worauf Christus so sehr unter den Seinigen dringt, soll das jenes Mitleid, jener hülfreiche Beistand der Glieder unter einander sein, den Paulus so warm anempfiehlt? Wir haben Kriegshülfe begebet, aber

ſie wird uns hier geradezu abgeſchlagen, und anderswo zwar gewährt, aber unter welchen Bedingungen, brauche ich dir nicht zu ſagen. Wir haben Geld begehrt und ſogar Bürgſchaft angeboten; aber es wurde uns rundweg abgeſchlagen. Kurz, dieſe ſaubereren und getreuen Brüder werden keine Schuld daran tragen, wenn wir nicht als „Rebellen“ untergehen. Es wird daher das Gericht an dem Hauſe des Herrn beginnen. Ein Wunder wäre es, wenn jene edlen „Zuſchauer“ nicht am Ende noch gezwungen würden, auf den Kampfplatz hervorzutreten *) und an dem unſchuldig vergoffenen Blute nicht weniger ſchuldig zu werden, als diejenigen, welche ihre Hände durch Mord und Todtſchlag der Gläubigen beſteckt haben. Daß ein ſolches Betragen bei euch und auch ſonſt von allen Biedermännern gemißbilligt wird, nimmt mich nicht Wunder, und ich zweifle auch nicht daran, daß die Prediger thun, was ihre Pflicht iſt. Indeffen kann ich nicht umhin, euch Alle im Namen des Herrn zu beſchwören, in dieſer äußerſten und höchſten Noth aus allen Kräften dahin zu wirken, daß die vier evangeliſchen Orte (Bern, Zürich, Baſel und Schaff-
 hausen) ſobald als möglich einen Tag anſetzen, auf welchem eine ſo hochwichtige Angelegenheit in ernſten Betracht gezogen würde. Denn wer kann daran zweifeln, daß nach dem Untergange der Kirchen Frankreichs, deren Ueberreſte ſich noch in der Hoffnung einer Hülfe von Außen aufrecht halten, die Wuth der Feinde mit gewiſſer Siegeshoffnung auch in dieſe Gegenden verheerend einbrechen wird? Welche Zeit zur Berathung wird man alſdann haben? Gewiß nur ganz kurze oder gar keine! Und dann wird das arme Volk mit Recht klagend aufſtehn und ſprechen: Wegen der Saumseligkeit und des Mangels an Einſicht auf Seiten der Obrigkeit iſt es ſchon verloren geweſen, noch ehe es angegriffen wurde. — „Ja, ſprechen ſie, wir haben ein Bündniß mit dem Könige,“ — als ob wir nicht für den König ſtritten, indem wir ſein Edict aufrecht halten, oder als ob je Vormünder die Sache des Mündels nach ihrer Willkür führen dürften, oder in dieſem Falle noch als ſolche anzuerkennen wären? Wenn endlich die Herren keinen Spruch thun wollen zu Gunſten des Evangeliums, warum geht ihnen nicht wenigſtens der Ruin eines ſo großen Reiches zu Herzen? Warum ſuchen ſie nicht wenigſtens ihre im Bürgerkriege begriffenen Bundesgenoſſen durch Abfertigung einer Geſandtſchaft und durch ihre vermittelnde Auctorität zu beſchwichtigen? —

„Darauf, mein ehrwürdiger Vater in Chriſto, mein theurer Bullinger, mein lieber Gualther, und ihr meine anderen ehrenwerthen Brüder, darauf müßt ihr hinarbeiten, das müßt ihr in aller Eile und mit allem Eifer zu bewerkſtelligen ſuchen, wenn euch, woran ich nicht zweifle, das Heil und die Rettung Frankreichs, ja euer eignes Heil und eure eigne Sicherheit lieb und theuer iſt.“

*) Nämlich durch Sendung von Hülfsvölkern an den König von Frankreich, in Gemäßheit des Bundes mit demſelben, den man vorſchlugte.

„Ich für mein Theil gehe geraden Wegs zu d'Anselot und dann wo hin der Gott will, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe.“

In anderer Stimmung als im verfloffenen Jahre zog also Beza jetzt nach Frankreich. Damals konnte er hoffen, durch die überzeugende Macht der Wahrheit dem Evangelium die Wege zum Siege zu bahnen, und unter dem Schutze Navarra's und der Großen des Königshofes wußte er sich gegen alle Gefährde hinlänglich geschützt; jetzt aber ging er dahin, wo das Schwert und die blinde Furie des Krieges entscheiden sollte, wo der Rachedurst Unzähliger auf ihn lauerte, und wo ihn nichts mit größerer Wahrscheinlichkeit zu Heil werden konnte als der Tod des Märtyrers auf dem Schlachtfelde, oder durch die Hand des gedungenen Menehalmörders, oder durch die des Henters.

Aber Beza sah, daß ihn der Herr rief und darum folgte er freudig dem Rufe und eilte über Basel nach Straßburg, wo er sein trautes Weib noch einmal an seine Brust drückte und ihr dann — vielleicht für immer — Abschied wohl sagte.

Inzwischen hatten sich die deutschen Hülfsvölker, unter dem Oberbefehl des bessischen Hofmarschalls Friedrich von Kollshausen von größtentheils bessischen Hauptleuten geführt, in trefflicher Rüstung und Ordnung gesammelt und d'Anselot, leider an heftigem Fieber erkrankt, aber dennoch unerschrocken Muthes, machte sich mit Beza, der in Ansehung seiner Zuverlässigkeit und praktischen Tüchtigkeit das Amt eines Schatzmeisters des Heeres übernahm, auf, um so schnell als möglich Orleans zu erreichen und das hart bedrängte Rouen zu entsetzen. Der Marsch des Heeres ging über St. Cyr und Jussey durch die Gegend von Bezelay. Da dachte Beza an das Vaterhaus und an die harmlos frohen Tage der Kindheit zurück. Aber als er sich nach den Seinen erkundigte, erfuhr er, daß der Vater vor Kurzem gestorben sei.

Ohne Raft ging der Zug weiter, vielfach gehemmt durch Gewässer, die nur mühsam überschritten werden konnten, und durch feindselige Städte, die Einlaß oder Proviant verweigerten, dafür aber von den deutschen Kriegsknechten gar übel angesehen wurden; — bis man endlich nach einem von d'Anselot mit militairischer Meisterschaft ausgeführten Zuge von sechsundzwanzig Tagen (in welcher Zeit man mit zahlreichem lästigen Gepäck aller Art einen Weg von beinahe hundertundfünfzig Stunden zurücklegte) am 6. October wohlbehalten in Orleans einzog.

Mit Jubel wurden d'Anselot und Beza von Condé und den vielen andern Freunden, die in Orleans vereint waren, begrüßt, und neue Zuversicht und Hoffnung sprach sich alsbald in dem ganzen Leben und Treiben daselbst aus. Aber mit tiefem Schmerze empfing man die Nachricht von dem bedenklichen Falle Rouens, wo die Katholischen mit der Wuth der Kannibalen gehaust hatten. Unter der großen Menge von Märtyrern, welche man dort abgeschlachtet hatte, war auch der mit allen geistigen und geistlichen Gaben so reich ausgestattete Augustin Marlorat, einst Beza's Gefährte im Gefährlich-

zu Polffy. Daß jetzt ohne Säumen rasch vorgegangen werden müsse, sah Condé ein. Aber das in der letzten Zeit durch den verschiedenartigsten Zuzug neu gebildete und verstärkte Heer bedurfte noch einer sorgfältigeren Organisation, weshalb man noch einige Wochen in Orleans verbleiben mußte. Hier aber hatten die häufigen Brandstiftungen, welche in der letzten Zeit vorgekommen waren, im Heer wie unter der protestantischen Bürgerschaft eine unheimliche Angst vor geheimen und verkappten Feinden, welche sich in die Stadt eingeschlichen haben möchten, hervorgerufen, weshalb Condé befahl, daß Jeder bei Tag und Nacht sein Haus auf das Aufmerksamste bewachen und daß alle Katholiken unter sechzig Jahren die Stadt verlassen sollten.

Diese Sorge ging daher, als Condé diese Radicalcur angewendet hatte, vorüber. Aber eine andere, größere Noth lag schwer auf Beza's Herzen und erfüllte ihn wegen des Ausgangs des Krieges mit banger Besorgniß. Die musterhafte, ächt christliche Mannszucht, durch welche sich früher das Hugenottenheer ausgezeichnet hatte, war fast vollständig verschwunden, und statt deren war Zügellosigkeit und Unordnung aller Art eingerissen. Aber ein Heer, mit welchem man die Freiheit des evangelischen Gottesdienstes im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn erkämpfen wollte, mußte vor Allen — darüber waren Beza und die in großer Zahl zu Orleans versammelten flüchtigen Geistlichen einverstanden — Gott selbst dienen. Als daher Alles zum Aufbruche fertig war, begab sich Beza mit etwa fünfzig Predigern zu Condé und legten ihm zwei ernste Begehren vor: Er sollte seine Schaaren von aller Hurerei, Dieberei und allem Unrath reinigen, zur Abwendung des Zornes Gottes, der so schwer gegen die Kirche entbrannt sei, daß sich an vielen Orten selbst die äußere Gestalt einer Christengemeinde verloren habe; und sodann sollte er jeder Truppe die erforderliche Anzahl von Predigern zuordnen, welche die täglichen Gebetsandachten und Predigten hielten. Condé versprach in beiden Beziehungen zu thun, was sich nur thun ließe, und am 7. und 8. November brach dann derselbe mit seinem wohlgerüsteten Kriegsheer auf, um abermals mit dem Schwerte das Haus des Herrn in Frankreich zu schützen.

Ueber die erste Woche dieser Heerfahrt berichtet Beza (14. December) an Calvin: „Nach unserem Auszuge von Orleans sind wir ohne alles Hinderniß bis zu dem zehn Meilen entfernten Bluviers gekommen. Dort stießen unsre Truppen zusammen: im Ganzen sechstausend Reiter und neuntausend Mann Fußvolk, ein Heer so wohlgemuth und wohlgerüstet, als man nur eins sehen konnte. Nach sechsständiger Belagerung hat sich das Städtchen (Bluviers) ergeben mit sechs Fähnlein Fußknechten, welche entwaffnet und entlassen wurden. Zwei von ihren Hauptleuten aber wurden wegen unzähliger Unthaten aufgeknüpft. Die Messpriester, welche den Soldaten in die Hände fielen, wurden niedergemacht.

„Von den Unsrigen wurden nicht mehr als drei vermißt, da sie nur mit dem groben Geschütz angegriffen hatten. Darauf folgte bald die Uebergabe

von Stampes und aller benachbarten kleineren Orte. Nun hätte die mächtige Stadt Chartres leicht überrumpelt und darauf durch einen Eilmarsch Paris erreicht werden können. Man hielt aber zum großen Erstaunen vieler (insbesondere Beza's) bei dem in einer Commenthurei einquartierten Fürsten Rath über die Richtung, welche man einschlagen sollte. Da es am Tage lag, daß wenn man stracks nach Paris gezogen wäre, das nur vierzehn kleine Stunden eines ebenen und bequemen, durch eine proviantreiche Gegend führenden Wegs entfernt war, sich der Fürst aller dießseits der Seine liegenden Vorstädte und somit eines beträchtlichen Theiles von Paris hätte bemächtigen und den Parisern einen solchen Schrecken einjagen können, daß sie entweder sich ergeben oder doch einen unberechenbaren Schaden hätten leiden müssen. Aber es war in Gottes Rath beschlossen, die Augen so vieler Kriegsmänner und hochweiser Herren, die bei diesem Heere waren, gebunden zu halten, so daß sie sich dafür entschieden, die gerade Straße zu verlassen und weit links über La Ferté-Mais gegen das stark besetzte und besetzte Corbeil, eine damals bedeutende Stadt, abzubiegen. Die Einen brachten als Grund vor, daß man die Hauptstadt des Königreichs, d. h. die Höhle schonen müsse, aus welcher alle die verderblichen Winde dieses Kriegessturmes bliesen. Die Andern stützten sich auf einen allgemeinen Grundsatz der Heerführung: daß wenn die Truppen sich einmal durch solche Beute bereichert haben, sie nicht gern mehr ihr Leben auf's Spiel setzen und sogar Gefahr laufen, zur Auflösung zu kommen, — eine wohl zu erwägende Regel, die aber in allen den Fällen keine Anwendung findet, wo die Eroberung der in Frage stehenden Stadt entweder den Sieg völlig entscheidet, oder doch den Feind zu einem billigen Friedensvertrag zwingt, wie es hier der Fall gewesen sein würde. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß wenn man Paris gehabt hätte, das Triumvirat weder die Macht noch den Muth mehr besessen hätte, uns die Stirn zu bieten, sondern von dem König und der Königin verlassen worden, und, nachdem ihm so die Sehnen durchschnitten worden, zusammengesürzt wäre. Dazu kam noch, daß die Hauptmacht des Fürsten eines Theils aus den Deutschen bestand, deren man ganz sicher war, und andern Theils aus dem französischen Adel, so daß nicht nur kein Grund zu Besorgniß, das Heer möchte sich auflösen, vorhanden war, sondern vielmehr zu hoffen stand, daß man von allen Seiten ihm zufallen würde."

„Es ging also (da Beza's Meinung im Kriegsrath keinen Anklang gefunden hatte) links nach Corbeil, statt grade aus, aber auch unter ungünstigen Auspizien. Denn die Stadt hätte mit leichter Mühe durch einen raschen Angriff überwältigt werden können. Aber durch die Nachricht von dem Tode Navarra's (17. November), durch die von der Königin geschickten Boten und Unterhändler wurden unsre Führer verleitet, sich allerlei trübseligen Hoffnungen vom Frieden und der Einsetzung unseres Fürsten in die ihm gebührende Würde (nämlich der Generalstatthalterschaft des Königreichs)

auf eine mir bis jetzt noch unbegreifliche Weise sich hinzugeben. Die Truppen knirschten vor Unwillen, wir Prediger thaten Einsprache: aber Alles umsonst. So verstrichen vier Tage und die herrlichste Gelegenheit kam uns aus der Hand. An diesem Unheil der Zögerung trug besonders der heillosste aller Verräther, Genlis, Schuld.

„Die Feinde hatten unterdessen eine tüchtige Verstärkung in die Stadt geworfen und sie mit grobem Geschütz versehen, so daß man nicht mehr für gut fand, sie anzugreifen.

„Jetzt erst zog man auf Paris zu, aber in langsamen Märschen, und jeden Augenblick kamen Abgesandte, welche uns mit ihren Friedensvorspielungen aufhalten sollten.

„Nachdem endlich jede Friedenshoffnung verschwunden oder vielmehr das Traumbild der Täuschung gewaltsam zernichtet war, gelangten wir in vier ganzen Tagen kaum vor Paris an und schlugen die Hauptquartiere zu Gentilly und Arceuil auf. Die Feinde hielten sich mit dem deutschen und schweizerischen Fußvolk in den Vorstädten, welche unterdessen durch einen Graben und einen mit grobem Geschütz besetzten Wall in Vertheidigungsstand verfest worden waren.

„Die Unsrigen stürmten bis zu denselben vor, und es ist Thatsache, daß die Feinde in einen solchen Schrecken gerietßen, daß der von Guise nachher selbst gestanden hat, der Sieg sei in unseren Händen gewesen.

„Unser Fürst und Haupt war der Meinung, den Angriff fortzusetzen und drang für seine Person heftig darauf; aber gewisse Leute waren anderer Meinung, und so wurden die Schaaren wieder in das Lager zurückgeführt. Am zweiten Tage nachher zogen wir schlagfertig aus, den Feind zum Treffen zu fordern, aber umsonst. Nur ein geringer Haufe Fußvolks zeigte sich nebst einigen Reitern, welche von den Unsrigen ohne Mühe zurückgeworfen wurden. Der einzige Verlust, den wir erlitten, bestand in einigen Reitern und Pferden, die uns durch das Geschütz von den aufgeworfenen Bastionen getödtet wurden.

„In der darauffolgenden Nacht wurde der Hauptsturm gegen die Stadt unternommen. Aber der verrätherische Uebergang des Genlis zu den Feinden und abermaliges Gerede von Frieden vereitelten die Sache, die ganze übrige Zeit verstrich unter augenblicklichen Waffenstillständen und eiteln Unterredungen zu meinem größten aber leider unnützen Leidwesen und bitterem Schmerz. Endlich als das trügerische Einhalten am Tage lag und nachdem unterdessen die Gräben und Vertheidigungswerke vollendet und die herbeigerufenen spanischen und gascongnischen Hülfsvölker die Besatzung der Stadt mächtig verstärkt hatten, beschloßen die Unsrigen dennoch, die Vorstädte anzugreifen. Aber der plötzliche Uebergang (6. Decbr.) des im Kriegsrathe gewesenenen Genlis zu den Feinden machte auch diesen unseren Anschlag zu nichts.

„Am andern Tage (10. Decbr.) brachen wir daher auf und zogen gegen Chartres zu, um in die Normandie zu gelangen, uns mit den bereits gelandeten englischen Truppen zu vereinigen und dann uns wieder frischer und stärker gegen den Feind zu wenden. Winter und Kälte stehen indessen drohend vor der Thüre und die Streitkräfte der Feinde mehren sich täglich. Gott bewahre uns vor allem dem, was ich befürchte. Niemand kann sich in einer elenderen Lage befinden als ich gegenwärtig, der ich weder mit großer Frucht hier anwesend sein kann noch abwesend sein mag. Aber Gott ist bei mir. Tausend Grüße an die Brüder.“

In der trüben, düsteren Stimmung, die sich in diesen Worten ausdrückt, blieb Beza, so lange er in Frankreich war. Allerdings schien es eine kurze Zeit, als wollten die Führer des Hugenottenheeres die ihnen in die Hand gegebenen verhältnismäßig so gewaltigen Streitmittel ernstlich gebrauchen und sich durch energisches Vorgehen des ziemlich sicheren Sieges bemächtigen. Aber schon die Schlacht bei Dreux — wo man Beza in den vordersten Reihen der kämpfenden Männer und im dichtesten Gewühl mit dem Rufe dahersprengen sah: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist des Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben! Auf, du Israel Gottes!“ — mußte die Hoffnungen Beza's bedeutend herabstimmen. Denn die Schlacht blieb zwar trotz der Tapferkeit, mit der sich die französischen Edelleute und die deutschen Reiter des Feldmarschalls von Hessen schlugen, unentschieden, aber Condé gerieth in die Gefangenschaft, und die Hugenotten erlitten somit einen Verlust, der durch die Gefangennehmung des Comtable von Montmorency nicht aufgewogen werden konnte.

Da Coligny, der nun den Oberbefehl führte, am folgenden Morgen seine Reiterhaaren umsonst zur Fortsetzung des Kampfes aufforderte, so schien es rätlich, sich vorläufig nach Orleans zurückzuziehen und von hier aus den Krieg nach einem ganz neuen Plane wieder von vorn zu beginnen. Daher treffen wir Beza in der nächstfolgenden Zeit eben in Orleans, wo er vollauf zu thun hatte, um die verwirrten Gemüther zu beruhigen, die Prinzessin Condé wegen der Gefangenschaft ihres Gemahles zu trösten und die Führer des Heeres mit seinem Rathe zu unterstützen. Von England erwartete man Hilfe an Geld und Leute. Ein rascher Zug in die Normandie schien daher, da d'Andelot die Vertheidigung Orleans gegen eine mehr als wahrscheinliche Belagerung der Stadt durch den Herzog Guise übernommen hatte, den besten Erfolg zu versprechen. Der Abzug von Orleans ward von dem Admiral auf den 1. Febr. 1563 bestimmt. Auch Beza sollte ihn begleiten. Tages zuvor berichtete derselbe an Calvin über den Stand der Dinge. Beza war voll froher Hoffnung, Subsidien waren ebenso aus Deutschland und aus der Schweiz wie aus England zugesagt. In Betreff der ersteren kam es nur darauf an, daß die reiche Gemeinde zu Lyon zur Garantirung derselben willig blieb. Würde der Feind, nachdem Coligny mit seinen vier-

tausend Reitern (deren Baggage in Orleans blieb) zur Belagerung der Stadt schreiten, so hatte man zu beabsichtigten Operationen völlig freie Hand.

Coligny trat auch seinen Zug wirklich an und drang siegreich bis an die normannischen Gestade des Meeres vor. Aber hier ward die Situation alsbald sehr bedenklich. Die (durch ungünstigen Winde aufgehaltenen) englischen Schiffe, welche Geld und Fußvolk (denn an beiden fehlte es dem Admiral) bringen sollten, blieben aus; die geworbenen Truppen, denen der ausbedungene Sold nicht ausgezahlt werden konnte, begannen zu murren und aus dem Innern Frankreichs kam die Nachricht, daß Orleans von den Gegnern belagert und hart bedrängt werde und daß der Herzog von Guise die auf dem linken Ufer der Loire gelegene Vorstadt bereits besetzt habe. Allerdings hob sich Coligny's Zuversicht einigermaßen wieder, als am 25. Februar fünf englische Schiffe einen Theil der erwarteten Subsidien wirklich brachten. Aber diese Hilfe genügte nicht: und da Coligny ohne wirksamere Unterstützung nicht einmal einen gesicherten Rückzug antreten konnte, so schien es durchaus nöthig zu sein, daß sich Beza als Gesandter Coligny's nach London begab, um dort mit seiner beredten Sprache das Interesse für die Kriegsführung der Hugenotten zu beleben.

Beza war in der verdrießlichsten Stimmung. Von Calvin und von seinen übrigen Freunden in der Heimat hatte er, seitdem er Genf verlassen, noch gar keine Nachricht erhalten. Auch mit seiner Gattin war er ohne allen Verkehr, weil die Beforgung von Briefen durch Frankreich hin ganz unmöglich war. Des Kriegslebens, das doch zu keinem Ziele führte, war Beza längst überdrüssig geworden, weshalb er fest entschlossen war, von London aus, nach Erledigung der ihm schon zugewiesenen Mission nicht wieder nach Frankreich, sondern direct nach Genf zurückzukehren. Beza bat daher Calvin von diesem seinen Entschluß die Genfer Herren zu unterrichten *).

Indessen zeigte es sich alsbald, daß Alles, was Coligny intendirte, durch die Intriguen der Königin-Mutter durchkreuzt wurde, und daß darum auch die geschickteste und ausdauerndste Verfechtung der hugenottischen Sache keinen Erfolg haben konnte. Denn Condé, der Gefangene der Königin-Mutter, gab den Vorspiegelungen derselben, welche ihn durch Versprechung der Generalstatthalterwürde zur Nachgiebigkeit zu gewinnen suchte, ein nur allzugeneigtes Gehör und ließ sich leicht dazu bewegen, die ihm proponirten Friedensbedingungen zu genehmigen. Daher war es umsonst, daß der Admiral in Beza's Begleitung mit seinem vortrefflich ausgerüsteten Heere wie im Triumphzug zum Entsatze Orleans heranrückte; es war umsonst, daß der Herzog von Guise durch den Reuchelschuß des fanatischen Hugenotten Jean de Merrey (eines Edelmanns aus dem Angoumois), gewöhnlich Voltrot

*) Vergl. die beiden Briefe Beza's an Calvin vom 31. Jan. und 5. März 1563 bei Gilliet, Crato von Graftheim, II. Belt. S. 491 — 493.

genannt, fiel und sechs Tage nachher, am 24. Febr. (Aschermittwoch) starb*), und daß, somit nachdem auch der König von Navarra gestorben und der Connetable bei Dreux in Gefangenschaft gerathen, die katholische Partei ohne eigentliches Haupt war; es war auch umsonst, daß am 9. März zwei und

*) Verfolgt und eingefangen erklärte Poltrot, um sein Loos zu mildern, daß er durch Beza und Coligny zu seiner verbrecherischen That aufgefordert sei und daß Beza insbesondere ihn gefragt habe, ob er sich nicht glücklich schätzen werde, sein Kreuz in dieser Welt zu tragen, wie der Herr es für und getragen hätte. Auch habe ihn Beza noch in den allerletzten Tagen zu Orleans zur Ausführung des Mordes ermahnt. — Aber mit gutem Gewissen konnten Coligny und Beza diese entsetzlichen Anschuldigungen als Lügen zurückweisen. Beza erklärte zu seiner Rechtfertigung Folgendes:

Da er sah, daß Mehrere wegen des zu Vassy begangenen Mordes schrecklich gegen den Herrn von Guise aufgebracht waren, so war er doch damals nie anderer Meinung als: auf dem gewöhnlichen Wege Rechts gegen besagten Herrn von Guise zu verfahren und ruft des zu Zeugen an Alle, die ihn damals gesehen und gehört haben. Deswegen er denn auch mit andern Abgeordneten der Pariser Kirche zuvor des Königs, der Königin und des Königs von Navarra Majestät zu Monceaux um Gerechtigkeit angefleht und gebeten habe, man möchte doch den damals drohenden und seitdem ausgebrochenen Unruhen zuvorkommen. Die Antwort, welche die Königin zu geben geruhte, war der Art, daß besagte reformirte Kirche sich zufrieden gab in Erwartung einer schleunigen und gerechten Bestrafung der Schuldigen. Da aber alsbald nachher besagter Herr von Guise und die Seinigen zu den Waffen griffen und die Lage der Dinge sich so gestaltete, daß Recht und Gerechtigkeit keine Zufluchtsstätte mehr fanden; ja noch mehr! da die Person des Königs und der Königin auf die Jedermann bekannte Weise behandelt wurden, so hat er von jener Zeit an öffentlich, in seinen Predigten, in Privatunterhandlungen, Ermahnung und durch Briefe sowohl dem Fürsten von Condé, als dem Admiral und allen andern Herren jeglichen Ranges und Standes, welche sich zum Evangelium bekannten, ihre Pflicht vorgehalten, um sie zu bewegen, die Auctorität der Gebote des Königs mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht aufrecht zu erhalten und die Unschuld der armen Verfolgten zu schirmen. Seitdem hat er immer noch in demselben Sinne zu handeln fortgefahren, indem er jedoch unablässig Diejenigen, welche die Waffen trugen, zur größtmöglichen Mäßigung im Gebrauche derselben ermahnt, und ihnen eingeschärft, nach der Ehre Gottes vor Allem den Frieden zu suchen, ohne sich jedoch durch leere Versprechungen täuschen zu lassen. Des nimmt er alle Diejenigen zu Zeugen, welche ihn damals, sei es öffentlich oder privatim haben sprechen hören und die Wahrheit bekennen wollen. Den Herrn von Guise betreffend, so hat er denselben jederzeit als den hauptsächlichsten Urheber und Begünstiger dieser Unruhen angesehen, und erklärt frei und offen, daß er deswegen unzähligemal gewünscht und gebetet habe, entweder der Herz besagten Herrn von Guise umzuwandeln (was er jedoch nie hoffen konnte) oder das Königreich von demselben zu erlösen. Des ruft er alle Diejenigen, welche seine Predigten und Gebete gehört haben, zu Zeugen an. Die Herzogin von Ferrara (des Herzogs von Guise Schwieger-

stebzig zu Orleans versammelte Prediger die Bedingungen eines ehrenvollen Friedensschlusses auf der Grundlage des Januaredictes proponirten; denn am 12. März 1563 genehmigte Condé, den die Königin Katharina während seiner Gefangenschaft durch buhlerische Verlockung zu entnerven gewußt hatte*), ein Pacificationbedict, welches am 19. März von Amboise

mutter) namentlich weiß zu guter Maßen, was er ihr darüber aus dem Grund seines Herzens mündlich gesagt und dann auch geschrieben hat. Aber es wird nie erfunden werden, daß er je den besagten Herrn von Guise öffentlich (in Predigt und Gebet) mit Namen genannt, oder daß er je, weder persönlich, noch durch einen Andern mit besagtem Poltrot gesprochen, noch überhaupt denselben je gekannt und mit ihm irgend Etwas zu schaffen gehabt, weit entfernt, daß er ihn zu seiner That berebet habe. — Weiter sagt obgemeldeter von Beza, es werde nun und nimmermehr erfunden werden, daß er je irgend einen Menschen zu dieser That angereizt habe, in welcher er indessen ein gerechtes Gericht Gottes erkennt, der mit ähnlicher oder noch größerer Strafe alle die geschworenen Feinde seines Evangeliums bedroht, welche schuld sind an allem Jammer und Elend in diesem Königreich. — Um nun schließlich die Wahrheit seiner obigen Antwort noch mehr zu erhärten, beruft er sich auf die Worte selbst, welche man besagtem Poltrot in den Mund legt. Denn er ist, Gott Lob, in Demjenigen, was seines Amtes ist, nicht so schlecht unterrichtet, daß er in dem, was da von dem Tragen des Kreuzes vorkommt, die heilige Schrift so widerständig anwenden könnte, geschweige denn sagen dürfte, daß die Menschen durch ihre Werke das Paradies verdienen. — Außerdem erklärte Beza, daß er den besagten Poltrot nie (also auch nicht in Orleans gesehen noch gekannt und ihn auch jetzt noch nicht kenne, geschweige denn, daß er ihn zu solcher That aufgemuntert hätte. — Baum bemerkt sehr treffend (II, S. 719), daß wenn auch nicht Poltrot selbst noch wenige Tage vor seinem Tode alles gegen Beza und Coligny Gesagte als unwahr zurückgenommen hätte, so wäre doch schon der einzige Umstand, daß der seiner That geständige Poltrot schon am 18. März auf dem Greveplatz in Paris mit glühenden Sagen gerissen und schwer gewerthelt wurde, ohne daß weder der Admiral noch Beza zur Gegenüberstellung aufgefordert worden wären und ehe diese möglich war, mehr als hinreichend, um die Unschuld besagter Männer einerseits und die schuldbewußte Erbüdung der Anklagen andererseits augenscheinlich darzutun. — Vergl. außerdem auch Polen z, II, S. 236 ff.

*) „ Schon unter den ersten Verhandlungen auf der Döfeninsel hatte die herzenskundige Zauberin (Margaretha) aus der Schaar ihrer Nymphen (sie war gewöhnlich von einem Hof von 300 „Dames und Demoiselles“ begleitet) die schönste gewählt, um durch buhlerische Künste des Gefangenen Zärtlichkeit zu erwecken. Der Gatte jener trefflichen Eleonore de Roye, welche männlich die Geschäfte ihrer Glaubenspartei in Orleans betrieb und für des Leichtsinrigen Befreiung arbeitete, konnte nach dem Zwange, welchen die Prediger seiner Vergnügungssucht auferlegt, und nach der Entbehrung eines zweimonatlichen Gefängnisses im freundlicheren Schloße Duvoines, der Verlockung nicht widerstehn. Auch ohne Fr. Balduin theologisches Einreden hatte der Paladin der Hugenotten in den Armen der schönen Isabeau von Limeul, „ fille d'honneur“ der Königin-Mutter,

aus publicirt, Beza, den Admiral, überhaupt das ganze protestantische Frankreich mit Entsetzen erfüllte. Die wesentlichsten Bestimmungen des Edicts waren nämlich folgende: 1) Alle Edelleute, welche freie Jurisdiction besäßen, sollten in ihren Gerichtsbezirken mit allen ihren Untertanen das Recht freier Ausübung der sogenannten reformirten Religion (*exercice de la religion, qu'ils disent réformée*) genießen dürfen. 2) Dagegen die übrigen Edelleute sollten diese Freiheit nur für sich und ihre Familien besitzen, vorausgesetzt, daß sie nicht in Städten, Flecken oder Dörfern andern hoher Gerichtsbarkeit als der königlichen wohnten, in welchem Falle ihnen eine solche Freiheit nur mit Erlaubniß dieser Gerichtsherrn ertheilt werden könne. 3) In jeder Ballei, Seneschallerie und in allen Gouvernements, welche die Rechte einer Ballei hätten (d. h. welche unmittelbar unter den Parlamentsgerichten stünden), sollte eine Stadt angewiesen werden, in dem Vorstädten die Ausübung der Religion für die Angehörigen des Districts erlaubt sei. Indessen sollte es Jedem erlaubt sein, in seinem Hause ganz nach seinem Gewissen zu leben. 4) Außerdem sollte in denjenigen Städten, in denen die „genannte Religion“ bis zum 7. März ausgeübt worden sei, die Religionsübung an zweien noch zu bestimmenden Orten, jedoch nach vorgängiger Räumung und Zurückgabe aller Kirchen und alles kirchlichen Eigenthums, auch fernerhin stattfinden dürfen. 5) Von der Stadt Paris und von dem Weichbilde derselben sollte die öffentliche Ausübung der „genannten Religion“ ausgeschlossen sein. Indessen sollten Diejenigen, welche daselbst angefaßen wären, in ihre Häuser zurückkehren dürfen und in ihren Häusern volle Freiheit ihres Gewissens genießen. Außerdem war Allen, welche unter Condé's Befehlen die Waffen geführt hatten, Amnestie ertheilt, sowie auch jede Art von Beschimpfung und Vergewaltigung wegen der Religion beiden Theilen untersagt ward.

Das also war der Preis, um welchen man so viele Opfer gebracht und so viele Gefahren gewagt hatte! Beza sah, daß nun Alles vorbei war; denn es half nichts mehr, daß der Admiral mit dem Ausdruck der gerechtesten Entrüstung dem Prinzen vorstellte, wie man durch diesen Friedenstractat

die Heiligkeit seiner Sache wie den Ernst seiner Stellung schnell vergessen. Tragisch grimassirt, wie fast alle ähnlichen *intrigues d'amour* unter den Stärmen der Huguenotterie, endete auch dieses unnützlche Verhältniß. Als die Dame ihre Ehre nicht mehr bergen konnte, klagte der Graf von Maulverrier die Unglückliche an, sie habe die Königin, den Connétable, den Prinzen von La Roche-sur-Yon vergiften wollen. Ungeschützt durch ihren gesättigten Freund ward sie in ein Kloster gesperrt und einem geistlichen Gerichte übergeben, das jedoch ihre Unschuld später darthat. Darüber endete Eleonore von Roye, die Eltermutter jenes großen Condé, aus Gram ihr Leben.“ — So berichtet zwar unter nicht völlig freier Auffassung der Dinge, aber doch im Wesentlichen richtig F. W. Barthold, Deutschland und die Huguenotten, I. S. 512.

mit einem Federstriche mehr evangelische Gemeinden vernichtet habe, als die Feinde in zehn Jahren hätten thun mögen. Mit blutendem Herzen schrieb Beza von Orleans aus (29. März 1563) an Calvin: „Die ganze niedere Normandie war in unsrer Gewalt; die Provinzen Bretagne, Poitou, Le Mans, Tourraine sammt den angrenzenden waren nicht sowohl zum Widerstande als vielmehr zur Uebergabe bereit; die bedeutendsten Zugzüge der Hülfsvölker waren marschfertig. Mit Reiterchaaren, zahlreicher und muthiger als wir sie je gehabt, eilten wir dem Entsätze von Orleans zu, während die Feinde ohne Führer und beinahe von dem Nothwendigsten entblößt waren.

„Da haben sich gewisse Leute gefunden, welche sich nicht schüten, ohne uns zu erwarten oder zu befragen, die Bedingungen des Friedens aufzustellen und zu unterschreiben. — Ich blieb hier, bis die Städte benannt waren, die man uns in den Balleien und sonst zugesteht, und es stellt sich heraus, daß wir etwa fünfhundert Kirchen haben werden: viel mehr, leider, als wir noch Prediger haben. Alles Andere muß der Herr unser Gott selbst schenken, und Er wird mit seinem Arm allein das angefangene Werk gewiß noch herrlich hinausführen. Morgen (30. März) reise ich ab auf der Straße nach Burgund, um mich zu Bezelay wegen der Hinterlassenschaft meines Vaters wo möglich mit meinen Erbschaftsgenossen zu vertragen. Erfahre ich dort, daß meine Frau, an welche ich aus der Normandie durch Antwerper Leute nach Straßburg geschrieben habe, zu euch zurückgekehrt ist, so fliege ich auf dem kürzesten Wege zu euch. Wo nicht, so nehme ich den Weg durch die Franche Comté nach Straßburg, um dann sobald als es nur immer möglich dich zu umarmen und endlich wieder einmal aufzuleben.

„Ich weiß, daß man mir vor allen Andern auf jegliche Weise nachstellt; aber ich setze mein Vertrauen auf den Gott, der mich schon aus tausend Gefahren errettet hat, und der mich allen Feinden seines Namens zum Troß über ein Kleines, wie ich hoffe, zu euch bringen wird. Alles und Jedes spare ich daher bis zu jenem glückseligen Tage auf, an welchem ich, so Gott will, dich und alle Brüder wiedersehen werde.“

Beza rüstete sich daher nun zum Abzug. Der Admiral, die anderen hugenottischen Herren vom Adel, die Prediger und alle die Andern, von denen sich Beza vor seiner Rückreise in die Heimat verabschiedete, wußten nicht Worte genug zu finden, um ihm ihren Dank und ihre Hochachtung zu bezeugen. Auch gab man ihm Briefe an den Magistrat und die Geistlichen zu Genf mit, in denen man die ganz außerordentlichen Dienste rühmte, die Beza dem evangelischen Interesse in Frankreich geleistet habe, und eine Anzahl angesehenen Herren gab ihm auf seiner Reise noch weithin ein ehrenvolles Geleite; aber dennoch war Beza voll Unmuths und Verstimmung, als er Orleans verließ, denn er sah sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. In Bezelay, wo ihn die Erbtheilung länger als ihm lieb war, aufhielt, er-

fuhr er, daß seine Gattin noch bei Condé's Schwiegermutter und Kindern in Straßburg*) weilte. Sobald er daher konnte, eilte er der deutschen Grenze zu in die Arme des geliebten Weibes, in dessen Begleitung er sodann auf kürzestem Wege in die Heimat reiste, wo er am 5. Mai 1563 ankam.

Zweitudzwanzig Monate war nun Beza von Genf abwesend gewesen und die thatenreichste Zeit seines Lebens hatte er hinter sich. Allerdings hatte die Rückerinnerung an das, was er in Frankreich erlebt und erlitten hatte, des Unerfreulichen gar viel; aber er hatte auch Vieles geerntet, woran sich sein Herz erquickeln konnte, so lange er lebte. Condé und die andern Eugenottenhäupter versicherten dem Magistrat zu Genf brieflich, daß sie es gar nicht zu sagen wüßten, wie sehr sie der Stadt und der Kirche zu Genf zu Dank und Gegendienst verpflichtet wären wegen der großen und hochwichtigen Dienste, welche Beza ihnen und allen evangelischen Kirchen des Königreichs geleistet habe. — Das freute den Magistrat, der sich selbst in Beza geehrt sah, und der daher (13. Mai) beschloß, für Alles zu sorgen, was Beza bedürfe, da derselbe viele und große Ausgaben gehabt und doch nichts darüber sagen würde, wenn er auch noch so sehr in Noth wäre.

*) Es ging der Schwiegermutter Condé's in Straßburg herzlich schlecht. Ohne Unterstützung aus Frankreich und mit ihren Enkeln in Noth, war sie bei Straßburgs Bürgern in Schulden gerathen; sie zu lösen, mußte Herr Johann Sturm, der Rector der Academie, am 24. Juni 1563 6000 Gulden auf Bürgschaft anbringen. Dame de Roze reiste ab. — An die Tilgung der Schuld in Straßburg zu denken, erlaubte die Zeit für's Erste nicht; ja der Bürge, welcher später auch den Enkeln gleiche Dienste erwies, starb hohen Alters darüber in bitterer Armuth. Erst 59 Jahre später (im Jahre 1622) tilgte das Haus Condé eine Ehrenschuld, welche bis auf 81,267 Livres angewachsen war.

Fünfter Abschnitt.

Beza's Leben und Wirksamkeit seit dem Ableben Calvins.

§ 1.

Calvins Tod und Beza's amtliche Stellung und Wirksamkeit zu Genf.

Seine amtliche Thätigkeit begann Beza, als er nach Genf zurückgekehrt war, mit einer Predigt, worin er die zahlreich versammelte Gemeinde Genfs begrüßte und derselben in begeisternder Weise darstellte, welche Kämpfe und Leiden die Brüder in Frankreich zu tragen hätten, welche Opfer sie um des Evangeliums willen gebracht hätten und noch immer bringen müßten, wie sich aber Gott an ihnen nicht unbezeugt lasse, indem er die Brüder mit den Gaben der Gnade reichlich segne, und sie in unwandelbarer Treue und Beständigkeit bewahre. In dem nach beendigter Predigt üblichen Gebet gedachte Beza auch der unter dem Kreuze liegenden Kirche Frankreichs, was seitdem in Genf zur stehenden Sitte ward.

Uebrigens war es für die Genfer Kirchen- und Schulangelegenheiten, und insbesondre für Calvin längst wünschenswerth gewesen, daß Beza nach Genf zurückkehrte. Denn hier war außer Calvin Niemand, der ihn zu ersetzen vermochte, und Calvin war allgemach alt und schwach geworden und vermochte die Last der Arbeit, die auf ihm lag, nicht länger zu ertragen. Calvin und Beza richteten sich daher in ihren amtlichen Geschäften so ein, daß sie wochenweise mit denselben wechselten. Außerdem aber nahm Beza gar manche Mühe und Sorge des älteren Freundes, die dieser in jüngeren Jahren mit Leichtigkeit getragen hätte, auf sich. Stunden behaglicher, sorgenfreier Ruhe waren ihm daher wenig gegönnt. Und doch war das erste Jahr seines neuen Aufenthaltes in Genf, mit der folgenden Zeit verglichen, eine in glücklicher, geräuschloser Ruhe dahingehende frohe Lebenszeit.

Aber ein unsägliches Herzeleid ging durch die Seele Beza's, als die Zeit gekommen war, wo er seinen geliebten „Vater“ Calvin auf immer scheiden sah. „Es hat sich mit Calvin gehalten,“ so berichtet uns Beza, „bis auf

den 19. Mai, das ist den Freitag vor Pfingsten, da man das Nachtmahl des Herrn pflegt zu halten; auf welchen Tag, weil nach Gewohnheit dieser Kirchen alle Diener des Worts zusammenkommen, ihrer Lehre und Lebens Rechnung zu geben und demnach Freundschaft halber mit einander zu essen, hat er sich lassen bereden, daß das Mahl in seinem Hause gehalten würde. Und als er in seinem Stuhl in das Gemach, da man aß, getragen wurde, sprach er, als er hineinkam: Liebe Brüder, ich komme, daß ich euch das letzte Mal sehen will; denn ich werde nach diesem Mahl nicht mehr zu Tische sitzen. Dieses war uns gar ein trauriger und klägliches Eingang. Dennoch sprach er selbst das Gebet, so gut er es vermochte, und hätte uns gern auch fröhlich gemacht, ohne daß er sehr wenig essen konnte. Aber ehe denn das Essen vorüber war, nahm er Urlaub und ließ sich wieder in seine Kammer tragen, die zunächst daneben war, und redete diese Worte mit so fröhlicher Geberde, als er vermochte: „Die einzige Wand zwischen uns soll uns nicht hindern, daß ich mit meinem Gemüth nicht bei euch sei.“ — Was er zuvor gesagt hatte, das geschah. Denn bis auf denselben Tag, wie schwach er auch war, ließ er sich aus dem Bett heben und auf einen Stuhl vor den Tisch führen. Aber von demselben Abend an hat er sich nicht mehr aufgerichtet und war also abgezehrt, daß nichts als die Seele an ihm, ausgenommen, daß das Angesicht nicht sehr verändert war. Vornehmlich aber that ihm Zwang der kurze Athem, welcher machte, daß sein Gebet und Trost mehr Seufzer waren, denn ausdrückliche Worte, doch mit einem solchen Gesicht und Geberde, daß allein aus dem Ansehen genugsam zu verstehen, mit was für einem Glauben er genugsam gerüstet wäre.

„Den Tag, da er von uns schied, ließ sich's ansehen, als rede er viel stärker und leichter denn zuvor; aber das war das letzte Vermögen der Natur. Denn Abends, um acht Uhr erzeigten sich unversehens gewisse Zeichen des Todes, welches, als es mir bald, nachdem ich von ihm gegangen, gemeldet ward, und ich von Stund an sammt einem anderen meiner Mitbrüder zu ihm eilte, fand ich ihn schon verschieden, so leicht und stille, ohne alle harte Züge, mit verständlicher Rede bis zum letzten Athem, bei gutem Verstand und Sinnen, ohne einige Bewegung des Leibes, daß er vielmehr einem Schlafenden, denn einem Sterbenden gleich gewesen. Also ist denselben Tag, fast um die nämliche Zeit, die Sonne untergegangen und die große Licht der christlichen Gemeinde gen Himmel genommen. Und mögen wir mit Wahrheit sagen, daß Gott durch diesen Menschen uns hat wollen lehren recht leben und recht sterben.

„Folgende Nacht und Tag war ein großes Weinen und Klagen der ganzen Stadt um ihren von Gott sonderlich erweckten Lehrer, der armen Herde und Kirche um ihren treuen Hirten, der Schule um ihren rechten Lehrmeister und Präceptor und Alle insgemein um ihren nächst Gott rechten Vater und Tröster. Ihrer Viele begehrt ihn noch Einmal zu sehen,

als von dem sie weder Tod noch Leben möchte scheiden. Es waren auch viele Fremde, die von fern waren kommen, daß sie ihn wollten sehen, die aber noch nicht dazu hatten kommen können, dieweil sich Niemand versah, daß er sobald sterben würde. Diese beehrten sehr und hielten hart an, daß sie ihn todt sehen möchten. Um jedoch böser Leute Nachrede zu verhüten, ist er am folgenden Morgen um 8 Uhr in einen hölzernen Sarg eingeschlagen und um 2 Uhr Nachmittags gebräuchlicher Weise ohne Pracht, wie er auch in seinem Testament angeordnet, bestattet und auf der Stadt gemeines Begräbniß begraben worden, da er liegt und wartet der seligen Auferstehung, die er uns gepredigt und so beständiglich gehofft hat.

„Er hat in diesem sterblichen Wesen gelebt sechsundfünfzig Jahr weniger einen Monat und dreizehn Tage, welche Zeit er wohl halb im heiligen Dienste des göttlichen Wortes zugebracht hat, mit Predigen und mit Schreiben, also daß er in seiner Lehre, die er vom ersten Tage seines Predigtamtes an gelehrt, nie etwas geändert, gemindert, oder zugethan, und mit solcher Kraft des Geistes Gottes, daß ihn kein Böser ohne Scheu und Schrecken und kein Frommer ohne Liebe und Ehrerbietung je hat können hören. Derhalben, weil uns Gott gegönnet hat, daß er durch seine so gründlichen und christlichen Schriften noch heute mit uns redet, soll er billig von allen Nachkommen gehört werden bis an's Ende der Welt.“

Dieses waren die Worte des Dankes, die Beza *) aus vollem Herzen dem Heimgegangenen nachrief!

Da aber nun die Säule, welche den Bau der Genfer Kirche bis dahin getragen, hinweggenommen war, so mußte die Berufsstellung Beza's von selbst eine andere werden. Denn außer ihm wußte man Niemanden, den man die Stellung, in welcher Calvin als ein Patriarch der Kirche gewaltet, hätte zuweisen können. Indessen machte sich hierbei doch die dem reformirten Geiste tief einwohnende Scheu vor jeder hierarchischen Handhabung des Kirchenregimentes und das prinzipielle Verlangen desselben nach Herstellung und Aufrechthaltung völliger Gleichheit der amtlichen Stellung aller Träger des Predigtamtes insofern geltend, als man den modérateur der kirchlichen Angelegenheiten nicht auf Lebenszeit, sondern alljährlich nur für die Dauer eines Jahres zu erwählen beschloß. Die Wahl fiel daher in der Weise auf Beza, daß vorher gegen jede hierarchische Auffassung des demselben übertragenen Amtes ausdrücklich die entschiedenste Verwahrung eingelegt war, und Beza nahm die Wahl auch ganz in diesem Sinne an, die Brüder bittend, daß sie ihn in der Ausübung seines Amtes mit Rath und Vermahnung und mit ihrer Fürbitte unterstützen möchten **).

*) Am Schlusse seiner Darstellung des Lebens Calvins.

***) G. aberel, histoire de l'église de Genève, II, p. 8 ff. — Hiernach ist zu berichtigen, was Schloffer S. 177 ff. über die Erwählung Beza's

Von da an wurde alljährlich zu Ostern die Wahl des Moderateurs vorgenommen, welche bis zum Jahre 1580 jedes Mal auf Beza fiel. Aber dem geistlichen Ministerium zu Genf widerstrebte auch die Erwählung eines Moderateurs auf Jahresfrist, weshalb dasselbe zu wiederholten Malen gegen die ganze Einrichtung protestirte, aber von dem Conseil, der das Bedürfnis einer festen und wenigstens für die Dauer eines Jahres gesicherten Spitze des Kirchenregimentes erkannte, mit seinem Proteste zurückgewiesen wurde. Dagegen ließen es sich die Pastoren nicht nehmen, bei jeder neuen Wahl eine sorgfältige Prüfung der Amtsführung des Moderateurs während des verfloffenen Jahres vorzunehmen, deren Ergebnis jedoch bis zum Jahre 1550 war (wie es in den Protocollen heißt): „que la charge est continuee à M. de Bèze à cause de son aptitude et de ses bons services.“

Aber endlich wurde doch für Beza die Last der Geschäfte zu schwer, und zugleich mochten ihm die so oft wiederkehrenden Einsprachen gegen die Befestigung der Moderatur für die Dauer eines ganzen Jahres lästig geworden sein. Beza und Trembley stellten daher im Jahre 1580 vor, daß die episcopale Stellung, welche Calvin bekleidet gehabt, eigentlich nur in den ungewöhnlichen Gaben und Gnaden, mit denen dieser von Gott ausgestattet gewesen, ihre Rechtfertigung gehabt habe. Denn im Uebrigen beweiße die Geschichte der Kirche, daß die Einführung eines Episcopats immer die nachtheiligsten Folgen für den Staat wie für die Kirche gehabt habe. Dem Geiste der reformirten Kirchenverfassung entsprechend, möchte man daher den Vorsitz im geistlichen Rathe fernerhin nach einem wöchentlichen Turnus unter den Mitgliedern desselben wechseln lassen, so daß an jedem Freitage ein neuer Vorsitzender erwählt werde.

Gern hätten die regierenden Herren zu Genf Beza auch für die Zukunft

mittheilt. In den Protocollen der venerable compagnie heißt es ausdrücklich, man habe beschlossen, einen chef annuel zu erwählen, qui sera le représentant de ses frères, proposera les résolutions, dirigera les délibérations de l'assemblée et portera la parole devant les magistrats. Bien entendu, que ce président ne sera pas plus que les autres; et si avant le bout de l'an il fait quelque faute en sa charge, on l'en reprendra dans une séance des censures. Le modérateur se rappellera toujours M. Calvin, lequel si severe contre les vicieux et les impies, n'a jamais usé d'une autorité démesurée envers ses frères; au contraire, s'accommodant à tous autant que possible, il a su alléger la tâche de chacun.“ — L'égalité et la responsabilité absolue des pasteurs étant de nouvelles consacrées dans l'église genèvoise, Théodore de Bèze fut élu modérateur. — — Aussi, jusqu'en 1580, la Compagnie réélut annuellement le même chef; mais pour sauvegarder le principe, à chaque réélection, les pasteurs exercèrent une censure minutieuse sur les actes du modérateur. — Toutefois, durant cette période, les protestations furent fréquentes contre la présidence annuelle.

an der Spitze der kirchlichen Geschäfte gesehen, namentlich wegen der Beziehungen Genfs zu den auswärtigen reformirten Kirchen, indem Beza die Correspondenz mit denselben fast ausschließlich besorgte. Allein Beza hob hervor, daß es ihm sein vorgerücktes Alter und die zunehmende Schwäche seines Gedächtnisses unmöglich mache, die bisherige Last der Geschäfte noch länger zu tragen. Da sich daher Beza bereit erklärte, die Correspondenz mit den auswärtigen Kirchen auch in Zukunft fortzuführen, so wurde dessen Antrag genehmigt, und man beschloß daher, zunächst drei Jahre lang einen wöchentlichen Wechsel der Moderatur zu versuchen.

Indem also Beza bis in sein Alter Jahr aus Jahr ein die amtlichen Obliegenheiten, die einst Calvin besorgte, verwaltete, hat derselbe, abgesehen von geschäftlichen Reisen, die auch keine Erholung gewährten, sich niemals wieder auch nur eines einzigen arbeitsfreien Tages zu erfreuen gehabt. Denn wie geplagt Beza als erster Geistlicher der Stadt jetzt war, erhellt aus einer Schilderung, die er von Calvins „Regentschaft“ entwirft: „Eine nur die andere Woche täglich vor einer Versammlung, die kein Wort unbemerkt läßt, vor lauter Leuten, die es verstehen, einen Vortrag zu halten; an drei Wochentagen vor einem glänzenden Auditorium die heilige Schrift erklären; alle Wochen einmal in einer öffentlichen Versammlung, wo Jedem das Recht zustand, das Wort zu ergreifen und Einwendungen zu machen, über eine vorgeschriebene Schriftstelle disputiren; alle Monate eine öffentliche Disputation anstellen; im Presbyterium sitzen, die kirchlichen Angelegenheiten untersuchen, Prozesse schlichten, die Stimmen der Beisitzer sammeln, nach ihrer Meinung den Einen tadeln, den Andern trösten, einen Dritten, wenn es nöthig ist, aus der Kirche stoßen. Dabei kein gesellschaftliches Ansehen, kein Uebergewicht über die Andern besitzen, vielmehr den Collegen, die auch eben so viel Last tragen, durchaus gleich sein.“ Dazu kam noch die anstrengende academische Berufsthätigkeit, die zahllose Menge außerordentlicher Berathungen, die privatim an ihn gebracht wurden, der täglich in Menge einlaufenden Briefe, die er zu beantworten, der Gutachten, die er abzugeben und sonstiger Geschäfte, die er zu erledigen hatte. — Es leuchtet daher ein, wie belastet und wie geplagt Beza war.

Noch mehr als zu Calvins Lebzeiten war Beza nach dem Tode desselben die eigentliche Seele der beiden großen wissenschaftlichen Anstalten Genfs, des Collegs und der Academie. Während jenes, als Gymnasium eingerichtet, die Schüler von den Rudimenten der Grammatik (man gebrauchte Beza's Grammatik) allmählich in die höheren humanistischen Studien einführte und die Pflege derjenigen christlichen Gestiftung und allgemeinen Bildung, welche für das Leben im christlichen Gemeinwesen und in den mannigfachen Berufszweigen desselben als nothwendige Voraussetzung galt*), sich zur Auf-

*) Ueber die Einrichtung des Collegs vergl. S a b e r e l, II, S. 109 ff.

gabe machte, war die Academie eine eigentliche Theologenschule, eine Pflanzstätte des Predigtamtes, nicht bloß für den einheimischen Kirchendienst, sondern auch für den der auswärtigen, insbesondre der französischen reformirten Kirchen *). Um die Hebung des Collegs und überhaupt um die Förderung des eigentlichen Schulunterrichtswesens erwarb sich Beza die wesentlichsten Verdienste. Um eine zunehmende Ueberfüllung der unteren Classen zu verhüten und um zugleich der zarteren Jugend den Schulbesuch zu erleichtern, hatte man im Jahre 1571 in jedem der vier Quartiere der Stadt eine Elementarschule errichtet, deren Schüler ein geringes Schulgeld zu zahlen hatten. Allein diese Einrichtung fand wenig Anklang, weil der Unterricht im Colleg ganz umsonst ertheilt, und darum die Zahlung von Schulgeld von der Genfer Bürgerschaft als eine ungewohnte Last angesehen ward. Beza, der dieses kaum wahrgenommen hatte, setzte es daher durch, daß der Magistrat den Jahresgehalt der an den „Schulen der Quartiere“ angestellten Lehrer verdoppelte und dagegen die Entrichtung des Schulgeldes ganz abschaffte. Eine überraschend stärkere und regelmäßigere Frequenz der Elementarschulen war die unmittelbare Frucht dieser von Beza herbeigeführten Aenderung.

Außer den Söhnen der Genfer Bürgerschaft waren es auch zahlreiche aus dem Auslande nach Genf gekommene Scholaren, welche das Colleg besuchten. Allein weit bedeutender war selbstverständlich der Besuch, dessen sich die Academie vom Auslande her, insbesondre auch aus Deutschland zu erfreuen hatte. Zu Zeiten schien dieselbe allerdings ihrer gänzlichen Auflösung nahe zu sein. Als im Jahre 1568 die Pest nach Genf kam, und der in Frankreich ausgebrochene Bürgerkrieg alle Wege nach Genf unsicher gemacht hatte, fanden sich daselbst nur acht Studenten ein; und nach der Bartholomäusnacht im Jahre 1572 sank deren Zahl sogar auf drei herab. Aber im Uebrigen erfreute sich die Academie eines so starken Besuches aus allen reformirten Landen, daß in den Jahren 1559—1603 (d. h. bis zur „Escalade“) nicht weniger als 1600 Studenten in Genf inscribirt wurden **).

Die Disciplin, welche die Rectoren und Professoren handhabten, war streng, und wurde namentlich gegen die deutschen Studenten, welche sich in der auf den vaterländischen Universitäten heimische Zügellosigkeit auch in Genf zu ergeben gedachten, mit unbeugsamen Ernst zur Anwendung gebracht. Um eine möglichst strenge Aufsicht über die auswärtigen Studenten überhaupt führen zu können, bezeichneten Beza und die anderen Prediger diejenigen frommen („vivants selon Dieu“) Familien, bei denen sie allein sich einmieten durften. Dagegen wurde der Besuch der Academie in andrer

*) Daher pflögte man die Academie zu Genf gradezu als pépinière des églises de France zu bezeichnen.

***) Vergl. Le livre du recteur catalogue des edutians de l'académie de Genève de 1559 à 1859 (Genève, l'imprimerie de Jules-Guillaume Fick, 1860).

Weise erleichtert. Seit Calvins Zeit war es üblich, daß Alle, welche in Genf immatriculirt werden wollten, zuvor einen Religionseid ablegen und demgemäß geloben mußten, daß sie mit Gottes Hülfe den christlichen Glauben, so wie man denselben in der Stadt Genf bekenne*), festhalten und darin an allen Orten bis in den Tod beharren wollten.“ Allein man sah allgemach ein, daß dieser Revers nur dazu diene, den Besuch der Academie zu erschweren und deren Wirksamkeit zu beeinträchtigen, weshalb derselbe im Jahre 1576 abgeschafft wurde**).

Bei der außerordentlichen Frequenz, welche sich die Academie zu erfreuen hatte, war natürlich Beza's academische Lehrthätigkeit das wirksamste Mittel, durch welches derselbe im ganzen Umfange der reformirten Kirche den bedeutendsten Einfluß ausübte. Denn am Ende des Jahrhunderts gab es kein reformirtes Land, das nicht eine Anzahl von Predigern aufzuweisen hatte, die in Genf von Beza gebildet worden waren.

Unter denen, welche in Genf zu Beza's Füßen saßen und späterhin eine hervorragende theologische Stellung einnahmen, war auch Jacob Arminius, der energische Gegner der Calvinischen Prädestinationslehre. Schon während seiner Studienzeit machte derselbe in Genf durch seine Opposition gegen die traditionelle Lehrweise Aufsehen. Arminius hatte sich in die Ramißische Philosophie vertieft, und polemisirte daher (1582) gegen die in Genf herrschende Philosophie des Aristoteles. Dieses mißfiel natürlich den Professoren der Academie und Beza warnte den jungen Holländer mit den Worten: „Befaszt euch nicht mit eiteln Subtilitäten. Tretet euch gewisse neologische Gedanken nahe, so eignet euch dieselben nicht an, ohne euch zuvor längere Zeit hindurch in dieselbe vertieft zu haben, wenn sie euch auch im ersten Augenblicke noch so sehr fesseln mögen. Calvin hat mir diesen Rath gegeben und ich habe mich dabei wohl befunden.“

Arminius verließ daher Genf, wo er sich nicht heimisch fühlte, lebte eine Zeit lang zu Basel, kam aber dann doch auf Geheiß und auf Kosten des Magistrats zu Amsterdam im Jahre 1584 nach Genf zurück. Indessen hatte es der Magistrat zu Amsterdam für nöthig befunden, seinen Stipendiaten Arminius, von dessen Talenten man sich etwas versprach, der besondern Fürsorge Beza's zu empfehlen. „Wir schicken euch,“ hieß es in dem Schreiben, „unseren Jacob Arminius, für den wir trotz der schlechten Zeiten viel Geld aufwenden. Viele Leute schätzen sein Talent sehr hoch; aber wir wünschten, daß er sich nicht einer solchen Wissenschaft hingebte, welche nur ausbläßt. In einer dem Geschäftsleben hingebenen Stadt, wie die un-

*) Siehe im Schriftverzeichnis Beza's Nr.

***) *Saberel*, II, S. 122. Unter den Motiven der Abschaffung jenes Reverses wird auch hervorgehoben: *qu'il ne semble pas raisonnable de presser ainsi une jeune conscience, qui n'est résolue de signer ce qu'elle n'entend pas encore.*

unsrige ist, bedarf man vor Allem des religiösen Friedens, der nur da walten kann, wo die Prediger unter einander vollkommen übereinstimmen. Indem ihr daher in diesem Sinne die Talente des Arminius leiten werdet, werdet ihr unsrer Republik einen wahren Dienst erweisen.“ — Beza antwortet: „In Betreff des Arminius haben wir schon einmal an euch geschrieben. Die Unsicherheit der Communication in Kriegszeiten hat uns gehindert, euch zuorzukommen. Wir schreiben euch auf's Neue, um jedes Vorurtheil zu vermeiden, welches in Betreff der Studien eueres Günstlings etwa aufkommen könnte. Seinen Sitten und seiner Gelehrsamkeit geben wir das beste Zeugniß. Gott hat ihm ein hervorragendes Urtheil und eine große Intelligenz gegeben; und wenn die Frömmigkeit, die ihn besetzt, fernerhin die Richtschnur seines Herzens bleibt, so wird er sicherlich ein Licht der Kirche werden.“

Auf das eigentliche Kirchenwesen Genfs war Beza's Einfluß natürlich nicht minder bedeutend als auf die Academie; vielmehr wurde der ganze Ausbau des von Calvin geschaffenen Kirchenthums und das gesammte kirchliche Leben der Stadt im eigentlichsten Sinne des Wortes von Beza getragen so lange er lebte. In Genf selbst, wie in der ganzen christlichen Welt galt daher Beza als Derjenige, welcher die Genfer Kirche in allen Beziehungen zum Auslande zu repräsentiren hatte. Als es sich z. B. im Jahre 1566 um Aufstellung einer neuen reformirten Bekenntnisschrift handelte, schlug man in Zürich vor, Beza möchte ebenso für die reformirte Kirche französischer Zunge eine Confession ausarbeiten, wie Bullinger eine solche für die reformirte Kirche deutscher Zunge aufgestellt habe. Allein Beza rieth, daß auch die Genfer Kirche Bullingers treffliche *Confessio Helvetica II.* unterzeichnen möchte. Im Namen Genfs erschien daher Beza (in Begleitung des Predigers Colladon) im Februar 1566 in Zürich und erklärte Genfs Zustimmung zu dem neuen Bekenntniß*).

In der Handhabung der Kirchenzucht ließ Beza nach Calvins Tod mannigfache, den berechtigten Forderungen des Lebens Rechnung tragende Milderungen eintreten, ohne den alten Calvinischen Ernst derselben irgendwie zu beeinträchtigen. Daher wurden in Genf immer noch Klagen über den Rigorismus einer Kirchenzucht laut, welche in alle Verhältnisse des Privatlebens, selbst der Kleidermode tief eingriff. Als aber der Magistrat wiederholt auf Ermäßigung der disciplinaren Forderungen der Geistlichen drang, antwortete Beza (Februar 1577): Man bedauere es sehr, die Herrn so oft wegen des unnöthigen Aufwandes, den man sich in dieser Stadt erlaube, belästigen zu müssen. Aber die Wohlfahrt des Staates hänge einmal von der Ordnung ab, die unter den Bürgern herrsche. Betrachte man nur das römische Reich, welches einst so mächtig und so angesehen war:

*) Pestalozzi, *Seinr. Bullinger*, S. 418.

wesen sei, so lange der Geist der Mäßigkeit und Moralität die Bürger beherrscht habe. Denn was sei doch aus ihm geworden, seitdem ein Jeder habe thun können, was ihm beliebte! Wenn der Herr einen solchen Ruin über diesen so mächtigen Staat hat kommen lassen, wer wird dann die arme Republik Genf retten, wenn sie sich allen Lasten hingiebt, deren Ende das Verderben der Familien und des Gemeinwesens ist?“ — Auf das Strengste schritt Beza gegen die Verbreiter leichtfertiger oder irreligiöser Literaturerzeugnisse ein, z. B. gegen den berühmten Buchdrucker Heinrich Estienne wegen Veröffentlichung eines *livre rempli de choses indignes d'un chrétien* *).

Dabei erwies Beza seine sittliche Berechtigung zur Ausübung eines durchgreifenden Einflusses auf die kirchlichen Verhältnisse Genfs, durch die eminente Opferwilligkeit, mit welcher er sich allen kirchlichen Interessen der Stadt hingab. Zuweilen mußten die Herren des Rathes oder die Gesellschaft der Prediger ihn zu größerer Schonung seiner selbst nöthigen. In den von de Grenas herausgegebenen fragments wird zum 7. Juni 1568 berichtet: „Obgleich Herr von Beze dringend gebeten hat, von der Pflicht, die Pestkranken zu trösten, nicht eximirt zu werden, so haben ihm seine Collegen diese Bitte doch abgeschlagen, nicht um ihn zu schonen, sondern weil es gut ist, ihn zu erhalten, so lange es Gott gefallen wird;“ und zwei Jahre später (1570): „Theodor de Beze erklärt, daß, da sein Pastoreneid ihn verpflichtete, alle Obliegenheiten seines Amtes zu erfüllen und da eine der wichtigsten derselben die Tröstung der Kranken sei, er so lange kein ruhiges Gewissen haben könne, als ihm die Obrigkeit nicht gestatten werde, diesen Theil seines Amtes ebenso zu erfüllen, wie es von seinen Amtsbrüdern geschehe. — Der Rath fand diese Forderung gerecht, und gestattete daher den Predigern, ebenso über Beze wie über die andern das Loos zu werfen, damit man denjenigen, dem die Tröstung der Pestkranken aufzutragen sei, ermitteln könne.“

Auch in politischer Hinsicht war Beza fortwährend eine Säule des Genfer Gemeinwesens. Dies bewährte sich namentlich, als Genf durch den Nachfolger Emanuel Philiberts, den Herzog Karl Emanuel von Savoyen zu wiederholten Malen bedroht und in Kriege verwickelt wurde, die der kleine Staat kaum zu ertragen vermochte.

Im Jahre 1582 sah sich Genf genöthigt, um einem von dem Herzog beabsichtigten Ueberfall zuvorkommen, gegen denselben die Waffen zu ergreifen. Eine von Beza auf den Wunsch des Magistrats ausgearbeitete Proclamation legte öffentlich die Rechtmäßigkeit der Kriegserklärung dar. Außerdem entwarf Beza, ebenfalls auf Verlangen des Magistrats eine hierauf bezügliche Denkschrift, welche an den König von Navarra und an die Königin

*) Gaberel, II, S. 92 u. 93.

von England abgeschickt werden sollte, und welche auf beide den günstigsten Eindruck machte. König Heinrich antwortete den Herren zu Genf in freundlichster Weise, schickte Ingenieure nach Genf, welche die Festungswerke der Stadt verbessern sollten und versprach, nöthigenfalls auch mit Mannschaft zu helfen. Die Folge davon war, daß der Herzog von Savoyen sich zurückzog und Genf einstweilen in Ruhe ließ.

Aber zwei Jahre später sah sich Genf auf's Neue bedroht. Eines Tages erhielt nämlich Beza einen von einem gewissen Charles Pascal zu Coppet an ihn gesandten Brief, worin derselbe bat, daß er in Begleitung einiger Magistratspersonen zu einer Besprechung mit ihm zusammentreffen möchte, indem er ihm eine für Genf höchst wichtige Angelegenheit mitzutheilen habe. Der Magistrat genehmigte die Zusammenkunft, bei welcher Beza erfuhr, daß der Herzog mit einem gewissen La Boype zu Genf in Einvernehmen stehe, und mit demselben einen Plan zur Ueberrumpelung der Stadt vereinbart habe. Der bezeichnete Verräther fand sich auch in der Stadt wirklich vor und ebenso bestätigten sich alle anderen Angaben, welche Pascal in Betreff des von ihm enthüllten Complots gemacht hatte. La Boype, welcher merkte, daß sein Vorhaben entdeckt sei, floh daher eiligst aus der Stadt und die Ueberrumpelung derselben unterblieb natürlich.

Die Eröffnungen, welche Beza von demselben erhalten, hatten aber noch weitere Folgen. Pascal hatte nämlich erklärt: er rathe den Genesern, den Friedensversicherungen des Herzogs niemals zu trauen. Denn dieser habe gelobt, daß er eher auf eine Million als auf die Wiedereroberung Genfs verzichten wolle. Gelänge es ihm daher diesmal nicht, so rechne er auf die Spanier, welche ihm zu Hülfe kommen würden. Sofort theilten die Herren zu Genf den Bernern und Zürichern diese Enthüllungen mit, wodurch die wegen Aufnahme Genfs in die Eidgenossenschaft bereits angeknüpften Verhandlungen zum Abschluß gebracht wurden. Große Freudenfeste, welche man zu Genf veranstaltete, verkündeten der Welt das Band, welches nun Genf mit den Schweizercantonen verknüpfte und welches von 1584 bis 1798 andauerte. Beza entwarf die Inschrift einer darauf bezüglichen Denksteine, welche über der Facade des Rathhauses befestigt ward *).

*) Die Inschrift lautet: „Cinquante ans après le rétablissement de la religion et de l'antique liberté de Genève opéré par la protection divine, un jubilé nouveau commençant, le Sénat et le peuple de Genève, délivrés au dedans et au dehors de plusieurs embaches et orages, qui leur ont été suscités, et en considération de ce que le canton de Zurich, qui est à la tête des cantons de Suisse a contracté sur le pied d'égalité une alliance perpétuelle avec notre république, et de ce que nos anciens bons amis et alliés les Bernois ont renforcé par un nouveau lien leurs premiers engagements envers nous, consacrent ici le souvenir de cette faveur signalée de la Providence. 1584.“

Zwei Jahre später schien ein Zusammenstoß Genfs mit Savoyen wiederum unvermeidlich zu sein. Denn die Haltung des Herzogs gegen die Stadt war abermals so drohend geworden, daß die regierenden Herren zu Genf dringend aufgefordert wurden, sofort die Waffen zu ergreifen und den Krieg zu erklären. Aber ohne Beza's Rath mochte sich der Magistrat zu einem so ernstern und bedenklichen Schritt nicht herbeilassen. Beza ward daher eingeladen, in der Sitzung des Magistrats zu erscheinen und demselben seine Meinung über die vorliegende Frage zu eröffnen. Diese ging dahin, daß Genf allerdings gerechte Ursache zur Kriegserklärung habe, daß es aber nicht rathsam sei (was Beza im Einzelnen nachwies), von diesem Rechte Gebrauch zu machen, weil Genf wenig Aussicht auf einen glücklichen Erfolg des Krieges habe. Ohne Weiteres eignete sich das Conseil dieses Votum an und die von anderer Seite gewünschte Kriegserklärung unterblieb *).

Im Jahre 1588 brach endlich der Krieg wirklich aus. Aber auch durch das Getöse der Waffen und durch den wilden Tumult des Kampfes ließ Beza sein ernst mahnendes und strafendes Wort vernehmen, wo es noth that.

Der Beginn des Krieges war für Genf glücklich, und in den drei Kirchen der Stadt wurden öffentliche Dankgottesdienste gefeiert. Aber die Plünderungen, welche man sich erlaubt, die hohen Lösegelder, welche man für die Freilassung der Gefangenen erpreßt hatte, waren in den Augen Beza's einer christlichen Kriegerschaar wenig würdig. „Hütet euch,“ rief er darum von der Kanzel herab; „denn wenn Gott eure Waffen segnet und ihr seine Sache herabwürdigt, indem ihr wie Heiden handelt, so wird Sein Schutz für Genf bald verloren sein!“ Die Ermahnungen Beza's und der andern Prediger fanden auch sofort Gehör und bewirkten es, daß die Genfer Offiziere von da an strengere Mannszucht hielten. Aber im folgenden Jahre gab ein von Heinrich IV. geschicktes Hülfscorps zu neuen Klagen wegen Plünderungen und anderen Gewaltthätigkeiten, welche sich die Truppen gegen die Landleute erlaubten, Anlaß. Auf's Neue betrat daher Beza die Kanzel, um gegen diese heidnische Barbarei zu donnern, welche von den Truppen einer Stadt verübt werde, die sich eine christliche Stadt nenne, aber jetzt einer Räuberhöhle gleiche. Auch die Prediger Antoine de la Faye und Charles Perrot hielten ähnliche Strafpredigten.

Der Magistrat, der Beza's Auftreten vollkommen billigte, versammelte alsbald die französischen Hauptleute, denen Beza mit den ernstesten Worten in's Gewissen griff. Die Hauptleute gestanden ein, daß sie strengere Zucht hätten halten können und versprachen für die Zukunft gegen alle Excesse mit den schärfsten Maßregeln einzuschreiten. Aber dieses Versprechen genügte Beza nicht. „Eure Leute haben Vieh, Goldschmuck und Habe aller Art hinweggeführt und es ist daher nöthig, daß das Alles denen, welchen es geraubt

*) Saberei, II. Beil. S. 220—234.

ist, zurückgegeben wird.“ Die französischen Offiziere meinten, es sei kaum möglich, dieses zu bewerkstelligen; „aber so groß war das Ansehen, dessen sich Beza erfreute, daß die Beraubten schon am folgenden Tage wieder in den Besitz ihrer Habe kamen*.“ — Um übrigens für die Zukunft ähnliche Vergewaltigungen zu verhüten, gab der Magistrat den Predigern auf, sich öffentlich über die Frage auszusprechen; „ob es erlaubt sei, Geld, Möbel und Vieh, welches Landleuten gehöre, welche in dem Lande, in dem der Krieg wüthet, die Waffen nicht ergriffen haben, zu nehmen?“

Und wie Beza's Ansehen dem Genfer Gemeinwesen für die Aufrechthaltung seiner Moralität auch im Getümmel des Krieges zu statten kam, so zeigte sich dasselbe zwei Jahre später zu großem Nutzen des Staates in anderer Weise wirksam. Die öffentlichen Kassen waren erschöpft, der Krieg dauerte noch fort und man wußte nicht, woher die zur Fortführung des Krieges erforderlichen Gelder beschafft werden sollten. Da wendete sich Beza, für das bedrängte Genf um Hülfe stehend, an die glaubensverwandten Fürsten und Obrigkeiten, insbesondere in England und Holland; und alsbald gingen von allen Seiten her die reichlichsten Subsidien ein**).

§ 2.

Streitigkeiten mit Dhuino und Castalio.

Viele Zeit und viele Freude des Lebens mußte Beza leider in den mannigfachen Streitigkeiten opfern, in die er hineingezogen ward und in denen er namentlich in den ersten Jahren nach Calvins Tode (vielleicht infolge der Verstimmung und Verbitterung, die er aus Frankreich mitgebracht hatte), oft ein Uebermaß von Gereiztheit und Unduldsamkeit kundgab. Den Streit mit Balduin nahm er noch vor Calvins Tod wieder auf. Schon hierbei beklundete Beza einen Unmuth und eine Erregtheit, die sich nur aus dem vielfachen Bedruß erklärt, den Balduin ihn verursacht hatte, weshalb einer seiner Freunde, St. Aldégonde, Herr von Marnix, sich veranlaßt sah, ihm (jedoch ohne Gehör zu finden) hierüber den ernstlichsten Vorhalt zu thun***). Aber noch weit heftiger und störriger war Beza's Auftreten gegen den greisen Prediger der italienischen Gemeinde zu Zürich, Bernard Dhuino. Derselbe hatte in italienischer Sprache ein Buch veröffentlicht, welches einzelne bedenkliche Aeußerungen in Betreff der Polygamie enthielt. Castalio, den Beza unter seine widerwärtigsten Gegner rechnete, hatte das Buch in's Lateinische übersetzt, welches hierdurch in weiteren Kreisen Verbreitung erhielt und auch in Beza's Hände kam. Sofort sah sich daher dieser bemüht, die Prediger und

*) Gaberel, II. S. 453.

**) Gaberel, II. S. 457.

***) Vergl. Sayous, Etudes littéraires, S. 253 ff.

selbst den Magistrat gegen Döhno — der bis dahin sich als einen Freund Calvins und Beza's angesehen hatte —, dergestalt in Harnisch zu bringen, daß derselbe mitten im Winter mit Weib und Kind Zürich verlassen mußte. Von da an verlebte Döhno keinen Tag mehr, an dem er es nicht empfinden mußte, daß Beza's gewaltiger Zorn auf ihm lag. Selbst in Basel wagte man es nicht, einem Manne, den man einst als den geschätzten Freund des Peter Martyr gekannt hatte, einen vorübergehenden Aufenthalt zu gewähren. Döhno floh daher nach Polen und Mähren, wo er starb. Beza vermochte in ihm nun einmal nichts anderes als einen Abtrünnigen zu erkennen, den die Bosheit des eignen Herzens in grundstürzende Irrthümer verstrickt habe, weshalb er sich über ihn fortwährend in den härtesten Urtheilen aussprach. Glaubte er doch sogar in dem Schicksale der Gattin Döhno's, welche den Hals brach, ehe dieser das ärgerliche Buch herausgab, das Strafgericht Gottes erblicken zu müssen, welches die vor der Welt noch verborgene Gottlosigkeit Döhno's schon damals getroffen habe!

In einen neuen Streit verwickelte sich Beza auch mit Castalio zu Basel. Derselbe hatte zwei Uebersetzungen der heiligen Schrift, eine lateinische und eine französische ausgearbeitet. Die letztere war ihm nicht zum Besten gelungen; noch ungeeigneter war jedoch die lateinische Uebersetzung, in welcher es sich Castalio zur Aufgabe gemacht hatte, mit Vermeidung aller Hebraismen und Hellenismen den Inhalt der heiligen Schrift durchaus in der Sprache und mit den Phrasen Cicero's darzustellen. Dabei war es natürlich unvermeidlich, daß Castalio den Sinn der biblischen Worte vielfach verfehlte, und Beza hatte die daraus hervorgegangenen Mängel von Castalio's Uebersetzung schon im Jahre 1556 in den Noten der Stephanischen Bibel hervorgehoben. Da Castalio sich gegen Beza's Angriffe öffentlich vertheidigte, so edirte dieser im Jahre 1563 eine besondere Streitschrift gegen denselben, auf welche, da Castalio auch dieser sehr energisch entgegentrat, Beza noch in demselben Jahre eine zweite Responsio folgen ließ. Leider aber blieb es nicht bei diesen Schriftenwechsel. Vielmehr wendete sich Beza mit seiner letzten Streitschrift in einer besonderen Epistel, die das Vorwort dieser bildete, an die Baseler Herren, denen er nachzuweisen suchte, daß es sich hier nicht um die Auslegung einzelner Schriftworte, sondern um die Geltung von Grundlehren des Evangeliums handele, und daß die Welt eben hierbei, da man den Druck und die Veröffentlichung der beiden Uebersetzungen in Basel gestattet habe, gerade sie auf dieses der Kirche gegebene Aergerniß ansehe. Der Vorwurf, den diese Worte enthielten, war verständlich genug, wurde aber von den Baselern, die darin eine Verdächtigung ihrer Rechtgläubigkeit wahrnahmen, so übel vermerkt, daß Beza im folgenden Jahre Bullingern zu Hülfe nehmen mußte, um sich durch diesen wegen des Argwohns, den man gegen seine Absichten geschöpft hatte, bei den Baselern rechtfertigen zu lassen.

§ 3.

Beza und Andreas Dubith.

Erfreulicher als die Wahrnehmung dieser Händel Beza's mit Döhno und Castalio ist es, die lebendige, ruhmvolle Wirksamkeit zu sehen, welche derselbe in der eben sich bildenden reformirten Kirche Polens ausübte. Hier hatte schon Calvin mit dem Statthalter von Krakau, Johann von Larnow und mit dem Großmarschall von Lithauen, dem Fürsten Radzivil im Verkeh gestanden, und vorzugsweise durch seinen Einfluß war es geschehen, daß sich in Polen das reformirte Bekenntniß befestigt hatte. Leider aber hatte sich hier schon frühzeitig in die reformatorische Richtung von Italien her die verderblichsten unitarischen Elemente, welche den ganzen eben im Entstehen begriffenen Kirchenbau zu untergraben drohten, eingemengt. Die beiden italienischen Aerzte Giorgio Biandrata und Valentino Gentile, welche wegen ihres Unitarismus Genf und die Schweiz hatten verlassen müssen, hatten sich nach Polen begeben (wo Biandrata als vormaliger Leibarzt der Königin sehr wohl bekannt war), und hatten sich hier für ihre Lehrmeinungen Anhang zu verschaffen gewußt. Andre Italiener, welche derselben Lehre huldigten, und welche theilweise, wie Döhno aus Genf vertrieben waren, hatten sich ebenfalls nach Polen begeben. Allerdings bewirkte es Calvin, daß Biandrata auch Polen räumen mußte, weshalb derselbe in die Dienste des Fürsten von Siebenbürgen trat; allein der Unitarismus hatte sich nun einmal in Polen in den Gedanken vieler eingewurzelt, und verursachte hier alsbald so bedenkliche Händel und Reibereien, daß Radzivil an eine Ausöhnung der Parteien durch vermittelnde Formen zu denken sich veranlaßt sah und sich deshalb Calvins und Beza's Rath erbat.

Calvin war bereits entschlafen, als Radzivils Briefe nach Genf kamen, über deren Inhalt Beza nicht wenig erschraf. Denn er überzeugte sich, daß in Polen die Gefahr der Infigirung einer ganzen bisher zur reformirten Bekenntnissgemeinschaft gerechneten Landeskirche mit der grundstürzenden Häresie des Unitarismus zu befürchten war. Beza überlegte sich daher lange, wie und was er dem Fürsten zu antworten habe, bis er endlich im April 1565 Namen aller Pastoren und Professoren der Kirche und der Academie zu Genf ein Schreiben an denselben abgehen ließ, worin er zwar auf die in Polen aufgetauchten Controversen nicht genauer einging, weil über die von den Gegnern der Kirchenlehre aufgestellten Lehrsätze nichts Bestimmtes mitgetheilt war, aber den Sinn und die Bedeutung der kirchlichen Trinitätslehre als eines uneräußerlichen Grunddogma's der gesammten Kirche bestimmt und nachdrücklich aussprach und schließlich bemerkte: Daß nicht allein das Werk Gottes in Polen gestört, sondern auch das ganze Königreich von den traurigsten Zerwürfnissen heimgesucht werde, sei sehr zu beklagen. Mit Recht sei daher der König

entschlossen, sein Reich von den Gotteslästerern zu säubern, wenn nur nicht dabei die reine Lehre zugleich mit der Irrlehre gerichtet und verworfen würde. Alle Pastoren und Glieder der wahren Kirche Gottes müsse man aber dringend bitten, daß sie sich nicht durch falschen Eifer zu ungebührlichen Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten verleiten ließen, da das Schwert nicht ihnen, sondern der Obrigkeit anvertraut sei, und insbesondere möchte sich der Fürst und der Adel des Landes vor diesen Tumultuanten mehr hüten als vor den Tartaren und Moscovitern. Würde dieß nicht geschehn, so werde Polen sicherlich den rächenden Zorn Gottes zu erfahren haben.

Auch Christoph Threcius, Rector der Universität Krakau, und Sarnitz, ein angesehenener polnischer Geistlicher, wendeten sich mit der Bitte an Beza, mit seiner Auctorität der Kirche Polens zu Hülfe kommen und den mehr und mehr um sich greifenden Zornwürfnissen ein Ende machen zu wollen. Indessen ließ sich doch aus der Ferne wenig thun; Beza mußte sich darauf beschränken, eine von dem Ungarn Melius verfaßte Schrift, welche gegen die neuen Arianer gerichtet war, zu corrigiren und in Genf zum Druck zu befördern. Außerdem bemühte sich Beza durch brieflichen Verkehr, den er mit einzelnen angesehenen und einflußreichen Männern in Polen anknüpfte, insbesondere mit Johann von Tarnow zu Krakau und mit dem Director der Salinen Wieliczka, Scacorwitz, die Befestigung des kirchlichen Bekenntnisses zu fördern. Auch sah sich Beza bei Beiden in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Großen Kummer dagegen bereitete ihm ein früherer Schüler, Peter Statory, dem er einst in Genf viele Wohlthaten erwiesen hatte, der aber jetzt als die rechte Hand Biandrata's das kirchliche Bekenntniß in der feindseligsten Weise, namentlich literarisch, verfolgte. Zu wiederholten Malen (in den Jahren 1565 und 1567) wendete sich Beza brieflich an denselben und suchte ihn durch ebenso freundliche als ernste Vorstellungen von seinen Irrwegen zurückzuführen. Aber die Antwort, welche Beza erhielt, bewies demselben, daß Statory weder Ermahnungen noch Bitten und Warnungen auf sich einwirken ließ.

Unter den bekanntschaflichen Verhältnissen, in welche Beza durch Threcius eingeführt ward, beschäftigte denselben aber keins so sehr, als der Verkehr, den er längere Zeit hindurch mit dem ehemaligen Bischof von Linninien in Dalmatien, Andreas Dudith von Horehovicz unterhielt*). Dudith, der sich in Padua und Paris, in England und Deutschland, namentlich aber in Italien, wohin er dreimal reiste, zum gelehrten Juristen, sowie unter Paulus Manutius zum gewandten und galanten Humanisten ausgebildet hatte, gehörte zu den zahlreichen Gelehrten seiner Zeit, welche es erkannten, daß die Bildung der christlichen Welt über die Kirche des Mittelalters hinausgegangen oder vielmehr zu den verschüttet gewesenen Quellen aller wahren Bildung zu-

*) Vergl. Nieß, Versuch einer ausführlichen und zuverlässigen Geschichte u. Dubiths und Gillet, Erato von Crafftheim, II, S. 256 ff.

rückgekehrt sei, die auch von der Schriftwidrigkeit und Unhaltbarkeit des römischen Kirchenwesens überzeugt waren, dabei aber auf das Recht einer selbstständigen Prüfung der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften um so weniger Verzicht leisten wollten, als sie an denselben und namentlich an ihrem Verhalten zu einander gar Manches wahrnahmen, was sie nicht zu einem sofortigen Anschluß an diesen oder jenen evangelischen Kirchenkörper kommen ließ und sie daher den Steppen des Scepticismus mehr oder weniger nahe brachte. Als Bischof von Tinnintien war Dudith mit dem Bischof von Ekanad von der ungarischen Geistlichkeit zu ihrem Abgeordneten nach Trident erwählt worden, wo er ganz im Sinne des Kaisers Ferdinand wirkte, indem er insbesondere in zwei glänzenden Reden die Gewährung des Kelches an die Laie bevormortete. Auch eine Rede zu Gunsten der Priesterehe arbeitete Dudith aus, konnte dieselbe jedoch nicht zum Vortrag bringen. Das für die Mehrzahl der Tridentiner Väter ärgerliche Aufsehn, welches Dudiths Auftreten machte, nöthigte zwar den (inzwischen auf den Thron gelangten) Kaiser Maximilian, denselben auf den Wunsch des Papstes von Trident abzuuberufen. Indessen erhielt Dudith sofort auch von Maximilian einen Beweis von kaiserlicher Gunst, indem ihm derselbe im Jahre 1563 die erledigten Bisthümer von Ekanad und Fünfkirchen verlieh. Schon jetzt fühlte sich Dudith in dem römischen Kirchenwesen nicht mehr heimisch. Da ward eine gesandtschaftliche Reise, mit welcher ihn der Kaiser betraute, für sein ganzes späteres Leben entscheidend. Maximilians Schwester Katharina, die Witwe des Herzogs Franz Gonzaga von Mantua, lebte mit dem König Sigismund August von Polen, als dritte Gemahlin desselben, in unglücklicher und kinderloser Ehe. Um diesem Mißverhältniß wo möglich ein glückliches Ende zu machen, beauftragte Maximilian den Bischof von Fünfkirchen, an den Königshof zu Wilna zu reisen und die Aussöhnung der beiden Ehegatten zu versuchen. Die Mission Dudiths mißlang, ward aber für diesen dadurch verhängnißvoll, daß derselbe, der schon längst mit dem Gedanken, dem Eölibat zu entsagen, umgegangen war, hier ein von der Königin erzogenes Hoffräulein fand, welches sich entschließen konnte, ihn zu ehelichen. Dudith war sich dessen vollkommen bewußt, daß er hierdurch mit seiner ganzen Vergangenheit brach, weshalb er sofort auf seine Bisthümer verzichtete und in Polen als Privatmann zu leben beschloß. In der katholischen Welt hörte man natürlich von dem kaum für möglich gehaltenen Schritte des in den weitesten Kreisen hochangesehenen Prälaten mit Bekürzung; aber während Dudith zu Rom im Bilde verbrannt wurde, richtete sich derselbe in der Umgegend von Krakau, wo er sich niederließ, ganz behaglich ein und gewann alsbald einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des polnischen Königreichs.

Dabei war für ihn freilich die Frage, welcher Kirchengemeinschaft er sich anzuschließen habe, noch lange nicht entschieden. Seine Gattin war allerdings eine Reformirte, und mit ihr besuchte er auch die Gottesdienste der reformirten

Gemeinde zu Krakau. Aber in der protestantischen Umgebung, in welcher er lebte, war ja die Controverse, ob der Unitarismus oder der Trinitarismus das eigentlich evangelische Bekenntniß sei, noch keineswegs definitiv erledigt, und diese Frage trat daher mit ihrem vollen Ernste jetzt auch an ihn, den damals vorzugsweise mit mathematischen Studien beschäftigten, fein gebildeten Denker heran.

Anfangs fand nun Dudith, wie ein Brief desselben vom 9. April 1568 an Maximilian beweist, die unitarische Lehre sehr bedenklich. Meinte er doch, daß die Unitarier nur noch einen Schritt zu thun hätten, um im Muhamedanismus anzugelangen! Kaum hatte daher Threcius von dem, was mit Dudith vorgegangen war, gehört, als ihn auch sofort der Gedanke beschäftigte, daß Dudith wohl für die reformirte Kirche gewonnen werden und vielleicht eine Säule derselben in Polen abgeben könnte. Indessen wußte er, daß Dudith hierzu in angemessener Weise angeregt werden mußte. Threcius stellte ihm daher vor, wie glücklich sich Herr von Beza, der gefeierte Kirchenlehrer zu Genf, schätzen würde, wenn es demselben gelänge, seine Bekanntschaft zu machen. Auch hob er hervor, daß eine Verbindung mit Beza ihm sofort den wirksamsten Einfluß in der reformirten Kirche sichern würde; und um die Anknüpfung des Verhältnisses zu erleichtern, erbot sich Threcius selbst nach Genf zu reisen.

Dudith fand das ihm vorgelegte Project ganz passend und practisch und eröffnete seinen Verkehr mit Beza gerade so, wie es dem Manne von hoher politischer und gesellschaftlicher Stellung gegenüber dem angesehenen Gelehrten nahe lag. Er gab Threcius die Briefe, welche er wegen seiner Verehelichung an den Kaiser Maximilian geschrieben hatte, sowie die (dieselbe schließlich concedirenden) Antwortschreiben des Kaisers mit, indem er bemerkte, daß er dieselben zu Beza's Verfügung stelle. So wünschte er durch Beza in die protestantische Gelehrtenwelt gewissermaßen eingeführt und derselben empfohlen zu werden. Beza entsprach auch den Wünschen Dudiths, indem er einen Dialog zwischen sich und Threcius, in welchen er die ihm behändigten Briefschaften verwebte, zu Ehren Dudiths ausarbeitete. Indessen unterblieb der Druck des Dialogs weil Maximilian, bei welchem Dudith schon gerühmt hatte, wie erfreut Beza über diese Correspondenz sei, dringend bat, daß ihm Dudith keine Verlegenheit bereiten möchte*). Gleichzeitig übersandte Beza dem vorhinigen Bischof die Dedication der zweiten Ausgabe seiner Juvenilia, welche eben die Presse verlassen hatte, mit einem begleitenden Schreiben, worin er ihn wegen seines Austritts aus der römischen Kirche beglückwünschte. — Auch die Züricher Theologen, Johann Wolff und Josias Simler fanden es, von Threcius dazu angeregt, angemessen, Dudith brieflich zu begrüßen. Dieser dankte Beza auf's

*) Beza's Dialog ist daher nur handschriftlich in der Gothaer Hofbibliothek vorhanden. Indessen wurde die Correspondenz Maximilians und Dudiths späterhin durch die Socinianer veröffentlicht.

Höflichste für die ihm übersandten Gedichte, verehrte auch demselben als Andenken an ihn einen goldnen Becher; allein die Correspondenz, welche nun zwischen Dudith und Beza (in den Jahren 1569 und 1570) begann, führte vorläufig doch nicht zu dem Ziele, welches dieser dabei im Auge hatte. Beza und die Züricher sprachen wiederholt den Wunsch aus, daß Dudith sich nun entscheiden der reformirten Kirche anschließen möchte; allein Dudith erklärte, daß sowohl der innere Hader, welcher die einzelnen Theile der evangelischen Kirche mit einander entzweie, als auch die an dem Schicksal eines Servet, Gentile, Lask und Anderer hervorgetretene Verfolgung, durch welche sich die Evangelischen den Päpstlichen ganz gleich stellten, es ihm unmöglich mache, zu einer sichern Beantwortung der Frage, wo denn die wahre Kirche sei, zu gelangen. Am darauf, in einem Briefe an Beza vom 1. August 1570, sprach es sodann Dudith ganz offen aus, daß es eigentlich die inzwischen in ihm erwachten Zweifel an der Trinitätslehre wären, welche es ihm unmöglich machten, der Aufforderung Beza's zu folgen. Dudith schrieb an Beza, daß er bereits für ihn einen Aufsatz ausgearbeitet, worin er seine Bedenken gegen die Trinitätslehre dargelegt habe, und daß er ihm diesen Aufsatz zusenden wolle, sobald er Beza's Beantwortung dieses Briefes erhalten haben werde.

Indessen bekam Beza diesen Aufsatz nicht zu sehen, weil er Dudiths Schreiben unbeantwortet ließ. Threcius, den die Wahrnehmung, daß Dudith „täglich mehr arianisire“ und dem unitarischen Unwesen in Polen den größten Vorschub leistete, mit Erbitterung erfüllte, hatte es veranlaßt, daß Beza allen Verkehr mit Dudith abzubrechen sich entschloß. Als nämlich der Prediger Petrus Melius zu Debrzyn, ein Hauptgegner des Unitarismus eine gegen denselben gerichtete Streitschrift mit der Bitte, deren Veröffentlichung zu wirken, an Dudith gesandt hatte, antwortete dieser, der mit Streitschriften durchaus nicht behelligt sein wollte und außerdem es dem Threcius nicht zeigen konnte, daß er ihm Beza's Herz entfremdet hatte (30. Januar 1571), so barsch, daß Threcius und Melius an Beza die bestimmte Aufforderung ergeln ließen, allen ferneren Briefwechsel mit Dudith einzustellen. Beza sah ein, daß er sich zwei treue Freunde entfremden würde, wenn er der mehr als unsichern Hoffnung, durch fortgesetzten brieflichen Verkehr mit Dudith diesen endlich zum entschiednen Bekenntniß der evangelischen Wahrheit zu vermögen, sich hingeben wollte, und ließ daher die letzte Zuschrift Dudiths unbeantwortet. Allerdings kam Dudith schon im Jahre 1573 von seinem Unitarismus ab und erklärte sich entschieden für die orthodoxe Lehre und Beza ermahnte daher, als er im Jahre 1576 seine Gedichte aufs Neue herausgab, seine Dedication an Dudith, wobei er über den vorgekommenen Abbruch seiner Beziehungen zu demselben in sehr vorsichtiger Weise hinwegging, und andererseits unterließ es Dudith bei keiner Veranlassung, die sich ihm darbot, seine große Hochachtung vor Beza auszusprechen; aber Beza's Verkehr mit demselben hatte doch ein für allemal ein Ende.

§ 4.

Beza's fernerer Verkehr mit dem protestantischen Frankreich. — Neue Controversen.

Inzwischen blieb Beza mit dem reformirten Frankreich fortwährend in dem lebhaftesten Verkehr, der auch für sein liebes Genf in schwerer, gefahrdrohender Zeit ein großer Trost werden sollte. Herzog Alba, dessen Name schon Schrecken erregend geworden war, näherte sich auf einem Durchmarsche mit seinen wilden Schaaren dem Reichthum von Genf und man wußte hier, daß der Herzog von Savoyen durch Alba seine nie aufgegebenen Ansprüche auf Genf durchzusetzen gedachte. Eiligst mußte daher Beza die ihm befreundeten Hugenottenhäupter, insbesondere den Prinzen Condé und den Admiral im Namen der Stadt Genf von der Gefahr unterrichten, welche derselben drohte und sie mit angemessener Erinnerung an die guten Dienste, welche Genf durch Beza den Hugenotten geleistet habe, um deren schnelligste Hilfe angehen. Die Gefahr ging vorüber, da Alba mit seinem Durchmarsche Eile hatte. Die Hilfe der Hugenotten that also nicht nöthig; vielmehr wurde Genf alsbald eine Zufluchtsstätte für viele Hunderte von Hugenotten, welche in Elend und Jammer daselbst ankamen. Denn im Jahre 1567 war in Frankreich die Fackel des Religionskrieges wieder entzündet, das Abschlachten der Hugenotten hatte abermals seinen Anfang genommen, und diejenigen, welche dem Schwerte der wilden katholischen Rotten zu entrinnen vermochten, kannten keine gastlichere Zufluchtsstätte als Genf, wo sie massenweise zusammenströmten. Aber die Mehrzahl der Flüchtlinge hatte nichts als das nackte Leben gerettet und bedurfte daher zur Linderung ihrer entsetzlichen Noth einer ganz außerordentlichen Unterstützung. Da zeigte es sich, mit welcher Treue und Hingabe Beza die Noth und Sorge der Brüder auf dem eigenen Herzen trug. Nach allen Seiten hin wendete sich Beza hülfesuchend und um Gaben für die unglücklichen Flüchtlinge bittend, für welche er in Folge dessen reichliche Spenden aus England, Holland, aus der Schweiz und aus anderen Landen zusammenbrachte; und als, nachdem im Anfange des Jahres 1568 ein scheinbarer Friede geschlossen war, im Herbst desselben Jahres der Religionskrieg abermals in Frankreich entbrannte und Genf abermals die Massen heimatlos gewordener Glaubensbrüder in seinen Mauern zusammenströmen sah, war es wiederum vorzugsweise die eindringliche Fürbitte Beza's, welche denselben Hilfe und Erleichterung verschaffte. Genf ordnete zwei Bevollmächtigte ab, den Diaconus Joh. Badius zu Genf und den Diaconus Bassan zu Lyon, welche mit einem Empfehlungsschreiben Beza's versehen, die Nachbarn, insbesondere die Berner, um Hilfe angehen sollten. Nach England und Holland hin wendete sich Beza mit derselben Bitte unmittelbar; und wiederum hatte derselbe die Freude, seine Bemühungen von dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu sehen.

Raum war aber der Krieg im Jahre 1568 beendet, als die Kirche der Hugenotten durch die bedenklichsten Bewegungen in ihrem Innern beunruhigt wurde.

Die reformirten Gemeinden Frankreichs hatten ihre Gemeinschaft genau nach der Genfer Kirchenverfassung als dem Muster eines wahrhaft apostolischen Kirchenwesens organisiert. Jede einzelne Gemeinde wurde von einem aus Predigern, Ältesten und Diaconen bestehenden Consistorium geleitet. Dem Diaconen lag es ob, die Armen- und Krankenpflege und die Catechisation in den Häusern zu besorgen, während die Ältesten die Gemeinde disciplinär zu beaufsichtigen hatten. Außerdem stand dem Consistorium das Recht zu, im Verein mit zwei oder drei anderen Consistorien sich seine Prediger zu wählen. Wurde die Wahl von der Gemeinde beanstandet, so hatte die Provinzialsynode über dieselbe zu entscheiden. Den Vorsitz im Consistorium führt der Prediger. — Die nächsthöhere kirchliche Behörde war das „Colloquium“ oder die „Klasse,“ d. h. der Convent mehrerer benachbarter Consistorien. In allen die Mitglieder eines Consistoriums betreffenden Sachen war die Klasse erste, in allen anderen disciplinarischen Sachen zweite oder Appell-Instanz. Den Klassen-Conventen übergeordnet waren die jährlich ein- oder zweimal zusammentretenden Provinzialsynoden, d. h. die Synoden der sechszehn Kirchenprovinzen, in welche das evangelische Frankreich eingetheilt war; und an der Spitze der ganzen Kirchenverwaltung stand die Nationalsynode.

Der Krieg hatte jedoch diese treffliche Organisation der Kirche mannigfach gestört; der ganze Bau der Kirche war in seinen Fugen erschüttert und die Disciplin erschlafft.

Aber die Herstellung der kirchlichen Verfassung und Zucht war eine Lebensbedingung der Kirche, weshalb die fromme und erleuchtete Königin von Navarra alsbald gerade hierauf ihr eifrigstes Bestreben gerichtet sein ließ. Eine nach la Rochelle einberufene Nationalsynode, an welcher sie selbst mit ihrem jugendlichen Prinzen Heinrich, sowie mit dem Sohne des Prinzen Condé Theil zu nehmen beabsichtigte, sollte diese hochwichtige Angelegenheit der Kirche erledigen. Das Moderamen der Synode gedachte sie in die Hände Beza's zu legen, weshalb sie die Genfer Herren bitten ließ, Beza nach la Rochelle zu beurlauben. Allein Beza konnte sich nicht entschließen, dem Rufe der Königin zu folgen. Die Erinnerung an die ebenso fruchtlose als mühselige Zeit, welche er in Frankreich verlebt hatte, war noch zu bitter. Statt Beza's wurden daher Nicolant Gallars und Anton Chanday nach la Rochelle abgeordnet.

Viele Abgeordnete waren bereits versammelt, als die beiden Genfer in la Rochelle eintrafen. Aber beide überzeugten sich auch sofort, daß die demnächstigen Verhandlungen zu keinem Ziele führen würden. Denn bereits hatte sich eine zahlreiche Partei gebildet, welche unter der Führung des (uns schon bekannt gewordenen) Pariser Predigers Johann Morell und des berühmten Philosophen Peter Ramus (Ramée) geradezu die Niederreißung der

bestehenden Kirchenverfassung und die Beseitigung der Kirchenzucht anstrebte, um an deren Stelle eine neue Verfassung in der Weise des deutsch-schweizerischen Kirchenwesens aufzurichten. Wollte man diese Partei unschädlich machen, so war dies, das sahen auch die beiden Genfer ein, nur dadurch möglich, daß man die Auctorität Beza's gegen sie in die Schranken führte. Eiligst (März 1571) wurde daher eine zweite noch dringendere Einladung an Beza erlassen, der es jetzt allerdings als eine Pflicht erkannte, dem Rufe nach Frankreich Gehör zu geben.

Am 2. April 1571 ward die Synode (die siebente Nationalsynode der französisch-reformirten Kirche) eröffnet. Den Vorsitz führte Beza; der Prediger Nicolaus des Gallars war Schriftführer. Außer den deputirten Predigern und Ältesten waren anwesend die Königin Johanne von Navarra, deren Prinz Heinrich und Prinz Heinrich von Condé, der Graf Ludwig von Nassau und der Admiral Coligny*). Die Verhandlungen dauerten neun Tage. Die Forderung, daß, mit Zurückdrängung der kirchenregimentlichen Auctorität des Predigtamtes die bürgerliche Obrigkeit als Haupt der Kirche anerkannt werde, wurde energisch zurückgewiesen. Beza ward beauftragt, in diesem Sinne die von dem Prediger von Bourdeaux aufgestellten und auf der Synode zur Klage gebrachten Artikel, in welchen eine fundamentale Umgestaltung der Kirchenverfassung gefordert wurde, schriftlich zu widerlegen. Sodann erklärte sich die Synode auf das Bestimmteste gegen die unitarische Häresie, über deren Umsichgreifen in Polen und Siebenbürgen Beza berichtet hatte, und sprach den Wunsch und die Hoffnung aus, daß alle Prediger, Ältesten und Diaconen der französisch-reformirten Kirche ihre Gemeinden vor dieser Ketzerei nach Kräften behüten möchten.

Die Durchlesung der französischen Confession, welche die Synode vornahm, führte auch zur Aufstellung einer genaueren authentischen Erläuterung des Art. 36. derselben, die Lehre vom Abendmahl betreffend. Indem man nämlich beschloß, daß die Worte dieses Artikel „Nous confessons, que la sainte cène nous est temoignage de l'unité, que nous avons avec Jesus Christ“ zu verändern wären in „— que la sainte cène nous est temoignage de l'union etc.“ wurde zugleich zur Erläuterung des ganzen Artikels erklärt: „Es ist beschlossen worden, daß die Synode, unsre Confession billigend, die Meinung derer verwirft, welche das in diesem Artikel enthaltne Wort *S u b s t a n z* nicht billigen wollen: unter welchem Worte die Synode nicht irgend eine fleischliche und grobe, auf die Materie des Leibes bezügliche Verbindung, Vermischung, Veränderung oder Verwandlung irgend welcher Art, sondern eine wahre, absolut innige und geistige Verbindung versteht, durch welche dergestalt Jesus Christus selbst unser, und wir sein Eigen-

*) Die Akten der Synode s. bei A y m o n , Tous les synodes nationaux des églises reformées de France, T. I. p. 98 ff.

thum werden, daß es für den Leib keine, weder natürliche noch künstliche Verbindung giebt, die so enge wäre; welche gleichwohl nicht darauf hinausläuft, daß seine Substanz oder Person, mit unsern Personen verbunden, daraus irgend eine dritte Person oder Substanz bilde, sondern nur daß seine Kraft und das in ihm für die Menschen vorhandne Heilsgut uns durch dieses Mittel auf das Innigste geschenkt und mitgetheilt werde. Deshalb sind wir nicht der Meinung derer, welche sagen, daß wir allein seiner Verdienste und der Gaben theilhaftig werden, welche er uns durch seinen Geist mittheilt, ohne daß er selbst unser geworden sei: vielmehr verehren wir dieses groß, übernatürliche und unbegreifliche Geheimniß der realen und erfolgreichsten (très-efficace) Wirklichkeit Jesu Christi in uns, wie es der Apostel Paulus in seinem Briefe an die Epheser bezeugt. Wir glauben also demgemäß, daß wir des für uns in den Tod gegebenen (livré) Leibes Jesu Christi und seines für uns vergossenen Blutes theilhaftig geworden sind und daß wir sein Fleisch von seinem Fleisch und Wein von seinem Wein, indem wir ihn und mit ihm alle seine Gaben in uns aufnehmen, ihn der mittels des Glaubens in uns eingepflanzt ist durch die wirksame und unbegreifliche Kraft des heiligen Geistes.“

Allein dieser Beschluß der Synode*) gab denen, welche die Lehre von der substantiellen Mittheilung des Leibes Christi im Abendmahl verwarfen, die erwünschtesten Mittel an die Hand, ihre gegen die Genfer Institutionen gerichteten Wühlereien in noch weiteren Kreisen fortzusetzen. Insbesondere bemühte sich Ramée noch vor dem Zusammentritt der nächsten Nationalsynode seinen Anhang thunlichst zu verstärken.

Durch den Krieg aus Paris vertrieben war Ramée, der sich bereits den Ruhm eines scharfsinnigen Gegners des Aristoteles erworben und eine eigene philosophische Schule gegründet hatte, nach Zürich gekommen, wo er bei Dub

*) Von den übrigen Beschlüssen der Synode wird hier abgesehen. Nur verdienen noch folgende Decrete derselben hervorgehoben zu werden: „Art. II. Da unser Glaubensbekenntnis in verschiedner Weise gedruckt ist, so erklärt die Synode diejenige Ausgabe für das wahre Glaubensbekenntnis unserer reformirten Kirchen Frankreichs, welches mit den Worten beginnt „Nous croyons, qu'il n'y a qu' un seul Dieu, welche Confession von der ersten Nationalsynode zu Paris am 25. Mai 1550 redigirt ist.“ (Hiernach ist also der von Niemeyer in der Collectio confess. eccles. reform. S. 313 ff. gegebene Text, welcher mit den Worten beginnt: Nous croyons et confessons, qu'il y a un seul Dieu,“ nicht authentisch.) — „Art. VIII. Nachdem die Lesung des Glaubensbekenntnisses beendet war, hat man beschlossen, daß davon drei Copieen desselben ohne einigen Zusatz auf Pergament angefertigt, von denen das eine in dieser Stadt la Rochelle, das andere in Bern, das dritte zu Genf aufbewahrt und daß sie alle drei von den Predigern und Ältesten dieses Königreichs signirt und daß auch die Königin von Navarra, die Prinzen von Navarra und Combe und die anderen Herren um Unterzeichnung derselben angegangen werden sollten.“

tinger und dessen Freunden die gastlichste Aufnahme fand. Da nun für Ramée die Aussicht auf eine baldige Rückkehr nach Paris mehr und mehr schwand, so erwachte in ihm der Wunsch, eine Professur an der Academie zu Genf übertragen zu erhalten. An Beza selbst in dieser Sache sich zu wenden, konnte sich indessen Ramée nicht entschließen, weil er wußte, daß sich Beza als entschiedener Aristoteliker über seine Philosophie ungünstig ausgesprochen hatte. Ramée suchte daher auf anderem Wege in Genf zum Ziele zu kommen. Das aber verdroß Beza, der nicht wünschte, daß Ramée ihm darum, weil er sich nicht zu seiner Philosophie bekannte, mit Mißtrauen ansehen möchte. Beza schrieb ihm daher: es sei ihm sehr leid, daß er sich in seiner Sache nicht lieber an ihn als an jeden anderen gewendet habe; nicht als ob er, wie die ehrsüchtigen Leute, um Alles gebeten sein wolle, sondern weil er aus dem Umstande, daß Ramée ihn umgangen habe, ersehe, daß dieser von ihm weniger freundschaftlich denke, als er von ihm. Allerdings sei er in manchen Punkten nicht der Meinung des Ramée, aber er schätze an ihm viele gute Eigenschaften, insbesondre seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, und es würde ihm daher ein Vergnügen sein, ihm zu dienen, indem er der Genfer Academie Dienste leiste. Indessen sei keine Professur an der Academie vacant, und wenn auch ein Lehrstuhl erledigt werde, so sollte in Genf doch nur Aristotelische Philosophie vortragen werden. Wollte jedoch Ramée ohne Gehalt in Genf leben, so würde man ihn mit offenen Armen aufnehmen.

Indessen verfehlten Beza's Worte des beabsichtigten Eindrucks. Ramée konnte es ihm nun einmal nicht verzeihen, daß er die Bedeutung seiner neuen Philosophie nicht anerkennen wollte und suchte daher gerade jetzt dem Ansehen und den Bestrebungen Beza's, wo er nur konnte, entgegenzuarbeiten. Daher schrieb Ramée sogar an die Prediger zu Zürich und suchte denselben die Genfer Kircheninstitutionen nebenbei auch dadurch zu verdächtigen, daß er sie darauf hinwies, wie durch den Beschluß der Synode zu la Rochelle auch die Züricher Kirche anathematist sei.

Allerdings sah Bullinger ein, daß es für die ganze Kirche verderblich sein würde, wenn man den aufreizenden Einflüsterungen Ramée's Gehör geben wollte, weshalb er demselben zu verstehen gab, daß die von ihm gewünschte Disciplin der Verfassung, welche die Anabaptisten und Schwärmer ihren Kirchen gegeben hätten, sehr ähnlich sei, und ihn außerdem beschwor, nicht etwa wegen der Abendmahlslehre die Vorgänge, welche in Sachsen eine so trostlose Verwirrung verursacht hätten, auch in Frankreich herbeiführen zu wollen. In einem ganz anderen Tone schrieb dagegen Bullinger an Beza selbst, indem er ihn mit den härtesten Ausdrücken darüber anlieh, daß er dieses Verdammungsurtheil nicht allein gebilligt, sondern dasselbe auch in dem Schreiben, welches die Synode an die Schweizer erlassen, gar nicht erwähnt und mit keiner Sylbe erläutert hätte, da man doch die Schweizer zur Beschickung der Synode eingeladen habe und diese nur durch politische Verhältnisse abgehalten wären,

der Einladung zu folgen, sie aber im Vertrauen auf Beza zu Allem, was die Synode beschließen würde, im Voraus ihre Zustimmung ausgesprochen hätten.

Mit tiefem Schmerz sah Beza, daß der alte Verdruß wegen der Abendmahlslehre von Neuem angeregt war, und er mußte befürchten, daß, wenn die noch schwebende Streitfrage wegen der Disciplin hinzukomme, hieraus leicht die ärgerlichsten Zerwürfnisse und Spaltungen hervorgehen könnten. Eiligst schrieb er daher an Bullinger zurück: Er und die andern Synodalmitglieder hätten nicht im Entferntesten beabsichtigt, durch den Canon, nach welchem alle Diejenigen, die den Gebrauch des Wortes „substantziell“ in der Abendmahlslehre nicht dulden wollten, als excommunicirt zu betrachten wären, auch die Züricher zu verdammen, da man ja mit denselben sich jederzeit einer vollkommenen Bekenntniseinhelligkeit erfreut habe. Die Synode habe mit diesem Canon nur gewisse französische Kirchen gemeint, welche unter dem Leibe und Blute Christi nur die Wirkung (energiam) d. h. den Erfolg statt der Sache selbst verstehen wollten. Was das Wort „Substanz“ betreffe, so verdamnten die Brüder, welche an der Synode Theil genommen hatten, die Lehre von der körperlichen Gegenwart Christi im Abendmahl grade so wie die Schweizer. Weil man ihnen aber immer vorwerfe, daß sie die wirkliche Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi leugneten, so hätten sie sich das Wort Substanz angeeignet: nicht als ob hier von einer Sache geredet werde, die dadurch gegenwärtig sei, daß sie an einem Ort liege, sondern als von einer Wohlthat, die Gott mit dem Abendmahl verbinde. Außerdem sei ja in den Akten der Synode eine bestimmte Erklärung des Ausdrucks hinzugefügt, weshalb man gar nicht zu fürchten habe, daß hierdurch wie durch ein Hintertürchen das Umding der Lehre von der räumlichen Verbindung des Leibes Christi mit dem Brot (*μετουσία*) und der Brotverwandlung in die Kirche sich wieder einschleiche.“

Allein alle diese Vorstellungen wollten bei Bullinger nicht versfangen, indem derselbe auf das Bestimmteste darauf bestand, daß das Wort „substantziell“ aus dem Bekenntniß gestrichen würde. Für Beza blieb daher nichts Anders übrig, als die Sache der nächsten Nationalsynode zur nochmaligen Discussion vorzulegen, indem er zugleich erklärte, daß er an dieser Synode nicht als Vorsitzender, sondern nur als Mitglied Theil nehmen werde, damit die Genèver, Ramus und Morelli, deren Schriften und Argumente auf der Synode zur Untersuchung kommen würden, sich um so freier und ungehinderter bewegen könnten. Indessen vermochte Beza die wieder auf's Höchste gerirten Züricher auch hiermit nicht zufrieden zu stellen. Denn als er sie eingeladen hatte, Bevollmächtigte nach Nîmes zu schicken, wo dieselben ihre Beschwerden vorbringen könnten, antwortete Bullinger in einem an die Synode zu Nîmes gerichteten Schreiben: Man werde von Zürich aus die Synode nicht beschicken, denn es sei ja genug, daß die Kirchen beiderseits ihre Uebereinstimmung ein für allemal ausgesprochen hätten. Das Veranstellen häufiger

Versammlungen, das Aufstellen neuer Lehrsätze, das Aendern am Alten
 scheine ihnen die Ordnung der Kirche mehr zu zerstören als zu fördern. Die
 treue Predigt des Wortes sei die Hauptsache, weshalb man die Irrenden
 lieber freundlich ermahnen, als die Gläubigen mit vielen Gesetzen und Vor-
 schriften beschweren sollte. Eben darum wollten sie die Franzosen nur daran
 erinnern, daß man allewege auf die apostolische Kircheneinrichtung zurücksehen,
 und mit Bannflüchen nicht so freigebig sein möchte, weil es sonst den An-
 schein gewinne, daß die neuen Kirchen mehr fluchten als segneten. Dadurch
 werde aber weiter nichts bewirkt, als daß Viele abgeschreckt würden, zu ihnen
 überzutreten, oder von ihnen wieder abfielen. Die wahre Abhülfe gegen die
 Unruhen scheine man in Frankreich nicht zu kennen. Dasselbe sei Sanftmuth
 und Duldung der Irrenden, weshalb man nur Diejenigen, welche die Haupt-
 artikel der Lehre leugneten, verdammen sollte. — Hierauf auf die Hauptsache
 übergehend, fuhr Bullinger fort: „Um euch aber nichts zu verhehlen, theuere
 Brüder, so habt ihr auf der Synode zu la Rochelle Diejenigen aus eurerer
 Gemeinschaft ausgestoßen und verdammt, welche in der Lehre vom Abend-
 mahle des Herrn den Ausdruck *S u b s t a n z* nicht dulden wollen, d. h. Die-
 jenigen, welche leugnen, daß in der Handlung des heiligen Mahles der Leib
 und das Blut Christi substantziell vorhanden sei und empfangen werde. Da
 hättet ihr doch bedenken sollen, daß wir, eure Brüder und Glaubensgenossen,
 eben jener Meinung sind, die wir auch in unserem Glaubensbekenntniß
 ausdrücklich erklärt und erst unlängst in unsrer Antwort auf Brenzens
 Testament wiederholt haben. Da aber der berühmte Mann, Herr Beza,
 mit der Genfer Kirche dieß Glaubensbekenntniß unterschrieben hat und auch ihr
 dasselbe billigt; endlich: da wir vor Allen frei sagen, daß die französische
 und schweizerische Kirchen ein und dasselbe Bekenntniß haben, so ist es uns
 sehr auffallend, daß euch eine solche Verdammung hat entweichen können.
 Wir wissen recht wohl, wie ihr das Wort *S u b s t a n z* erklärt, aber unsre
 gemeinschaftlichen Gegner, auf die wir hierbei doch auch Rücksicht nehmen
 müssen, achten auf diese Erklärung nicht, sondern halten sich blos an das
 Wort; und indem sie blos auf die Verdammung oder Verwerfung Rücksicht
 nehmen, verkündigen sie mit großem Geschrei: daß ihr von uns abweicht und
 daß wir von euch verdammt wären, und daß der Herr auf diese Weise die
 Sprache derer verwirre, die das neue Babylon baueten. Wir wünschen
 aber, daß keine Spur von Zwietracht zwischen uns bleiben möge (wie wir
 denn auch hoffen, daß keine vorhanden ist), damit auch unsre Gegner und
 Feinde uns unter keinem Vorwande Zwietracht vorwerfen können. Auch
 zweifeln wir an eurer Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit nicht, daß ihr nämlich
 nicht ernstlich denselben Voratz wie wir habt und deswegen aufmerksam be-
 trachten werdet, wie diese Wunde verbunden und geheilt werden könne.“

Aber die Zuschrift der Züricher machte auf die Synode zu Nimes,
 welche am 6. Mai 1572 eröffnet wurde, den unangenehmsten Eindruck.

Denn man sah dieselbe gradezu als eine Antastung der kirchlichen Lehre oder als eine Mißbilligung des Eifers für Reinhaltung derselben an und es hielt Beza schwer, die aufgeregten Gemüther einigermaßen zu besänftigen. Indessen gelang es ihm endlich, eine ruhigere Erwägung der Sache herbeizuführen, in Folge deren beschlossen wurde, zu dem Canon „die Synode verwirft die Meinung derer, welche das Wort Substanz in dem Sinne, in welchem es in dem 36. Artikel dieser Confession enthalten ist, nicht annehmen“, den Satz hinzuzufügen: „Die Synode behält den Ausdruck Substanz zwar bei, jedoch ohne allen Nachtheil der fremden Kirchen, welche aus gewissen Ursachen diesen Ausdruck nicht gebrauchen“. — Beza theilte diese Erklärung den Schweizern mit; aber es dauerte lange, bis sich die Erbitterung derselben gegen die französischen Reformirten legte.

Die von Ramus und Morelli angeregte Streitfrage wurde von der Synode zur größten Freude Beza's ganz so aufgefaßt, wie dieser es wünscht. Beide waren, vielleicht weil sie eine Ahnung von dem Ausgang der Synodalberatung hatten, in Nîmes nicht erschienen; indessen wurde die Angelegenheit nichtsdestoweniger mit großer Sorgfalt behandelt, indem die Synode alle von Ramus und Morelli in Betreff derselben verfaßten Schriften sich vorlesen ließ, wobei es jedem Mitglied der Synode frei stand, sofort seine Bemerkungen vorzutragen. Die Vorlesungen dauerten sieben volle Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber schließlich wurde von den Versammelten fast einstimmig erklärt, daß man durch die vorgelesenen Schriften von der Zweckmäßigkeit der in demselben empfohlenen Einrichtungen nicht überzeugt worden sei und daß man daher die bestehenden Institutionen zu halten habe*).

§ 5.

Die Bartholomäusnacht.

Inzwischen konnte es dem Auge Beza's nicht entgehen, daß sich in Frankreich verhängnißvolle Veränderungen der Dinge vorbereiteten. Die Königin von Navarra, der Trost und die Hoffnung aller Evangelischen im Reiche starb; Beza, der sich ihren Freund nennen durfte, hatte sie auf der Synode zu la Rochelle zum letzten Male gesehen. Die Hoffnung der Evangelischen ruhte nun noch ganz auf dem noch jugendlichen Sohne derselben, dem nachherigen Könige Heinrich IV. Würde dieser sich von den Nezen, die ihm gefällig wurden, umgarnen und dem Evangelium abwendig machen lassen, dann hatte der Protestantismus, darüber konnte kein Zweifel sein, in Frankreich keine Stütze mehr. Mit Bestürzung hörte daher Beza eines Tages die Nachricht, daß man damit umgehe, den jungen König von Bearn mit einer laibe-

*) Vergl. die Beschlüsse der Synode bei *Aymon*, I, S. 112 ff.

lischen Prinzessin zu vermählen. Die Besorgnisse, welche er gehegt hatte, schienen also wirklich in Erfüllung zu gehen. Da durfte Der, welchen sich Gott zu einem Hüter und Anwalt seines Evangeliums erweckt hatte, und der Jahre lang der treue Freund und geistliche Berather der Mutter des Prinzen gewesen war, unmöglich schweigen. Beza sandte daher an König Heinrich ein Schreiben, worin er ihn so recht als im Namen des Herrn und als sein geistlicher Vater ermahrend, warnend und weissagend anredete. Der (in lateinischer Sprache verfaßte) Brief lautete:

„Allergnädigster König! Es ist das Zeichen eines hochsinnigen Charakters, Widerwärtigkeiten nicht zu erliegen, sondern ihnen zu widerstehn und, durch sie zum Streben nach Ruhm angespornt, um den Sieg zu ringen. Da nun Gott Ihnen diese Kraft eines hochherzigen Gemüthes geschenkt hat, und Sie von Jugend auf zu allen Tugenden anleitete; da er Sie sogar auch in der Lehre seines Glaubens unterrichtete, zu welchem Glauben er zumeist auch den Geist der Beständigkeit hinzusetzt, wodurch gerade das Schwächste stark und unbestegbar gemacht wird, so leben wir mit froher Hoffnung, daß das Unglück (der Tod der Mutter), welches neulich Sie und die ganze Kirche schwer betroffen hat; Sie und die Kirche doch keines Wegs niederwerfen, sondern vielmehr die Ihnen von Gott verliehene Stärke und Standhaftigkeit Ihres Gemüthes an den Tag bringen wird. Indessen konnte ich doch, da mir Gott dieses Amt übertragen und mich mit dem Dienst der Kirche betraut hat, nicht ermangeln (zumal ich von der allergnädigsten Königin, Ihrer Mutter, wie Sie wissen, unter ihre Schützlinge gerechnet ward), Sie im Namen Christi, der Sie von Ihrer Jugend zu seinem Dienste auserwählte, zu bitten und zu beschwören, daß Sie tapfer, muthig und beständig in diesem heiligsten Beginnen fortfahren und die schon begonnene Laufbahn vollenden, als deren Ziel Ihnen unsterblicher Ruhm sowohl vor Gott als vor dem Menschen winkt. Vor Allem müssen Sie darnach trachten, Vorsicht und Klugheit zu betheiligen, und nie vergessen, daß vor allen andern Königen und Fürsten, die jetzt auf Erden herrschen, der Satan Ihnen ganz besonders nachstellt. Denn er weiß recht gut, wie viel ihm daran gelegen sein muß, Sie von der begonnenen Laufbahn und der erkannten Lehre abzubringen. Zugleich müssen Sie beherzigen, was Sie ja schon, meine ich, etliche Male erfahren haben, wie viele Boten und Diener jener Feind hat, mit deren Hülfe er Sie uns entfremden und allmählich verderben möchte. Sie werden sogar sehr klug handeln, wenn Sie sich vorsehen, daß er sich nicht Ihrer eignen Hülfe zur Erreichung seiner Absichten bedient. Denn sowohl Ihr Alter, als auch der Glanz Ihrer Stellung und Ihre Majestät selbst müssen Ihnen alles in verdächtigem Lichte erscheinen lassen, damit Ihnen nicht vielleicht dasselbe begegne, was so vielen Andern schon begegnet ist, — welches Unheil Gott nach seiner Barmherzigkeit von Ihnen und von uns Allen abwenden möge! Die Welt ist jetzt so schlecht, daß von denen, welche die wahre Religion wieder verlassen,

fast Niemand an die Erneuerung des alten Aberglaubens denkt. Nur zum Schein und aus Heuchelei wollen sie an ihm festhalten, da derselbe eigentlich nur, wie sie meinen, für das sogenannte dumme Volk bestimmt sei. Aber die Gottlosigkeit und die Verachtung aller Religion (welches Verbrechen so schrecklich ist, daß auch die Teufel seine Richter sein werden) ist das tödtliche Gift, vor dem Sie sich am meisten hüten müssen, indem dasselbe die Menschen in denjenigen Abgrund stürzt, in welchem es keine Hoffnung des Heils mehr giebt. Und dennoch ist an jenen Orten, wohin zu reisen Sie sich schon angeschickt haben, keine andere Krankheit so allgemein verbreitet als diese, indem hier nicht allein schändliche und frevelhafte Gotteslästerungen als allgemein angenommene Redeweisen im Gebrauche sind, sondern auch alle Laster und Schandthaten geduldet werden, nicht wie es ehemals geschah, wo die Menschen sich schämten, wenn sie sündigten und sich vergingen, sondern als wenn das Laster schätzbarer wäre als die Tugend. Indem ich nun Tag und Nacht an Ihre Reise denke, ergreift mich eine unglaubliche Furcht, es möcht die Flamme eines so großen Brandes, dem Sie sich schon nähern, auch Sie ergreifen. Doch wohl an, Alles ist in Gottes Hand, der ohne Zweifel auch zu Ihrer Errettung und Bewahrung seine Macht offenbaren und Ihnen es eingeben wird, nach welchen Heilmitteln Sie greifen sollen. Das Erste und Wesentlichste ist aber das, daß Sie sich nie von einem Ueberdruß oder Ekel vor den kirchlichen Predigten beschleichen lassen, und daß Sie nicht allein den das reine Wort verkündigenden Predigern, denen das Amt der Predigt des Wortes von Gott zugewiesen ist und von denen Christus sagt: wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet mich, Gehör geben, sondern auch alle diejenigen gern anhören, welche es wagen werden, Sie mit frommen Worten zur Gottseligkeit zu ermahnen und von Lastern abzuführen. Auf Gottes Wort hören heißt nicht bloß ihm das Ohr öffnen, vielmehr muß dasselbe in das Innere der Brust eindringen und dort Wohnung nehmen, damit es Auge und Ohr lenke, ja sogar alle Gedanken, Worte und Handlungen regiere. Wird dieses bei Ihnen der Fall sein, so mögen Sie immerhin Stürme zu ertragen haben, aber wenn Sie in den Fußtapfen Ihrer gnädigsten, eines ewigen Andenkens würdigen Mutter fortgehen, so brauchen Sie nicht zu zweifeln, daß auch an Ihnen das Wort des Herrn wahr werden wird: ich werde die ehren, die mich ehren. Lassen Sie sich dagegen nur im Geringssten von diesem Wege ablenken (was hoffentlich nicht geschehen wird), so zweifeln Sie nicht, daß diejenigen, welche Sie Gott entfremdet haben und darüber Ihnen in's Gesicht hinein schmeicheln, im Geheimen Sie tadeln werden. Damit Sie sich außerdem um so bequemer vor allen Gefahren schützen, ist es nöthig, daß Sie Gott aus vollem Herzen und Gemüth anrufe und hierin dem Beispiel des besten der Könige, Davids, folgen. Denn wenn Sie sich dessen 101. Psalm zur Regel und Richtschnur nehmen werden, so verlassen Sie sich darauf, daß dieß der sicherste Weg zur Bewahrung der göttlichen Schuld als Ihres Erbgutes ist.

ja daß Sie die Guld Gottes für sich und Ihre Nachkommen in noch weit reicherm Maße gewinnen werden.“

„Ich bitte Gott, gnädigster König, ihn, der ein König der Könige, ein Herr der Herren ist, daß er Sie in seinen Schutz nehme und Sie mit seinem heiligen und königlichen Geiste erfülle, damit Sie im Vertrauen auf ihn in aller Frömmigkeit, Tugend und Heiligung sich selbst bestiegen: endlich, daß er Ew. Majestät in allen Dingen glücklich und fröhlich sein lasse zum Ruhme seines allerheiligsten Namens, zum Troste seiner Kirche und zum Nutzen des ganzen französischen Reiches.“ (Genf den 10. Juli 1572.)

Schon im nächsten Monat erfolgte die Pariser Bluthochzeit. Als Beza die erste Nachricht von derselben erhält, war es ihm, als habe Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluß das letzte Wüthen des Satans gegen die Gemeinde der Gläubigen beschlossen, um den Waizen zu sicthen und dann das Ende aller Dinge kommen zu lassen. Die Erscheinung eines in wunderbarem Glanze strahlenden Gestirns, welches er im Sternbild der Kassiopeja wahrnahm, war ihm, der doch sonst auf Astrologie nichts gab, ein sicheres Zeichen, daß der letzte Tag nicht mehr ferne sein könne. Vorübergehend war seine Seele ganz voll von dem Gedanken, daß die verheißene Erscheinung des Herrn und mit ihr das Ende aller Noth ganz nahe bevorstehe, und alles Ernstes bereitete er sich vor, auf daß er dann nicht den thörichten Jungfrauen gleich erfunden werde. „Lasset uns wachsam sein und die Andern zum Wachen ermuntern, auf daß uns der Tag des Herrn nicht überrasche,“ schrieb er damals am Schlusse eines Briefes, in welchem er sich über die mit keiner auf Erden jemals vorgekommenen Menschenschlächtereie vergleichbaren Gräuelpredigt der Bartholomäusnacht aussprach.

Gleichwohl war die Nachricht von dem Blutbad der Bartholomäusnacht, als sie nach Genf gelangte, für Beza nicht gradezu überraschend; vielmehr hat derselbe längst geahnt, daß über das ganze evangelische Frankreich eine Nacht des Schreckens hereinbrechen werde. Denn er wußte, daß fanatische Priester von Orleans und Rouen bereits das nahe bevorstehende Ende des Protestantismus verkündet hatten. Katholische Edelleute wetteten, daß in vier Monaten alle Hugenotten zur Messe gehen würden; und schon vorher hatte man in Paris murmeln hören, daß man bei der Hochzeit Heinrichs von Navarra mehr Blut als Wein vergeuden werde. Da erschienen plötzlich, am 30. August Kaufleute von Lyon zu Genf, welche, kaum in der Stadt angelangt, angstvollen und bleichen Angesichtes auf das Rathhaus eilten, und hier erzählten, daß unter den reformirten Brüdern zu Lyon ein entsetzliches Blutbad stattgefunden, daß aller Orten in Frankreich das Blut in Strömen fließe, und daß die, welche aus der allgemeinen Schlächtereie hätten entronnen können, schon in den nächsten Tagen in Genf eintreffen würden*).

*) Gaberel, II. S. 328 ff.

Wie ein Blitz lief die Kunde von diesen Mittheilungen durch die Stadt, in der man es alsbald so recht erkennen konnte, daß dieselbe die Leiden der Glaubensbrüder als ihr eignes Leiden empfand. Die Straßen und Plätze der Stadt füllten sich mit Bürgern, welche einander erzählten, was sie gehört hatten; die Läden wurden geschlossen, und drinnen in den Häusern waren die Frauen geschäftig, Kleidungsstücke, Heilmittel und Speisen bereit zu machen, um den unglücklichen Flüchtlingen, die man zu erwarten hatte, helfen zu können. Gleichzeitig schickte der Magistrat alle Wagen und Tragbahren, welche sich in der Stadt aufreiben ließen, an die Grenze, damit namentlich die Verwundeten und Kranken, so bequem und rasch als möglich in dieselbe gebracht werden könnten.

Schon am 1. September erschienen die ersten Flüchtlinge, denen man es ansah, daß sie dem Tode entronnen waren, — viele mit Wunden bedeckt, die sie bis dahin sorgsam verdeckt hatten, um nicht als Reformirte erkannt zu werden. Sie erzählten, daß seit dem 26. August in ganz Frankreich gemordet und gewürgt werde. Zahlreiche Schaaren folgten in den nächsten Tagen nach. Viele sahen sich, als sie auf dem Genfer Gebiet zur Ruhe gekommen waren, nach lieben Angehörigen, Verwandten und Freunden um; aber die meisten vergebens. Sie kamen nach Genf; und da sahen sie, wie die Bürger der Stadt vor den Thoren und auf den Straßen der Stadt ihrer warteten und miteinander um die Ehre der Beherbergung der am meisten „Martyrisirten“ stritten. — Genf war damals ganz eigentlich eine „Herberge der Kirche Gottes“ geworden.

Allein es war zu befürchten, daß Genf demnächst noch in ganz andrer Weise von den Leiden der Unglücklichen berührt werden möchte. Beza versammelte daher (1. Septbr.) die Prediger und stellte denselben vor: Es sei nothwendig, daß sich Alle in diesen Zeiten der Verwirrung und Verwüstung mit starkem Muthe rüsteten. Denn es wären schon wilde Drohungen gegen Genf laut geworden und man habe daher zu fürchten, daß diese Stadt das Loos der Kirchen Frankreichs theilen müsse. Er beantragte daher, daß mit Genehmigung des Magistrats zur Vorbereitung Aller auf die bevorstehende schwere Heimsuchung ein außerordentlicher Bet- und Fasttag angeordnet werde.

Am 3. September fand derselbe statt. Vor einer zahllosen Versammlung hielt Beza die Festpredigt. Inmitten der versammelten Menge saßen da die unglücklichen Flüchtlinge, großentheils die sichtbaren Male des erlittenen Märtyrertums an sich tragend. Eine wehmüthig ernste Empfindung war es, welche die Herzen Aller durchströmte. Aber „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet,“ — war der Trost, der die Herzen Aller aufrichtete und fest machte.

„Die Wuth der Feinde möchte wohl,“ so sprach Beza zu der andächtig hörenden Versammlung, „das Andenken der Guten von der Erde ganz ver-

tilgen, damit das Reich der Gottlosen auf derselben allein herrsche; aber nichtsdestoweniger wird Alles anders gehen. Die Könige dieser Welt mögen sich wohl auflehnen gegen den Herrn, um sein Joch abzuschütteln, und die Kirche zu zerstören; aber der, welcher die Himmel bewohnt, wird sie zerbrechen wie ein irdenes Gefäß und wird jede Gewalt vernichten, die sich gegen das ewige Königthum Jesu Christi erheben will. Klümmert euch deshalb nicht darüber, daß ihr es den Uebelthätern, wie es scheint, gelingen seht; denn sie werden gemäht werden wie Heu und werden verwelken wie grünes Gras. Achtet in Geduld auf den Herrn; habt eine feste Zuversicht zu ihm und entfernt alles Mißvergnügen, denn die Hand des Herrn ist nicht verkürzt und sein Arm ist nicht gebrochen. Der Herr ist der König, der allein Alles kann, was er will. Er wird es nicht zulassen, daß ohne seinen Willen auch nur ein Haar von unserm Haupte falle. Erschrecken wir darum nicht über die Absicht der Menschen, welche freventlich beschlossen haben, uns mit Weib und Kind in den Tod zu bringen; laßt uns vielmehr dessen versichert sein, daß, wenn es des Herrn Rathschluß ist, uns Alle, oder Etliche von uns zu retten, so wird Niemand ihn daran hindern können. Gefällt es ihm, daß wir Alle sterben sollen, nun so laßt uns ohne Furcht sein. Denn es hat unserem Vater gefallen, uns eine andre Wohnung zu geben, welche das himmlische Königreich ist, in welchem es keine Veränderung, Armuth, Elend, Thränen, Plagen, Trauer oder Trübsal, sondern nur ewige Freude und Seligkeit giebt. Es ist viel besser, mit dem armen Lazarus in dem Schooße Abrahams eine Wohnung zu erhalten, als mit dem gottlosen Reichen, mit Kain, mit Saul, mit Herodes, oder mit Judas in der Hölle. Inzwischen ziemt es uns, den Kelch zu trinken, den der Herr uns, einem Jeden nach seinem Theile bereitet hat. Wir sollen uns nicht des Kreuzes Christi schämen, noch Bedenken tragen, die Galle zu trinken, von welcher er zuerst gekostet hat, da wir wissen, daß unsre Traurigkeit sich in Freude verwandeln wird und daß wir unsrerseits lachen werden, wenn die Gottlosen weinen und mit den Zähnen klappern."

Inzwischen mehrte sich die Zahl der Flüchtlinge von Tag zu Tag, und mit der Zahl der Unglücklichen mehrte sich auch die Noth, die sie drückte. Da versammelte Beza die nach Genf geflüchteten französischen Prediger — es waren ihrer mehr als zwanzig — und stellte ihnen vor: „Eure Trübsal haben wir im Geiste als unsre eigne Leiden erfahren und zwar so hart, als wenn wir sie selbst getragen hätten. Die Genfer Prediger bitten euch daher in allen Dingen mit uns gemeinschaftlich zu handeln und brüderlich von dem Gebrauch zu machen, was uns gehört. Insbesondere werden wir uns glücklich schätzen, wenn wir, sobald ihr euch in euren Herzen erleichtert fühlt, euch nach den Gaben, die Gott einem Jeden verliehen hat, das Wort Gottes werden verkündigen hören. Wir bieten euch außerdem alles Geld an, welches die Vénéritable Compagnie zur Unterrichtung französischer protestantischer

Schüler in Händen hat. Wollet dasselbe an Diejenigen unter euch vertheilen, welche sich in der größten Noth befinden.“ Die französischen Prediger nahmen natürlich das freundliche Anerbieten dankbar an, baten jedoch, daß die Genfer Brüder die ihnen zugesagten Geldmittel selbst vertheilen möchten, weshalb die disponiblen Fonds dem Prediger Jean Trembley zur Verfügung gestellt wurden. Wiederholt aufgefordert, öffentlich zu predigen, konnten sich doch die französischen Geistlichen hierzu nicht entschließen. Denn sie meinten, in ihrer gegenwärtigen Lage stehe es ihnen besser an, sich nur als Gemeindeglieder zu verhalten.

So vergingen zwei Monate, ohne daß sich eine Aussicht auf eine, den Protestanten günstige Wendung der Dinge in Frankreich zeigte. An die Rückkehr derselben in's Vaterland war somit nicht zu denken, und die Last der Verpflegung der Flüchtlinge mußte für die, welche dieselben bei sich aufgenommen hatten, allmählich drückend werden. Auf Beza's Vorschlag wurde daher zur Unterstützung der Flüchtlinge eine Collecte angeordnet. Die Geistlichen und die Rathsherrn zu Genf waren die ersten, welche hierbei ihr Beträge und zwar in einer solchen Höhe zeichneten, als ob sie noch gar kein Opfer gebracht hätten. Im Ganzen kam durch die Collecte die beträchtliche Summe von 4000 Livres zusammen.

Und das war hauptsächlich Beza's Werk, der sich keine Mühe und keine Arbeit verdrießen ließ, durch welche er den unglücklichen Brüdern Hilfe und Erleichterung gewähren konnte, und der zugleich allen Andern mit dem Beispiele aufopfernder Liebe in der ermunterndsten Weise voranging. In seinem Hause fand eine Menge der Flüchtlinge, insbesondere Prediger, Obdach und Nahrung, und mit seinen Predigten und Gebeten, die er fast täglich in zahlreichen Versammlungen hielt, öffnete er die Herzen und Hände der Frommen und ermunterte dieselben zu freudiger Hülfsleistung. Außerdem sammelte Beza in allen reformirten Landen milde Gaben für die Bedrängten ein und wendete sich selbst an die evangelischen Fürsten des deutschen Reiches, um sie zur Unterstützung der Hugenotten zu ermuntern. Mit einem Theile der einlaufenden Unterstützungsgelder errichtete Beza ein Hospital für arme und kranke Hugenotten, welches er wohl fundirt und organisiert dem Magistrat zur Verwaltung übergab.

Daß König Heinrich von Navarra den Drohungen und Versuchungen gegenüber, mit denen er zum Abfall vom Evangelium verlockt würde, wankte und schwankte, war ihm ein Jammer, über den er sich nur mit der Hoffnung trösten konnte, daß der König, sobald er sich wieder frei fühlen werde, auch die frühere Treue gegen den evangelischen Glauben bewahren würde. Indessen war Beza in der nächstfolgenden Zeit mit König Heinrich außer allem Verkehr während er mit dem Prinzen Heinrich von Condé (des alten Condé Sohn) den lebhaftesten Briefwechsel unterhielt. Auch eilte Condé, sobald er sich nur imachen konnte, nach Straßburg (1574), wo er mit Beza zusammentraf, um

mit diesem zu überlegen, was zur Rettung der Hugenotten zu thun sei. Beza übernahm es, einen Vertrag Condé's mit dem glaubens- und kriegseifrigen Pfalzgrafen Johann Casimir zu vermitteln, wonach dieser gegen Zahlung einer beträchtlichen Summe Geldes versprach, in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz Truppen zu werben, mit denen er unter dem Oberkommando des Prinzen Heinrich zum Schutze der Hugenotten in Frankreich einrücken wollte. Die Folge davon war, daß die Königin Katharina, welche nach dem Tode ihres Sohnes, Karls IX., wiederum die Zügel des Reiches ergriffen hatte, sofort mit den Hugenotten, insbesondere mit der Stadt la Rochelle, einen Waffenstillstand einging. Aber so wohlthuend auch diese Waffenruhe den Hugenottengemeinden war, so nachtheilig war dieselbe für Condé, dessen geworbene Söldnerschaaren bezahlt sein wollten, für die man aber nur durch den Krieg selbst das nöthige Geld aufreiben konnte. Heinrich mußte daher von reichen Protestanten in Frankreich Geld zu gewinnen suchen, weshalb er dieselben, insbesondere die Bürger zu la Rochelle darum anging. Aber nur das Ansehen Beza's, der selbst an die Rocheller schrieb und sie von der Aufrichtigkeit des Prinzen zu überzeugen suchte, war im Stande, sie zur Zahlung der begehrten Summen geneigt zu machen.

Bald darauf kam der Friede zu Stande; aber der Prinz Condé, der allmählich erkannt hatte, wer auch für die äußeren Interessen der evangelischen Gemeinden Frankreichs den besten Rath zu geben mußte, reiste auf großen Umwegen nach Frankreich zurück, um nach Genf kommen, und hier, wo er sich mehrere Tage aufhielt, sich wegen der nöthigen Plane für die Zukunft mit Beza verständigen zu können.

§ 6.

Beza's Beziehungen zu den protestantischen Kirchengemeinschaften Deutschlands.

Die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres nach dem Raumburger Fürstentage (1561), in welchem sich die confessionelle Zerklüftung des deutschen Protestantismus zu entscheiden begann, waren für die Parteien der Theologen in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland ein Feuerzeichen gewesen, das sie zu neuem, ernstem Streite in die Schranken rief. In wachsender Erbitterung über den Widerspruch der Gegner erhoben sich — namentlich seit dem Maulbronner Religionsgespräch (1564) — dort die Häupter der reformirten Theologie, und hier die Vertreter des neuen, durch die Zertretung des kirchlich anerkannten Melanchthonianismus sich Raum schaffenden neuen, flacianisch-ubequitsischen Lutherthums, um den alten Streit über die Person des Herrn und über das Sacrament von Neuem aufzunehmen*).

*) Vergl. meine Geschichte des deutschen Protestantismus, B. I. S. 440 ff.

Beza trat in diesem Streite, an welchem sich derselbe nur durch Veröffentlichung einer gegen Flacius Myricus gerichteten Schrift theilnahmte, anfangs mehr zurück, da er den auch in seinen alten Tagen die Idee der Union, welche er einst mit jugendlicher Begeisterung gehegt hatte, treu im Auge behaltenden Landgrafen Philipp dem Großmüthigen von Hessen das Versprechen gegeben hatte, alle Polemik mit den Gegnern Melancthons meiden zu wollen. Dagegen hatte der Landgraf versprochen, seinerseits auch diese zur Mäßigung und Versöhnlichkeit anzuhalten. Allerdings sah sich Beza dennoch genöthigt, schon im Jahre 1565 mit zwei Schriften hervorzutreten, von denen die eine gegen Joh. Brenz und Jac. Andrea und gegen deren Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi gerichtet war und die andere eine Vertheidigung der reformirten Lehre von der persönlichen Vereinigung der beiden Naturen in Christo gegen Andrea enthielt. Dabei ist jedoch die Ruhe und Objectivität, durch welche sich beide Schriften unter der Masse der polemischen Literatur jener Zeit auszeichnen, hervorzuheben. Beza schickte beide Schriften dem Herzog von Württemberg zu und bat ihn dringend, Alles aufzubieten, daß doch endlich der Friede der Kirche hergestellt werde. Und daß es Beza wirklich um eine Versöhnung der Gegner zu thun war, bewies derselbe, als er im Jahre 1570 den ersten Band seiner theologischen Abhandlungen heraus gab, indem er hier nicht nur Alles in seinen Schriften, was verletzen konnte, thunlichst milderte und abänderte, sondern auch die gegen Flacius gerichtete Schrift in diese Sammlung seiner Werke gar nicht aufnahm.

Aber für die Gestaltung der kirchlichen Dinge in Deutschland war es ganz gleichgültig, ob Beza und die anderen Führer der Calvinischen Theologie gegen den Ubiquitismus, Flacianismus u. d. d. Schwert führten oder ob sie sich dem gegenüber, was sich in der deutschen Kirche zutrug, nur als müßige Zuschauer verhielten. Denn die Zeit war nun einmal gekommen, wo das im bewußten Gegensatz zur kirchlichen Doctrin Melancthons aufgewucherte flacianisch-ubiquitistische Lutherthum den Sieg in der Kirche davontragen und nach völliger Verdrängung der Auctorität und Lehre Melancthons ein neues Kirchenwesen aufrichten sollte, zu dessen charakteristischen Merkmalen die Verdamnung des reformirten Lehrbegriffs und die Verläugnung jeder Gemeinschaft mit der reformirten Kirche gehörte. Die sogenannten kryptocalvinistischen Streitigkeiten in Kur-Sachsen (1572—1574) bildeten den Uebergang zu jenen Ereignissen, mit denen schon wenige Jahre nachher diese verhängnißvolle Katastrophe in der Kirche erfolgte. Es geschah dabei Vieles, was auf Lug und Trug beruhte und was nur in der brutalen Gewalt sein Recht hatte. Alle diejenigen, welche an dem zu Recht bestehenden Lehrbegriffe der Kirche festhielten, welche sich zu den kirchlich symbolisirten Lehrschriften Melancthons bekannten und demgemäß sich ihrer Gemeinschaft mit den Brüdern in Frankreich, in der Schweiz und in Holland freuten und die

neue halbflacianische und ganz ubiquitistische Lehre, die sich für das echte Luthertum ausgab, zurückwies, wurden mit Kerker und Verbannung bestraft; und nachdem es dem aus Württemberg nach Kurfachsen berufenen Tübinger Kanzler und Probst Dr. Jacob Andrea gelungen war, eine kleine Schaar von Gleichgesinnten um sich zu versammeln, unter ihnen insbesondere den nachherigen Leipziger Superintendenten Nikolaus Selnecker, der, früher der entschiedenste Vertreter der Lehre Melancthons und ihres kirchlichen Rechtes, hernach zum boshaftesten Gegner derselben ward*), — und nachdem es ihm mit Hilfe derselben gelungen war, im Jahre 1577 eine neue Bekenntnisschrift, die Concordienformel zu Stande zu bringen, bedurfte es nur, daß die landesfürstliche Gewalt der pfälzischen Rationation durch die roheste Nothzuchtigung vieler tausend Gewissen zu Hilfe kam, um einen kirchlichen Zustand herbeizuführen, in welchem keine Erinnerung an die so schmählich vergrabene Vergangenheit mehr laut werden konnte.

Auch Beza wurde von diesen Vorgängen, schon als sie sich eben vorbereiteten, berührt. In seiner Bibelübersetzung hatte Beza die Worte Act. 3, 2: *ὃν δεῖ ὑμῶν δεῖσθαι* übersetzt mit quem (nämlich Christum) oportet coelo capi. Dieses und einiges Andere, was ihnen an Beza's Uebersetzung mißfiel, hatten Selnecker und die Jenaer Theologen benutzt, um in einer gegen die philippinischen Theologen zu Wittenberg gerichteten Streitschrift das ungünstigste Urtheil über Beza's Uebersetzung fällen zu können. Selnecker hatte dabei bemerkt, diese legerische Uebersetzung habe ihn schon seit zwanzig Jahren geärgert, — obschon dieselbe, im Jahre 1566 zum ersten Male erschienen, damals, nämlich im Jahre 1571, erst fünfzehn Jahre alt war. Beza antwortete mit einer kurzen Entgegnung, worin er seine Uebersetzung von Röm. 3, 2 rechtfertigte. Selnecker entgegnete ihm jedoch mit einer Schmähschrift, worin er Beza als ein Ungeheuer hinstellte, dem er eine Menge von allen möglichen Kezereien und nebenbei auch seine Juvenilia zum Vorwurf machte. Dieser sah sich daher genöthigt, sich in einer zweiten und nachher noch in einer dritten Responsio zu rechtfertigen und wendete sich außerdem um wenn es möglich wäre diesen ärgerlichen Controversen ein Ende zu machen, an den Kurfürsten August von Sachsen, dem er seine gegen Selnecker gerichteten Streitschriften unter dem 18. Februar 1572 zusandte.

Die Zuschrift, welche Beza dem Kurfürsten zuschickte, ist vor Allem geeignet, den Gegenstand des Streites zwischen diesem und Beza und zugleich die Stellung des letzteren in der Controverse klar erkennen zu lassen. „Es wird uns vorgeworfen,“ sagt Beza, „1) daß wir dem Menschen Christo dieselbe Macht benehmen, die ihm gegeben ist und er empfangen hat über alle Creaturen, d. i. die göttliche Gewalt; darnach 2) daß wir auch Christo be-

*) Vergl. meine Dogmatik des deutschen Protestantismus im 16. Jahrhundert, B. I. S. 103.

nehmen die Wahrheit seiner Verheißung und seines Testaments, als wenn er mit seinem Leibe und Blute im Nachtmahl allenthalben, wo dasselbe rechter Weise gehalten wird, nicht gegenwärtig sei, ja auch, so er gleich wollte, nicht gegenwärtig sein könnte, auch nicht könnte mit dem gebenedeiten Brod und Wein den Gegenwärtigen wahrhaftig seinen Leib und sein Blut austheilen.“ Beza entwickelt nun kurz und übersichtlich, was die reformirte Kirche in Betreff beider Lehrpunkte bekenne, daß sie nämlich an Christum als den wahren Sohn des wahren Vaters glaube und zwar die angenommene menschliche Natur als wirkliche und darum endlich bleibende Menschheit, die Person Christi aber als wahre Gottheit betrachte; sowie ferner, daß die in Betreff der Abendmahlslehre erhobenen Anschuldigungen darum ungegründet wärem, weil die reformirte Kirche in Brod und Wein grade ein Untersand der wirklichen Gegenwart Christi auch nach seiner Menschheit anerkenne. Hieranföhrt Beza fort: „Demnach aber nun Diesem also ist, durchlauchtigster Kurfürst und Herr, mit welchem Fug und Recht werden wir denn als Ketzer, Unchristen, Gotteslästerer, Sacramentschänder, ärger denn Juden und Türken von unserem Gegentheil ohne Unterlaß mit Schreiben und Schreien geschmäht? Wann werden einmal die verhaßten Namen der Zwinglianer und Calvinisten ein Ende nehmen? Wie lange soll des Herrn Wort durch solches Gezänke verhindert werden? Wie lange sollen unsre gemeinsamen Feinde vonwegen solcher Trennung unser in die Faust lachen? Haben denn diese Leute mehr oder gewisssere Kennzeichen der christlichen Kirche an ihnen, denn wir haben? Ist bei ihnen das Gedächtniß ihres Präceptorum Herrn Philipp Melancthon's selig, also werth gehalten, als wir im Herzen wünschten, und sie, wann es ihnen gelegen ist, bei den Leuten vergebend, warum befehligen sie sich denn nicht, ihm in seiner Bescheidenheit im Reden und im Schreiben nachzufolgen? Haben auch wir uns je an Zwingli's oder Calvins oder irgend eines Menschen Ansehen berufen? Piegen wir auch unsre von uns gestellten Confessionen und nicht vielmehr das einige Wort Gottes, daraus unsre Lehre genommen ist, anzuziehen? Ja auch, wo sind in unsern Gemeinden solche Spaltungen, Rotten und Gezänk über irgend ein Stück der Lehre, wie unter den Kirchendienern im deutschen Landen, die nun leider allzulang und heftig mit einander kriegend?“ —

„Nachdem ich durch etlicher Leute ungegründete und sehr beschwerliche Schriften zu diesem Streit genöthigt worden bin, hatte ich mir zum Theil aus eignem Gutdünken, zum Theil aus Ermahnung fürstlicher Durchlauchtigkeit zu Hessen vorgenommen, ganz und gar zu schweigen, wiewohl ich mi mancherlei Schmähungen von Vielen angetastet war. Endlich hat sich dieser jämmerliche Streit, welcher sich (Gott gebe, daß es der letzte sei!) zwischen der Schule zu Wittenberg und einem Theile der Prädicanten in Sachsen, erhoben. — Was sollte ich da anders thun, denn stillschweigend seufzen und den Jorn Gottes abbitten? Indem ich aber solches, wie Gott mein Jura

ist, mit allem Ernst gethan, hat sich Dr. Selnecker hervorgethan mit Unterschreibung derer zu Jena. Dieser hat auch mich mit Namen angegriffen, als hätte ich eine falsche und unchristliche Auslegung der heiligen Schrift eingeführt, wozu er jetzt auch noch eine neue Klage gegen mich erhoben, daß ich in Sachsen von mir ausgesandte und bestellte Leute soll haben, um Uneinigkeit zu machen und zu mehren. Hier wußte ich abermals nichts Anderes zu thun, denn daß ich solche mir gegebene Schuld der unchristlichen Verfälschung der Schrift von mir ablehnte. Habe derwegen nothgedrungen aufs Kürzeste und gelindeste, wie es die Sache leiden wollte, geantwortet. Auf diese meine Antwort hat gemeldeter Dr. Selnecker eine sehr giftige und bittere Verantwortung lassen ausgehen und Ew. Kurf. Gnaden zugeschrieben. Derhalben habe ich darauf meine andere Antwort gethan, ganz und gar nicht dieser Meinung, daß ich den Hader verlängern wollte (denn ich diesen Leuten, so sie nicht aufhören, forthin lieber mit Schweigen denn mit Schreiben begegnen will), sondern daß man demnach sehen möchte, wie frech und unverschämt diese Art sei, die Leute unbilliger Weise zu verleumben, und wie bloß sie stehen, wenn es zum Beweis kommt. Diweil dann Ew. Kurf. Gnaden den Kläger gehört, so bin ich der tröstlichen Zuversicht, sie werden auch diese meine Verantwortung gnädigst vernehmen.

„Dies ist an Ew. Kurf. Gn. meine demüthigste Bitte. Vielmehr aber bitte ich Gott den Allmächtigen Tag und Nacht, daß er allen Kur- und Fürsten in deutschen Landen, vornehmlich aber Ew. Kurf. Gn. diesen Sinn und Gemüth gebe, daß sie den Frieden und die Einigkeit der Kirchen vor allen Dingen und Geschäften sich lassen angelegen sein, und Er ihnen solche Mittel an die Hand gebe, welche Alle, so Gottes Ehre und gemeinen Frieden lieben, als der ganzen Christenheit nothwendig und nützlich erkennen. — Und zwar zu solchem Frieden zu kommen mag nicht wenig dienen der neulich aus Ew. Kurf. Gn. Verordnung zu Dresden aufgerichtete Consens, wiewohl schon allbereits ihrer mehr denn zuviel sind, die eben aus demselben neues Gezänk zu erregen Ursache suchen. Denn was von der Person und Menschwerdung Christi von seiner Himmelfahrt, von seinem Sigen zur Rechten des Vaters und von seiner Herrlichkeit und Majestät durch gottselige und gelehrte Männer in derselben Versammlung schriftlich verfaßt, ich gelesen habe, das Alles ist der Wahrheit gemäß, christlich, rechtgläubig und mit der von uns allezeit geführten Lehre durchaus einhellig, also daß meines Erachtens keiner ein Christ zu nennen ist, der solche Lehre nicht annimmt. So viel aber auch des Herrn Abendmahl anlangt, ist davon desgleichen mehrentheils wohl und deutlich geredet. Von dem Uebrigen aber, so gelehrte und mit gottseligem Eifer und sanftmüthigem Geist begabte Männer, sonderlich aus Verordnung und Befehl höchst- und hochlöblicher Kur- und Fürsten Unterredung hielten, könnte man meines Erachtens leichtlich zu christlicher Einigkeit kommen. Zu einer solchen

Versammlung und Handlung zu dienen sollte mich auch keine Gefahr meines Lebens, will geschweigen irgend eine Mühe und Beschweris, abschrecken."

Der Kurfürst August von Sachsen beurtheilte natürlich diese Zeitschrift Beza's lediglich nach Anleitung seiner theologischen Umgebung, welche ihn zunächst bemerklich machte, daß Beza das Haupt der Calvinisten sei, welche schon Luther für notorische Ketzer erklärt habe. Auch wurde dem Kurfürsten gezeigt, daß Beza's beifälliges Urtheil über den Dresdner Consens nicht ohne Bedenken sei. Denn derselbe habe zwar gebilligt, was in demselben in Betreff der Person Christi gelehrt werde; gestehe aber dabei, daß er an der im Dresdner Consens ausgesprochenen Lehre vom Abendmahle Manches desiderire. Kurfürst August ließ daher unter dem 22. Mai 1572 an Beza zurückschreiben, daß er durchaus nicht gewillt sei, sich in die Sacramentsstreitigkeiten der Theologen einzumischen und daß sich daher Beza für die Zukunft aller Zusendungen an ihn enthalten möge.

Beza verstand die unfreundliche Antwort des Kurfürsten und sah ein, daß die Gemeinschaft, deren sich die Evangelischen in Frankreich und in der Schweiz bisher mit den glaubensverwandten Fürsten Deutschlands zu erheben gehabt hatten, an dem Wiegensteine der deutschen Reformation zu Grunde getragen werden würde. Um so inniger schloß sich daher Beza denjenigen evangelischen Fürsten Deutschlands an, welche in dieser verhängnißvollen Zeit wie hellleuchtende Fackeln in die hereinbrechende Verfinsternung des evangelischen Deutschlands hineinschienen, nämlich dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen. Dem letzteren war zwar nach dem Tode seines Vaters des großen Landgrafen Philipp nur die Hälfte des Hessenlandes mit der Residenz Cassel als Erbtheil zugefallen; aber an Kraft, Hohenheit und Milde der Gesinnung dem Vater gleich, war er an Bildung, Gelehrsamkeit, an Weisheit und Sicherheit des Blicks diesem wie allen Fürsten seiner Zeit weit überlegen. Wie Philipp, so sah auch Wilhelm das Heil der Kirche lediglich dann gewährleistet, wenn nicht die unerbauliche Lutherische Schulweisheit der Theologen, sondern das einfache, nur Erbauung, Heiligung und Tröstung abzweckende Wort der Schrift, wie es von dem Lehrer Deutschlands, Melancthon, bezeugt war, als gottwohlgefälliges und rechtgläubiges Bekenntniß der Kirche festgehalten würde. Wie das Ideal seines Vaters die Einigung des deutschen und außerdeutschen Protestantismus gewesen war, so ging auch sein Streben vor Allem dahin die Kirche von dem Fluche, den die flacianisch-ubiquitistische Sophistik über dieselbe gebracht hatte, wenn es möglich wäre, wieder zu erlösen. Indem daher Wilhelm aller Dingen diejenigen unter den Führern der Theologie seiner Zeit, welche demselben Streben hingegeben waren, aufsuchte und mit ihnen in Verkehr trat, mußte sich derselbe wohl vor Allem mit Beza begeben, mit welchem er gerade von jener Zeit an den lebhaftesten Briefwechsel unterhielt.

Inzwischen ging der erste Act des Trauerspiels, welches in Churfachsen

vorbereitet war, über die Schaubühne der Kirche dahin und schloß im Jahre 1574 mit dem Torgauer Landtag, der eine Reihe von Artikeln aufstellte; welche die erste schroffe Scheidewand zwischen der deutsch-protestantischen und der calvinischen Kirche aufrichteten und die Grundlage zur gewissenlosesten Verfolgung der Anhänger Melanchthons abgab. Auch Beza's Namen ward in diesen Artikeln als einer der Feinde des Evangeliums genannt, weshalb dieser, dem die Tragweite des Schrittes, den man in Torgau gethan hatte, einleuchtete, nicht umhin konnte, die öffentliche Kundgebung des Torgauer Conventes in einer an den Kurfürsten August gerichteten Schrift zu beleuchten. Beza unterwarf die einzelnen Calvinistischen „Irrlehren,“ welche von dem Torgauer Convent als solche bezeichnet waren, einer ebenso überzeugenden als strengen Kritik, nach welcher er dieselben als unleugbare evangelische Wahrheiten erwies und beleuchtete außerdem die ganze Torgauer Versammlung gerade von den Seiten her, wo sie selbst dem Kurfürsten August im ungünstigsten Lichte erscheinen mußte. Freilich konnte es auf diesen nicht den besten Eindruck machen, wenn Beza dem Selnecker vorwarf, daß er dem Calvinismus nicht den Christianismus, sondern den Lutheranismus entgegenzustellen suche —, denn der Kurfürst wußte es einmal nicht anders, als daß Lutherthum und Christenthum durchaus einerlei sei; wenn aber Beza nach dem Rechte fragte, mit welchem fünfzehn größtentheils obscure Theologen in kirchlichen Angelegenheiten von der allergrößten Wichtigkeit das Richteramt hätten ausüben und ein Urtheil fällen können, welches nun in der ganzen an die Augsburgische Confession angeschlossenen Kirche für rechthgläubig gelten sollte, so mußte es dem Kurfürsten ebenso zweifelhaft sein; was er auf diese Frage antworten sollte, als ihn die Bemerkung Beza's, daß man in Torgau Lehren verworfen hätte, welche in dem von ihm selber als kirchliche Lehrnorm bestätigten Corpus doctrinae Melanchthons enthalten wären, zu ganz eigenen Erwägungen veranlassen mußte.

Die Kritik der Torgauer Beschlüsse war der Abschied, welchen Beza von denen nahm, die es sich nun zur Aufgabe gemacht hatten, die bisherige alt-protestantische, von Melanchthon ausgebildete Kirchenlehre zu Grabe zu tragen und an deren Stelle ein von Luther selbst für möglich gehaltenes Lutherthum aufzurichten, weshalb jetzt auch die letzten Hoffnungen Beza's auf eine Einigung der verschiedenen Glieder des Protestantismus völlig dahin schwanden. Als daher der edle Landgraf Wilhelm von Hessen um diese Zeit den letzten Versuch machte, den Melanchthonismus im Gesamtgebiete der deutschen Reformation zu restauriren und durch ein Gespräch, an welchem die theologischen Häupter der evangelischen Kirche aller Lande Theil nehmen sollte, die Vereinigung des deutschen und außerdeutschen Protestantismus herbeizuführen*), erklärte sich Beza auf das Bestimmteste gegen das ganze Project,

*) Vergl. meine Geschichte des deutschen Protestantismus, B. II. S. 446 ff.

weil es unmöglich sei, die verschiedenen Parteien der augsburgischen Confessionsverwandten untereinander, geschweige denn mit den Calvinisten auszusöhnen. „Jakob Andrea erbietet sich zu einem Gespräch ohne Beisein von Notaren,“ schrieb Beza am 12. December 1574 an den Landgrafen, „und ich werde es niemals scheuen, von allen meinen Worten und Schriften Rechenschaft abzulegen; aber welcher Nutzen daraus zu erwarten sei, wenn ich oder ein Anderer mit jenem Menschen zusammen komme, kann ich allerdings nicht einsehen, weil ich nur allzugut weiß, wie es nicht allein um das Wissen, sondern auch um das Gewissen jenes Menschen steht. Und was derselbe in Betreff der Notar sagt, das kann mir nur in dem höchsten Grade verdächtig sein, weil es sehr steht, daß sich derselbe auf dem Gespräche zu Maulbronn nicht gescheut hat, seine eigenen Acten zu verfälschen. Was man indessen nur immer zum Heile der Kirche beschließen wird, ich werde demselben gern folgen. Die Einberufung einer allgemeinen Synode ist etwas, das einen gar schönen Schein hat; aber welche Schwierigkeiten werden sich hierbei in den Weg stellen? Und gesetzt, dieselben wären nicht vorhanden oder man könnte sie beseitigen, — wer wird dann zuvor die Flacianer unter sich und mit anderen, wer wird die Ubiquitisten eben mit diesen Theologen von Torgau ausführen? Denn wenn jene, unter sich noch uneinig, sich mit uns vergleichen würden, welche Vermittlung wäre denn zu hoffen? Und wie sehr ist es endlich in dieser unglückseligen Zeit zu befürchten, daß bei der so großen Unruhe der verschiedensten Völker durch ein solches Gespräch viel mehr neue Unruhen hervorgerufen als die schon vorhandenen beseitigt wären?“

Ein harter Schlag war es für Beza, als er die Kunde von dem am 8. October 1576 erfolgten Tode des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz erhielt. Denn mit ihm war die stärkste Säule des Evangeliums in Deutschland gebrochen. Wiederholt sprach daher Beza seinen Jammer über diesen herben Verlust in den Briefen aus, die er dem Landgrafen Wilhelm nach Cassel schickte, indem er denselben als den Erben der kirchlichen Mission des entschlafenen Kurfürsten ansah. Darum ließ Beza keine Gelegenheit unbenutzt, um den Landgrafen an die ernste Aufgabe, die er nun allein in der Kirche zu erledigen habe, zu mahnen; und andrerseits wies Beza die zahlreichen französischen Prediger, welche, nachdem die zu Blois im Jahre 1576 versammelten Stände jeden akatholischen Cult in Frankreich interdictet hatten, nach Genf geflüchtet waren, und mit Beza darüber sprachen, auf welchem Wege sie die deutschen Fürsten veranlassen könnten, sich ihrer anzunehmen, zunächst an Landgraf Wilhelm, den er ihnen als den eifrigsten Beschützer des echt evangelischen Protestantismus empfahl. Noch inniger wurde der Verkehr Beza's mit dem edlen Hessenfürsten, als dieser und die hessische Kirche vom Sommer des Jahres 1576 an mit jahrelangen Correspondenzen und Verhandlungen über die Concordienformel behelligt wurden. Mit jubelndem Herzen begrüßte Beza die evangelische Weisheit und Tapferkeit, mit welcher der Landgraf alle Ver-

lockungen zum Anschluß an die kirchliche Neuerung der lutherischen Concordie zurückwies. Beza rühmt in den Briefen, welche er darüber dem Landgrafen zuschickte, seine wahrhaft „heldenmüthige Festigkeit,“ mit welcher er die Kirche schütze, und mit der er dem neuen Eutychanismus, den man an die Stelle des alten, guten Bekenntnisses einführen, so wie dem neuen lutherischen Papstthum, das man in der Kirche aufrichten wolle, entgegenarbeite*).

Uebrigens war nach des Kurfürsten Friedrich Tode der Landgraf zu Cassel unter den evangelisch-reformirt gesinnten Fürsten nicht der einzige, mit welchem Beza in Verkehr stand; vielmehr kamen fast alle diejenigen, welche in der Aufrichtung der Concordienformel einen Abfall von dem ursprünglichen und wahren evangelischen Protestantismus sahen, unwillkürlich und auf den verschiedensten Wegen mit dem Genfer Kirchenlehrer mehr oder weniger in Berührung. So unterhielt Beza z. B. mit dem Grafen Ludwig von Witgenstein, der das Ehrenamt eines kurpfälzischen Oberhofmeisters verwaltete, in dem langen Zeitraume von 1578—1596 die fleißigsten Correspondenzen, welche, nachdem der Graf sich schon vorher mit Beza in Verkehr gesetzt hatte, hauptsächlich dadurch angeregt waren, daß dieser seinen Sohn und einen Verwandten nach Genf zum Besuche der dasigen Academie geschickt und an Beza empfohlen hatte**).

In den Kreisen der reformirten Theologen und Gelehrten Deutschlands trat natürlich Beza's Einfluß noch weit bedeutender hervor als im Verkehre mit den fürstlichen Häuptern. Auf den schönen Gelehrtenkreis z. B., der sich in Breslau um Duditsh (in dessen späterer Lebenszeit) und um den frommen und edlen kaiserlichen Leibarzt Crato von Crafftheim gesammelt hatte, übte Beza einen ununterbrochenen Einfluß aus. „Er war das Haupt und die Zuversicht Aller, welche der reformirten Confession angehörten, und so auch dieses Kreises. Von ihm kommende Briefe gingen von Hand zu Hand. Hierher ließ Beza gelangen, was von seinen Schriften erschien, und von ihm wurde Rath und Belehrung eingeholt über das, was sich hier oder in der Nähe gestaltete***).

§ 7.

Das Colloquium zu Wömpelgard †).

Als sich Beza dem Ende des siebenten Jahrzehnts seines Lebens näherte, glaubte er bereits, daß er nun die eigentliche Arbeit seines Lebens hinter sich habe.

*) Vergl. die von mir herausgegebenen Epistolae, quas Th. Beza ad Wilhelmum IV. Hassiae landgravium misit. Marb. 1860.

***) Vergl. Friegländer, Beiträge zur Reformationsgeschichte, wo S. 130—203 die Briefe Beza's an den Grafen Ludwig von Witgenstein abgedruckt sind.

****) Gillet, Crato von Crafftheim, II. S. 352.

†) Hauptquellen sind die von Andrea herausgegebenen Acten des Colloquiums und Beza's Beleuchtung derselben. Siehe darüber unten.

Aber doch sollte sich derselbe noch Einmal auf die Schaubühne des theologischen Kampfes gestellt sehen, und wie er einst zu Botby für das Wort Gottes gegen den Wahn und Trug des Romanismus gefochten hatte, so sollte er jetzt als der Sprecher der reformirten Kirche die gute Sache des reinen Evangeliums gegen die falsche Schulweisheit des modernen Lutherthums führen.

In Frankreich hatte das Wüthen der katholischen Partei gegen die Hugenotten im Jahre 1585 aufs Neue begonnen, weshalb abermals zahlreiche Schaaren derselben über die Grenzen des Reiches flüchteten, um hier das Ende des neu entbrannten Krieges abzuwarten. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Hugenotten — unter ihnen namentlich viele Edelleute — ließ sich in Wimpelgard nieder, wo der lutherische Graf Friedrich von Württemberg als Regent seines kleinen Landes residirte. Da sich nun der Aufenthalt der Flüchtlinge in Wimpelgard verlängerte, und denselben hierdurch die Klust, welche die beiden Confessionen trennte und ihnen insbesondre keine Sacramentsgemeinschaft gestattete, mehrfach in lästigster Weise fühlbar wurde, so geschah es, daß dieselben bei dem Grafen den Gedanken aussprachen, wie wünschenswerth die Ausöhnung der beiden protestantischen Confessionen sei, und daß vielleicht gerade jetzt ein freundliches Gespräch der Stimmführer derselben weit eher zum Ziele führen könne, als früher möglich gewesen sei. Der Graf, der für das Lutherthum der Concordienformel weit weniger eingenommen war, als man es in Württemberg wünschte, der aber doch, seiner Schulden wegen vom Herzog von Württemberg und von dem Landtag des Herzogthums abhängig, und überdies der nächste Erbe des Herzogs war, hörte diesen Wunsch der französischen Barone nicht ungern, die natürlich, wenn es sich um Veranstaltung eines Religionsgespräches (durch welches er sich selbst den Württembergern gegenüber von dem Verdacht der Ketzerei reinigen konnte) handelte, vor Allem an ihrem hochgefeierten Theodor Beza dachten, weshalb sie gegen das Ende des Jahres 1585 denselben brieflich ersuchten, daß er sich zur Betheiligung an einem Colloquium geneigt erklären möchte. Beza wies jedoch das Ersuchen auf das Bestimmteste zurück, weil ihn die Erfahrung belehrt hatte, daß Religionsgespräche zu nichts Erfreulichem führen könnten. Indessen fragte der Graf wegen des einmal angeregten Gedankens bei dem Herzog Ludwig zu Stuttgart an, der seinerseits gegen denselben gar nichts einzuwenden hatte; und Dr. Jacob Andrea, der glorreiche Begründer der lutherischen Concordie, beglückwünschte den ihm mitgetheilten Plan als eine Gelegenheit zu neuen Siegen über die Calvinische Ketzerei. Beza ward daher abermals, und zwar mit dem Bemerken, daß auch der Graf zu Wimpelgard ihn darum angehen lasse, daß auch Dr. Jacob Andrea sich zu einer friedlichen Verhandlung sehr bereit erklärt habe, von den hugenottischen Edelleuten ersucht, seine Theilnahme an einem Colloquium über die Differenzlehren der beiden protestantischen Confessionen nicht versagen zu wollen. Beza konnte jetzt nicht umhin, die Sache ernstlicher zu erwägen und hat daher die Prediger

zu Zürich und Bern, ihm in Betreff derselben ihre Meinung zu eröffnen. Diese antworteten: „Es lasse sich ansehen, daß zwar aus diesem Gespräch nichts Gutes zu hoffen und zu erwarten sei, was den Dr. Andrea selbst belange. Aber dieweil vermeldet würde, daß dieses der durchlauchtige Fürst und Herr so höflich begehre, solle es nicht so ganz abgeschlagen werden, ob vielleicht diese Sache einen Weg machte, etwas mehr Bescheidenheit und Maß in diesen Gezänken zu erhalten.“ Da nun außerdem auch der Graf selbst sich brieflich an Beza wendete und ihn dringend aufforderte, dem Wunsche der nach Römpegard geflüchteten französischen Edelleute, der auch sein eigener Wunsch sei, zu entsprechen, so erklärte sich derselbe endlich bereit, zu einem Gespräche mit Andrea in Römpegard sich einzufinden. Zur Vorbereitung desselben waren, da außer den Genannten auch andere Theologen und Gelehrte an dem Gespräche Theil nehmen sollten, noch Verhandlungen nöthig; indessen waren dieselben bald erledigt. Die Genfer Deputirten waren Beza, Anton de Marées (Mitglied des Staatsrathes), und der Prediger Anton Jay; die Berner sandten den Prediger Abraham Musculus, Samuel Mayer, Mitglied des kleinen Rathes, den Schlesiener Peter Hübner, Professor der griechischen Sprache in Bern und Claude Auberry, Arzt und Professor der Philosophie in Lausanne. Andererseits bevollmächtigte der Herzog von Württemberg außer Jacob Andrea den Hofprediger Lucas Dsiander zu dem Gespräch.

Am 14. März kamen die beiden württembergischen Collocutoren in Römpegard an, wo sie von den französischen Edelleuten und den Rätthen des Grafen festlich empfangen wurden. Da sich das Eintreffen Beza's und der anderen Schweizer verzögerte, so beschäftigten sich Andrea und Dsiander einstweilen damit, Präliminarien des Gesprächs zu entwerfen. Dasselbe sollte zum Gegenstand haben die Lehre vom Abendmahl, von der Person Christi, von der Prädestination, von der Taufe und von der Reform der katholischen Gotteshäuser. Zur Vereinfachung der Verhandlungen stellte man zunächst diejenigen Sätze zusammen, in Betreff deren beide Theile einverstanden waren; sodann wurde bezüglich jedes Lehrartikels die eigentliche Streitfrage genau festgestellt; hierauf wurden die in der Concordienformel enthaltenen Gründe der lutherischen Lehre (die fundamenta assertionis et confessionis) dargelegt und schließlich die Lehre der Gegner entwickelt und widerlegt.

Schon jetzt war der Ausgang des noch nicht begonnenen Gespräches entschieden.

Am 20. März kam endlich Beza mit den anderen Genfer und Berner Bevollmächtigten in Römpegard an, wo sich dieselben im Schlosse des Grafen zunächst mit den beiden Württembergern freundlichst bewillkommneten.

Am folgenden Tage ward das Gespräch Morgens 7 Uhr im gräflichen Schlosse, in Beisein des Grafen, der Rätthe desselben und der des Lateinischen kundigen französischen Barone feierlichst eröffnet. Die beiden Parteien saßen

getrennt an zwei Tischen. Nachdem der Kanzler des Grafen, Dr. Hector Vogelmann, das Gespräch für eröffnet erklärt, die an dasselbe geknüpften Hoffnungen und Wünsche des Grafen ausgesprochen und den Collocutoren die Pflicht der Wahrheits- und Friedensliebe erinnerlich gemacht hatte, ergriff auf den Wunsch des Kanzlers zunächst Beza das Wort, dankte dem Grafen, durch dessen Bemühung nach dem Wunsch der französischen Herren dieses Gespräch zu Stande gekommen sei, erklärte sich mit der von den Württembergern proponirten Einrichtung des Gespräches einverstanden und sprach den Wunsch aus, daß Alles schriftlich verhandelt werde, weil im mündlichen Vortrag nur allzuleicht wenig erwogene Worte mitunterlaufen könnten, welche dann oft zu gefährlichen Weiterungen führten. Hiermit erklärte sich jedoch Andrea durchaus nicht einverstanden, weshalb Beza, der fortwährend das saubere Verfahren Andrea's bei Veröffentlichung der Acten des Maulbronner Gesprächs*) im Auge hatte, vorschlug, daß man Notare erwählen, dieselben in Eid und Pflicht nehmen, von ihnen die beiderseits zu haltenden Vorträge protocolliren lassen, sodann die Protocolle gemeinschaftlich revidiren und unterzeichnen möchte. Da merkte Andrea, daß Beza sich einbildete, er habe sich in der Absicht zu einem Gespräche mit den Reformirten herbeigelassen, um gemeinschaftlich mit denselben die Lehrsätze, an welchen man beiderseits festhalten könne und müsse, erst anzufuchen, und daß Beza eben aus diesem Grunde auf eine möglichst genaue Aufzeichnung der Verhandlungen bestehe. Aber dieser Wahn sollte den Reformirten auch sofort benommen werden, weshalb Andrea erklärte, er werde von der Lehre, die er bisher bekannt habe, auch nicht um ein Haar breit abgehn. — Beza erschrak, als er die ihm mit größter Bestimmtheit zugeworfenen Worte Andrea's vernahm und wandte sich alsbald zu Abraham Musculus mit der fragenden Bemerkung, warum sie denn nun eigentlich hierhergekommen wären? Allein um auch nicht im Entferntesten den Schein auf sich zu bringen, als habe er absichtlich das Zustandekommen der Collation verhindert, beschloß Beza nachzugeben und willigte daher in das von Andrea geforderte Verfahren ein. Die Anfertigung von Protocollen des Gesprächs — gegen deren Gültigkeit jedoch Beza Protest einlegte — wurde jeder Partei überlassen. Für Andrea übernahmen es Osiander und der Nömpelgarder Superintendent, so gut es gehn wollte, die Verhandlungen aufzuzeichnen.

Andrea übergab daher Beza'n eine schriftliche Exposition der lutherischen Lehre vom Abendmahl, welche er mit Osiander aufgesetzt hatte und ersuchte denselben, in derselben Weise eine kurze und präcise Entwicklung der reformirten Lehre vorzulegen, damit man dann beide zusammenstellen und darüber mündlich conferiren könnte; worauf die erste Sitzung des Colloquiums geschlossen wurde.

*) Vergl. meine Gesch. des deutschen Protestantismus, B. II. S. 71 ff.

Die Abendzeit benutzte Beza, um gemeinschaftlich mit den Freunden die verlangte Darlegung der reformirten Abendmahlslehre aufzusetzen, worauf dieselbe am folgenden Morgen überreicht wurde. Sie lautete:

„Von den Zeichen. Wenn diese Worte: Zeichen, Symbole und Sacrament in engeren Verstand gebraucht werden, verstehn wir unter denselben in diesem Handel die äußerlichen Dinge, so mit unsern äußerlichen Sinnen begriffen werden, welche nach der Stiftung Christi und durch seinen Befehl von dem gemeinen und natürlichen Gebrauch zu geistlichen und heiligen Dingen, die sie bedeuten sollen, verordnet sind; als da sind Brot und Wein im heiligen Abendmahl sammt den Ceremonien, welche Christus in derselben rechtem Gebrauch und Handlung verordnet hat.

„Unter dieser sacramentlichen Bedeutung verstehn wir aber nicht eine bloße äußerliche Darstellung, dadurch das Gemüth allein erinnert werde, ihm selbst einzubilden, was die äußerlichen Sinne begreifen, welcher Gestalt die geschnitzten Bilder und Gemälde gebraucht werden; sondern, soviel Gott belangt, daß allezeit die Dinge, so durch die äußerlichen Zeichen bedeutet werden, unsern Gemüthern wahrhaftig dargereicht und dargeboten werden.

„Grund dieser Lehre. Wir halten dafür, daß wir in diesem Punkte durchaus mit einander einverstanden sind, nur dieß ausgenommen, daß wir lehren, daß die Dinge, so durch äußerliche Zeichen bedeutet, allein dem Gemüth angeboten werden, ihr aber vermeint, daß die geistlichen Dinge, so durch die Zeichen bedeutet werden, auch zum Empfange mit dem Munde ausgeheilt werden. Hiervon aber wird in der andern Frage zu sprechen sein, in welcher wir nämlich davon handeln, wie die Zeichen und die Dinge, so sie bedeuten, gegeben und ausgeheilt werden.

„Von den Dingen, welche durch die sacramentlichen Zeichen bedeutet werden. — Wir lehren, daß durch dies Brot der Leib Christi, so für uns gegeben, und durch diesen Wein sein Blut, so für uns vergossen, aus der Verordnung des Herrn Christi wahrhaftig bedeutet werde, wie wir angezeigt haben; desgleichen durch das Brotbrechen und Ausgießung des Weines seines Blutes Vergießung, die großen Schmerzen, so Christus für uns an Leib und Seele gelitten hat; item die äußerliche Mittheilung der äußerlichen Zeichen die innerliche und geistliche Anbietung der Dinge, so durch die äußerlichen bedeutet sind, unsern Gemüthern (mentibus) von Christo geschehen; wie auch die äußerliche Empfangung der innerlichen, geistlichen Dinge, nämlich, des Herrn Christi, so durch den Glauben geschieht, bedeuten.

„Grund dieser Lehre. — Dieweil Christus nicht allein angezeigt hat, was man für Zeichen gebrauchen soll, sondern auch befohlen, daß wir thun sollen, was er gethan hat; so lehren wir, daß man nicht allein Brot und Wein, sondern auch in Ausspendung derselben die Ceremonien oder

Bräuche, so geistlichen Sachen zugehörig, fleißig halten soll, weil sie ihre, und dazu nicht schlechte und geringe oder vergebliche Bedeutung haben.

„Von sacramentlicher Vereinigung der Zeichen und bezeichneten Dinge. — Weil die Sacramente im engeren Sinne des Wortes, wie gesagt, Zeichen sind, so nehmen wir auch eine sacramentliche Vereinigung zwischen den äußerlichen Zeichen und den bedeuteten Dingen, in ihrer gegenseitigen Beziehung zu einander (relatione et habitudine mutua) an; dadurch es dann geschieht, daß nach der Ordnung Christi jene in die Sinne fallenden Dinge vom gemeinen, natürlichen Gebrauch zu einem andern Gebrauch verwendet werden, nämlich daß sie geistliche Dinge uns bezeichnen und auf göttliche Weise wirklich gewähren“.

„Grund dieser Lehre. — Der erste Grund dieses Satzes ist die Wahrheit des wirklich umschriebenen und räumlichen Körpers Christi sowohl vor als nach seiner Verherrlichung; welche Wahrheit nicht möglich ist, wenn man annimmt, daß Christi Leib in einer anderen Weise bei dem Brote sei als in jenem relativen Verhältniß. Darum so viele Zeugnisse beweisen, daß Christus einen wahrhaftigen Leib gehabt habe (und dieselben sind fast unzählbar), durch eben so viele Zeugnisse wird auch die Annahme einer wesentlichen Consubstantiation widerlegt.

„Zweitens: Mit wie vielen Schriftstellen das wahre und natürliche Scheiden Christi von der Erde zum Himmel und dessen Rückkehr vom Himmel am jüngsten Tage begründet wird, mit ebenso vielen Schriftstellen wird auch eben jenes Dogma, welches diese Thatsachen diametral widerspricht, als falsch erwiesen.

„Drittens: Paulus sagt ausdrücklich 2 Cor. 5, daß wir jetzt fern vom Herrn sind, und er begehrt aufgelöst zu werden, um bei dem Herrn zu sein, und da er uns befehlt zu suchen, was droben ist, setzte er nicht unbedacht hinzu: da Christus ist sitzend zur Rechten Gottes, was überflüssig wäre, wenn er noch bei uns auf Erden weilte. Ebenso bezeugt Christus (unzähliger anderer Zeugnisse zu geschweigen) ausdrücklich, er gehe hin um die Stätte zu bereiten, wohin er die Seinen aufnehmen will. — Hieraus folgt zweierlei, erstlich, daß er an einen gewissen Ort gegangen ist, da er die Welt verlassen hat; sodann, daß die, welche in der Welt sind, nicht bei Christo sind, d. h. nicht an dem Orte, wo jetzt Christi Fleisch ist, sondern daß die, welche aus dem Leben scheiden, an denjenigen Ort aufgenommen werden, wo Christus bereits ist, d. h. in das Paradies; wie Christus selbst lehrt, indem er zu jenem Schächer spricht Luc. 23.“

„Viertens: Wir bekennen, daß die alte Kirche jederzeit darüber einig gewesen ist, daß das Wesen des Fleisches Christi seit der Himmelfahrt von uns entfernt ist, und daß dasselbe Wesen des Fleisches Christi jetzt im Himmel, nicht aber auf Erden weilend, fortwährend in gliedlicher und räumlicher Umschriebenheit existirt, was auch mit einer andern sacramentlichen Verbin-

dingung als mit jener, da das Brot den Leib Christi darstellt und auf ihn hinweist (coniunctio *σχετική* et relativa) vereinigt werden kann, als Dinge, welche einander nicht widersprechen, miteinander bestehen können.“

„Vom Empfange der Zeichen und der bezeichneten Sachen, wenn das Abendmahl wie sich gebührt, gehalten wird. — Da die Sacramente, wenn das Wort im weiteren Sinne genommen wird, aus zwei Sachen bestehen, nämlich aus einer irdischen und einer himmlischen, so lehren wir, daß die irdische Sache d. h. Brot und Wein mit irdischen Werkzeugen, nämlich mit der Hand und dem Munde hingenommen, und daß ähnlich die sacramentlichen Gebräuche ebenso mit körperlichen Werkzeugen verrichtet werden, während die himmlische Sache, d. h. Alles was durch jene sacramentlich dargestellt wird, wie es allein dem Gemüthe (menti) zugehört, auch allein von dem Gemüth durch den Glauben ergriffen wird.

„Grund dieses Satzes. — Obgleich der Leib Christi, der im Abendmahl zum Genusse dargeboten wird, ein wahrer gliedlicher Leib ist, so erfordert es doch die Analogie, daß wie die Speise und deren Bestimmung so auch die Art und Weise des Empfanges der Speise ist. Da nun die Speise und die Bestimmung der sacramentlich bezeichneten Sache, d. h. des Leibes und Blutes Christi selbst geistlich sind, d. h. sich auf die geistliche Vereinigung mit Christo und auf das aus jenem zu schöpfende ewige Leben beziehen, so muß nothwendig auch der Genuß dieser Sachen geistlich sein, und muß mit dem der Seele eigenthümlichen Werkzeug, nämlich mit dem Glauben, sowohl im einfachen Wort als in den Sacramenten, verrichtet werden. Sodann ist der sinnliche Genuß der sinnlichen Dinge ein Unterspand jenes andern, nämlich des geistlichen Genusses; und darum werden die Ausdrücke des Essens und Trinkens, wie sie eigentlich von dem Genuß der Zeichen, so auch figurlich durch eine sacramentliche Metonymie von den bezeichneten Sachen gebraucht — indem man nach jener Metonymie das was den Zeichen eignet, der bezeichneten Sache beilegt.

„Darum kann und darf jener zwiefache Genuß nicht mit dem Munde stattfinden, weil sonst entweder jede von beiden Sachen auf diese Weise das Pfand einer dritten ganz verschiedenen Sache, oder die eine von beiden Sachen ein Zeichen und Pfand ihrer selbst wäre; oder es wäre zugleich das Zeichen und die bezeichnete Sache oder das Pfand und die Sache, auf welche sich das Pfand bezieht; welches beides durchaus widersinnig ist. Darum wird auch von Irenäus in diesem Handel die Sache als himmlische Sache bezeichnet und von der irdischen unterschieden.

„Sodann, wenn die Substanz des Leibes Christi mit dem Munde empfangen würde, so würde sie auch wenigstens in den gottseligen und gläubigen Menschen bleiben, und diese würden demgemäß wesentliche Glieder Christi sein. Und hieraus würde sich eine andere Verkehrtheit ergeben, daß nämlich die Kirche nicht ein geistlicher Leib Christi, sondern ein solcher Leib sei, wel-

her aus der Substanz des Leibes Christi und aus den Leibern aller Frommen wirklich und wesentlich zu Stande gekommen sei.

„Drittens. Da jenes Fleisch Christi das Band ist, durch welches alle Frommen zu einem mystischen Körper zusammenwachsen, so würde nothwendig folgen, daß die Personen der Frommen nicht gesonderte Substanzen, sondern daß sie wie mit Christo, als ihrem Haupte, so auch unter sich selbst durch ihr eignes Wesen und ihre eignen Personen zusammenhängen. Weil aber dagegen diese Zusammensetzung geistlich ist, indem die gläubigen Glieder Christi wahrhaftig und auf das Allerengste mit einander verbunden sind, so daß sie Ein Herz und Eine Seele genannt werden, so folgt daraus, daß sie auch geistlich durch den Glauben mit ihrem Haupte verbunden sind. Deshalb werden dieselben auch wie Ein Körper, nämlich ein mystischer, so auch Ein Geist genannt, indem Christus in ihnen Allen wohnt.

„Viertens. Daß die Vereinigung des Gottmenschen Christus mit der Kirche als seinem Gespons eine reine geistliche sei, welche durch das Werkzeug des Glaubens geschieht, ist aus den Kindern dieser Ehe zu sehen, welche Früchte der Gerechtigkeit heißen. Denn wie die Nachkommenschaft, so muß auch die Empfängniß, die Geburt und die Art dieser Ehe beschaffen sein.

„Von den Wirkungen des Abendmahls. — Es ist offenbar, daß das heilige Abendmahl nicht um des Brotes und Weines willen sondern zum Heile der Menschen eingesetzt ist. Seine eigenthümliche Wirkung ist daher das Heil derer, welche es würdig, d. h. mit Buße und Glauben genießen, durch Befestigung ihrer geistlichen Vereinigung mit Christo, wodurch es natürlich geschieht, daß gleichwie in dem natürlichen, lebendigen Körper die mit dem Haupte natürlich zusammenhängenden Glieder von da Gefühl und Bewegung empfangen, so auch sie mit Christo selbst geistlich vereinigt alle eigenthümlichen geistlichen Gaben der Wiedergeborenen und endlich das ewige Leben selbst, welches von Christo als dem Haupte in die mit demselben zusammenhängenden Glieder ausströmt, mehr und mehr empfangen. Deshalb wird auch jeder Einzelne für sich ein Glied Christi und alle zusammen werden Christi mystischer Leib genannt, indem überdies in ihnen die Gabe der Liebe durch den heiligen Geist gemehrt wird, weil die Glieder von einander gesondert weder Einen Leib bilden noch auch der Leib eines und desselben Hauptes sein könnten. — Die andere Wirkung des Abendmahles ist die Verdammniß derer, welche unwürdig d. h. entweder ohne Erkenntniß dieses Geheimnisses oder mit wirklichem Unglauben und mit Unbußfertigkeit zu demselben kommen, welche Verdammniß jedoch nicht von dem Abendmahl selbst sondern von dem unwürdigen Gebrauch desselben, also accidentell herkommt

„Von den Ursachen der heilsamen Wirkungen des Abendmahles. — In diesem Geheimniß unterscheiden wir die Ursachen so, daß wir die Gemeinschaft und Vereinigung mit Christo der unendlichen und un-

aussprechlichen Kraft des heiligen Geistes durchaus zuschreiben, was darum St. Paulus ein großes Geheimniß nennt; alle himmlischen Gaben aber, von denen wir geredet haben, und endlich auch das ewige Leben sowohl des Leibes als der Seele, glauben wir, daß sie von dem einigen Gottmenschen Christo, für uns gekreuzigt und im Fleische über alle Dinge erhöht, herkommen, wie es Gott, der allmächtige Vater, verordnet hat. Als instrumentale Ursache aber erkennen wir, soviel Gott betrifft, theils den Pastor, der im Namen und Auftrag Gottes thut, was er thut, theils die Zeichen und sacramentalen Gebräuche an. So viel uns betrifft, ist die instrumentale Ursache der Glaube, der uns als ein Geschenk Gottes eingepflanzt ist. Wir lehren aber, daß Gott sich dieser Werkzeuge so bedient, daß er denselben keine innerliche wirksame Kraft eingieße, sondern nur, daß was er selbst allein innerlich bewirkt, uns durch dieselben bezeuge, nämlich jene geistliche Vereinigung Christi mit uns und was wir aus derselben erlangen.“ —

Gleichzeitig legte Beza auch seine und der Seinigen Erwiderung auf die von den Württembergern aufgestellten Sätze vor. Allein die Disputation, welche am 22. März Nachmittags mit Zugrundlegung der beiderseitigen Propositionen begann, hatte das von Beza gewünschte Ergebnis nicht. Auf eine eigentlich syllogistische Erörterung der Streitfragen wollte sich Andrea nicht einlassen, weil, wie er meinte, klar vorliegende Schriftwahrheiten keiner wissenschaftlichen Prüfung und Feststellung unterworfen sein könnten; und da wo Beza die Blößen von Andrea's Raisonement nachgewiesen hatte, war derselbe doch nicht dazu zu bewegen, daß er die Folgerungen, die sich hieraus von selbst ergaben, anerkannte. Ueberhaupt machte sich durchweg der prinzipielle Gegensatz der beiderseitigen Auffassung des Abendmahles bemerklich. Als Andrea z. B. eine ganze Argumentation auf den Satz gründete, daß in allen Testamenten der Wortlaut derselben festzuhalten sei, und daß dieses also vor Allem in dem Testamente Christi, dem Abendmahl der Fall sein müsse, erklärte Beza hiergegen, daß das Abendmahl nicht das Testament, sondern das Siegel desselben sei. Nachdem man daher bis zum Abend des 24. März disputirt hatte, mußte sich Beza schließlich damit begnügen, daß klar herausgestellt war, in welchen Sätzen man übereinstimmte und über welche man dissentirte. Beza fasste daher das Resultat der Verhandlungen über die Abendmahlslehre in folgenden Sätzen zusammen:

„Zu beiden Theilen ist man einig geworden: „1) Das Sacrament des Abendmahls begreift in sich zwei Dinge, die Zeichen und die bezeichneten Sachen. — 2) Die Zeichen sind nach der Einsetzung des Herrn Brot und Wein, die bezeichneten Sachen aber sind der Leib selbst, so für uns gegeben und das Blut selbst so für uns vergossen. — 3) Die Gutthaten Christi in dem ordentlichen Gebrauche dieser heiligen Handlung sind von Christo, von welchem sie herkommen, nicht abgesondert. — 4) Diese Zeichen und bezeichneten Sachen werden auf keine andere Weise denn mit der sacra-

mentlichen Vereinigung zusammengefügt. — 5) Was Gott den Herrn belangt, der sich allda mit uns in einen Vertrag begiebt und allweg wahrhaftig ist, so sind nimmer bloße Zeichen da, sondern diese beide sind also sacramentlich vereinigt, daß sie zu aller Zeit allen denen, die hinzugehen, Würdigen und Unwürdigen wahrhaftig dargeboten und gegeben werden. — 6) Auf diese Meinung und den Verstand, d. i. dieser sacramentlichen Vereinigung nach haben die alten Kirchenlehrer diese Art zu reden gebraucht und gesagt: Der Leib des Herrn sei in, unter und mit dem Brot.

„In folgenden Artikeln ist man nicht einig geworden: 1) Daß die ehrwürdigen württembergischen Herren Collocutoren vermeinen und dafür halten, daß in der sacramentlichen Vereinigung sowohl die Zeichen als die bezeichneten Sachen mit ihrer Substanz in der That selbst auf Erden, wiewohl nicht natürlicher und räumlicher Weise, jedoch wahrhaftig zugleich miteinander unzertrennlich copulirt und zusammengefügt werden, und deshalb dem Mund aller Derer, so hinzugehen, Würdigen und Unwürdigen, ausgetheilt werden. — Die Collocutoren aber vom andern Theil lehren in der sacramentlichen Vereinigung, in welcher das Eine auf das Andere weisen und sehen muß, daß die bedeuteten Sachen, d. i. der Leib und das Blut des Herrn, nicht anderswo je kund denn im Himmel sind und bleiben, deren Zeichen auf Erden sind, und deswegen jene zwar der Seele, diese aber dem Mund aller Derer so zum heiligen Abendmahl gehen, ausgetheilt und gegeben werden. — 2) Mit dieser Weise zu reden „in, mit und unter dem Brot und Wein“ vermeinen und halten die ehrwürdigen württembergischen Herren Collocutoren, es solle diese verstanden werden, daß ihre sacramentlich wesentliche Vereinigung der Substanzen auf Erden dadurch geschehe, daß sie beide, nämlich die Zeichen zwar natürlich und räumlich, der Leib aber und das Blut des Herrn weder natürlich noch räumlich, sondern auf eine unerforschliche und unergründliche Weise wahrhaftig und zugleich auf Erden gegenwärtig sein und dem Munde aller, welche hinzugehen, ausgetheilt und gegeben werden. — Die Collocutoren des andern Theils lehren, daß mit derselben Art zu reden keine andere Vereinigung, denn diese, da eines auf das andere siehet und weist (unio relativa), angezogen und gemeint werde.

„Im andern Hauptpunkt aber vom sacramentlichen Empfang der Zeichen und der bezeichneten Dinge ist man in folgender Gestalt einig geworden: 1) Die Zeichen, wie sie Allen, sowohl Würdigen als Unwürdigen, welche zum Abendmahl des Herrn gehen, ausgetheilt werden, werden auch alle mit dem Munde von Allen, welche sie nehmen, empfangen, von den Würdigen zwar zum Leben, von den Unwürdigen aber zur Verdammniß. — 2) Daß die geistliche Empfangung allein durch den Glauben, welcher den Würdigen eigentlich gehört, und dadurch sie die bezeichneten Sachen empfangen, heilsam sei und zur Seligkeit gereiche. — 3) Daß die Weise dieser Empfangung und

Niesung der bezeichneten Dinge unerforschlich sei, und, wie der heilige Paulus redet, ein recht groß Geheimniß, welches anzubeten und nicht zu erforschen ist.

„Im Folgenden aber ist man nicht einig geworden: daß die ehrwürdigen württembergischen Herren Collocutoren vermeinen, daß wir beide zugleich und unzertrennlich dem Munde aller Derer, welche zum Abendmahl gehen, gegeben werden, also auch von Allen mit einerlei Instrument des Mundes, doch nicht was die bezeichneten Dinge belangt, natürlicher und räumlicher, sondern unergründlicher Weise empfangen werden, von den Würdigen zwar zum Leben, von den Unwürdigen zur Verdammniß. — Die Collocutoren des andern Theils aber lehren, daß wir die bezeichneten Sachen allein der Seele dargereicht, also auch allein von den Gläubigen (als die allein das einzige Instrument der Seele mit sich bringen, womit Christus mit allen seinen Gutthaten ergriffen wird) geistlich empfangen werden, und deshalb die Unwürdigen schuldig werden am Leibe und Blute des Herrn, nicht daß sie dieselben unwürdiglich genommen, sondern daß sie durch ihren Unglauben und Unbusfertigkeit von sich gestoßen und verworfen haben.“

Am 23. März, gegen zwei Uhr Nachmittags begann hierauf die Besprechung der Lehre von der Person Christi. Zunächst las Oskander die von ihm und André unterzeichneten Sätze, das Dogma von Christi Person betreffend, vor, worauf Musculus Namens der reformirten Collocutoren, an die Sätze der Würtemberger anknüpfend, ebenfalls eine Reihe von Thesen vortrug, welche die Grundzüge der reformirten Christologie enthielten. Nach diesen Präsubdien nahm die eigentliche Disputation ihren Anfang. Natürlich war aber in diesem Dogma ebensowenig eine Ausgleichung der Gegensätze möglich als in der Lehre vom Abendmahl, — zumal da die Discussion infolge der Invectiven, welche sich André gegen die Reformirten und deren Lehre erlaubte, sehr bald aus dem rechten Gleise herauskam. André behauptete nämlich, daß die Reformirten, indem sie lehrten, daß die Menschheit Christi nicht die Fülle des göttlichen Wesens, sondern nur endliche und erschaffene Gaben empfangen hätte, im Grunde über Christi Person nicht anders lehrten, als es im Koran der Türken geschehe. „Wir sind nicht hierher gekommen um Schmähdungen zu hören,“ antwortete Beza mit würdiger Ruhe; „wir haben nichts gemein mit dem türkischen Koran und mit der Gottlosigkeit Derer, welche leugnen, daß Christus Gott sei.“ Aber ein lautes Murren der zahlreich anwesenden französischen Barone gab den gerechten Unwillen und die Entrüstung kund, welche André's freche Verhöhnung der reformirten Lehre hervorrufen mußte, und die Störung, welche die Discussion hierdurch erhalten hatte, war nicht wieder zu beseitigen. Beza mußte dem Tübinger Kanzler wiederholt erinnerlich machen, daß die Kirche durch Schmähdungen nicht erbaut werde. „Allerdings finden sich Schmähdungen in den Schriften beider Parteien vor, weshalb ich wollte, daß sie nach Her-

stellung einer frommen Concordie zugleich sämmtlich verbrannt würden. Denn ich gestehe gern, daß ich Vieles geschrieben habe, von dem ich wollte, daß ich es nicht geschrieben hätte, und ich meine, daß Ihr ebenso denkt.“ So erklärte Beza Angesichts des Grafen und der ganzen Versammlung. Aber Beza's Demuth und Veröhnlichkeit wohnte im Herzen Andrea's nicht. Dieser antwortete kurz: „Was mich betrifft, so erkläre ich, daß mich Dasjenige, was ich über diese Sache geschrieben habe, nicht reuet und daß ich mich desselben darum auch nicht schäme.“

Als daher am 26. März gegen Mittag die christologische Discussion beendet war, hatte Beza wiederum weiter nichts erreicht, als daß er den Consensus und Dissensus der beiden Confessionen, der in der Discussion über die Lehre von Christi Person nach allen Seiten hin besprochen war, nun ganz genau formuliren konnte. Beza that dieß in folgender Schrift, welche er den Würtembergern behändigte:

„Man ist zu beiden Theilen in folgenden Punkten übereingekommen: 1) Daß in der persönlichen Vereinigung zwei vollkommene Naturen, nämlich die göttliche des Logos und die menschliche, aus der Substanz der Jungfrau Maria durch die göttliche Allmacht erschaffen und angenommen, unversehrt mit allen ihren wesentlichen Eigenschaften, ohne alle Veränderung, Verwirrung und Vermischung geblieben sind. — 2) Daß in dieser Vereinigung ein selbstständiges Wesen oder eine einige Person bestehe. Denn diese menschliche Natur sei nicht zuvor erschaffen gewesen oder für sich selbst bestanden, sondern sei zugleich und so zu sagen in einem Augenblick erschaffen und angenommen worden, und habe ihr für sich bestehendes Wesen, welches jegund nicht zweifältig ist, von dem annehmenden Wort empfangen. — 3) Daß die Einigkeit der Person immerwährend und in alle Ewigkeit unauslösllich sei, dadurch geschehe, daß das Wort in Ewigkeit der wahre Mensch sei, aus Maria der Jungfrau angenommen; und daß hinwieder der aus Maria der Jungfrau angenommene Mensch in Ewigkeit der wahre Gott, das Wort, sei. — 4) Daß in dieser persönlichen Vereinigung die annehmende göttliche Natur die angenommene Natur weit übertreffe, als die da erschaffen ist und nur in dem Wort Subsistenz hat; daß dagegen die göttliche Alles erschaffen hat, und der angenommenen Natur das Wesen, darin sie besteht, giebt, wiewohl mit dieser einigen Vereinigung sowohl das Wort dem Menschen und der Mensch dem Wort vereinigt ist. — 5) Daß dieser Mensch über dieß, daß er Gott ist, durch diese Vereinigung solche eingegossene unaussprechliche Gaben, so hoch und groß sie immer in eine Creatur göttlich mögen eingepflanzt werden, empfangen habe, also daß er auch über alle seligen Engel auch auf diese Weise und in solcher Gnade, so er (gratia habituali) an und für sich selbst hat, erhöht ist. — 6) Daß durch diese Gemeinschaft der wesentlichen Eigenschaften nicht verstanden werde irgend eine wesentliche Immigration derselben, entweder aus der göttlichen Natur in die menschliche oder der menschlichen

in die göttliche. — 7) Daß diese Reden, dadurch entweder die menschlichen Eigenschaften dem Wort (als wenn wir sagen: Gott sei gekreuzigt worden), oder die göttlichen Eigenschaften dem Menschen zugeschrieben werden (als wenn man sagt: Dieser Mensch, welcher auf Erden mit Nicodemus redet, sei zugleich im Himmel gewesen), nicht so schlecht und nur in bloßen Worten ohne die That selbst zu verstehen seien, sondern daß sie wahrhaftig und mit der That selbst von der Person Christi, als sie einig ist, gesagt werden; und werde deswegen in denselben Gott nicht schlecht als Gott, sondern als Fleisch gewordner Gott, und dagegen der Mensch nicht schlecht als ein Mensch, sondern so zu sagen ein vergotteter Mensch oder ein von dem Wort in die Einigkeit der Person aufgenommener Mensch verstanden.“

„In folgenden Punkten ist man nicht einig geworden: 1) Daß die ehrwürdigen württembergischen Collocutoren vermeinen, daß diese Gemeinschaft für ein vollkommenes Werk der persönlichen Vereinigung zu halten sei, und möge sowohl (in abstracto) in der Menschheit als (in concreto) in dem Menschen statt haben, und möge deshalb die menschliche Natur durch die persönliche Vereinigung ebenso wahrhaftig und wesentlich allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, lebendigmachend genannt werden und anzubeten sein, als dieses Alles von dem angenommenen Menschen gesagt wird. — Die Collocutoren des anderen Theils aber lehren, daß gleichwie (auch in der persönlichen Vereinigung) nicht recht gesagt werde, die Menschheit sei Gottheit, wohl aber mit Recht gesagt werde, dieser Mensch sei Gott: also möge auch nicht recht gesagt werden (auch in der Vereinigung selbst, diese Menschheit sei allgegenwärtig, allwissend, allmächtig, die da lebendig macht und anzubeten ist; obchon richtig gesagt wird, der Mensch sei wegen der persönlichen Einigkeit allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, der lebendig macht und anzubeten ist.“ — 2) Daß die ehrwürdigen württembergischen Collocutoren nicht wollen, daß diese Gemeinschaft der Eigenschaften recipirt und in einandergesehrt und gerichtet werde, also daß Eines auf das Andere allezeit sehen muß; und daß sie dertalben lehren, daß weder könne noch solle gesagt werden, die Gottheit habe gelitten, sei gekreuzigt worden &c, wie wahrhaftig gesagt wird, die Menschheit sei allwissend, allgegenwärtig, weil nämlich in der persönlichen Vereinigung die Gottheit nichts von der Menschheit, aber die Menschheit von der Gottheit alles ihr Mitgetheilte empfangen habe. — Die Collocutoren des andern Theils aber lehren, daß wie in den concretis onuntialis (in den Reden, so zwei Notaren begreifen und nur Eine Person bedeuten), ebenso gesagt werde, Gott der Sohn habe gelitten, als der Mensch ist allmächtig: also auch könne hinwiederum ebensowentig gesagt werden, die Menschheit ist allgegenwärtig, allmächtig, als man sagen dürfe: „Die Gottheit ist erschaffen und hat gelitten.“

„Ebenso verhält es sich mit der Kraft des Fleisches, lebendig zu machen und mit Anbetung des Fleisches Christi, welches Alles die ehrwürdigen wür-

tembergischen Collocutoren der Menschheit (in abstracto) an und für sich, nach ihrem eignen Wesen zulegen. — Die Collocutoren des andern Theils dagegen schreiben dieses dem Menschen zu, weil (in conereto) er mit dem Sohne Gottes eine einzige Person ist. Aber überdieß erkennen sie auch, daß die Menschheit (in abstracto) an und für sich und in ihrem eignen Wesen betrachtet, in zwiefacher Beziehung lebendig machend mit Recht genannt wird: erstlich darum, daß in dieser Menschheit das Wort Alles, was zu unserm Veröhnung gehört, erfüllt hat und uns auch jetzt noch durch dieselbe erhält und regiert; und sodann, daß Christus nicht anders denn mittels dieser von uns durch den Glauben ergriffenen Menschheit diese seiner Gottheit eigne und seligmachende Kraft und endlich alle seine Wohlthaten seinen Gläubigern mittheilt.

„Ebenso unterscheiden die Collocutoren des andern Theils die Anrufung der Menschheit von der Anrufung der Gottheit des Wortes; doch nicht an ihr selbst oder bloß für sich selbst betrachtet, sondern respective, d. h. darum, daß sie Gott dem Sohne vereint ist, oder daß die Gottheit Christi, auf welche eigentlich und endlich unser christliches Gebet und die wahre Anrufung soll gerichtet werden, nicht schlechthin Gottheit ist, sondern eine solche Gottheit, welche Fleisch an sich genommen hat, und diese Menschheit nicht schlechthin Menschheit ist, sondern die Menschheit des Wortes.“

Als die Disputation über die Lehre von der Person Christi beendigt war, glaubte Beza, des unnützen Hin- und Herredens längst müde, daß er ganze Handel nun erledigt sei und daß er mit den Seinen in die Heimath zurückreisen könnte. Denn in dem Einladungsschreiben, welches er von dem Grafen Friedrich empfangen hatte, waren anderweite Controversen, welche zur Erörterung kommen sollten, nicht erwähnt worden. Allein Andrea hat es ja schon vor der Eröffnung des Gesprächs festgestellt, daß auch die Differenzen in der Lehre von der Prädestination, von der Kindertaufe und von der Einrichtung der Gotteshäuser besprochen werden sollten. Indessen hat es derselbe für rathsam gefunden, dieses jetzt erst zur Kunde Beza's kommen zu lassen, indem er am Schlusse der Morgenstunde des 26. März bemerkte, daß man, wenn Beza in Betreff der Lehre von Christi Person nichts mehr zur Sprache zu bringen habe, zur Erörterung der Prädestinationslehre übergehen wollte.

Beza erschrak über diese Eröffnung; denn er wußte, daß eine Besprechung dieses Dogma's, welches den ganzen Zusammenhang der reformirten Kirchenlehre als deren Grundlage trug, und nur in und mit dem ganzen Zusammenhange derselben gewürdigt werden konnte, von Andrea nur zur Herabwürdigung desselben benutzt werden würde. Er antwortete daher, daß er recht sehr die Beendigung des Gesprächs wünsche; denn er sei mit den

Seinen in der Ueberzeugung hierher gekommen, daß man nur über die Lehren vom Abendmahl und von der Person Christi verhandeln werde. Bei Besprechung der Lehre von der Prädestination werde man in die geheimnißvollsten Tiefen der Offenbarung hinabsteigen müssen, was nicht zur Erbauung aller Anwesenden, da nur wenige dazu geschickt wären, reichen könnte. Auch wünschten sie sehr, zu Ostern in der Heimat bei ihren Gemeinden zu sein, weshalb man sich damit begnügen möge, einen Consens in den Lehren vom Abendmahl und von der Person Christi anzuerkennen und festzustellen. Gleichwohl scheute man sich nicht, wenn es der Graf wünsche, die reformirte Lehre von der Prädestination vor demselben privatim darzulegen, wozu man aber keine eigentliche Disputation anzustellen brauche. — Indessen hatte es sich Andrea bereits ausgedacht, wie er grade in der Discussion über die Prädestinationslehre den glänzendsten Sieg über Beza davon zutragen hoffte, und wollte sich daher die Gelegenheit hierzu um keinen Preis entgehen lassen. Eine einzige Stunde, meinte er, werde ja genügen, um sich wegen der Prädestinationslehre gegenseitig in's Klare zu bringen.

Indem daher die Morgensitzung des 26. März aufgehoben wurde, ohne daß man sich wegen der Fortsetzung oder Beendigung des Gesprächs vereinbart hatte, setzte Beza, in seine Wohnung zurückgekehrt, sofort eine an den Grafen gerichtete Eingabe auf, welche Nachmittags um drei Uhr, als die Collocutoren wieder zusammentraten, vorgelesen und dem Grafen überreicht ward.

Beza hatte in dieser Eingabe deutlich genug ausgesprochen, wessen er sich zu Andrea versehen zu müssen glaubte. Denn es lag bereits klar am Tage, daß Andrea dies ganze Gespräch nur als Gelegenheit zur neuen Documentirung der Unwiderleglichkeit seiner Lehre und seines theologischen Raisonnements benutzen wollte, und daß derselbe hierzu zweifelsohne die über die Verhandlungen aufgenommenen Protocolle öffentlich benutzen werde. Beza erklärte daher in der Eingabe, er beklage es noch immer, daß man auf den von ihm vor der Eröffnung des Gesprächs vorgeschlagenen Weg schriftlicher Verhandlung nicht eingegangen sei, daß er die während der Discussion vorgenommenen Aufzeichnungen über dieselbe durchaus keine Glaubwürdigkeit zuerkennen könne, und sich daher jeden öffentlichen Gebrauch, den man von denselben etwa machen wollte, verbitten müsse, und gab hierauf nochmals an, warum er eine Besprechung der Prädestinationslehre in der Weise, wie man bisher mit einander conferirt habe, für unthunlich halte. Dagegen wären sie gern bereit, die von den Württembergern über die Lehre von der Prädestination aufgesetzten Thesen mit nach Hause zu nehmen, dort dieselben mit den Ihrigen zu besprechen, und sodann den Württembergern ihre Meinung schriftlich zu eröffnen. Sodann sprach Beza den Wunsch aus, der Graf möchte auf Grundlage der nun gewonnenen Resultate des Gesprächs die Herstellung einer gottseligen Concordie der beiden Parteien zu veranlassen

suchen, damit, bis man durch Gottes Gnade zur vollen Einigkeit gelange, wenigstens alle Feindseligkeiten, sowie insbesondere der Gebrauch der gehässigten Bezeichnungen Zwinglianer, Calvinisten, Sacramentirer, Ubiquitisten, Lutheraner zc. beiderseits eingestellt würde. Außerdem hat Beza: da man sich von beiden Seiten in der Anerkennung des wahren Genusses des wahren Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geeinigt habe und nur über die Art und Weise der sacramentlichen Gegenwart beider und über die Nießung der Gottlosen (worüber sich doch die Frommen nicht verfeinden sollten!) verschiedener Meinung sei, so möchte er den Reformirten gestatten, daß sie, unbeschadet ihres Bekenntnisses an der Abendmahlsfeier der Anhänger der Augsbургischen Confession Theilnehmen dürften.

Nachdem Beza diese seine Supplik überreicht hatte, wurde derselbe ersucht, sich mit den andern Genfern und Bernern auf eine kurze Zeit, in welcher der Graf das Gesuch erwägen wolle, zurückzuziehen.

Andréa hatte aber dem Fürsten bald gesagt, was er den Schweizern zu erwiedern habe und war erfreut, daß ihn derselbe beauftragte, diesen in seinem Namen den nöthigen Bescheid zu geben. Als daher die Genfer und Berner in den Saal zurückgerufen waren, wurde ihnen von Andréa im Antrage des Grafen eröffnet: Dieser wünsche dringend, daß man sich auch über die Prädestination, über die Taufe und über die Tempelreform (von welchen drei Dingen er erst nach Absendung seines Einladungsschreibens an Beza gehört habe, daß sie zwischen den beiden Parteien strittig wären), bespreche. Würden sie jedoch sich hierzu nicht verstehen wollen, so sei es nöthig, daß man die über die betreffenden Lehredifferenzen von ihm aufgesetzten Thesen vor Beendigung des Gespräches öffentlich vorlese, weil die anwesenden Zuhörer doch nothwendig genau erfahren müßten, was die Schweizer darüber lehrten, und wie die Anhänger der Augsburgischen Confession über deren Lehre in diesem Punkte urtheilten. Die Segner können dann, nach Hause zurückgekehrt, von Genf und Bern aus ihre Meinung über die vorgelassenen Thesen, welche man ihnen behändigen werde, späterhin einschicken. Zugleich gab Andréa an, was er in den drei Punkten den Reformirten hauptsächlich zum Vorwurf zu machen habe.

Andréa sprach in dieser Peroration eine Zuversicht zu sich selbst, ein Siegesgewißheit und eine Bereitwilligkeit gegen Jedermann von seiner Lehr-Rechnenschaft zu geben aus, daß, wenn Beza in die Fortsetzung des Gespräches nicht einwilligen wollte, dieses in den Augen aller Anwesenden als Eingeständniß der eignen Schwäche und der Zweifelhafteit seiner Lehre erscheinen mußte. Nothgedrungen, obschon ihm die gängliche Erfolglosigkeit aller weiteren Verhandlungen einleuchtete, willigte er daher, nachdem er sich mit den Freunden berathen hatte, in die Fortsetzung der Verhandlungen ein und erklärte, daß er bereit sei, Morgen, den 27. März mit Andréa über den fünften Punkt, nämlich über die Reform der papistischen Tempel und

Bilder, sowie an den darauf folgenden Tagen über die beiden andern Punkte zu besprechen.

Frühmorgens am 27. März begann daher, nachdem die darauf bezüglichen Thesen der Würtemberger vorgelesen waren, die Besprechung über die papistischen Gotteshäuser, über die Bilder und Orgeln und über die mit denselben vorzunehmenden Reformen. Auch in diesem Punkte glaubte nämlich Andrea den Reformirten allerlei seelenverderbliche Irthümer nachweisen zu können, indem er so argumentirte: In Frankreich und in den Niederlanden sind in tumultuarischer Weise von den Protestanten viele Kirchen und Bilder vollständig zerstört worden. Da nun gar Mancher, der zum Anschluß an die Reformation geneigt war, an diesen Brutalitäten Vergerniß nahm und durch dieselben von dem Bekenntniß des Evangeliums abgehalten wurde, so sind die Reformirten daran Schuld, daß unzählige Seelen im Papstthum verblieben und darin mit Leib und Seele dem ewigen Verderben verfallen sind. Andrea war daher, wie es schien, sehr freudig überrascht, als er von Beza erfuhr, daß derselbe jene gewaltsame Bilder- und Kirchenstürmerei, welche hier und da vorgekommen war, mißbilligte. Ja es kam sogar in diesem Punkte eine wirkliche Einigung beider Parteien zu Stande. Auf beiden Seiten erkannte man die Bilder, Orgeln zc. als Mitteldinge an, von deren Gebrauch man alle Abgötterei und jede Störung des wahren Gottesdienstes fernzuhalten habe. Uebrigens hob Beza in der Beantwortung der auf diesen Punkt bezüglichen württembergischen Thesen, welche er nach Beendigung des Gesprächs einreichte, hervor, Gott habe nicht nur verboten, die Bilder anzubeten, sondern sie überhaupt zu machen, und bemerkte außerdem: „Soviel die Orgeln betrifft, verdammen wir die Musik nicht. Wenn man aber vier- oder mehrstimmig singt, ohne daß man es versteht, so bezeugt das Werk selbst, was daraus erfolgen muß, nämlich, daß mit der Zeit ein großer Theil des Gottesdienstes in die Gefänge verwandelt und die Gemüther nicht mit dem Wort Gottes gespeist, sondern nur die Ohren mit lieblichen Tönen unterhalten werden.“

Noch an demselben Tage gingen daher die Collocutoren zur Besprechung der Lehre von der Taufe über. Hier aber stellte sich sofort wieder der schroffste Gegensatz der Confessionen heraus. Andrea und Beza konnten daher nicht weiter kommen, als daß sie die unausführbaren Sätze der beiden Kirchen einander gegenüberstellten. Dabei geschah es denn aber, daß der Geist, in welchem Andrea seine lutherische Orthodogie trieb, sich unwillkürlich verrathen mußte. Als nämlich derselbe mit großem Eifer die Spendung des Tauf sacramentes durch Laien, Hebammen zc. in Nothfällen vertheidigt hatte, hielt ihm Beza den Ausspruch des heiligen Bernhard entgegen, daß nicht das Entbehren, sondern die Verachtung des Sacramentes den Menschen verdammlich mache und hob hervor, daß man doch Denjenigen, welcher, ohne das Tauf sacrament nach Christi Ordnung empfangen zu können, gestorben sei, keine Verachtung desselben zur Last legen könnte. Um Beza zu wider-

legen, wies André auf die Situation eines Menschen hin, der bis an seines Lebens Ende im Unglauben beharrt, aber in seiner letzten Stunde von der Gnade erleuchtet wäre und mit aufrichtigem Verlangen die Taufe begehrte, die er doch von keinem ordentlichen Diener der Kirche empfangen könnte. Beza antwortete, daß er sich die Anziehung eines solchen Falles ganz gern gefallen lasse, indem er, an denselben anknüpfend, André fragen möchte: wenn zufällig ein armer, elender und schier verzweifelter Sünder das Nachtmahl des Herrn begehrte und kein Prediger zu haben und nur ein altes Weib gegenwärtig sei, ob er denn glaube, daß er sich von diesem alten Weibe das Abendmahl reichen zu lassen habe. André antwortete: es sei hier ein gar großer Unterschied, weil das Kind im Fall der Noth vorher niemals getauft worden, der erwachsene Christ aber vorher oftmals in den gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde das Abendmahl des Herrn empfangen habe. Als nun Beza hierauf erwiderte: „Wie aber, wenn ein solcher Mensch eben erst aus dem Papstthum erlöst oder neulich aus einem Juden oder Türken ein Christ geworden wäre und das Nachtmahl des Herrn niemals empfangen hätte und in der Stunde des Todes schon schier verzweifelte, wolltet ihr in dieser Noth ihm durch irgend einen Laien oder auch durch ein Weibsbild das Nachtmahl des Herrn reichen lassen?“ — „Gar nicht,“ antwortete André, „sondern ich würde ihn ermahnen, er sollte gutes Muthes sein und sich zufrieden geben, wenn er schon in dieser Noth des Nachtmahls des Herrn nicht möchte theilhaftig werden.“ — „Wie aber dann,“ fuhr Beza fort, „wenn er sich damit nicht wollte zufriedenstellen lassen?“ Da donnerte ihm André, der sich in seinem Lutherthum nicht anders zu helfen wußte, die Worte entgegen: „Dann würde ich ihm sagen: So fahre denn hin und stirb in aller Teufel Namen!“ — Mitleidig lächelnd antwortete Beza dem schwäbischen Pfaffen: „Dann wäret ihr, mein Herr Doctor, diesem elenden Menschen ein gar elender Tröster.“

Wenn schon daher die Lehre von der Taufe am 28. März nochmals zur Sprache gebracht wurde, so war es doch nicht möglich, daß sich Beza und André über eine gemeinschaftliche Auffassung derselben verständigen konnten. Man beschloß daher, noch an demselben Tage zur Besprechung der Prädestinationstheorie überzugehen.

Beza, der dieser Discussion mit einem gewissen Bangen entgegen sah, ließ noch vor Eröffnung derselben André durch einige angesehene französische Barone ersuchen, daß er sich thünlichster Kürze befleißigen und aller Weiterschweifigkeiten enthalten möchte, — was André gern versprach, worauf Osiander die von André aufgesetzten Thesen vorlas.

Der Anfang dieses Vortrags mochte für Beza zu dessen größter Ueberraschung ganz beruhigend sein, indem die vier ersten Thesen lauteten: „1) Daß Gott von Ewigkeit nicht allein den Fall unsrer ersten Eltern, sondern auch aller Menschen gesehen habe. — 2) Daß er Diejenigen, welche

selig werden, nicht allein vorgesehen, sondern sie auch von Ewigkeit erwählt und zum ewigen Leben verordnet habe. — 3) Daß diese ewige Wahl in Christo geschehen sei, ehe der Welt Grund gelegt ward, d. i. daß sie durch Christum selig werden. — 4) Daß deren, so da selig werden sollen, bei Gott eine gewisse Zahl sei.“ Hierauf hieß es jedoch weiter: „5) Die Frage aber ist, ob Gott seine Auserwählten also zum ewigen Leben verordnet habe, daß er Etlliche, ja den allergrößten Theil der Menschen in seinem ewigen, heimlichen Rath zur Verdammniß verordnet, also daß er bei sich beschloffen, daß er sich ihrer nimmermehr erbarmen, noch sie zu Gnaden aufnehmen wolle, und wolle auch nicht, daß sie Buße thun, dem Evangelio glauben, sich zu Gott bekehren und selig werden.“ Hierauf folgte eine Reihe von Sätzen, welche den schneidendsten Gegensatz zur reformirten Prädestinationslehre aussprachen.

Es ist begreiflich, daß Beza, als er die Darlegung des Dogma's seiner Kirche begann, dieses mit großer Ausführlichkeit that, weil er nur hierdurch die schlimmen Auslegungen und Folgerungen, welche den lutherischen Gegnern nahe genug lagen, abschneiden zu können hoffen durfte. Sein Vortrag dauerte anderthalb Stunde, und zu wiederholten Malen forderte Graf Friedrich den Tübinger Kanzler auf, dem Gegner in's Wort zu fallen und dem Vortrag desselben ein Ende zu machen. Allein Andrea stellte dem Grafen vor, daß man Beza um so mehr müsse ausreden lassen, als derselbe von vornherein sich jede Besprechung der Prädestinationslehre verbeten habe, und beruhigte ihn außerdem mit der Versicherung, daß er, wenn Beza seinen Vortrag beendigt haben werde, mit zwei oder drei Antworten die Schriftwidrigkeit und Unhaltbarkeit der reformirten Lehre von der Gnadenwahl unwiderleglich darthun werde. Endlich wurde es jedoch dem Grafen, da Beza immer noch perorirte, gar zu lang, weshalb er demselben zurief: „Herr Beza, Schluß, Schluß.“ Beza hatte aber eben seinen Vortrag beendet, weshalb er dem Grafen ruhig antwortete: „Illustrissime princeps, ego iam concludi.“

Andrea begann nun einzelne von Beza vorgetragene Sätze zu kritisiren und es gelang ihm, denselben mit seinem Particularismus arg in die Enge zu treiben. Wenn Andrea z. B. bezüglich der Stelle Joh. 3: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab u.“ an Beza die Frage richtete, was er hier unter der „Welt“ verstehe, so konnte er auf Beza's Antwort, daß damit nur die Erwählten gemeint wären, mit vollem Rechte erwidern, daß doch Christus in demselben Kapitel sagt: „Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Welt liebte die Finsterniß mehr als das Licht,“ woraus doch hervorgehe, daß unter der Welt auch die Gottlosen, und diese vorzugsweise zu verstehen wären. Andrea konnte also beweisen, daß die Frage, welche er an Beza gerichtet hatte, ob Gott die Verdammten niemals geliebt, mit Unrecht verneinend beantwortet habe. Grade

hier vermochte Andrea den Gegner die Stärke des lutherischen Dogma's fühlen zu lassen, weshalb die Discussion nur einen für Beza verdrislichen Ausgang nehmen konnte. Der Nachspruch des Grafen machte derselben ein Ende, als Beza erklärt hatte, daß Christus nicht für alle Menschen, d. h. nicht für die Verworfenen gestorben sei, und Beza mußte es hören, daß ihm Andrea die verderblichste, allen Trost des Glaubens zerstörende Untergrabung der Grundlagen der evangelischen Lehre zum Vorwurf machte. Der Gedanke, den ihm Andrea entgegenhielt, war der: Nur wenn die Gnade der Erlösung nach Gottes Willen für alle Menschen bestimmt ist, kann der einzelne, um sein Seelenheil bekümmerte Mensch durch den Empfang der Taufe und durch den Genuß des Abendmahles sich seines Gnadenstandes versichert wissen. Zugleich machte Andrea dem Gegner den schweren Vorwurf, daß er im ganzen Verlaufe des Gespräches nicht das Wort Gottes, sondern seine Glossen, seine Auslegung desselben als Grundlage seiner Lehrrätze geltend gemacht habe. Beza wies natürlich diese Anschuldigung mit Entrüstung zurück: aber Andrea blieb bei dem, was er gesagt hatte. „Ob ihr eure Glossen oder die Zeugnisse der heiligen Schrift in diesem Gespräch über die streitigen Lehrartikel angezogen habt,“ herrschte er Beza zum Schluß an, „darüber können der durchlauchtige Fürst, Graf Friedrich und alle Anwesenden urtheilen;“ worauf er ihm im Einzelnen nachzuweisen suchte, wie er in allen Lehrpunkten an die Stelle eines von ihm, Andrea, hingestellten unzweifelhaften Schriftwortes seine Glosse zu demselben substituiert habe. Schließlich wendete sich dann Andrea an die Zuhörer mit der Ermahnung, daß sie sich von einer solchen Theologie, welche Christum aus den Sacramenten gradezu entferne, mit den Sacramenten auch das Wort der Verheißung und allen Trost der Sündenvergebung untergrabe und somit die Schrift selbst unnütz und alles Heil ungewiß mache, mit Gottes Hülfe hüten möchten.

Mit Staunen hörte Beza die zuchtmeisterlichen Auslassungen Andrea's, welcher jetzt ganz die Rolle eines untrüglichen Glaubensrichters spielte und ihn als überführten Ketzer und Gotteslästerer maßregelte. Aber mit heitiger Ruhe entgegnete er ihm: „Für unsre Lehre haben wir das Zeugniß gar vieler Kirchen und Märtyrer, welche dieselbe mit ihrem Blute besiegelt haben, während auf eurer Seite ein Chemnitz, ein Hesshusius und Andere in ihrer Lehre so auffallend von einander abweichen, daß sich nicht sagen läßt, was eigentlich eure gemeinsame Lehre sei. Wir bitten den Herrn, daß er uns Vieles in Gnaden nicht anrechne, und beklagen es, daß zwischen euch und uns keine Einigkeit ist. Aber wir sehnen uns darnach, mit euch zu brüderlicher Gemeinschaft zu kommen. Gott, der uns und euch das Auge des Geistes öffnen wolle, damit wir zu immer vollkommenerer Erkenntniß gelangen, wird es zu seiner Zeit offenbar werden lassen, wer von uns den wahren Glauben hat.“

Das Gespräch war somit beendet. Am folgenden Tage überreichte Beza auf den Wunsch Andrea's seine Beantwortung der Thesen desselben über die drei letzten Streitpunkte, worauf die feierliche Entlassung der Collocutoren vonseiten des Grafen im Saale des Gesprächs stattfand. Zum Abschied trug Beza den Württembergern herzliche Grüße an Dr. Solder und ihre übrigen Amtsbrüder auf, und erbat sich ihre Hand zum Zeichen der Anerkennung brüderlicher Gemeinschaft. Allein Andrea antwortete, er sehe ebensowenig ein, wie Beza ihn und die Württemberger, denen er in seinen Schriften alle möglichen Irrlehren zur Last gelegt habe, als Brüder ansehen könne, als es ihm möglich sei, eine brüderliche Gemeinschaft mit Beza anzuerkennen, da derselbe bewiesen habe, daß er Menschenwahn höher halte, als Gottes Wort. Gott möge ihm daher helfen, daß er, Beza, aus den Banden des Unglaubens befreit werde. So lange dieß aber nicht geschehen sei, könne er ihm nur die Hand zum Zeichen seiner allgemeinen Menschenliebe gegen ihn (*dexteras humanitatis*) reichen. — Dafür aber dankte Beza. „*Ergo intermittatur*“ („es unterbleibe also“) antwortete Andrea, und die beiden Parteien gingen von einander. Man sah Thränen in Beza's Augen, als derselbe den Württembergern den Rücken wendete.*).

Das Religionsgespräch zu Mömpelgard war also ganz gerade so verlaufen, wie alle derartigen Colloquien in jener und in der früheren Zeit, —

*) Welchen Eindruck das ganze Gespräch auf Beza gemacht hatte, erhellt aus einem Briefe desselben an den Grafen Ludwig von Witgenstein vom 28. April 1586 (bei Friedländer, S. 159 ff.). Beza spricht sich hier so aus: „Die Besprechung war auf beiden Seiten sehr gemäßiget, wennschon dem Andrea nicht Weniges entfiel, woran die Unsrigen mit Recht Anstoß nahmen. Uebrigens hatte das Ganze gar nicht den Charakter einer richtigen Disputation, da sich Andrea niemals von mir dazu bringen ließ, daß er syllogistisch disputirte. Wer aber von uns beiden am besten geredet hat, darüber habe ich kein Urtheil, wie dieses überhaupt auch nicht so leicht entschieden werden kann, da das beiderseits Gesprochene von keinem Notar aufgezeichnet ist, sondern nur von einigen Zuhörern flüchtige und confuse Notizen aufgenommen wurden. Das aber kann ich in Wahrheit bezeugen, daß ich aus Andrea's Munde nichts gehört habe, das nicht ganz gewöhnlich und von den Unsrigen schon tausendmal widerlegt gewesen wäre. Ueberhaupt, nachdem hin und her viele Worte unnütz vergeudet waren, sind wir beiderseits bei unserer Meinung geblieben. Hernach haben wir begehrt, da wir in den Fundamenten der christlichen Religion und in den vorzüglichsten Hauptlehren derselben im Gegensatz zu den Papisten unter einander einverstanden wären, und somit der Weg zu einer vollkommenen Concorde bereits angebahnt zu sein scheine, daß fernerhin von beiden Seiten die Sectenbezeichnungen und alle Bitterkeit im Predigen und Schreiben vermieden und durch Handschlag die Concorde gegen den gemeinfamen Feind anerkannt würde. Was wir aber von jenen erlangt haben, und in welcher Weise man voneinander ging, ist aus der Schrift zu ersehen, von der ich ein Exemplar belege.“

nämlich ohne daß der Zweck derselben erreicht wurde. Ein Erloß, welchen der Graf Friedrich unmittelbar nach Beendigung des Gesprächs publicirte, bewies, von welcher Art das Resultat desselben war. Zur Erledigung des von Beza und den Andern eingereichten Gesuchs, in welchem der Graf darum gebeten wurde, den französischen Flüchtlingen zu Römpeigard die Theilnahme an der dasigen lutherischen Abendmahlsfeier — jedoch vorbehaltlich ihres reformirten Bekenntnisses — zu gestatten, resolvirte nämlich derselbe unter dem 29. März 1586: den Exulanten sei der Empfang des Abendmahles aus den Händen der Römpeigarder Prediger nur dann zu gestatten, wenn sie das Abendmahl mit Anerkennung des Bekenntnisses und der Kirchenordnung des Grafen genießen wollten *).

Außerdem zeigte es sich aber auch sehr bald, daß das Gespräch die Wortführer der beiden protestantischen Parteien nicht etwan einander näher geführt, sondern nur noch mehr miteinander verfeindet hatte. Denn die Lutherischen, welche siegestrunken den Ausgang des Gesprächs gehört und gesehen hatten, wußten nichts Eiligeres zu thun, als überall davon zu erzählen, daß Beza als überführter Irrlehrer von Römpeigard habe abziehen müssen. In Straßburg erhielt der wilde lutherische Zelot Marbach die ersten Nachrichten über den Verlauf des Gesprächs von dem Superintendenten zu Römpeigard und hernach kamen Theodor Schnepf und Joh. Breuz, angeblich auf einer Bergungsreise, selbst nach Straßburg, um über Beza's Niederlage noch umständlicher zu berichten. In Wittenberg wurde dieselbe Nachricht durch einen Brief Olanders an Polycarp Keyser verbreitet und an anderen Orten ließ man „Zeitungen“ über das Römpeigarder Gespräch circuliren, in denen Beza und die reformirte Lehre im übelsten Licht erschienen.

Natürlich hörte Beza von den Gerüchten, welche in Umlauf zu setzen die Lutherischen geschäftig genug waren, und schickte daher an Andrea zu Tübingen ein Schreiben, worin er denselben bat, die weitere Verbreitung dieser Verleumdungen durch sein gewichtvolles Wort zu hindern. Indessen ließ Andrea diesen Brief Beza's unbeantwortet, wodurch sich dieser genöthigt sah, an einige seiner auswärtigen Freunde ausführliche Berichte über den wirklichen Verlauf und Ausgang des Römpeigarder Gesprächs zu schicken. Außerdem erschien auch eine an die Holländer gerichtete pseudonyme Epistel **)

*) Uebrigens entschloß sich der Graf, nachdem Andrea von Römpeigard abgereist war, anders. In dem erwähnten Brief an den Grafen von Witgenstein berichtet nämlich Beza: der Fürst habe nach Andrea's Ueberreise den französischen Flüchtlingen gestattet, daß sie mit ausdrücklicher Bahrung ihres Bekenntnisses das Abendmahl aus der Hand der Römpeigarder Pastoren empfangen, was vorher nicht geschehen war. — Auch ist der Fürst bei dieser Abendmahlsfeier, mit den Flüchtlingen französische Psalmen singend, selbst gegenwärtig gewesen.“

***) Ein gewisser Schönberg soll der Verfasser der Epistel gewesen sein.

worin das Gespräch Andrea's und Beza's entschieden zu Ungunsten des Ersteren dargestellt ward.

Kaum aber hatte Andrea von dieser Epistel Kunde erhalten, als auch sofort sein Entschluß feststand, die Veröffentlichung der von Oslander und dem Römpehgarder Superintendenten angefertigten Protocolle des Gesprächs zu bewirken. Der Graf Friedrich, welcher den Namen dazu hergeben mußte, gestattete es, daß dem Werke ein in seinem Namen verfaßtes Vorwort vorgesetzt ward. Außerdem fügte Andrea zu Beza's Worten noch seine kritischen Randbemerkungen hinzu. So kam daher das Werk zu Stande, welches zu Tübingen in 4^o gedruckt, im Jahre 1587 unter dem Titel veröffentlicht ward: *Acta Colloquii Montis Belligartensis, quod habitum est anno Christi 1586 favente Deo O. M., praeside illustriss. princ. ac domino, dom. Friderico etc. Inter clarissimos viros, D. Jac. Andreae, praepos. et cancellarium academiae Tubing. et D. Theodorum Beza, professorem et pastorem Genev. Auctoritate praedicti principis Friderici etc. nunc a. Chr. 1587 publicata.* (575 SS.)

Das Vorwort des Grafen Friedrich sprach ziemlich unverholen die Meinung aus, daß der eigentliche oder wenigstens der mittelbare Verfasser der bewußten Epistel Niemand anders als Beza sei, und wollte eben hiermit die ganz unmotivirte Veröffentlichung der Protocolle des Gesprächs rechtfertigen. Aber sowohl dieser Verdächtigung als dem ganzen Nachwerk Andrea's, welches eine ganz willkürliche Redaction der Römpehgarder Protocolle enthielt, und insbesondre den gehässigen Randglossen Andrea's mußte Beza nothwendig entgegenreten. Derselbe veröffentlichte daher eine geharnischte Gegenschrift, welche zunächst in lateinischer, dann auch in französischer und deutscher Bearbeitung, und zwar in letzterer unter dem Titel erschien: „*Theodori Bezae, Gründlicher Gegenbericht auf die zu Tübingen ausgegangenen Schriften des Römpehgardischen Gesprächs halben, welches im 1586. Jahr zc. gehalten worden.*“ (4^o, 296 SS.)

§ 8.

Beza's Controversen mit Samuel Huber und Claude Aubry.

Die ernsteste Bewegung wurde jedoch durch das Römpehgarder Gespräch innerhalb der reformirten Kirche selbst hervorgerufen.

In Burgdorf bei Bern lebte damals ein Prediger Samuel Huber, ein Mann, der zur lutheranistrenden Fraction der schweizerischen Geistlichkeit gerechnet ward, der sich außerdem den zweideutigen Ruhm eines unermüdbaren theologischen Klopffechters erworben hatte, und der insbesondre schon seit Jahren als Gegner des Beza und Musculus bekannt war. Beza hatte nämlich vor längerer Zeit eine Schrift veröffentlicht, worin er nachzuweisen suchte, daß die Pest eine Krankheit sei, der man durch die Flucht oder durch sorg-

fältige Absonderung von allen Pestkranken entgehen könne. Seltsamer Weise meinten jedoch Viele, daß diese Auslassung Beza's nur dazu geeignet sei, den Leuten Furcht einzulösen und in unnöthige Aufregung zu versetzen, weshalb Beza durch seine Freunde veranlaßt ward, die Schrift zu unterdrücken. Indessen waren einzelne Exemplare derselben doch unter die Leute gekommen, weshalb Samuel Huber im Jahre 1583 in einer Gegenschrift über Beza herfiel, dessen Auffassung der Pest er als irrig bezeichnete, und dem er außerdem alles Mögliche, namentlich auch seine *Juvenilia* zum Vorwurf zu machen suchte. Schließlich machte Huber gegen Beza insbesondere den Satz geltend, Gott sei wohl Urheber aller Strafen, die den Menschen träfen, aber nicht der Dinge, durch die sie veranlaßt würden. Beza selbst strafte natürlich diese Ungebühr mit stiller Verachtung; dagegen übernahm es der Oberamtmann Josua Wittenbach zu Murten dem Klopffechter nicht nur das Unwürdige seiner Polemik vorzuhalten, sondern ihm auch nachzuweisen, daß er Alles, was er über die Pest als seine eigenthümliche Ansicht vorgetragen, aus einem (längst vergessenen) Aufsatz des gelehrten Pfarrer Christoph Lütthard entlehnt habe. — Mit Musculus war Huber noch früher (1582) in Conflict gekommen, indem er denselben beschuldigte, auf einer Synode, welche die Einführung des Brotbrechens beim Abendmahl empfahl, die damals noch vielfach gebräuchlichen Abendmahls-Oblaten „Judaspfennige“ genannt zu haben, worauf Musculus nachwies, daß er nur einen Ausspruch des Durandus, welcher sagt: „Dieses Brot ist geformt wie ein Denar, weil das Brot des Lebens für einen Denar ver Rathen ist,“ angezogen habe.

In den nächstfolgenden Jahren hatte Huber keine Gelegenheit, kein Unmuth über Beza und Musculus Luft zu machen, als im Jahre 1587 *Ardua's* Ausgabe der Acten des Römpekgarder Gespräches erschien. In Beza's Sätzen über die Prädestinationslehre, welche auch Musculus unterzeichnete hatte, sah derselbe die ihm in seinem innersten Herzen widerstrebende Prädestinationslehre Calvins in ihrer strengsten, supralapsarischen Form ausgesprochen. Beza hatte nämlich in Römpekgard erklärt: Bei Erschaffung des Menschen sei es Gottes Vorsatz gewesen denselben zu seiner Verherrlichung zu erschaffen. Die volle göttliche Majestät könne aber nicht anerkannt werden, wenn Gott nicht ebensowohl seine strafende Gerechtigkeit als seine erbarmende Gnade manifestire. Da sich nun die erstere nicht zeigen kann, wo kein Elend, und die letztere, wo keine Sünde ist, so habe Gott unabänderlich beschloffen, einige Menschen in Gott zur Seligkeit zu erwählen, die andern aber zu verwerfen und durch ihre eigne Schuld strafbar werden zu lassen. Der Mensch sei also nicht zufällig, sondern nach Gottes Anordnung gefallen, jedoch so, daß Gott keine Schuld treffe. Adam und Eva hätten das Gebot Gottes mit völlig freiem Willen übertreten. Denn Gott habe den Menschen gut, aber veränderlich erschaffen, so daß dieser der Versuchung hätte widerstehen können.

Da Musculus diese Sätze in Römpekgard unterzeichnet hatte, so te

schloß Huber sofort ihm wegen derselben energisch zu Leibe zu gehen. Er verflagte daher Musculus zu Bern, weil derselbe in Mompelgard „eine neue Lehre, die, bisher unerhört, der helvetischen Confession widerspreche, sowie auch derjenigen Lehre, die in des Musculus eigenen Predigten enthalten sei“ approbirt habe. Der Rath zu Bern ordnete daher eine Besprechung Hubers mit Musculus an, welche am 12. September 1587 stattfand. Musculus protestirte gegen die Glaubhaftigkeit der Relation Andrea's über das Mompelgarder Gespräch, erklärte sich aber mit Beza's Thesen über die Prädestinationslehre völlig einverstanden. Das Gespräch selbst führte natürlich zunächst zu keinem andern Ergebnis, als daß die beiden Theologen ihre Sätze einander gegenüberstellten, was in folgender Weise geschah:

Huber.

1) Christus ist gestorben für alle Menschen, auch für die Verdammten, welche nicht an ihn glauben und nie an ihn glauben werden.

2) Gott hat Einmal von Ewigkeit alle Menschen ohne Unterschied ausgewählt, sie alle in Christo selig zu machen.

3) Auserwählte können auch vom Glauben abfallen und verloren gehen.

4) Auch die, welche dann verworfen und verdammt werden, sind einmal Christo wahrlich einverleibt gewesen durch den Glauben aus der Kraft des heiligen Geistes.

Musculus.

1) Christus ist gestorben für Alle, die an ihn glauben.

2) Alle an Christum Glaubenden sind die Auserwählten, von Ewigkeit dazu erwählt, daß sie in Christo selig werden.

3) Kein Auserwählter kann je wieder abfallen und verloren gehen.

4) Nur die Auserwählten werden Christo wahrhaft einverleibt durch den Glauben kraft des heiligen Geistes.

Da eine Vermittlung der auseinander gehenden Ansichten nicht zu ermöglichen war, so gebot der Rath zu Bern im November 1587 beiden Theologen, sich fernerhin aller Polemik zu enthalten. Indessen suchten Beide nichtsdestoweniger in der öffentlichen Meinung ihren Ansichten Raum zu verschaffen, wodurch sich der Rath genöthigt sah, in Bern eine Disputation zu veranstalten, an welcher vier Mitglieder des kleinen und zwei des großen Raths, „so der lateinischen Sprache kundig wären,“ zwölf Prediger vom Lande nach den zwölf Klassen des deutschen und welschen Gebietes, sowie eidgenössische Abgeordnete aus Zürich, Schaffhausen und Basel und vor Allen Beza Theil nehmen sollten.

Vom 15. bis 18. April 1588 fand das Colloquium im Barfüßercollodium zu Bern vor einer zahlreichen Zuhörerschaft statt. Von Zürich war Johann Wilhelm Stucki mit der Instruction erschienen, daß man Beza's Lehre, weil dieselbe mit der des Zwingli, Bullinger und Martyr übereinstimme, festzuhalten habe. Von Schaffhausen kam Johann Jekler, von

Basel Jacob Grynäus. Beza, dessen Herz damals den erst vor wenigen Tagen erfolgten Tod seiner lieben Claude bejammerte, war von La Faye (Der mit in Kömpelgard gewesen war) und von Rotanus begleitet.

Huber, der somit seine Lehre ganz allein gegen zahlreiche und kampfgewübte Gegner verfechten sollte, hatte sich hierzu durch ein gründliches Studium des von Aegidius Hunnius, dem angesehensten lutherischen Theologen jener Zeit, ausgearbeiteten Commentars zum Römerbrief vorbereitet.

Der Vorsitz und die Leitung des Gesprächs war den drei Abgeordneten der helvetischen Orte übertragen; aber die Verfechtung des kirchlichen Lehrbegriffs, d. h. des reformirten Particularismus gegen den Universalismus Hubers mußte von vorn herein Beza übernehmen. Beza hatte daher vor Allem in Andrea's Veröffentlichung der Kömpelgarder Protocolle Vieles zu berichtigen, und namentlich hervorzuheben, daß er nur darum sage, Christus sei lediglich für die Erwählten gestorben, weil der Vater das Verdienst Christi nur diesen zu Gute kommen lasse. Denn an und für sich hätte Christi Verdienst auch zur Sühnung der Schuld aller Welt genügen können.

Indessen führte auch dieses Gespräch nicht zu dem gewünschten Resultat. Die Vorsitzenden mußten sich daher, nachdem Huber eine ihm vorgelegte Vergleichsformel zurückgewiesen hatte und hierauf das Colloquium für beendet erklärt war, darauf beschränken, den versammelten Predigern die Pflicht möglichster Beruhigung der Parteien einzuschärfen und am 16. April an den Berner Rath zu berichten: daß Beza's, von Musculus unterschriebene Lehre keine neue sei, daß sie vielmehr mit der Berner Disputation und Reformation, mit der Lehre Berthold Gallers und der übrigen eidgenössischen, auch der pfälzischen und anderer reformirten Theologen übereinstimme. Der liebe Bruder Huber sei daher von ähnlichen Angriffen zurückzuhalten und werde seine Unüberlegtheit sich zur Warnung dienen lassen. Er habe die Klagepunkte mehr aus Andrea's Darstellung als aus Beza's eignen Worten entnommen, weshalb der Streit mehr aus Mißverständnis, vorgefaßten Opinionsen und durch etwas Unwillen erwachsen sei.

Am 22. April wurde Huber seines Dienstes entlassen, weil Musculus zu Kömpelgard ehrlich und gebühlich gehandelt und Huber sich daher eine fälschliche Anklage gegen denselben erlaubt habe. Auch ward Huber beschieden, Musculus wegen dieses Handels fernerhin nicht anzufechten, sondern sich ruhig zu verhalten.

Hierüber hocherfreut, schrieb Musculus am folgenden Tage an den Antistes Stumpf, die außerordentlichen Verdienste rühmend, welche Stucki der Kirche Gottes geleistet. Auch Beza sprach in einem Schreiben von demselben Tage seine Freude darüber aus, wie reichlich Gott durch Stucki in diesen Tagen die Kirche gesegnet habe.

Huber folgte einem Rufe nach Wittenberg, wo aber auch seines Bleibens nicht lange war.

Neben der Controverse mit Huber war es noch ein anderer Streithandel gewesen, welcher die Berner Conferenz beschäftigt hatte. Claude Albery (Auberry, Auberry), ursprünglich Arzt und seit 1576 Professor der Philosophie zu Lausanne — derselbe der mit Musculus nach Kömpelgard abgeordnet gewesen war —, hatte in seiner Logik (Organon doctrinarum omnium. Morgiis, 1584) die Ansicht ausgesprochen, die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott sei eine demselben inhärirende passive Qualität, welche durch dessen Vereinigung mit Christo bewirkt und das Gegentheil des erbüßlichen Zustandes sei. Späterhin (1587) hatte Albery in einer dogmatischen Lehrschrift (De fide catholica — orationes apodicticae VI, quibus epistola ad Romanos catholice exponitur) die Heiligung oder Wiedergeburt als einen wesentlichen Theil der Rechtfertigung dargestellt. Auch die hierdurch hervorgerufene Controverse wurde vor die Berner Conferenz gebracht, welche auch hierbei einen besseren Erfolg erzielte als in ihren Verhandlungen mit Huber. Albery ließ sich ohne Schwierigkeit dazu bewegen, daß er die kirchliche Lehre von der Rechtfertigung als die allein wahre anerkannte und über das Aergerniß, welches er durch seine Schriften Vielen gegeben hatte, sein Bedauern aussprach. Dagegen machte Albery gegen Calvins Lehre von der Prädestination und vom Abendmahl, die er ebenfalls schon früher bestritten hatte, auch jetzt noch Opposition, weshalb er sich genöthigt sah, die Stadt und das Gebiet von Bern zu verlassen. Der Gebrauch seiner Schriften in den Berner Schulen wurde untersagt.

§ 9.

Beza und Heinrichs IV. Abfall zum Katholizismus.

In seinem nun schon ziemlich langen Leben hatte Beza manchen Trost und manche Hoffnung schwinden sehen, und er wußte wohl, daß alle seine Hoffnung nur auf dem Herrn stehen könne. Aber der bitterste Schmerz, den er nimmer für möglich geglaubt, war ihm noch vorbehalten.

Seit geraumer Zeit war es unter den Evangelischen in Frankreich ein allgemeines Sagen und Klagen, daß der Sohn der Glaubensheldin Johanne d'Albret, Heinrich IV., der als Hugenot seinen Thron für unhaltbar hielt, damit umgehe, den evangelischen Glauben abzuschwören und römisch-katholisch zu werden. Da gab es unzählige Seelen in Frankreich, die unablässig vor dem Throne des Allerhöchsten standen und um gnäde reiche Abwendung dieses großen Unheils flehten. Die Prediger zu Paris weigerten sich, die übliche allgemeine Frühjahrscommunion zu halten, damit nicht etwa — sie sprachen deutlich genug, wen sie meinten — ein Heuchler komme und die hehre Glaubensfeier entweibe; und der edle und unerschrockene d'Amours, der dem Könige schon oftmals im öffentlichen Gottesdienste — von der Kanzel herab in's Gewissen gegriffen hatte, trat, als die Tage der Entscheidung näher kamen, in

der Weise Nathans, des Propheten, zu ihm mit den mahnenden Worten: Es werde gesagt, Seine Majestät wolle katholisch werden, und habe den Entschluß dazu schon gefaßt. Aber er kündige ihm hiermit an, daß er dadurch dem Gerichte Gottes verfallen, den heiligen Geist von sich stoßen und seiner Seele Seligkeit um der Güter dieser Erde willen verwirken werde. Auch viele Andern traten auf, welche furchtlos und treu den König an die ernstesten Gerichte des Gottes mahnten, der seiner nicht spotten lasse; und größer als die Sorge, die man sich für die Zukunft der Kirche Gottes hingab, war der Schmerz, den alle evangelischen Herzen im Gedanken an den nie für möglich gehaltenen Abfall des Königs vom Evangelium fühlten.

Aber unter denen, die da Leid trugen, war wohl keiner, der über die Kunde von dem beabsichtigten Glaubenswechsel des Königs mehr erschral, als „der Patriarch des jüngeren Geschlechts, der einst Heinrichs Mutter belehrt hatte, den Sohn selbst seit Jahrzehnten unterrichtet, berathen, geküßt durch Ermahnung und Fürbitte, und jetzt nicht daran glauben konnte, daß das Alles sollte verloren sein, alle Erkenntniß verleugnet, aller Segen vergessen, alle Hoffnung zu nichte gemacht“ — nämlich Theodor Beza.

Die Frage, ob die zeitliche Wohlfahrt des Königs und das Interesse des Königthums den Uebertritt Heinrichs zum Katholizismus erheische oder nicht, war für Beza nicht vorhanden. Nur vor dem Gericht und Gesicht Gottes konnte er die Gedanken des Königs prüfen und hier sah er dieselben für alle Ewigkeit verworfen. Daher war es nur allein die Sorge um das ewige Seelenheil des bethörten Königs, welche ihn, als er davon hörte, daß der König die Bischöfe des Reiches auf den 15. Juli nach Nantes einberufen habe, um sich von ihnen im katholischen Glauben unterrichten zu lassen, trieb an ihn zu schreiben, und ihm das Verderbliche seines Vorhabens vorzuhalten*).

„Sire,“ so redete er den König an, „was der große Gott bisher für Sie gethan hat, um vor den Augen der ganzen Welt seine unendliche Macht und die Zuverlässigkeit seiner Verheißungen zu bekräftigen, das ist uns eine solche Bürgschaft der Kraft und Tüchtigkeit, die er Ihnen bis an das Ende schenken wird, daß es uns nicht möglich ist, den allzu unwürdigen Gerüchten, die man über Sie austreut, Glauben beizumessen, sondern daß wir vielmehr der unerschütterlichen Hoffnung leben, Sie durch das Beharren bis an's Ende vor Gott und den Menschen mit einer noch köstlicheren Krone geschmückt zu sehen als den beiden (Kronen von Frankreich und Navarra), welche Sie bereit tragen, und die er selbst Ihnen aufgesetzt hat wie mit eigener Hand, obgleich

*) Bisher wurde allgemein (wie von Schloffer S. 272) angenommen, daß Beza den Religionswechsel des Königs als eine Maßregel der Staatnothwendigkeit entschuldigt habe, bis sich unter den Manuscripten der Genfer Bibliothek (MSS. 1076) dieser zuerst in dem Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français von 1853 veröffentlichte Brief aufgefunden ward, welcher beweist, daß jene Annahme falsch war.

noch Einiges fehlt an ihrem vollkommenen Besitze. Dahin zielen auch unsre unablässigen Gebete vor Gottes Thron, die sich noch verdoppelt haben an Sorge und Ernst, seit wir von der Versammlung hörten, die auf den 10. (alten Styls) des nächsten Monats einberufen ist. Denn wir zweifeln nicht, daß bei dieser Gelegenheit Ew. Majestät härter wird bestürmt werden als je vorher — von der Rechten durch große Verheißungen und Aussichten, die sogar Ihre treuesten Anhänger Ihnen vorhalten, um Sie zu ihrer Partei herüber zu ziehen —, von der Linken durch mannigfache Drohungen und die Vor Spiegelung außerordentlicher Gefahren, worin Sie dem Rathe Ihrer Dränger nicht Folge leisten. Aber der Geist Gottes, davon bin ich fest überzeugt, wird Ihnen andrerseits nur um so kräftiger beistehn; er wird Ihre alte Erkenntnis und Erfahrung lebendig machen in Ihrem Herzen, er wird Ihnen durch das Organ seiner Diener, die Sie umgeben, Alles in Erinnerung bringen, was in solcher Noth erforderlich ist. Und so wollen denn auch wir unsre Pflicht nicht versäumen, wir wollen Ihnen vorführen, was Ihr Gewissen öffnen kann gegen Gott und seine Kirche, und bitten Ew. Majestät, es mit wohlwollendem Herzen aufzunehmen; denn es kommt von Ihrem treuesten und ergebensten Diener.

„Fürs Erste also, Sire, was die Einwilligung Ew. Majestät in jene Versammlung behufs Ihres Unterrichtes betrifft, so ist dieselbe schön und löblich, sobald sie im Sinne des apostolischen Wortes geschieht, das uns ermahnt, bereit zu sein zur Verantwortung vor Jedermann, der Grund von uns fordert der Hoffnung, die in uns ist und im Glauben zuzunehmen mehr und mehr. Ja, damit werden Sie der Verleumdung den Mund schließen und Gelegenheit finden, darzuthun, daß unsre Religion etwas Anderes ist als eine bloße Menschenmeinung oder ein eigensinniges Sichverstopfen. Da Sie es aber dabei mit dem Geiste des Irrthums zu thun haben, so ist es hoch vonnöthen, daß Sie zuerst die Schlingen durchschauen und entwirren, die man Ihnen unfehlbar legen wird. Welch ein Uebel würde sonst aus dem Schooße dieser Dinge entstehen, Welch eine Schmach vor der ganzen Christenheit, Welch ein entsetzliches Aergerniß der Gemeinden, Welch ein fürchtbares Urtheil Gottes über Sie selbst! Von Ihrer Anordnung, und Leitung der Sache hängt es ab, ob etwas Gutes daraus hervorgehen kann, ob dem Lügegeiste, der in Ihrer Person die ganze Kirche belauert, mit seinen Plänen gelingen soll oder nicht. Thun Sie daher was Ihre Pflicht ist: umgeben Sie sich mit Männern, welche die Wahrheit gegen Ihre neuen Lehrer zu vertreten im Stande sind; richten Sie Ihre Aufmerksamkeit darauf und bestimmen Sie zum Voraus, welcher Waffen man sich in diesem geistlichen Kampfe zu bedienen habe. Diese Waffen sind längst geschmiedet und sie sind scharf genug; es kommt nur darauf an, daß man sie in die rechten Hände lege. Sie befehlen in den heiligen kanonischen Schriften der Propheten und Apostel, die in Sachen des Glaubens die einzig competenten Schiedsrichter sind. Will man Ihnen das nicht zugeben, Sire, so hüten Sie sich wohl, sich noch

weiter auf die Sache einzulassen; denn es handelt sich dabei um Ihre Seele und um Ihre Seligkeit. Wohl wird man Ihnen die schönen Worte vorlesen von dem Alter der Kirche, von den Concilien und den Vätern; aber lassen Sie sich dadurch nicht blenden. Prüfen Sie Alles an dem großen Maßstein der Wahrheit; halten Sie jeden Satz, der aus alter oder neuer Zeit Ihnen gebracht wird, mit dem Texte der Schrift zusammen, dessen Inbegriff im apostolischen Symbolum enthalten ist. Lassen Sie unsre allgemein anerkannten Fundamentalartikel darüber richten, welche Auslegungen der Schrift falsch sind und welche wahr; und wo sich eine Lüge vorfindet, da sprechen Sie kühnlich mit dem Apostel: Sie sei verflucht!

„Aber mit diesen beiden Punkten (über die man Ihnen unendliche Schwierigkeiten machen wird) ist noch nicht Alles gethan, was Noth thut. Es muß vielmehr auch offen ausgesprochen werden, daß diese Versammlung nicht im Allgemeinen über den Frieden und die Einheit der christlichen Kirche in Frankreich zu entscheiden hat. Sie ist lediglich um Ihrer Person willen veranstaltet worden, nicht etwan, weil Sie über die Wahrheit Ihres Bekenntnisses zweifelhaft geworden wären, sondern weil Sie der ganzen Welt darthun wollen, daß Sie durch Gottes Gnade die Wahrheit lieben, und für Ihr eignes wie für das Heil Aller herzlichste Sorge tragen, so daß Sie auch eine andre Erkenntniß nicht zurückweisen würden, sobald es sich zeigte, daß sie wirklich die bessere und sichere ist. Denn von einem Zwange Ihres Gewissens darf ja freilich keine Rede sein, so wenig Sie Ihrerseits dem Gewissen der Andern Zwang anthun wollen. Sollte hingegen über die Kirche als solche verhandelt werden und eine Wiedervereinigung der Christenheit überhaupt in Frage kommen, so wissen Sie wohl, Sire, daß es hierzu einer ganz andern Versammlung bedürfen würde, nämlich einer wirklichen Nationalsynode, zu der freilich der Papst und dessen Knechte ihre Einwilligung niemals geben werden.

„Sonst werden alle diese Vorbereitungen, Sire, nur unnütze Arbeit sein ohne Frucht und Erfolg, wenn Sie nicht im Voraus dazu entschlossen sind, dabei allein auf Gottes Willen zu achten und aus seiner Hand die Entscheidung anzunehmen. Was Sie auch immer vornehmen mögen: nicht auf die Politik, nicht auf Ihre Person dürfen Sie zuerst den Blick richten, sondern auf den Herrn und Seine Gerechtigkeit. Alle Ihre Berathungen, alle Ihre Entschlüsse müssen auf diesen Einen Mittelpunkt sich beziehen und danach sich bestimmen. Sonst wird es ohne Grund und Bestand sein, was Sie bauen, und der Rath, der Sie auf einen andern Weg führt, ist ein schlechter Leiter. O halten Sie sich das vor die Seele! Bedenken Sie besonders, wie viele Herzen ihre Zuversicht auf Sie setzen als auf den auserwählten Gesandten Gottes! Kehren Sie mit solcher Betrachtung zu jeder Stunde in Ihr Inneres ein, und stellen Sie sich vor das Angesicht Dessen, der Sie bis hierher mit Ehren geschmückt hat, und der Sie dazu bestimmt, Seine Gnade durch die Welt hin zu verkündigen. Demüthigen Sie sich vor

ihm bis auf den Grund Ihres Herzens und bitten Sie um ein wahrhaft betrübtes und zerschlagenes Gemüth, damit Ihnen Ihre Sünden vergeben werden und der Herr seinen Geist nicht von Ihnen zurückziehe. Denn wenn das geschähe, so wäre es Ihnen ja wahrlich besser, nie den Fürstennamen und nie die Krone getragen zu haben, ja nie geboren worden zu sein, als nun dahin zu leben unter der Verdammniß Gottes, die um so entsetzlicher trifft, je größere Gnaden wir von unserm Schöpfer empfangen. Und weiterhin, Sire, haben Sie dann von dem Herrn zu erstehen, daß Er nach Seiner großen Barmherzigkeit Sein Werk in Ihnen vollenden möge. Sie haben die Wahrheit seiner Verheißungen schon in unzähligen Erfahrungen an sich selber erlebt; so stützen Sie sich nun auf den Glauben, der Ihnen daraus erwachsen ist; lassen Sie sich nicht um die Bestimmung betrügen, das Werkzeug Gottes zur Erhaltung seiner Kinder und zur Wiederherstellung dieses armen Frankreichs zu sein! Nein, gestatten Sie es nicht, daß man durch irgend welche Lockung oder Drohung der Welt Sie von dem graden Wege des Heiles abziehe! Stehen Sie fest in Ihrer Pflicht gegen Gott und halten Sie unerschütterlich daran! Denn eben dadurch werden Sie dann auch Ihre Pflichten gegen die Völker, die er Ihnen anvertraute, am besten erfüllen.

„Und in der That, Sire, bedarf Ew. Majestät, was die Förderung Ihrer irdischen Angelegenheiten betrifft, sicherlich nicht erst der Belehrung darüber, daß Gott — Gott ist; d. h. daß es Gott allein zukommt, zu erniedrigen und zu erhöhen und überhaupt alle Dinge zu regieren, so daß es keine unsinnigeren Menschen geben kann, als Diejenigen, welche durch Verleugung und Betäubung Ihres Gewissens sich irgend ein Gut zu verschaffen vermeinen. Denn bei diesen wird es am Ende dahin kommen, daß entweder Gott in seinem furchtbaren Zorne sie überfällt und aus der Welt in die Finsterniß hinauswirft, wo Heulen und Zähneklappen ist; oder sie werden ihr Maß vollmachen und den Weg der Verleugnung Gottes durchlaufen müssen bis an das äußerste Ende. Ihr Abfall von der Wahrheit wird nicht nur bis zum Aberglauben und zur Abgötterei hinunterreichen, bis zu welchem Punkte man Sie jetzt hinabziehen will, sondern er wird wachsen und wachsen, bis er bei jenem völligen Unglauben gegen Gott und der grenzenlosen Treulosigkeit gegen die Menschen angelangt ist, welche die Religion eines Machiavelli ausmachen: — Ihrer persönlichen innersten Neigung zuwider, Ihrer ganzen Natur schnurstracks entgegen.

„Auf der andern Seite bin ich überzeugt, daß ich Ew. Majestät nicht erst zu sagen habe, welch ein Segen das ist, ein gutes Gewissen vor Gott zu besitzen und unter dem Schatten des Höchsten ruhen zu dürfen auch in dem härtesten Drange und Sturme. Was überdies kann an Bedrängnissen und Gefahren über Ew. Majestät oder über Ihr Reich kommen, das Sie nicht schon von frühesten Jugend an erfahren und durch die Gnade Gottes überwunden haben? Haben Sie noch niemals Freunde eingebüßt? Noch nie sich

von menschlichen Mitteln entblößt gesehen? Sind nicht Ihre treuesten Diener in Ihren Armen ermordet worden? War Ihr Leben nicht unzählige Male und auf tausenderlei Art in des Gegners Hand? Und doch, was ist überdem Allen aus Ihnen und Gottes Feinden geworden? Er hat seinen gewaltigen Arm gegen sie ausgereckt, wenn Sie es am wenigsten erwarten durften. Und Diejenigen, die Ihnen noch widerstehen, haben sie es nicht mit dem nämlichen Richter in der nämlichen Sache zu thun? Oder hat dann dieser große Gott nicht mehr dieselbe Macht gegen seine mehr als verhärteten Feinde, nicht mehr denselben Willen, die Seinen aufrecht zu erhalten und zu erheben, wann und wie es ihm gefällt? Seine Gedanken können nur Gedanken der Gnade und des Friedens sein über Diejenigen, welche ihm unverrückt folgen auf allen seinen Wegen; während der Prophet hinwiederum sagt, daß Alle umkommen werden, die sich nicht treu erweisen in seinem Dienste.

„Uebrigens, Sire, haben wir die feste Zuversicht, daß Sie außer dem, was wir Ihnen zu sagen vermögen, jenen überaus köstlichen Spruch noch nicht vergaßen und nie vergessen werden, den die verewigte Königin, Ihre Mutter, unsterblichen und hochseligen Andenkens, Ihnen an der Spitze ihres Testaments ausdrücklich in Erinnerung gebracht hat, daß „„wer Gott ehrt, den will Er auch ehren, wer aber Ihn verachtet, der soll auch verachtet werden.““ Und ebenso haben Sie sicherlich Ihr eignes treffliches Zeugniß noch nicht vergessen, daß Gott inmitten der Menge und des Schlachtgeschreies Ihnen einst in Herz und Mund gelegt hat: „„Wenn es Gottes Wille ist, daß ich König bin, so werde ich König sein, was auch die Menschen dagegen thun mögen; ist es aber nicht sein Wille, so ist es auch nicht der meinige;““ — wahrlich ein Wort, das eines allerchristlichsten Königs würdig war, eines Königs, zu dem Gott wolle, daß Sie es immer seien zu seines Namens Ehre und zur Aufrihtung Ihres armen Frankreichs! Möge Ew. Majestät sich dabei auch des armen Genfs erinnern, das um der wahren Religion willen in so großer Bedrängniß schwebt, gering an Macht, aber Ihrer Dienste mit aufrichtigster Liebe ergeben.

„So bitten wir denn ohne Unterlaß den Herrn, da es ihm zu dieser Zeit gefallen hat, an Ihrer Person zu wiederholen, was er einstmals für sein Volk an seinem David that: Daß er Ihnen nun auch den gleichen Ausgang gebe, wie diesem seinem Helden und Knechte. Wie Sie hat er ihn wunderbar auf den königlichen Thron erhoben, hat ihn dann sieben Jahre und sechs Monate mit großer Geduld gewaffnet, bis er ihm das volle Königthum zu Füßen legte. O, er an wird Ihnen dasselbe thun um Ihres Frankreichs willen, der verfolgten Kirche zu Lieb, die sich nach Ruhe sehnt. Er wird Sie in allen Ihren Verlegenheiten festhalten durch seinen Arm von Oben her. Er wird die bösen Rathschläge Ihrer Feinde zu nichte machen nach innen und nach außen. Er wird Sie in Ihren eignen Angelegenheiten wie in Ihrer ganzen königlichen Verwaltung durch seine Weisheit leiten und mit der Furcht seines Namens erfüllen. Er wird Sie vollbringen lassen, was in jenem 101. Psalm gesagt ist.

den Ew. Majestät nicht oft genug sich vor Augen legen, durchdenken und erwägen kann, um selbst David zu übertreffen, sich vor seinen Fehlern zu hüten und ihm in seinen Tugenden nachzufolgen. Dann wird sich Ihr königliches Ansehen dergestalt mit Ihrem wohlwollenden Gemüthe verbinden, daß die Freveler erzittern vor Ihrem Antlitze, die Trotzigen sich beugen, die Aufrehrer gegen Ihre gerechten Gebote ihre Strafe empfangen, und alle die Getreuen, die Ihnen Gott untergeben hat, mehr und mehr sich Ihrer freuen und Ihnen die schuldige Ehrfurcht erweisen. Ja, also geschehe es.“

Das waren Beza's königliche Worte an den König, — Worte, die wahr und klar waren wie das Evangelium. Denn fest und bestimmt hatte es Beza dem König vorgehalten, daß in der Erwägung, die ihn beschäftigte, Alles sich um die Frage drehe, ob Gott — Gott sei. Darum war Beza's Herz noch immer voll froher Hoffnung, und er wollte es sich nicht einreden lassen, daß der ihm so wohlbekannte Sohn der Johanne d'Albret im Glauben irre werden und ihn verleugnen könnte. Daher schrieb er noch am 3. Juli an seinen Freund Gryndus, es sei nicht daran zu zweifeln, daß Heinrich in dem neuen Sturme feststehen und durch Gottes Gnade den Anläufen des Satans siegreich die Spitze bieten werde.

Aber drei Wochen später waren zu St. Denis die Würfel gefallen: König Heinrich von Frankreich, auf den die edelsten Männer des Evangeliums als auf ein erwähltes Rüstzeug des Herrn gesehen, hatte seinen Glauben abgeschworen und war mit großem Gepränge in den Schooß der römischen Kirche aufgenommen worden. — Beza's Brief hatte der König bis dahin gar nicht zu sehen bekommen, indem der Ueberbringer desselben noch auf dem Wege war, während Heinrich den entscheidenden Schritt schon gethan hatte*).

Daß die Gefahr, von welcher der König und in ihm die ganze evangelische Kirche bedroht war, in dieser letzten Zeit mit jedem Tage wuchs, und daß nur des Herrn gnadenreiche Hülfe dieselbe abwehren und das schwankende Licht in der Seele des Königs neu ansachen könnte, das hatte man schließlich allerdings auch in Genf gewußt. Um der fremden wie um der eignen Noth willen hatte man daher in Genf einen feierlichen Bußtag zur Abwendung des göttlichen Zornes gehalten, und elf Stunden lang hatte die Menge die Gotteshäuser erfüllt.

Da kam die Schreckensbotschaft von dem, was geschehen war. Es war das Entsetzlichste, was Beza je erlebt hatte. „Zwar nicht vom Glauben verlassen ist meine Seele,“ schrieb Beza am 7. August an den Freund; — „Gott sei Dank dafür, — wohl aber ist sie tief betrübt und geängstigt, indem ich dir dieses schreibe. Welche Hoffnungen haben wir auf diesen Fürsten gesetzt, und wie hat er sich nun so arg versündigt an Gott und seinen Engeln und

*) Vergl. Beza's Schreiben an die Züricher vom 9. August 1593 in den Bulletins, 1856, S. 28.

an allen Heiligen der Erde! An dem abscheulichen Opfer der Messe hat er vor dem ganzen Volke mit feierlichem Gepränge Theil genommen; für nicht geachtet hat er alle Gründe, Gebete, Rathschläge, Vorstellungen der frommsten Männer! Nein, was man auch zu seiner Entschuldigung anführen mag: von dem Geiste Gottes kann dieser Schritt nicht eingegeben sein. Sich selbst und sein ganzes Land hat er nun in Bande des Verderbens geschlagen, aus denen er nicht mehr loskommen wird. Unsrer einzige Zuflucht ist die Gnade Gottes; es kann nicht sein Wille sein, uns ganz der Verflörung Preis zu geben. Füge dein Gebet zu dem unsrigen hinzu, daß er wenigstens denen aushelfe, über denen sein heiliger Name angerufen wird. Es ist dir auch nicht unbekannt, mein Bruder, wie sehr dieses mich ganz speziell berührt, obgleich ich es kaum für möglich halten kann, daß Jener unser Verderben wolle. Aber stehe zu, daß du in deinen Gebeten unser ganz besonders gedenkst."

§ 10.

Beza's Lebensabend.

Allmählich war nun Beza in den Abend seines Lebens eingetreten, und wenn ihm auch noch eine ganze Reihe von Jahren zu leben vergönnt war, so zog sich doch Beza's Wirksamkeit von dem größeren Schauplatze der Kirche mehr und mehr in die engeren Schranken des heimattlichen Lebens zurück. Aber es schien fast, als schenke Gott, nachdem die großen Männer der Reformation alle entschlafen waren, dem zweiten Reformator Genfs grade dazu ein längeres Maß irdischer Lebenszeit, damit wenigstens Einer der Reformatoren als lebendiger Zeuge des göttlichen Werkes der Wiedergeburt der Kirche auch noch dem späteren Geschlechte erhalten werde. Und in der That war unter den Kirchenmännern von Ruf und Ansehen die Persönlichkeit Beza's die erhebenste und erbaulichste, welche jene Zeit besaß. Die starken Züge des Gesichts mit dem tief herabhängenden Barte verriethen in ihm noch immer den Mann der Kraft und That und des ernstesten Ringens und Strebens. Aber der treuherzig-freundliche Blick des Auges goß den milden Schimmer des Friedens in den Ausdruck der Kraft und verklärte seine ganze Erscheinung. Denn das Harte und Schrofne, was ihm früher eigen gewesen, war im höheren Alter von dem ihn mehr und mehr durchdringenden sanften Geiste des Evangeliums überwunden worden. Darum war seine Erscheinung voll Holdseligkeit und lieblichen Wesens.

Wie Beza kein anderes Lebensziel kannte, als daß er den Namen seines Gottes und Heilandes verherrliche, so war sein ganzes Leben ein Opfer des Dankes für die Gnade, durch welche er vom Papstthum zum Evangelium bekehrt und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes erweckt war. Oft gedachte er in seinen Briefen und Gesprächen dieser ihm zu Theil gewordenen Barmherzigkeit Gottes, als der Perle, gegen welche ihm alle andern Güter

des Lebens werthlos waren *). Seiner Erwählung und seines Gnadenstandes vor Gott unerschütterlich gewiß, war ihm daher der Gebetsumgang mit Gott in Christo die Sonne seines Lebens **).

Unter den Tugenden, die ihn zierten, trat vor Allem seine Opferwilligkeit als auszeichnendes Merkmal seines ganzen Charakters hervor. Gar oft reichte seine Mildthätigkeit weiter als seine Kasse, und veranlaßte ihn zu Opfern, die ihn nicht selten in die peinlichsten Verlegenheiten brachten, die aber seinen Charakter in um so hellerem Lichte erscheinen ließen, als Beza mit seiner Mildthätigkeit zuweilen nur den schönsten Undank einerntete. Die traurigsten Erfahrungen hatte Beza in dieser Beziehung an dem gelehrten Juristen Charpentier aus Toulouse gemacht ***).

Für den innigsten und freudigsten Verkehr mit Freunden hatte Beza jederzeit offnes Haus und Herz, und noch in seinen letzten Lebensjahren waren den Freunden die Stunden, die sie bei Beza verleben konnten, die schönsten und frohesten Erheiterungen, welche sie kannten. „Den heutigen Tag,“ schreibt Isaac Casaubonus in seinen Ephemeriden am 14. Cal. Jul. 1603, „haben wir großen Theils bei Theodor Beza verlebt. Großer Gott, welch ein Mann! welche Frömmigkeit, welche Gelehrsamkeit! O du wahrhaft großer, wahrhaft gottgeliebter und Gott einzig theurer Mann. Bewundert habe ich an dem heiligen Mann unter vielem Andern sein ganz ungewöhnliches Gedächtniß. Denn während ihm freilich das Alter die Erinnerung fast aller menschlichen Dinge geraubt hat, sollte man doch, wenn man ihn über heilige und göttliche Dinge sprechen hört, nicht für einen hochbetagten

*) An seinen Freund Grynaüs zu Basel z. B. schreibt Beza am 3. Febr. 1590: „Ich habe meinem Gott- und Heiland gedankt und werde ihm danken, so lange ich lebe, daß er mich, da ich als junger Mensch vorhatte unter glänzenden Ausichten nach Italien zu ziehen, erst durch einzelne Hindernisse aufhielt, und mich dann durch eine tödtliche Krankheit, der ich mein Heil verdanke, durch eigne Hand andre Wege zu betreten gezwungen hat.“

***) Oft, fast täglich, gebrauchte Beza das Gebetswort: Togo, quod fuit, quod erit, roge („Was war, vergieb und schenke, was sein wird, regier und lenke).“

***) Beza hatte demselben, der im hilflosesten Zustand in Genf angekommen war, nicht allein eine Professur an der dasigen Academie verschafft, sondern ihm auch Geld vorgeschossen, welches er selbst geborgt, und wegen dessen unterlassener Zurückgabe ihn Charpentier in die größte Verlegenheit gebracht hatte. Als aber der katholische vornehme und niebere Pöbel zu Paris seine Bluthochzeit gefeiert hatte, ließ sich Charpentier nicht nur bereit finden — was man von Balduin vergebens begehrt hatte — die Greuel dieser Nacht zu rechtfertigen, sondern hatte sogar die Schamlosigkeit, in dieser Schrift seinen Wohlthäter Beza, den er die Trompete Seba's nennt, als den eigentlichen Führer aller Malcontenten und als den eigentlichen Urheber alles Unheils hinzustellen. — Natürlich konnte ihn Beza nur mit stiller Verachtung strafen.

Greis, sondern für einen im blühendsten Alter stehenden Mann halten. Sein ganzes Leben, sein ganzes Reden wird nur von Gesprächen über Gott in Anspruch genommen, dessen Güte und Größe er fortwährend preist und dem er immerdar seine Gelübde darbringt. Und mit welchen Worten! mit welchem Eifer! mit welcher Beredsamkeit! O seliger Greis, ich kann es nicht aussagen! Immer noch hat er die Worte der heiligen Schrift griechisch und lateinisch so zur Hand, daß es wahres Staunen erregen muß. Gelobt sei der allmächtige und barmherzige Gott, der Vater der Gnaden, Amen*)."

Die zärtlichste Umgebung und die treueste Fürsorge erwies Beza insbesondre seiner Gattin, seinen Anverwandten und sonstigen Angehörigen. Der Kinder seines Bruders nahm sich Beza als Vater an. Der Bruder nämlich, der ihn in Poissy besucht hatte, war nach des Vaters Tode Balliv zu Bezelan geworden, von wo er, da Bezelan von den Katholiken überfallen und genommen wurde, eiligst fliehen mußte. Der Bruder eilte daher nach Genf, wo sich natürlich Beza freute, ihn in sein Haus aufnehmen und an sein Herz drücken zu können. Aber die Pest, die in Genf wüthete, befiel auch ihn und nach wenigen Tagen sah ihn Beza als Leiche. Jetzt galt es nun, sich der verwaissten Kinder anzunehmen, die der Bruder hinterlassen hatte. Sobald daher Bezelan von den Hugenotten wieder in Besitz genommen war, eilte Beza dahin, und blieb hier so lange, bis er mit unsäglichlicher Mühe den Bruderkindern die Reste ihres Vermögens gesichert hatte.

Die Hoffnung, welche er hegte, das seine einzige noch lebende Schwester sich bewegen lassen würde das Kloster zu verlassen und mit ihm nach Genf zu ziehen, ging leider nicht in Erfüllung.

Bei seiner damaligen Rückkehr nach Genf fand Beza seine Gattin in tiefster Betrübniß. Ihre Bruderstochter Genovesa, die Gattin des gelehrten Professors der Theologie Cornelius Bertram, welche von ihrer zartesten Kindheit an in ihrem Hause erzogen war und die sie ganz als ihr eigenes Kind ansah, war an der Pest gestorben.

Auch seine treue Gattin Claude Denosse starb ihm im Jahre 1555, — wenige Tage vor seiner Reise zu dem Berner Colloquium. Vierzig Jahre lang hatte er mit ihr glücklich und froh gelebt. Nur war es ihm niemals vergönnt, den süßen Vaternamen zu hören; denn Beza hat niemals Kinder gehabt. Eine zweite Heirath (mit der verwittweten Genueserin Catharina del Piano oder Pian), zu der er sich auf den Rath der Freunde entschloß, war nur durch das Bedürfniß, eine Stütze des Alters zu haben, veranlaßt. Eine Enkelin, welche von seiner zweiten Gattin erzogen ward, adoptirte Beza. Später heirathete dieselbe den Professor und Pastor Theodor Trachin**).

*) *Ephemerides Isaaci Casauboni* ed. Joh. Russell, Oxon. 1850. T. II. p. 493 u. 494.

***) J. A. Galiffe, *Notices généalogiques sur les familles genevoises* T. II.

Allerdings erfreute sich Beza bis in sein fünfundsechzigstes Jahr fortwährend der glücklichsten Gesundheit. Aber von da an begannen ihn allerlei Beschwerden heimzuzusuchen, die zwar seine Lebenskraft und die alte Frische und Schwunghaftigkeit seines Geistes noch lange nicht brachen, aber ihn oft, in einer ihm anfangs ganz ungewohnten Weise an seinem rüstigen Thun und Schaffen hinderten. Im Jahre 1584 befielen ihn heftige rheumatische Schmerzen in den untern Wirbeln des Rückgrats, die sich zugleich im rechten Oberschenkel fühlbar machten, weshalb Beza über sechs Wochen hindurch das Bett hüten mußte. Auch kam ein Zittern in seine Hand, welches ihn seit 1585 nöthigte, sich des Gebrauches der Feder möglichst zu enthalten. Die meisten seiner Briefe hat Beza von dieser Zeit an einem Scribenten in die Feder dictirt. Im Uebrigen entfaltete Beza jedoch noch immer dieselbe rührige Thätigkeit, wie vorher. Ja gerade damals zeigte Beza in überraschendster und rührendster Weise auf's Neue, welcher Aufopferung er um des Herrn und der Kirche willen fähig war. Im Jahre 1586 nämlich hatte sich der Magistrat, da die Kriegsunruhen den Staat in seinen Finanzen tief erschüttert hatten, dazu genöthigt gesehen, drei Professoren der Academie zu entlassen. Beza sah ein, daß diese Maßregel die Blüte der Hochschule auf lange Zeit untergraben könne, und entschloß sich daher sofort, trotz seines Alters und der Beschwerden, die dasselbe mit sich brachte, ganz allein in den Riß zu treten. Er übernahm daher ganz allein alle Vorlesungen der Theologie und zwar so, daß er sich jede Remuneration für den freiwillig übernommenen Zuwachs seiner Dienstpflichten verbat. Natürlich war hierdurch die Gefahr, welche der Magistrat heraufbeschworen hatte, von der Academie sofort abgewehret. Beza hatte damals durchschnittlich gegen fünfhundert Zuhörer*).

Bei solchen außerordentlichen Leistungen konnte natürlich Beza nicht als alternder Greis gelten. Vielmehr galt derselbe noch immer als die mächtigste Säule des kirchlichen und bürgerlichen Gemeinwesens, welche Genf hatte; und wenn daher Beza im Jahre 1589 durch Beschluß der Vénéralble Compagnie von den täglichen Predigten dispensirt wurde, so kam dieses nur daher, daß man eben in jenem Jahre wegen des in Frankreich wieder ausgebrochenen Religionskrieges für jede Woche zwei Betandachten anordnete, deren Abhaltung Beza übernahm. Außerdem predigte Beza regelmäßig noch jeden Sonntag Morgens von 8—9 Uhr. Dagegen mit dem Anfange der 90er Jahre war ein allmähliches Sinken seiner Lebenskraft wahrnehmbar. Oft litt Beza seitdem an Schwindel (Elucus) und an rheumatischen Schmerzen im linken Arm, und das linke Ohr versagte ganz seinen Dienst. Auch andere Uebel, insbesondre Schlaflosigkeit, kamen hinzu. Ueberhaupt machten sich jetzt bei Beza die Anforderungen des höheren Alters geltend**).

*) Gaberel, II, S. 132 und France protestante, s. v. Bèze, S. 269.

***) Vergl. Beza's Briefe an den Grafen Ludwig von Wittgenstein bei Friedländer, S. 147, 158, 198; Fayus, S. 62, 64.

Indem daher Beza nicht mehr zweifelte, daß sein letztes Stündlein bald kommen werde, setzte er sich am 18. Oktober 1595 nieder und schrieb sein Testament *). Der Eingang desselben, der auf Beza's ganzen Charakter das hellste Licht wirft, lautet:

„Im Namen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen.

„Ich, Theodor de Bèze, Sohn des seligen edlen Peter de Bèze, Landvogts zu Bezelay, Diener des Wortes Gottes in der Kirche Genfs und durch die Gnade meiner sehr geehrten Herren Bürger genannter Stadt, durch Gottes Gnade gesund an Leib und Seele, allewege die Unsicherheit dieses Lebens vor Augen habend, im Alter von sieben und siebenzig Jahren, bin entschlossen, meinen letzten Willen feierlich und schriftlich in nachfolgender Form und Weise aufzusetzen:

„Vor Allem empfehle ich meinem Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist meinen Leib und meine Seele, durch seine heilige und alleinige Gnade versichert, daß bei der Trennung der Seele von meinem Leibe meine Seele auf die Stufe von Glückseligkeit erhoben werden wird, bezüglich deren gesagt ist, daß diejenigen selig sind, welche dem Herrn sterben. Und was meinen Leib betrifft, so wird derselbe durch die große Kraft meines Schöpfers an dem letzten und seligen Tage, der für die Auferstehung der Todten verheißt ist, wieder auferstehen, auf daß ich ewiglich das genieße, welches er mich hat erkennen, glauben und hoffen lassen bei Leibes Leben. Ich danke ihm innigst dafür, daß es ihm gefallen hat, mich von meinem sechszehnten Lebensjahre an diese Wahrheit erkennen zu lassen, und noch mehr, da ich in tausenderlei Irrsale der Jugend verstrickt war, wo es mir an Versuchern nicht fehlte, so daß ich nur zu sehr verdiente, daß ich mit dem Erlöschen dieser Erkenntniß in mir elendiglich unterginge, hat Gott nach seiner besonderen Huld und Gnade in solcher Weise in mir gewirkt, daß er, Alles gegen seine Ehre und die Ruhe meines Gewissens hintansetzend, mich in den Hafen seiner Kirche in dieser Stadt nach Genf zog. Aber noch mehr segne ich seinen Namen darum, daß er, seine Barmherzigkeit gegen mich armen Sünder noch vermehrend, seit dem Jahre 1548, als ich am 23. Oktober in dieser Stadt ankam, obgleich ich nicht werth war, unter den geringsten Schaafen der Herde des Herrn zu sein, beschlossen hat, seit dem Jahre 1549 mich mit mehreren Aemtern in seiner Kirche zu ehren. Zehn Jahre lang hatte ich in der Kirche von Lausanne die Professur der griechischen Sprache versehen, während welcher Zeit ich von den französischen Kirchen zu Werbungen an die protestantischen Fürsten Deutschlands verwendet worden war. Damals hat mich Gott in der Pestkrankheit behütet, und in mehrfachen Fällen von Krankheit und Noth hat es ihm gefallen, mir zu seinem Ruhm und Preise beizustehen, bis daß ich, von den hochachtbaren Herren zu Bern freiwillig und ehrenvoll ver-

*) Das Testament findet sich wörtlich abgedruckt bei Gaberel, II. Weil. S. 261 — 267.

abschiedet, anfangs, als diese Schule zu Genf eben eingerichtet ward, zur Professur der griechischen Sprache, und schließlich, nämlich im Jahre 1559, zum heiligen Ministerium des Wortes Gottes und zum Gehülfen meines geehrten seligen Vaters Johann Calvin, seligsten Andenkens, in der Professur der Theologie berufen wurde. Seit dieser Zeit war ich zweimal auf Reisen, zuerst drei Monate hindurch in der Guyenne bei dem seligen Könige Anton von Navarra, und hernach bei dem Gespräch zu Poissy im Jahre 1561, welches (einschließlich der Zeit des ganzen ersten Bürgerkrieges) zwanzig Monate dauerte. Es würde mir unmöglich sein, die großen Erweisungen der helfenden Gnade Gottes aufzuzählen, welche ich während dieses ganzen Zeitraumes in allen Arten von ebenso gefährvollen als gewichtigen Geschäften bis zu meiner Rückkehr an diesen Ort erwiesen hat. Er hat mir bis jetzt die Gnade verliehen, daß ich sowohl an schriftlicher als an mündlicher Erbauung nach seiner barmherzigen Fügung keinen Mangel hatte. Aber ach! wenn ich meine Pflicht mit diesen geringen Früchten vergleiche, so beuge ich mein Haupt vor meinem Gott, ihn um Barmherzigkeit und Gnade bittend.

„Ich bitte meine geehrtesten Herren, mir meine Schwachheiten zu verzeihen, und statt des Erfolges den reinen und aufrichtigen Willen hinzunehmen, den ich immer gehabt habe, ihnen nach Kräften zu Diensten zu stehen; und ich erkenne an, daß sie hierfür außer meiner gewöhnlichen Befoldung, mir sehr große Gnadenerweisungen gespendet haben, wofür ich ihnen demüthigt danke.

„Von der Gesellschaft meiner geehrtesten Brüder und Mitarbeiter am Werke des Herrn, welche vielfach meine Schwachheiten getragen haben, hoffe ich, sie werden mir immer das Zeugniß geben, daß ich mich in meinem Amte gegen sie aufrichtig verhalten habe, indem ich mit ihnen niemals einen Streit oder Hader hatte. Gott wolle ihnen einen immer größeren Zuwachs seiner Gnaden verleihen, damit sie williges Gehör finden, sowohl in der Lehre, welche in besagter Stadt angenommen ist, als in der Zucht derselben: eingedenk nicht allein dessen, was sie und ich empfangen haben, sondern auch ganz besonders dieses großen Dieners Gottes, des seligen Herrn Johann Calvin. Es wird genug sein, wenn sie die Weisheit, Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Klugheit desselben nur treulich nachahmen und das Ohr verschließen gegen diese unruhigen Geister, die sich zu erheben beginnen, ebenso voll von eitler Selbstgefälligkeit als leer an richtigem und sicherem Urtheil. Denn wenn das, was ganz gut eingerichtet ist, noch besser gemacht werden kann, so sage ich in Betreff des Rechtes, daß dieses gar reiflich erwogen und mit weisem und friedlichem Geiste durch Mittel, die von unbesonnenem Eifer und Ehrgeiz frei sind, ausgeführt werden möge. Denn wenn sich eine andere Stimmung in der Gesellschaft findet, so werden sie, die Prediger zuerst, und wenn es noth thut, der Magistrat nicht zu spät darin zu sehen wissen. Was jedoch mich betrifft, so erkläre ich zu leben und zu sterben in

dem, was ich von den vorerwähnten großen Männern, als treuen Werkzeugen des reinen Wortes Gottes gelernt habe.

„Da mir nun Gott die Gnade gewährt, in dieser Kirche zu sterben, so bitte ich, daß mein armer Leib auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatz beerdigt werde, unter so vielen ausgezeichneten Männern, Brüdern und Freunden, um, wenn es Gott gefällt, gemeinschaftlich mit ihnen an dem seligen Tage der Erscheinung unseres Erlösers Jesus Christus aufzuerstehen.

„Und obgleich ich, soviel es das Gewissen angeht, unter Orten durchaus keinen Unterschied mache, so wünsche ich dennoch, wenn es bequem geschehen kann, ganz nahe bei meiner seligen, innigstgeliebten ersten Frau Claude d'Esnoz, die mich so viele Jahre hindurch begleitet, mir treulich beigestanden und jede Pflicht einer wahrhaft christlichen Gattin erfüllt hat, begraben zu werden. Der Ort ist ganz nahe bei dem Eingang (des Kirchhofes) von Plain-Palais, nach der rechten Seite hin.“ —

Hierauf folgen Beza's Verfügungen über sein nicht unbeträchtliches Vermögen. Als Universalerbin setzt derselbe seine Gattin Catharina Plan ein, welche er jedoch verpflichtet; verschiedne Legate an seinen im evangelischen Glauben von ihm erzogenen Neffen Nicolaus von Beze, an die Burse der vertriebenen Hugenotten zu Genf (800 leichte Gulden), an das allgemeine Krankenhaus daselbst (400 fl.), an das Genfer-Gymnasium (400 fl.), an zwei andere Neffen und an seine Dienerinnen auszugeben.

Im Jahre 1599 ließ Beza dieses Testament in Gegenwart von Zeugen nochmals verifiziren, nachdem sich ihm inzwischen das zunehmende Absterben seiner Lebenskraft in merklichster Weise fühlbar gemacht hatte.

Als nämlich Beza am Pfingstfeste 1597, an welchem die Communion gefeiert werden sollte, die Predigt eben begonnen hatte, überfiel ihn der Schwindel so heftig, daß er die Kanzel wieder verlassen und sofort der Prediger Anton Faye für ihn auftreten mußte. Acht Tage später begegnete ihm dasselbe; die Fortsetzung der begonnenen Predigt mußte er dem Prediger David Claude überlassen. Von da an wagte es Beza nur noch selten, die Kanzel zu betreten.

Im folgenden Jahre verkaufte Beza seine Bibliothek, damit dieselbe zusammenbleibe, an den Herrn von Jastrisfel. Nur diejenigen Bücher, mit denen er sich bis an seinen Tod zu beschäftigen gedachte, behielt er zurück. Den beträchtlichen Erlös dieses Verkaufes schenkte er theils seiner Gattin, um deren Existenz nach seinem Tode zu sichern, theils den Armen der Stadt.

Als academischer Lehrer war Beza bis zum Herbst 1598 thätig. Seine zunehmende Gharthörigkeit machte es ihm unmöglich, namentlich die Disputationen noch länger zu leiten. Auf dringendes Bitten mehrerer junger Edelleute aus Deutschland, Böhmen und Polen entschloß er sich allerdings nochmals Vorlesungen über den Römerbrief zu halten. Am 4. Januar 1599 begann er dieselben; allein nur zwei Vorlesungen vermochte er zu halten. Seine

academische Lehrthätigkeit hatte ein Ende. Nur auf das Predigen konnte er noch immer nicht ganz verzichten. Seine letzte Predigt, welche er im Jahre 1600, in seinem einundachtzigsten Lebensjahre hielt, hatte die Worte des Herrngebetes zum Texte „dein Wille geschehe auf Erden wie er im Himmel geschieht.“ Das war die einzige Predigt, die ein Reformator des sechszehnten Jahrhunderts im siebzehnten Jahrhundert hielt!

Von da an sah Beza sein Tagewerk als beendet an und harrete der Stunde, die ihn von dem Leibe des Todes hinaus in die Herrlichkeit rufen würde. Aber noch einmal wollte er sich so recht wie in früherer Zeit der Gemeinschaft derer freuen, mit denen er so viele Jahre lang im Dienste des Herrn vereint gewesen war.

Es war eine alte Sitte, daß acht Tage vor der Feier des Abendmahles die Prediger und Professoren der Stadt zusammenkamen, um sich durch gegenseitige „Censur“ zu derselben vorzubereiten. Dann pflegten sich dieselben auch zu einem gemeinsamen Brudermahl zu vereinigen, bei welchem sich der Ernst und die Weihe der Liebesmahl in der ersten christlichen Zeit kund gab. Das letztere war schon lange wegen der Unruhe der Zeiten unterblieben. Aber noch einmal wollte Beza sich des Brudermahles als eines Unterpfandes der Gemeinschaft mit seinen Mitarbeitern freuen, weshalb er die Professoren und Prediger an dem Tage der Censur, welche er seiner Schwerhörigkeit halber nicht mehr leiten konnte, zu sich einlud. Allerdings verlangte das Kirchengesetz, diesen Tag als strengen Festtag zu beobachten. Allein die Herren des Raths sahen es gern nach, daß zu diesem Zwecke die sonst so streng gehaltne Fastenordnung unterbrochen würde. Zum letzten Mal sahen sich daher die Prediger und Professoren der Stadt Calvins in erhebender Freude bei Dem vereinigt, der unter den Lebenden noch der letzte Zeuge der längst entschwundenen großen Zeit der Reformation war.

Mit den Freunden im nahen und fernen Auslande, welche von ihm theologischen Rath und Auskunft verlangten, blieb Beza bis an seinen Tod im lebhaftesten Verkehr. Dabei fehlte es natürlich nicht an allerlei schmerzlichen Erfahrungen, die Beza machte, wenn er sah, daß er sich an Diesem oder Jenem, dem er sein Vertrauen geschenkt, getäuscht hatte. Den bittersten Schmerz hatte ihm König Heinrich IV. bereitet; denn er hatte es nimmer für möglich gehalten, daß derselbe zum Apostaten werden könnte. Daher schien es lange Zeit, als ob eine Annäherung Beza's an den katholisch gewordenen König von Frankreich nie wieder herbeigeführt werden könnte.

Um so größer war die Freude, die Beza an der einzigen Schwester des Königs, Katharina von Navarra, (seit 1599) Gemahlin des Herzogs von Bar, eines Sohnes des Herzogs von Lothringen, hatte. In der Bartholomäusnacht zur Verläugnung ihres Glaubens gezwungen, war sie nach wiedererlangter Freiheit auch sofort wieder zum evangelischen Bekenntniß zurückgekehrt. Dafür hatte die edle Frau Herzleid und Anfechtung aller Art zu

ertragen. Aber ihr Trost war ihr väterlicher Freund Beza, in dessen Herz sie ihren Kummer ausgoß, der sie tröstete und zur Standhaftigkeit ermahnte und bis in die letzten Jahre seines Lebens mit ihr in brieflichem Verkehr blieb*).

Indessen änderte sich doch Beza's Urtheil über König Heinrich, als derselbe sah, daß dieser den früheren Glaubensgenossen in seinem Herzen noch immer zugethan war. Denn noch im Jahre 1594, in welchem Heinrich zur römischen Kirche übertrat, versammelte derselbe zu Nantes den reformirten Adel des Königreichs und stiftete das unter dem Namen der union de Nantes bekannte Schutz- und Trugbündniß des hugenottischen Adels zum Zweck einer wirksamen Sicherstellung des evangelischen Glaubens. Vier Jahre später publicirte der König das Edict von Nantes. Beza sah jetzt in König Heinrich den Wohltäter der reformirten Kirche Frankreichs, welcher derselben gewährte, was er selbst einst mit so großer Anstrengung vergebens angestrebt hatte; und er freute sich daher, daß er noch Einmal Gelegenheit erhielt, mit dem König, und zwar zum wesentlichsten Nutzen Genfs und der Evangelischen Frankreichs, insbesondere Lyons in Berührung zu kommen. Ein Krieg mit dem Herzog von Savoyen hatte den König (1599) in die unmittelbare Nähe Genfs, nach Loysel, geführt. Die Genfer, welche des Königs Sympathie für Beza kannten, beschloßen daher, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um eine Gefahr zu beseitigen, von der sie sich fortwährend bedroht sahen. Als nämlich Herzog Alba mit seinen spanischen Truppen auf dem Marsche in die Niederlande durch Savoyen kam, hatte der Herzog von Savoyen mit Hülfe der Spanier ganz in der Nähe von Genf ein Fort, St. Catharine, erbaut, welches nicht nur (wie es z. B. am 2. Juli 1589 geschah)**) die Genfer in ihrem Verkehr mit der Nachbarschaft in lästigster Weise hinderte, sondern auch jederzeit einen unerwarteten Angriff auf Genf selbst besorgen ließ. Dem Fort und somit der ganzen savoyischen Macht die Spitze zu bieten, wagte man nicht; aber man durfte hoffen, daß König Heinrich sich werde bereit finden lassen, die verhaßte Zwingburg fortzuschaffen. Der Magistrat zu Genf entsandte daher zur Begrüßung des Königs eine Gesandtschaft, an deren Spitze der alte, ehrwürdige Beza das Wort führte.

Wer mag wissen, was im Herzen des Königs vorging, als er den hohen Kirchenlehrer wieder sah, der einst als eine Fackel in Frankreich geleuchtet, an dem seine nun längst im Grabe ruhende Mutter mit Ehrfurcht und Dankbarkeit hinaufgesehen hatte, und der ihm selbst einst in der Weise eines Nathan als im Namen des Herrn warnend, mahnend und strafend entgegengetreten war! „Sire,“ redete Beza den König an, „der Menschen Beredsam-

*) Vergl. *Lettres et poésies de Catharine de Navarre, duchesse de Bar avec deux lettres de Th. de Beze* (1598—1603) in den *Bulletins*, 1853, S. 140 ff.

***) *Gabriel*, II. S. 438.

feit vermag nicht Euer Lob der Größe Eurer bewundernswürdigen Thaten gemäß zu preisen. Meine Sprache ist zu gering, meine Stimme zu schwach, um den Glanz der Tugenden Ew. Majestät zu feiern, welche die Welt ewig preisen wird, weil Ihr nicht aufhört Thaten zu thun, die des Ruhmes und des Lobes würdig sind. Den heiligen Engeln will ich es überlassen, das Lob zu feiern, dessen Ihr werth seit, weil Ihr des Herrn Kirche aus der Unterdrückung gezogen und den Kindern Gottes eine volle Freiheit erworben, ihm zu dienen nach seinen heiligen Vorschriften und ihn anzurufen nach der Dreieinigkeith der Personen. Ich will mich begnügen, zu sagen und auf menschliche Dinge anzuwenden, was Simon von göttlichen sagte: „, Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast;“ denn meine Augen haben vor meinem Tode nicht allein den Befreier Eurer unterthänigen Diener, sondern den Retter von ganz Frankreich und aller Gläubigen gesehen. Denn Alle haben die Wirkung Eurer köstlichen Güte empfunden.“

Mit tief bewegtem Herzen — denn er mochte sich einer solchen Ansprache aus Beza's Munde kaum versehen haben — antwortete der König: „Mein Vater! Diese wenigen aber vielsagenden Worte sind des Ruhmes würdig, den Theodor de Beze sich erworben hat, daß er wohl zu reden verstehe. Ich nehme sie gern und mit dem freundschaftlichen Gefühl an, das sie verdienen. Ich sage auch, daß da die Könige, meine Vorfahren, jederzeit Euer Stadt in besonderem Schutz genommen haben, ich nicht allein entschlossen bin, ihnen darin nachzufolgen, sondern auch der herzlichsten Zuneigung, die sie für mich gehabt hat, zu entsprechen. In dem Allen soll der, welcher Euch mir vorgestellt hat, den ich bei der Hand nehme, und der Euch so sehr liebt, Euch als Fürbitter dienen. Saget ihm, welche Dinge Ihr verlangt, und sie müßten sehr schwer sein, wenn Ihr sie nicht erhieltet.“ — Hierauf sich zu den Deputirten wendend, fuhr der König mit vertraulicher Miene fort: „Ich weiß, was Ihr noch mehr von mir verlangt: es ist die Zerstörung des Forts St. Catharine, die Euch am Herzen liegt. Viele Leute wollten mich wohl überreden, daß ich darein nicht willigen sollte; allein ich sehe, daß sie das nur aus Neid thun; darum werde ich auch darauf nicht achten. Ich will Alles für Euch thun, was Euch nützlich ist. Da ist (der König zeigte auf den Marquis von Rosny, Herzog von Sully) ein Mann, auf den Ihr Euch verlassen könnt. Das Fort soll demolirt werden. Ich befehle es ihm schon in diesem Augenblick.“ — Außerdem forderte der König Beza auf, sich von ihm noch eine besondere Gnade zu erbitten. Aber Beza dachte dabei nicht an sich, sondern an Diejenigen, deren Wohl und Wehe er allewege auf dem Herzen trug. Er bat daher den König, daß er derjenigen reformirten Kirchen Frankreichs, die bis jetzt der Vortheile des Religionsedictes noch nicht genießen konnten, insbesondere der Evangelischen zu Lyon (welche Beza um seine Fürbitte angegangen hatten) gedenken und ihnen einen

Ort für ihre gottesdienstlichen Versammlungen überlassen möchte*). Der König gewährte auch diese Bitte gern, drückte Beza an seine Brust und entließ ihn mit einem Ehrengeschenk von fünfhundert Goldstücken.

Sofort wurde nun zur Belagerung der verhassten Zwingburg geschritten, welche bald mit der Eroberung derselben endete. Die festen Mauern der Bastionen St. Catharins ließ Sully sprengen, worauf die Burg von den Genfer Bürgern dem Erdboden gleichgemacht ward.

Zum Dank für die Gewährung seiner Bitte schrieb Beza ein aus sechs Dystichen bestehendes Gedicht „Ad inclitum Franciae et Navarrae regem Henricum IV.“ Es war dieses sein letztes, sein Schwanenlied.

Eine hohe Freude wurde Beza in den letzten Jahren seines Lebens zu Theil, ohne daß er es wußte. An einem Julitage des Jahres 1602 erschien nämlich bei ihm ein deutscher Cavalier von hoher, imponirender Gestalt, in den scharf geschnittenen Zügen des Gesichts und in dem leuchtenden Blick des Auges den Mann von Geist und Bildung bekründend. Er erklärte, daß er sich längst auf seine Bekanntschaft gefreut habe, unterhielt sich mit ihm, eine selbst für Beza überraschende Gelehrsamkeit verrathend, über die verschiedensten Interessen der evangelischen, insbesondre der reformirten Kirche, und Beza wußte, als der Fremde mit herzlichem Händedruck von ihm schied, daß er in demselben einen eifrigen Vertreter des rechtgläubigen Bekenntnisses kennen gelernt habe. Aber wie staunte er, als er hernach erfuhr, daß der Fremde, mit dem er sich so traulich unterhalten, kein Anderer als der hochgefeierte Hort der reformirten Kirche in Deutschland, der „gelehrte“ Landgraf Moriz von Hessen-Kassel gewesen sei, der sich auf einer Reise nach Frankreich in Genf im tiefsten Incognito aufgehalten hatte!

In Angelegenheiten der Kirche war Beza zum letzten Male im Jahr 1605 thätig. Im Juni dieses Jahres besuchten ihn nämlich zwei junge polnische Edelleute aus dem angesehenen Firlejischen Geschlecht. Seit langer Zeit hatte er aus der reformirten Kirche Polens, mit welcher er einst in so regem, einflußreichem Verkehr stand, nichts gehört, und herzlich freute er sich daher, daß er nun über vielerlei Auskunft erhalten konnte. Neben herzlichem Grüßen an viele Freunde gab Beza den jungen Edelleuten einen Brief an ihren Vater, einem ihm wohlbekannten glaubenseifrigen Herrn mit, wozu er denselben ermahnte, den Ruhm treuer Fürsorge für die Kirche, den er und sein Geschlecht überhaupt sich erworben hätte, sich auch für die Zukunft zum Heile der Kirche zu bewahren. — Das war der letzte Brief, den Beza schrieb oder schreiben ließ.

*) Vergl. La France, protestante s. v. Bèze, p. 270 a.

§ 11.

Beza und Franz von Sales.

Die ärgerlichste Beunruhigung erfuhr Beza in seinen ältern Tagen durch eine ihn überraschende Berührung mit dem in der katholischen Kirche hochgefeierten Prälaten Franz von Sales.

Im Jahre 1536 hatten die Berner die drei savoyischen Aemter Chablais, Gez und Terner durch Waffengewalt an sich gebracht. Die allmähliche Einführung des Protestantismus in denselben war die natürliche Folge davon. Allein im Jahre 1564 gelang es dem Herzog Emanuel Philibert durch einen zu Nion mit den Bernern abgeschlossenen Vertrag, die drei Aemter wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dabei war den protestantischen Gemeinden derselben vollkommen freie Religionsübung zugesichert. Allein von Rom aus dazu angeregt, stiftete Emanuel Philibert um 1572 den Orden der Ritter des heiligen Moritz und des heiligen Lazarus, dessen Bestimmung die Vertheidigung des katholischen Glaubens in den savoyischen Landen sein sollte; und Gregor XIII. überwies im Jahre 1575 dem neuen Orden alle in den von Protestanten bewohnten Ortschaften gelegenen geistlichen Güter und Einkünfte. Die Ausrottung des Protestantismus in den wiedergewonnenen Landestheilen war beschlossen. Aber die Ausführung war nicht so leicht und verzögerte sich. Allen, auch den grausamsten Gewaltmaßregeln, mit denen man die protestantischen Gemeinden quälte, setzten dieselben einen Muth und eine Beharrlichkeit entgegen, welche unüberwindlich schien. Da übernahmen es der noch jugendliche, für den Katholizismus begeisterte Franz von Sales (späterhin zum Bischof von Genf mit der Residenz zu Ancy ernannt) und der Pater Cherubin im Jahre 1594 mit Hülfe von Kapuzinern und Soldaten die Bekehrung der Ketzer zu versuchen. Dabei drangen die Kapuziner selbst bis nach Genf vor, weil sie die Ketzerei nirgends wirksamer, als an ihrem Herde bekämpfen zu können hofften. Eines Morgens fand man an den Pfeilern der Stadt Placate der Kapuziner angeschlagen, welche in einer Reihe von Thesen eine Vertheidigung der römischen Verehrung des Kreuzes enthielten. Da die Sache Aufsehen machte, so übernahm es Beza, mit dem Prediger Perrot eine Reihe von Thesen aufzustellen, welche eine Widerlegung der Kapuzinersätze enthielten und aus der heiligen Schrift erwiesen, daß Gott keine religiöse Verehrung eines creatürlichen Dinges gestatte. Den Schluß dieser Widerlegung bildeten die Verse*):

Devant or, argent, pierre ou bois.
 Ne se prostorne le chrétien,
 Mais il cherche et trouve son bien
 En Christ seul, qui fut mis en croix.

*) Gaberel, II. S. 572.

Die Kapuziner hatten nun den Aerger, daß sie hören mußten, wie die Gastenhuben ihnen zum Aerger diese Verse öffentlich sangen.

Indessen gab man in Rom den Gedanken, Genf zu gewinnen und hierdurch die Lebensader der Kezerei zu unterbinden, doch nicht auf. Nur mußte die Sache klug angefangen werden. Jedenfalls gewann man aber dann in Genf festen Fuß, wenn man das gefeierte geistliche Haupt der Stadt, Theodor Beza, in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen so glücklich sein sollte. In Rom ward daher allen Ernstes beschlossen, die Conversion, oder, wie man es nannte, die „tentatio“ Beza's zu wagen. Zur Uebernahme eines so delikaten Geschäftes, über dessen Schwierigkeit man sich in Rom nicht täuschte, schien aber Niemand geeigneter zu sein, als der achtundzwanzigjährige Franz von Sales, der sich in dieser Branche bereits hinlänglich erprobt hatte. Ein päpstliches Schreiben vom 1. Oktober 1596 sowie ein zweites Breve vom 29. Mai 1597 ertheilten ihm den Auftrag, zur Ehre Gottes und des heiligen Stuhles die Bekehrung Beza's zu versuchen*).

Sales und dessen Lobredner rühmten später, mit welcher Todesverachtung sich derselbe in die Kapitale der Häresie, wo er nur ein sicheres Märtyrerkennzeichen erwarten können, gewagt habe. Allein Sales wußte, daß er ungefährdet durch die Thore Genfs einziehen konnte. Gleichwohl glaubte er sich der Führbitte und dem Opfer des Bischofs und aller der Priester, denen er seine Mission anvertraut hatte, empfehlen zu müssen, als er sich zur Ausführung derselben aufschickte.

Eines Tages ward also Beza, ein Greis, der ein langes, nur der evangelischen Reformation, der Kirche hingegebenes Leben hinter sich hatte, von dem Besuche des noch jugendlichen, in seiner ganzen Erscheinung den katholischen Priester kundgebenden, übrigens durch ein freundliches und gemüthvolles Aeußere sich empfehlenden Franz von Sales überrascht. Die beiderseitige Begrüßung fand mit sorgfältiger Wahrung aller Formen des Anstandes statt. Natürlich wußte Beza durchaus nicht, welches Anliegen den ihm immerhin

*) In dem, was auch von glaubwürdiger Seite her über Beza's Verkehr mit Franz von Sales berichtet wird, ist nicht Alles ganz klar, weil Manches allzu aphoristisch mitgetheilt ist. Vergleichen wir aber die katholischen und protestantischen Relationen mit einander, so darf die im Nachfolgenden gegebene Darstellung, in welcher alles Wesentliche hervorgehoben ist, als sicherer Reinertrag einer sorgfältigen Abwägung der differirenden Berichte angesehen werden. Von besonderer Bedeutung ist die Schrift *La vie de l'illustrissime François de Sales, de très heureuse et glorieuse mémoire, évesque et prince de Genève etc.* par le r. p. Louys de la Rivière, de l'ordre des Minimes, Troisième, édition, à Lyon 1627. Vergl. auch die in den *Bulletins*, 1858 S. 227, 369, und 1859 S. 14 u. 283 mitgetheilte Erörterung der Frage: *François de Sales a-t-il réellement essayé de séduire Théodore de Bèze par l'offre d'une pension de la part du Pape?*

interessanten Besuch zugeführt hatte. Ein Scherz, den sich Sales erlaubte, war nur als solcher hinzunehmen und gestattete noch nicht, einen Schluß auf die Absichten desselben zu machen. Als sich nämlich Beza für einige Augenblicke aus dem Zimmer entfernt hatte, nahm Sales ein Portrait Calvins mit der Unterschrift wahr:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum sacra docentem
Geneva felix audiit,
Cuius scripta piis toto celebrantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

Sofort mußte Sales diese Verse durch eine geringe Abänderung zu parodiren, und las sie, als Beza zurückgekommen war, demselben in folgender Recension vor:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum insana docentem
Geneva demens audiit,
Cuius scripta piis toto damnantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

Beza antwortete mit einem ausweichenden Lächeln, auf welches Sales nichts erwidern konnte. Dieser suchte daher jetzt seinem Ziele näher zu kommen, indem er bemerkte, daß der Ruf der Gelehrsamkeit Beza's und die außerordentliche Freundlichkeit, mit welcher ihn derselbe bei sich aufgenommen habe, ihn zu einem offenen Wort ermuthige. Sales fragte ihn nun auf den Kopf, ob er denn glaube, daß man in der römischen Kirche überhaupt selig werden könne. Beza beantwortete diese Frage natürlich bejahend, fügte jedoch hinzu, daß man nicht durch den Werkdienst selig werde, mit dem die katholische Kirche den Weg zum ewigen Leben versperre oder erschwere. Sales fuhr fort: wenn man die Nothwendigkeit der guten Werke leugne, so stoße man damit alle göttlichen und natürlichen Gesetze um, durch welche den Schuldigen die ewige Verdammniß angedroht, den Gerechten dagegen die ewige Seligkeit verheißen werde. Sage doch der Herr: „Ich habe Hunger gehabt, aber ihr habt mich nicht gespeis't; ich bin krank gewesen, aber ihr habt mich nicht besucht.“ Hiermit entspann sich nun eine längere Discussion, die natürlich zu keinem Ziele führte. In welcher Stimmung sich Sales von dem Erzfeind verabschiedete, erhellt aus dem Schreiben, welches derselbe in Folge dessen an den Papst-Clemens VIII. schickte. Sales berichtet nämlich: „Ich bin zu wiederholten Malen nach Genf gekommen, um die Conversion des Ersten unter den Calvinischen Ketzern zu versuchen, ohne Gelegenheit zu finden, mit diesem Menschen allein reden zu können, bis ich ihn endlich drei Tage nach Ostern allein fand. Ich that mein Mögliches. Aber sein Herz ließ sich nicht bewegen; denn es ist ganz von Stein, indem es durch eine lange Reihe unglücklich verlebter Jahre verhärtet ist. Vielleicht gelingt es mir indessen doch noch, ihn in den Schafstall zurückzuführen.“ — „Dein Eifer,“ antwortete Clemens unter dem 29. Mai 1597, „ist eines Dieners

Gottes würdig. Wir billigen, was du bisher gethan hast, um das verlorene Schaf zurückzuführen. Mit brünstigem Verlangen trachten wir nach diesem göttlichen Werk. Fahre daher mit Gottes gnädiger Hülfe in dem Werke fort, welches du begonnen hast."

Sales begab sich daher noch zweimal nach Genf, um Beza von der Wahrheit der römischen Lehre zu überzeugen. Bei seinem zweiten Besuche gab ihm eine Anzahl staubbedeckter Folianten, welche Sales in einem Winkel des Zimmers liegen sah, und welche Beza auf Befragen als Werke einzelner Kirchenväter bezeichnete, zur Anknüpfung eines Belehrungsgesprächs Veranlassung. Aber weder bei dem zweiten noch bei dem dritten Besuche kam Sales mit Beza auch nur um einen Schritt weiter. Da glaubte endlich Sales, als keine seiner Argumentationen, welche er zu Gunsten der römischen Kirche und deren Lehre vorgebracht hatte, bei Beza verfangen wollte, das letzte Beweismittel, vor welchem jede Widerrede verstummen sollte, versuchen zu müssen, indem er ihm für den Fall seines Rücktritts in die katholische Kirche im Namen des Papstes eine jährliche Pension von 4000 Rthln. in Gold und außerdem das Doppelte dessen zusagte, was er selbst als den Werth aller seiner Mobilien angeben würde. Aber mit Entrüstung wies Beza, dem eine so niederträchtige Zumuthung noch niemals vorgekommen war, auf die leeren Räume seiner Bücherbretter hin, deren Schätze er erst vor Kurzem zum Besten der Armen verkauft hatte, und kehrte dem verblichenen Pfaffen mit den Worten: „Hebe dich von mir, Satan!“ den Rücken. — Da wich der Versucher von ihm*).

Aber kaum hatte man davon gehört, daß Franz von Sales, der schon so manche Seele in die römische Kirche zurückgeführt habe, sein Belehrungstalent auch an Beza versuche, als sofort auch die Lüge geschäftig war, und weithin das Gerücht aussprengte, daß Beza, und infolge dessen auch viele andre angesehenen Bürger Genfs die seelenmörderischen Irthümer des Protestantismus erkannt und sich zum alleinseligmachenden Glauben belehrt hätten. Und dieses Gerücht trat hier und da mit solcher Bestimmtheit auf, daß man sogar erzählte, Beza sei mit einer Anzahl Genfer Rathsherrn bereits auf dem Wege nach Rom, um sich dort in die katholische Kirche wieder aufnehmen zu lassen. In Siena glaubte man um die Mitte des Septembers 1597 Beza's und der andern Genfer Ankunft schon erwarten zu dürfen, weshalb viele Leute zu Siena eines Abends vor die Thore der Stadt gingen, um Beza zu sehen. Aber Beza kam nicht. Kurz darauf nahm daher das Gerücht — ein schlagendes Zeugniß für die eminente Bedeutung, welche man auch in katholischen Kreisen der Persönlichkeit Beza's beilegte — eine andere Gestalt an

*) *Gabriel*, II, S. 654. — Nach einer mündlichen Ueberlieferung ist Sales von Beza noch mit der satirischen Bemerkung entlassen worden sein: „Gehet, Herr, ich bin zu alt und zu taub, um solche Worte hören zu können.“

Man erzählte sich nämlich, Beza sei in sehnfüchtigem Verlangen nach der Gemeinschaft der wahren Kirche gestorben und habe daher gewünscht, daß er in dem Kloster zu St. Peter begraben werde. Manche wollten auch ganz sicher wissen, daß er kurz vor seinem Tode aus der Hand des Bischofs zu Anecy die letzte Delung empfangen habe.

Beza hörte von diesen Gerüchten, über welche er in nicht geringe Aufregung gerieth. Die Freunde stellten ihm jedoch vor, daß es sich nicht der Mühe lohne, denselben gegenüber auch nur das Geringsste zu thun. Beza sah dieses auch ein; aber eben darum erwachte in ihm die alte Jugendlaune auf's Neue, und so kampfesüme auch der hochbetagte Beza war, so mußten es doch die Jesuiten wahrnehmen, daß in diesem Falle ihr Muthwille nicht unbestraft bleiben sollte. In einem gedruckten Briefe an seinen Freund Stucki zu Zürich legte Beza das schändliche Treiben der Jesuiten vor den Augen aller Welt offen dar und die Geistlichkeit zu Genf veröffentlichte unter dem Titel „Der auferstandne Beza“ in lateinischer und französischer Sprache eine an alle reformirten Kirchen gesandte Erklärung, welche mit einem Rückblick auf Beza's Leben und Wirksamkeit die von den Jesuiten in Umlauf gesetzten Gerüchte energisch widerlegte. Ja sogar die alte witzige Laune und die poetische Ader Beza's kam noch einmal in Fluß, indem derselbe, ganz in der Weise seines Passavantius, ein kurzes Epigramm edirte, in welchem er die Jesuiten den heißendsten Spott fühlen ließ*). Und so empfindlich hatte Beza seine listigen Gegner getroffen; daß sich diese veranlaßt sahen, öffentlich zu erklären, nicht sie, sondern die Reformirten hätten die Währe von Beza's reuigem Tode unter die Leute gebracht.

Franz von Sales hatte natürlich seine gegen Beza gerichteten Bekehrungsoperationen eingestellt; aber drei Jahre später, als ihm die Ausrottung des Protestantismus in den seiner Fürsorge anvertrauten Bezirken gelungen war, konnte es sich derselbe nicht versagen, sein Bekehrungstalent in Genf nochmals zu versuchen. Sales lud nämlich die Genfer Prediger zu einem Gespräche über die Unterscheidungslehren der beiden Kirchen ein. Natürlich nahm man in Genf diese Einladung mit Argwohn auf und wünschte vor Allem Beza's Meinung über dieselbe zu hören. Dieser jedoch mahnte von einem Gespräche mit Angehörigen des Papstthums auf das Bestimmteste ab. Man habe, meinte Beza, Gespräche mit den Katholiken in Languedoc, in der Dauphiné und an andern Orten oft genug gehalten; aber statt des

*) Als Urheber des Gerüchtes bezeichnete man einen Jesuiten zu Paris, Clements Puteanus, dem daher Beza ein besonderes, heißendes Epigramm widmete. — Im Gespräche mit einigen Freunden bemerkte Beza witzig: Im Grunde wünschten ihm die Jesuiten dasselbe, was er sich selbst wünsche; der Unterschied sei nur der, Jesuitas non malum (nämlich mortem) optare sed male. Denn er sehne sich allerdings nach dem Tode, durch welchen er zu seinem lieben Herrn Jesus Christus kommen wolle.

Friedens und der Erbauung der Kirche habe man dadurch jederzeit nur neuen Haber herbeigeführt. Denn die Gegner hätten nicht um die Wahrheit aufzustehen, sondern nur um ihre Irrthümer um so hartnäckiger zu verteidigen und um sich des Sieges über die Evangelischen rühmen zu können, Gespräche mit denselben gewünscht. Würde man ein Gespräch mit den Gegnern in Genf veranstalten, so würde auch sofort das Gerücht ausgesprengt werden, daß man in Genf im Begriff sei, den Protestantismus zu verlassen. Gleichwohl möge man sich immerhin zu einem Gespräche bereit erklären, wenn die Gegner sich dazu entschließen könnten, in demselben nur die Auctorität der heiligen Schrift gelten zu lassen. — In diesem Sinne wurde daher die Einladung des Franz von Sales beantwortet. Allein statt daß eine definitive Anberaumung eines Gesprächs erfolgte, ward weithin das Gerücht ausgesprengt, man habe in Genf nicht den Muth, sich auf ein Gespräch mit katholischen Theologen einzulassen.

§ 12.

Beza's Tod.

Als der Sommer des Jahres 1605 zu Ende ging, war es den Freunden Beza's nicht mehr zweifelhaft, daß sich auch das theuere Leben desselben rasch zum Grabe neige. Um daher vor aller Welt ihre Verehrung und Dankbarkeit gegen Beza zu bekräften, beschloßen die Prediger der Stadt einmüthig, daß von jetzt an täglich wenigstens ihrer zwei den theueren Greis besuchen, sein Befinden beobachten und ihm in jeder Weise zu Dienste stehen sollten. Dieser Beschluß wurde auch sogleich ausgeführt; zuweilen sah Beza sogar den ganzen lieben Kreis der Amtsbrüder bei sich. Namentlich war dieses am 2. October der Fall, wo mit Beza plötzlich eine solche Veränderung vor sich ging, daß seine Diener aus dem gänzlichen Erschlaffen aller seiner Kräfte auf seine unmittelbar bevorstehende Auflösung schließen zu müssen glaubten. Eiligst wurden daher alle Prediger der Stadt an das Krankenbett Beza's gerufen, bei welchem dieselben mehrere Stunden lang blieben, um ihm mit Gebet und Fürbitte das letzte Stündlein zu erleichtern.

Noch einmal ging der Todesengel an ihm vorüber; aber es war nur auf kurze Zeit. Sonnabends am 12. October begaben sich die Professoren Faye und Perrot zu ihm. Beza freute sich herzlich, als er diese beiden ihm besonders lieben Freunde bei sich sah und begann mit ihnen von dem unermesslichen Reichthum der Gnade Gottes in Christo zu reden. Perrot zog im Gespräche hierüber die Worte des Ps. 103, 3 an: „So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen?“ und wiederholte dieselben, da Beza die Worte nicht sogleich zu verstehen vermochte, mit Hinzufügung eines Ausspruchs des Ambrosius: „Wir brauchen uns nicht zu schämen, daß wir gelebt haben; denn wir haben den Herrn als unser Gut.“ Hierauf, nachdem

ihm Perrot ein ähnliches Wort des Possidius in's Gedächtniß gerufen hatte, sprach Faye, an das Paulinische Wort anknüpfend: „Da wir nun gerechtfertigt sind aus dem Glauben,“ so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, ausführlich über den Frieden Gottes, über den Glauben und über die Gnade, durch welche Gott die Erwählten in Christo berufe, erleuchte, rechtfertige, heilige und endlich verherrliche. Beza hörte Alles mit gefalteten Händen und mit sichtbarer Freudigkeit des Herzens an, pries Gott für die Erquickung, die er ihm wiederum bereitet habe, und reichte jedem der beiden Freunde die dankende Hand. — Hernach, als Faye und Perrot ihn verlassen hatten, war der liebe Joh. Jacomot um ihn, die zum Sterben sich rüstende Seele mit frommen Zuspruch stärkend und erquickend.

Am folgenden Tage fühlte sich Beza erleichtert. Morgens gegen sieben Uhr stand er aus dem Bett auf, ließ sich ankleiden, verrichtete seine Morgenandacht, that sogar einige Schritte im Zimmer und erquickte sich mit Speiß und Trank. Als er sich hierauf wieder zu Bett legen wollte, fragte er, ob die Stadt in voller Sicherheit und Ruhe sei. Man antwortete ihm bejahend, worauf Beza, auf die Bettspanne sich niederlassend, plötzlich von einer Ohnmacht befallen wurde. Eiligt wurde Perrot herbeigerufen, damit ihm derselbe mit Gebet beistehen sollte. Perrot kam auch sofort, und sein Gebet geleitete die scheidende Seele in den ewigen Frieden.

Sanft und selig war der Gerechte entschlafen. Der Friede Gottes lag auf dem entseelten Angesicht.

Auf den Straßen und Märkten und in den Häusern Genfs aber wurde es urplötzlich stille; denn Alle trauerten um Den, der nächst Calvin die Säule der Kirche und der zugleich der Hort des gesammten bürgerlichen Gemeinwesens gewesen war.

Am ersten Tage nach Beza's Hinscheiden, am 14. October, traten die Prediger und die Herren des Rathes zu einer Sitzung zusammen. Die Eröffnung derselben war dem dankbaren Andenken an den großen Todten geweiht. Mit feierlicher Stille hörte die Versammlung die Worte des Moderators, an dessen Stelle Beza so viele Jahre hindurch gesessen hatte: „Wir trauern gemeinsam,“ so sprach der Moderator zu den regierenden Herren gewendet, Namens seiner Amtsbrüder, „über den Verlust, den die Kirche erlitten hat. Wie wir, so seid auch ihr, meine Herren, bei dem Gedanken an alle die Dienste, welche Herr von Bèze der Stadt erwiesen hat, von tiefem Leidwesen erfüllt. Er war nicht allein ein leuchtendes Licht im Hause des Herrn, sondern auch ein Wall für die Sicherheit Genfs; und Niemand wird vergessen, daß wenn wir Hülfe und Gunst bei fremden Fürsten finden, wir dieses ganz allein der Vermittlung des Herrn von Bèze zu verdanken haben. Es wird uns schwer sein, seinesgleichen zu finden, um das Wohlwollen herrschen zu lassen und um Mißhelligkeiten auszugleichen. Aber wir ehren

sein Andenken, indem wir uns alle zu einer heilsamen und heiligen Erkenntnis des Wohles der Stadt und der Kirche erheben. So viel an uns liegt, befeuern wir unsere christliche und aufrichtige Hingebung gegen den Magistrat, wie uns dessen der Verstorbene allewege ein Beispiel gewesen ist."

Hierauf antwortete der Syndicus Lect Namens der Herren des Rathes: „Meine Herrn, wir sind voll großer Trauer und Betrübniß wegen des Todes unseres Bruders von Beze. Es ist unser ernstlicher Wunsch, seinen Verlust dadurch zu ersetzen, daß wir den Geist des Friedens und der Versöhnung unter uns bewahren. Wir hoffen, daß zum Wohle des Landes jederzeit zwischen Kirche und Staat Eintracht und gutes Einvernehmen bestehen wird. Zu diesem Zwecke laßt uns den Spuren dieser beiden großen Männer folgen, welche in so glücklicher Weise in dieser Stadt gedient haben*)."

Die irdischen Reste des großen Kirchenlehrers wurden — nicht wie er es selbst gewünscht hatte, auf dem allgemeinen Kirchhofe Plain-Palais begraben (denn die Savoyarden hatten gedroht, seine Leiche nach Rom zu entführen), sondern — auf Anordnung des Magistrats — in dem Kloster St. Peter beigesetzt.

*) G a b e r e l, II, pièces justificatives, S. 260 u. 261.

Sechster Abschnitt.

Beza als Schriftsteller.

§ 1.

Beza's Verdienste um die Wissenschaft.

Wie in Beza's Leben zwei Abschnitte, die Periode des Humanisten und die des Kirchenmannes zu unterscheiden sind, so müssen auch unter seinen geistigen Erzeugnissen die humanistischen und die theologischen unterschieden werden. Jene sind die ersten Früchte, die aus dem Geistesreichthum Beza's erblühten; aber wie dasselbe auch nach seiner Bekehrung den Cult der allgemeinen Wissenschaft und der Poesie nicht sowohl verwarf, als ihn vielmehr in den Dienst des religiösen Interesses stellte, so begegnen wir auch auf seinen reformatorischen Wegen vielerlei Productionen allgemein-wissenschaftlicher und poetischer Art.

Seine Poemata, die gewöhnlich sogenannten Juvenilia, sind der Repräsentant seines nur dem Interesse des Humanismus und der antiken Poesie zugewandten Jugendlebens, und haben das Verdienst der geschicktesten und geschmackvollsten Copirung römisch-classischer Dichtkunst. Mit ihrer Veröffentlichung schloß Beza das ganze bisherige Leben, aus welchem diese sinnigen, zarten, oft nur zu leichten und würzig duftenden Blüthen hervorgegangen waren, ab. Aber die Liebe zur Poesie, die ihn bisher erfüllt hatte, blieb ihm auch fernerhin eigen, und sein Abraham sacrificant, der sich durch Reinheit und Eleganz des französischen Ausdrucks sowie durch Leichtigkeit und Genauigkeit des Versbaues auszeichnet, bewies, daß der Dichtergeist wie der ganze Mensch in ihm christlich geworden war. Unendlich berühmter und einflussreicher als diese Dichtung wurde freilich seine metrische Psalmenübersetzung, deren Mangelhaftigkeit jedoch beweist, daß diese Arbeit ihm nicht durch den eignen freien Genius eingegeben, sondern ihm von Außen her aufgetragen war. — Gelegentlich fühlte sich Beza aber auch jetzt noch zu humoristischen und beißend-satyrischen Ergießungen aufgeleget — wie sein Passavantius und seine Complainte de Messire Pierre Lizet sur le trepas de son feu Nez beweist, — und außerdem produzirte derselbe fortwährend eine Menge kleiner Gratulations-, Dedications- und sonstiger Gelegenheitsgedichte, die sich meistens durch gewandte und saubere Diction und durch gut gewählte Pointen auszeichnen. Daß ihn aber auch im höheren Alter die freundliche Muse nicht verließ, zeigt sein Cato Censorius,

eine Sammlung von Epigrammen, worin er die verschiedensten Fehler, Leidenschaften und Verirrungen geißelt. Außerdem feilte Beza bis in seine letzten Jahre noch fortwährend an seinen Juvenilia, wie aus den zahlreichen eigenhändigen Correcturen seines auf der Genfer Bibliothek aufbewahrten Exemplares dieser Gedichte zu ersehen ist *).

Unter den historiographischen Arbeiten Beza's ist — da ihm die *Histoire ecclésiastique des églises réformées au royaume de France* mit Unrecht beigelegt wird **), und da seine *Icones* für die Geschichtsforschung ohne erheblichen Werth sind — seine Biographie Calvins hervorzuheben. Denn dieselbe stellt sich als die getreueste Abspiegelung des Lebens und Wirkens des großen Kirchenmannes aus der ganzen Unmittelbarkeit und Tiefe des Eindrucks, den dasselbe auf Beza gemacht hatte, dar und bleibt darum für alle Zeiten die bedeutendste Quelle für das Studium des Lebens Calvins. Diese Biographie Calvins (welche in der France protestante ganz richtig als ein *panégurique, mais sans declamations* bezeichnet wird) ist diejenige Schrift, welche Beza erstichtlich mit der größten Liebe und Theilnahme des Herzens ausgearbeitet hat. — Außerdem sind die zahlreichen Correspondenzen Beza's, namentlich die auf die Vorgänge in Frankreich bezüglichen, wegen des feinen diplomatischen Blickes, der Beza eigen war, und wegen des vielseitigen vertraulichen Verkehrs, in welchen er mit den protestantischen Großen des Reiches, wie mit den Predigern und Gemeinden stand, als eine unerschöpfliche Fundgrube der Geschichtsforschung anzuführen.

Indessen treten doch alle diese humanistischen und historischen Studien — die sich freilich noch auf mancherlei Anderes als das hier Angeführte, z. B. auch auf die richtige Pronunciation des Lateinischen und Griechischen wie des Französischen bezogen — hinter seine theologischen Productionen an Bedeutung selbstverständlich gar sehr zurück.

In denselben erscheint Beza durchweg als der vollendete Schüler, oder richtiger, als das *Alter ego* Calvins. Seine Weltanschauung ist daher deterministisch, und die Grundlage seines religiösen Denkens ist die prädestinarianische Anerkennung der Nothwendigkeit alles zeitlichen Werdens und Seins als einer Auswirkung des absoluten, ewigen und unwandelbaren Willens Gottes, so daß ihm auch der Sündenfall des Menschengeschlechtes als zum ewigen Weltplan Gottes wesentlich gehörig erscheint. Am durchsichtigsten stellt Beza den Zusammenhang religiöser Anschauungen, der sich von dieser supralapsaristisch-prädestinarianischen Grundanschauung ergab, in einer Tafel dar, die derselbe zu der überaus instructiven Abhandlung „*Summa totius christianismi*“ hinzugefügt hat. Dieselbe enthält Folgendes:

*) Vergl. *Sayous*, S. 275.

***) Siehe darüber weiter unten § 3.

Die Summe des ganzen Christenthums
 oder Beschreibung und Beheilung der Ursachen des Heiles
 der Erwählten und des Verderbens der Verworfenen, aus
 der heiligen Schrift gesammelt.

Hat nicht ein Löpfer Macht,
 aus derselben Masse ein Gefäß
 zu Ehren, und ein Gefäß zu Un-
 ehren zu machen? — Röm. 9.

Gott, dessen Wege unerforsch-
 lich sind.

Der Herr macht Alles um
 seiner selbst willen, auch den
 Gottlosen zum bösen Tag. —
 Prov. 15.

als in Christo
 zu Erlösende zu er-
 wählen.

Desen ewiger und unwan-
 delbarer, allen Ursachen auch der
 Ordnung nach vorangehender
 Vorsatz, nach welchem er be-
 schlossen hat, gewisse Menschen

zu verwerfen und
 wegen ihrer eignen
 freien Schuld mit
 ewigen Strafen zu
 züchtigen.

Die Erschaffung des Menschen
 im Zustand der Unschuld, aber
 auch der Wandelbarkeit.

Die freiwillige und contingente
 Verderbung des Menschen.

Gottes freie Liebe gegen Die, welche zwar an
 und für sich verdorben, aber in Christo aus Gna-
 den zur Erwählung und zum Heile bestimmt sind.

Gottes gerechter Haß gegen Die, welche an
 und für sich verdorben sind, in Folge der Fort-
 pflanzung der Sünde durch Adam.

Wirksame Berufung.

Keine Berufung.

Unwirksame Berufung.

Erweichung oder Befe-
 hrung aus lauter Gnade.

Glaube.

Freiwillige Verhärtung.

Unkenntnis des
 Evangeliums.

Verachtung des darge-
 botenen Evangeliums.

Rechtfertigung durch Zurechnung des Ver-
 dienstes Christi) und Anfang der Heiligung.

Ungerechtigkeit und Befleckung.

Gottes Gericht über beide.

Verherrlichung der Gerechtfertigten
 in Christo.

Gerechte Verdammung der Sünder.

Gottes Gerechtigkeit.

Das ewige Leben, welches auch in den Gliedern
 Christi dessen ihnen umsonst zugerechneten Ge-
 horsam krönt.

Die gerechte Strafe des ewigen Todes, welcher
 die Sünder straft.

Gottes als des vollkommen Barmherzigen und vollkommen
 Strengen Verherrlichung durch den ewigen Rathschluß.

O Tiefe der Gerichte Gottes! Wer hat Ihm zuvor etwas gegeben oder wer wird
 Ihm wiedervergeltet! Röm. 11, 36.

Hierauf folgt (mit Hinzufügung zahlreicher biblischer Belegstellen) folgende:

Kurze Erläuterung der vorangehenden Tafel.

Kap. 1.

Die Frage nach der ewigen Prädestination Gottes ist weder Sache der Neugier noch ist sie ohne Nutzen in der Kirche Gottes.

Augustinus bemerkt in dem Buche von dem Gnadengut der Beharrung im Glauben Kap. XIV: „Man sagt, daß die Prädestinationslehre die Wirksamkeit der Predigt hindere, als ob sie dem Apostel, der sie doch predigt, ein Hinderniß sei. Oder hat denn nicht jener Heidenlehrer die Prädestination so oftmals bevormortet ohne in der Predigt des Wortes Gottes nachzulassen?“ Ebenso sagt Augustin: „Sowie der, welcher die Gabe dazu empfangen hat, in rechter Weise ermahnt und predigt, so hört derjenige, welcher die Gabe dazu empfangen hat, den ermahnenden und predigenden Lehrer mit dem rechten Gehorsam. Wir ermahnen also und predigen; aber diejenigen, welche Ohren zum hören haben, die hören uns mit Gehorsam; in denen aber, welche sie nicht haben, geschieht was geschrieben steht, daß sie hören und doch nicht hören, indem sie nämlich wohl mit dem Sinne, aber nicht mit dem zustimmenden Sinne des Körpers hören. Warum aber jene die Gabe haben, diese nicht, d. h. warum es jenen vom Vater gegeben ist, daß sie zum Sohne kommen, während es diesem nicht gegeben ist, — wer mag da den Willen des Herrn erkennen? Muß man dieses leugnen, was offenbar ist, weil man nicht begreifen kann, was verborgen ist?“

Ferner Kap. XV: „Wenn nach Anhörung dieser Wahrheit Einige in Trägheit und Gleichgültigkeit verfallen und alle Strebbarkeit Preis geben, den Lüsten und Begierden folgen, muß denn darum das, was gesagt worden ist von der Gegenwart Gottes, für falsch gehalten werden?“

Ferner: „Und wir wollen nicht sagen, was nach dem Zeugniß der Schrift gesagt werden darf: Wir fürchten uns wohl, daß der, welcher es nicht fassen kann, einen Anstoß daran nehmen möchte, und fürchten aber wohl nicht, daß durch unser Schweigen derjenige, welcher die Wahrheit fassen kann, in Irrthum verstrickt werde?“

Ferner Kap. XX: „Wenn die Apostel und die Kirchenlehrer, welche denselben gefolgt sind, beides gethan haben, daß sie nämlich über die ewige Erwählung Gottes sich in gottfälliger Weise aussprachen und die Gläubigen in heilsamer Lebenszucht hielten, wie können denn jene Leute, von der unbestreitbaren Macht der Wahrheit eingeengt, behaupten, daß sie berechtigt wären zu sagen, es sei wohl wahr, was man von der Prädestination lehre, aber man habe dies dem Volke nicht vorzutragen? Im Gegentheil, man muß es vollständig vortragen, auf daß, wer Ohren hat zu hören, auch höre. Wer

aber hat diese Gabe, wenn er sie nicht von dem empfangen hat, welcher verheißt hat, daß er sie geben wolle? Freilich, wer sie nicht empfangen hat, der mag die Gabe zurückweisen, wenn nur derjenige, der nach ihr verlangt, sie hinntimmt und trinkt, trinkt und lebt. Denn wie die Gottseligkeit zu predigen ist, auf daß Gott in rechter Weise verehrt werde, so auch die Prädestination, auf daß, welcher Ehren hat zu hören, sich der Gnade Gottes in Gott und nicht in sich rühmt."

Dieses ist die Meinung jenes hochgefeierten Mannes, welche jedoch zwei Voraussetzungen hat: die eine ist, daß von diesen Dingen nach Anleitung des Wortes Gottes geredet, die andere, daß eben das, was die Schrift hierüber mittheilt, in geschickter und erbaulicher Weise erläutert werde. Von diesen beiden Punkten wollen wir nun in wenigen Worten handeln, und zwar zuerst von der Lehre selbst, sodann von ihrem Gebrauch und ihrer Anwendung.

Kap. II.

Von Gottes ewigem, in ihm selbst verborgenem Rathschluß, welcher erst aus seinen Wirkungen erkannt wird.

1) Die Wege des allmächtigen Gottes sind unerforschlich. Ohne sein ewiges und unwandelbares Decret geschieht niemals und von Niemandem etwas, weder im Allgemeinen, noch im Besonderen, nicht einmal das ausgenommen, was (jedoch nicht inwiefern es von dem alle Zeit guten und gerechten Gott beschloffen wird, sondern inwiefern es von Satan und anderen bösen Werkzeugen geschieht) böse und zu verabscheuen ist.

2) Jener selbige Gott hat sich von Ewigkeit her in sich selbst vorgefetzt und beschloffen, Alles zu seiner Zeit zu seiner eigenen Verherrlichung zu erschaffen, namentlich die Menschen, und zwar auf zwei gänzlich verschiedene Weisen: So nämlich, daß er diejenigen, welche er wollte, nach seinem verborgenem Willen durch seine Barmherzigkeit seiner Glorie theilhaftig machte, welche wir nach Gottes Wort Gefäße der Ehre, Erwählte, Kinder der Verheißung und zum Heil Prädestinirte nennen; wogegen er in den Anderen, welche zu demselben Zwecke zu erwecken ebenso ihm gestel, seinen Zorn und seine Macht zeigen wollte, auf daß er auch in ihnen verherrlicht werde, welche wir Gefäße der Unehre und des Zornes und zu jedem guten Werk Untaugliche nennen.

3) Diese Erwählung oder Prädestinirung zum Heil ist, in dem Vorsatz Gottes selbst betrachtet, d. h. das Decret und der Rathschluß der Erwählung selbst ist der erste Quell des Heiles der Kinder Gottes, welches nicht, wie Einige wollen, aus ihrem Glauben oder aus ihren Werken hervorgeht, sondern vielmehr von dem einen Rathschluß Gottes, aus welchem hernach die Erwählung, der Glaube und alle Werke entspringen.

4) So oft daher die Schrift in den Kindern Gottes eine sichere Hoff-

nung befestigen will, bleibt dieselbe nicht bei den Zeugnissen der Mittelursachen, d. h. bei den Früchten des Glaubens, noch in den Mittelursachen selbst, nämlich im Glauben und in der Berufung stehen, sondern steigt zu Christo selbst hinauf, in welchem wir als in dem Haupte wirklich erlöst und als Kinder angenommen sind, und gelangt sodann zu jenem ewigen Rathschluß, welchen Gott in keinem anderen als in sich selbst gefaßt hat.

5) Ebenso, wenn von dem Untergange der Verworfenen die Rede ist, obgleich die ganze Schuld auf ihnen liegen bleibt, erhebt uns der Geist Gottes doch bisweilen, so oft es nöthig ist, auf daß er uns durch Vergleichung den Reichthum der Gnade gegen die Gefäße der Barmherzigkeit sowie seine gewaltige Macht und seine Milde um somehr bekannt mache, bis in jenes höhere Geheimniß hinauf, welches allen Ursachen der Verbannung jener der Reihenfolge nach vorhergeht. Von jenem Geheimniß ist den Menschen keine andere Ursache bekannt als der gerechte Wille Gottes, den wir mit Ehrfurcht hinnehmen müssen, weil er von demjenigen ausgeht, welcher wesentlich gerecht ist, und in keiner anderen Weise von den Menschen oder von sonst Jemandem erfaßt werden kann.

6) Wir müssen nämlich den Rathschluß der Verwerfung und die Verwerfung selbst von einander unterscheiden. Denn Gott wollte, daß uns jener verborgen sein sollte: dagegen liegen uns die Gründe dieser und des Verderbens, welches von derselben ausgeht, in der Schrift enthüllt vor, nämlich die Verderbniß, Ungläubigkeit und Gottlosigkeit der zur Unehre gemachten Gefäße, welche Ursachen zwar bezüglich des Erfolges nothwendig, dagegen an und für sich freiwillig sind.

7) So auch unterscheiden wir, wenn es sich darum handelt, die Ursachen des Heiles nach ihrer Abstufung und bestimmten Reihenfolge darzustellen, in dem Heile der Erwählten den Rathschluß der Erwählung, welchen Gott in sich selbst gefaßt hat, von der Wahl selbst, welche in Christo beschlossen ist, so daß jener diesem und allem Andern, was daraus folgt, in der Reihenfolge der Ursachen vorhergeht.

Kap. III.

Von der Ausführung des ewigen Rathschlusses, insoweit derselbe den Erwählten und Verworfenen gemeinschaftlich angehört.

1) Um jenen ewigen Rathschluß zu seiner Verherrlichung auszuführen, bereitet sich der Herr nach seiner unermesslichen Weisheit einen gewissen Weg, welcher beiden, sowohl denen, die erwählt, als denen, die verworfen werden sollen, gemeinsam ist. Da er nämlich beschlossen hatte, in dem Heile der Erwählten einen ausgezeichneten Beweis seiner Barmherzigkeit zu geben und ebenso in der Verdammung der Verworfenen sein gerechtes Gericht zu zeigen, so war es nothwendig, daß er beide unter den Troß und die Sünde einschloß.

damit er sich aller Gläubigen d. h. aller Erwählten (denn der Glaube ist eine eigenthümliche Gottesgabe der Erwählten) erbarme, und auf der anderen Seite war es nothwendig, daß er in ihnen einen Grund gerechter Verdammniß in denen fand, denen es nicht gegeben ist, zu glauben und Gottes Geheimnisse zu kennen.

2) Dieses that er also mit der Weisheit, daß die ganze Schuld der Verdammniß der Verworfenen in diesen selbst liegt, wogegen der ganze Ruhm des Heiles der Erwählten seiner eignen Barmherzigkeit durchaus zufällt. Denn er hat nicht den Menschen in sündigem Zustand erschaffen (sonst wäre er selbst, was Niemand sagen will, Urheber der Sünde, die er dann nicht mit Recht hätte strafen können), vielmehr erschuf er ihn nach seinem Bild d. h. in Reinheit und Heiligkeit.

3) Hernach sagte sich der Mensch, von gar Niemandem gezwungen und ohne von irgend welchem Zwang der Concupiscenz, was seinen eignen Willen anbetrifft, getrieben (denn er war noch nicht der Sünde verkauft), frei und willig, im Ungehorsam gegen Gott, der Sünde und dem zwiefachen Tode zu.

4) Aber es muß doch anerkannt werden, daß dieser Fall nicht zufällig erfolgt ist, da die Vorsehung Gottes sich bis auf die kleinsten Dinge erstreckt, und da nicht gesagt werden kann, daß etwas ohne Wissen oder ohne thätiges Einwirken Gottes geschehe, wir müßten es denn (was Gott verhüten wolle) mit den Epikuräern halten wollen.

5) Auch geschah dieses nicht durch irgend eine bloße und müßige Zulassung Gottes, welche von dessen Willen und Rathschluß getrennt wäre. Denn da er einen Zweck geordnet hat, so ist es auch nothwendig, daß er die zu diesem Ziele führenden Ursachen mitbestimmt hat, wir müßten denn annehmen, daß dieses Ziel entweder zufällig oder aus Gründen, welche von irgend einem anderen Gott nach der Meinung der Manichäer geordnet wären, in die Welt gekommen sei. Sodann kann es nicht einmal gedacht werden, daß irgend etwas gegen den Willen und ohne Zustimmung Gottes geschähe, wir müßten denn mit großer Gottlosigkeit seine Allmacht leugnen, was auch Augustin in dem Buche de correptione et gratia Kap. 104, ausdrücklich bemerkt hat. Es bleibt also nur übrig, daß dieser Fall so von der freiwilligen, innern Bewegung Adams ausgegangen ist, daß es doch nicht ohne den Willen Gottes geschah, dem es in einer wunderbaren und unbegreiflichen Weise gefällt, daß auch das, was er, insoweit es Sünde ist, nicht billigt, nicht ohne seinen Willen erfolgt; und zwar, wie wir vorher gesagt haben, damit er den Reichthum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit offenbare, dagegen seinen Zorn und seine Macht an denjenigen Gefäßen erweise, welche er deshalb machte, daß er aus ihrer gerechten Verdammung seine Herrlichkeit leuchten lasse, denn weder das Heil der Erwählten noch das Verderben der Verworfenen ist das letzte Ziel der Rathschlüsse Gottes, son-

bern die Verherrlichung seiner Glorie, indem er einerseits jene durch seine Barmherzigkeit rettet, andererseits diese durch sein gerechtes Gericht verdammt.

6) Um daher jene Gotteslästerung, in welche die Schwäche des menschlichen Geistes uns verführt, zu vermeiden, wollen wir gestehen, daß die Verderbung des vorzüglichsten von Gott geschaffenen Werkes weder zufällig noch ohne den Willen dessen gekommen ist, welcher nach seiner unerforschlichen Weisheit Alles zu seiner Verherrlichung thut und einrichtet; wir wollen nichtsdestoweniger, so sehr auch jenes menschliche Urtheil, welches schon im Anfange seine Grenzen und Schranken gehabt hat und hernach in der kläglichsten Weise verderbt worden ist, sich dagegen sträuben mag, nichtsdestoweniger bekennen, daß die ganze Schuld des Verderbens im Menschen liegt, weil zwischen jenem geheimen und unbegreiflichen Willen Gottes, welcher der wahre und erste Ursprung des Verderbens der Verworfenen ist, der Wille jenes ersten Menschen mitten inne liegt, welcher, da er gut erschaffen war, sich freiwillig verderbt hat und daher nach dem gerechten Urtheil Gottes den Weg zur Verdammung aller derer bahnt, welche er seiner Erbarmung nicht würdigt. Denn wenn jene einwenden wollten, sie hätten nicht diesem Willen Gottes widerstehen können, so mögen wir sie immerhin zu ihrem Verderben mit Dem rechten lassen, welcher gar leicht seine Gerechtigkeit gegen ihre Lästerungen wahren kann. Wir aber wollen vielmehr anbeten, was die Fassungskraft unseres Geistes überragt und wollen alle Sinne unseres Gemüthes zur Verkündigung der Barmherzigkeit Dessen hinwenden, welcher uns, die wir doch nicht weniger als jene verbrecherisch und jeder Strafe würdig sind, allein durch seine Güte gerettet hat.

Kap. IV.

Nach welcher Reihenfolge von Ursachen sich der Herr zur Offenbarung und Ausführung seiner Wahl den Weg bahnt.

1) Da der Herr das Borerwähnte, wie wir gesagt haben, bei sich beschloffen hatte, so hat derselbe sodann in einer unmittelbar nahen und doch ewigen Reihenfolge von Ursachen (Denn es ist ihm Alles gegenwärtig) alle die Stufen einzeln geordnet, auf denen er die zu Erwählenden in sein Reich erheben wollte. Weil er also in der Weise barmherzig ist, daß er in gewissen seiner Gerechtigkeit vergessen weder dürfe noch könne, so mußte zu allererst ein Mittler aufgestellt werden, durch welchen der Mensch in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt würde, und zwar nur auf Grund der reinen Barmherzigkeit, welche in dem Heile der Seinen erscheinen sollte. Aber der Mensch ist nicht nur viel zu schwach, als daß er den Sturm des Zornes Gottes ertragen könne, sondern gefällt sich auch in seiner kläglichsten Blindheit so sehr, daß er denselben gar nicht sieht, indem er gänglich von der Herrschaft der Sünde

geknechtet ist, so daß ihm das Gesetz Gottes den Tod bringt: geschweige denn, daß er entweder sich selbst wieder in Freiheit versetzen oder dem Gesetze Gottes auch nur im geringsten Theile genug thuen könnte.

2) Indem daher Gott, der allergnädigste Vater der Erwählten, jene seine Gerechtigkeit durch seine unendliche Barmherzigkeit mäßigte, bestimmte derselbe, daß sein einziger Sohn, der mit ihm desselbigen Wesens und ewiger Gott ist, daß er in der Zeiten Fülle wahrer Mensch ward:

3) Erstlich, damit die ganze Verderbtheit des Menschen, nachdem die beiden Naturen zu einem Jesus Christus vereinigt waren, in einem Menschen gänzlich aufgehoben würde.

4) Sodann, daß er alle Gerechtigkeit erfüllte, daß er ein Priester sei, stark genug, um Gottes Gericht zu ertragen, und würdig genug zur Versöhnung des himmlischen Vaters, als Gerechter für die Ungerechten sterbend und mit seinem Gehorsam den Troß Adams auslöschend und alle unsere Ungerechtigkeiten, die auf seine Schultern gelegt waren, sühnend.

5) Endlich, damit er lediglich durch seine Selbstaufopferung alle zu Erwählenden heiligte, die Sünde in ihnen durch die Gemeinschaft seines Todes und Begräbnisses zerstörend und begrabend, und durch seine Auferstehung zum neuen Leben erweckend, so daß sie in ihm noch mehr sündeten als sie in Adam verloren hatten.

6) Damit aber dies Heilmittel nicht erfolglos sei, so beschloß der Herr, zugleich jenen seinen Sohn Denjenigen, welche er von Ewigkeit her zum Heil bestimmt hatte, und diese wiederum dem Sohne zu schenken, auf daß sie, da er in ihnen und sie in ihm sein würden, in nachfolgenden Stufen zusammen vollendet würden.

7) Erstens nämlich hält ihnen Gott, zu welcher Zeit es ihm gefällt sein von Ewigkeit her beschlossenes Geheimniß zu eröffnen — zu einer Zeit, wo man am wenigsten daran denkt, indem ja die Menschen so blind sind, daß sie doch auf's Schärfste zu sehen vermeinen, woraus ihnen gewisses Verderben droht, — also plötzlich hält ihnen Gott die allergrößte Gefahr vor Augen, in welcher sie schweben, und damit sie bei dem Zeugniß ihres gleichsam begrabenen und gestorbenen Gewissens um so stärker erschüttert werden, fügt er mit einzelnen Beispielen seiner Gerichte die Predigt seines Gesetzes hinzu, auf daß sie bei der Erinnerung ihrer Sünden erschrecken. Aber dennoch thut Gott dies nicht in der Absicht, daß sie in diesem Schrecken bleiben sollen, sondern vielmehr daß sie die Größe der Gefahr, welche sie umringt, betrachten und zu dem einzigen Mittler Jesus Christus fliehen sollen.

8) Daher hält er ihnen nach jener strengen Predigt des Gesetzes die evangelische Gnade und Güte vor, jedoch mit Hinzufügung der Bedingung, daß sie an Christum glauben, der sie allein von der Verdammniß frei machen und ihnen das Recht zur Erlangung des himmlischen Erbes erteilen kann.

9) Weil aber alles dies erfolglos sein würde, wenn Gott dieses Ge-

heimlich den Menschen nur durch die äußere Predigt des geschriebenen und öffentlich in der Kirche verkündigten Wortes (welches gleichwohl das ordnungsmäßige und relativ nothwendige Werkzeug ist, durch welches uns Jesus Christus mitgetheilt wird) vorführte, so verbindet dasselbe, da er es mit seinen Erwählten zu thun hat, mit der äußern Predigt des Wortes zugleich die innere Kraft des heiligen Geistes, welcher zwar nicht, wie die Sophisten meinen, die Reste ihres freien Willens wieder in Stand setzt (denn was wir von freiem Willen noch übrig haben, das besteht darin, daß wir freiwillig sündigen, Gott fliehen, ihn hassen und sogar ihn weder hören noch ihm glauben noch die Gabe Gottes erkennen, ja sogar nicht einmal etwas Gutes denken können, und daß wir endlich dem Jorne und dem Fluche gänzlich verfallen sind); vielmehr wandelt Gott die steinernen Herzen in fleischern um, zieht und belehrt sie, erleuchtet die Augen und öffnet den Sinn, das Herz, die Ohren und das Verständnis.

10) Zuerst aber bewirkt es der heilige Geist in den Erwählten, daß sie ihr Unglück wirklich fühlen; sodann schafft er in ihnen den Glauben, damit sie die Bedingung, welche an die Verheißung des Evangeliums geknüpft ist, erfüllen können. Dieser Glaube aber ist ein doppelter: Der eine nämlich ist der Glaube, mit welchem Christus im Allgemeinen erkannt wird, mit welchem wir nämlich der Geschichte Christi und den von ihm geschriebenen Beisagungen beistimmen, welcher Glaube zuweilen auch selbst den Verworfenen gewährt wird. Der andere ist der Glaube, welcher den Erwählten eigenthümlich angehört und welcher darin besteht, daß wir den im Allgemeinen dargebotenen Christum uns als unsern eignen Christus aneignen und daß wir, ein jeder für sich, unserer Erwählung uns gewisser werden, die einstens von Ewigkeit her im Geheimniß Gottes verborgen, nun aber uns geoffenbart ist, theils in dem inwendigen Zeugniß des Gewissens, durch den mit der äußern Predigt verbundenen Geist Gottes, theils aber auch durch die Kraft und Wirksamkeit desselben Geistes, welcher die einzelnen Erwählten aus der Knechtschaft der Sünde in die Freiheit versetzt und sie dahin bringt, daß sie anfangen zu wollen und zu thun, was Gottes ist.

11) Dieses sind also die Stufen, auf denen es dem Herrn gefällt, in seinen Erwählten jene kostbare und eigenthümliche Gabe des Glaubens zu erschaffen, damit sie ihr Heil in Christo ergreifen. Weil aber der Glaube in uns nur angefangen ist, damit wir, was durchaus nothwendig ist, in demselben nicht allein beharren, sondern auch zur Vollendung gelangen können, so werden wir zu allererst mit dem Sacramente der Taufe geweiht; sodann wird dieser Glaube, abgesehen von dem Gehör des Wortes wiederum durch das Sacrament des Herrnmahles besteuert. Denn der Hauptweck dieser Sacramente ist, daß sie gewisse und wirksame Zeichen, ja sogar Urkunden der Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo seien, der ihnen zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist. Darum wird es uns

bei Paulus zum öftesten eingeschärft, daß wir durch den Glauben gerechtfertigt Frieden haben.

12) Denn wer immer die Gabe des wahren Glaubens erlangt hat, der braucht zwar, auf dieselbe Güte Gottes vertrauend, wenn er auch über sein Beharren bekümmert sein mag, doch nicht zu zweifeln, sondern soll vielmehr in jeder Art von Versuchungen und Bekümmernissen Gott anrufen mit der gewissen Hoffnung, daß er erlangen wird, warum er bittet, wenigstens so weit es heilsam ist, da er weiß, daß er ein Kind des Gottes ist, der nicht täuschen kann. Außerdem irrt er niemals vom rechten Wege ab, ohne daß er durch die Wohlthat derselben Gnade endlich wieder auf den Weg zurückkehrt. Denn wie der Glaube in den Erwählten bisweilen eine Zeitlang begraben ist, sodas er wohl ganz erloschen zu sein scheint, auf daß sie nämlich ihre Schwäche erkennen, so weicht er doch niemals so weit in ihnen zurück, daß die Liebe Gottes und des Nächsten ihren Gemüthern gänzlich geraubt werde, denn Niemand wird in Christo gerechtfertigt, der nicht in demselben geheiligt und somit auch zu den guten Werken zugerichtet werde, welche Gott vorgezeichnet hat, daß man in ihnen wandeln soll.

13) Dies also ist der Weg, auf welchem der Herr diejenigen von seinen Erwählten, welche es ihm gefällt unter den Menschen aufzuzeichnen, bis sie herangewachsen sind, zur vollen Ausführung seiner Rathschlüsse vorbereitet. Was aber diejenigen betrifft, welche er kaum geboren oder in ihren ersten Lebensjahren in sein Reich beruft, so ist der Weg kürzer. Denn da er in seinem Gnadenbunde (in gratuito suo foedere), dessen Mittler Christus ist, nicht allein die Gläubigen selbst, sondern auch deren Nachkommenschaft in tausend Geschlechtern umfaßt, sodas er dieselben ausdrücklich als heilig bezeichnet, so ist es nicht im Geringsten zweifelhaft, daß er auch die Kinder der Heiligen, welche zur Erwählung gehören (die er allein kennt), dem Sohn gegeben habe, der auch nicht einmal diese hinausstoßen wird.

Kap. V.

Nach welcher Ordnung der Herr den Rathschluß der Verwerfung auszuführen und in Wirklichkeit kund zu geben anfängt.

1) Aus dem Gesagten kann leicht entnommen werden, wie es der Herr bewirke, daß diejenigen verloren gehen, welche er erschaffen hat, um in ihrer gerechten Verdammung verherrlicht zu werden. Denn wie Christus als der zweite vom Himmel gekommene Adam das Fundament und die ganze Substanz des Heiles der Erwählten ist, so ist auch der erste von der Erde genommene Adam, weil er gefallen ist, darum der erste Urheber des Hasses und des Verderbens, welches der Verworfenen harret.

2) Denn da Gott aus Gründen, die er selbst allein kennt, beschlossen hatte, sie zu dem Zwecke zu erschaffen, daß er in ihnen seinen Zorn und seine

Macht offenbarte, so hat er zugleich stufenweise die Ursachen geordnet, nach welchen es geschehen soll, daß die ganze Schuld ihres Verderbens auf ihnen liegt, wie es oben von uns nachgewiesen worden ist. Nachdem daher der Mensch aus freien Stücken in jenen unglückseligen Zustand herabgefallen ist, so übt der Herr, welcher die Verworfenen, inwiefern sie corrumpt sind, mit Recht verflucht, in etlichen derselben, sobald sie geboren sind, seinen gerechten Zorn aus.

3) In den Erwachsenen dagegen beobachtet der Herr zwei andere, wesentlich verschiedene Weisen. Einige nämlich würdigt er nicht einmal dieser Gnade, daß sie von Christo, in welchem allein Heil ist, überhaupt etwas hören, sondern er läßt dieselben ihre Wege dahingehen und zum gewissen Ende eilen, denn die Zeugnisse seiner Gottheit, die er ihnen noch beläßt, wirken nur soviel, daß sie umsonentger sich entschuldigen können, jedoch durch ihre eigene Schuld, da jene Unwissenheit und Fahrlässigkeit selbst, in welcher sie sich befinden, die Strafe der Verderbnis ist, in der sie geboren wurden. Und fürwahr, was sie auch in göttlichen Dingen mit dem Lichte oder vielmehr mit der Finsternis der Natur schauen können, das ist, auch wenn sie nicht mitten im Lauf inne halten würden, von der Art, daß es in keiner Weise zum Heil genügen kann. Denn zum Heil ist es erforderlich, daß wir Gott erkennen, und zwar nicht nur als Gott, sondern auch als den Vater in Christo, welches Geheimniß uns nicht Fleisch und Blut, sondern der Sohn selbst nur denen offenbart, welche er vom Vater empfangen hat.

4) Bei Etlichen aber ist der Fall noch schlimmer, nämlich bei denen, welche er zwar der äußern Predigt würdigt, welche aber nach empfangener Berufung antworten weder wollen noch können, weil sie sich in ihrer Blindheit so gefallen, daß sie sagen, sie wären sehend; denen es auch nicht gegeben ist, den Geist der Wahrheit zu erfassen und zu glauben. Daher ist die Hartnäckigkeit derselben zwar nothwendig aber doch freiwillig, woher es kommt, daß sie zum Gastmahl eingeladen sich weigern zu kommen, sodas ihnen nun das Wort des Lebens eine Thorheit und ein Stein des Anstoßes und ein Geruch des Todes zum Tode ist.

5) In Andern erweckt der Herr das Verstandniß, daß sie aufnehmen und glauben, was sie hören; aber es geschieht dieses mit jenem allgemeinen Glauben, den auch die Teufel haben und dabei zittern.

6) u. 7) Diejenigen endlich, welche die Allerunglücklichsten sind, steigen noch höher hinauf, damit sie um so tiefer hinabstürzen. Hierhin werden sie nämlich durch die Gabe einer gewissen Gnade gefördert, da sie sogar ein Zeitlang zum Genuße des himmlischen Gutes bewegt werden, ja daß sie vorübergehend sogar durch Aufnahme des Samens in die Kirche Gottes eingepflanzt zu sein scheinen und selbst Andern den Weg des Heiles zeigen. Aber dieses steht fest, daß jener Geist der Kinderschaft, von welchem wir sagten, daß er das Eigenthum derer sei, welche niemals herausgewiesen werden, und

welche in dem Geheimniß des Volkes Gottes verzeichnet sind, ihnen niemals mitgetheilt werde. Denn wenn sie zu den Erwählten gehörten, so würden sie auch mit den Erwählten beharren.

Diese Alle also, weil sie nothwendig und doch freiwillig (denn sie stehen unter der Herrschaft der Sünde) zu dem Gräuel zurückkehren und von dem Glauben abfallen, werden darum mit der Wurzel ausgerissen und ins Feuer geworfen. Sie werden verlassen von Gott, welcher sie zwar nach seinem Willen, dem Niemand widerstehen kann, aber nichtsdestoweniger durch ihre Verderbniß und Gottlosigkeit bewogen, sie verhärtet, ihr Herz trüg macht, ihre Ohren verschließt, endlich ihre Augen blendet und hierzu theils ihre verbrecherischen Begierden, denen er sie zur Beherrschung übergiebt, theils jenen Geist der Lüge gebraucht, der sie in Fesseln gebunden hält, nämlich wegen ihrer Verderbniß, woraus wie aus einer Quelle ein ununterbrochener Strom von Unglaube, Unwissenheit und Gottlosigkeit hervorströmt. Daher kommt es, daß sie als Menschen, die am Glauben Schiffbruch erlitten haben, dem ihnen bestimmten Tag des Verderbens niemals entgehen, auf daß Gott durch ihren gerechten Untergang verherrlicht werde.

Kap. VI.

Von der letzten und vollen Ausführung des Rathschlusses Gottes sowohl in den Erwählten als in den Verworfenen.

1) Da Gott die Gerechtigkeit selbst ist, so ist es billig, daß er die Gerechten errettet, die Ungerechten verdammt. Aber unter den Menschen sind nur diejenigen gerecht, welche durch den Glauben mit Christo vereinigt, in ihn eingepflanzt und in ihm gewurzelt und mit ihm ein Leib sind, sodas sie in ihm und durch ihn die Rechtfertigung und Heiligung haben. Hieraus ergibt sich, daß das Leben, für welches sie zur Verherrlichung Gottes bestimmt sind, mit einem gewissen Recht nur ihnen gehört.

2) Dagegen sind diejenigen, welche in der Befleckung Adams und im Tode verbleiben, Gott mit Recht verhasst, weshalb sie von ihm verdammt werden, nicht einmal die ausgenommen, welche eher starben, als sie in der Weise Adams thatsächlich sündigen konnten.

3) Diese zwiefache Ausführung der Gerichte Gottes kommt sowohl in diesem als in jenem erst in drei Stufen zum Abschluß, von denen der erste von uns dargelegt worden ist. Denn was die Erwählten betrifft, so sind sie in demselben Momente, in welchem sie die Gabe des Glaubens empfangen, gewissermaßen vom Tode zum Leben hinübergegangen, dessen gewisses Pfand sie haben. Aber dieses ihr Leben ist durchaus in Christo verborgen, bis jener erste Tod sie um eine Stufe befördert, indem nämlich der Geist, von den Fesseln des Körpers befreit, in die Freude seines Herrn eingeht.

Endlich werden sie an jenem, für das Gericht über die Lebendigen und Todten bestimmten Tage, wann das Verwesliche die Unsterblichkeit angethan

haben wird und Gott Alles in Allem sein wird, seine Majestät unmittelbar schauen und jene unaussprechliche Freude genießen, welche ihnen von Ewigkeit her bestimmt ist durch den Lohn, welcher gebührt der Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi, der für ihre Sünden hingegeben und zu ihrer Rechtfertigung von den Todten auferweckt ist, durch dessen Kraft und Geist sie von Glauben zu Glauben wandelten, wie sich aus ihrem ganzen Leben klar ergeben wird.

4) Dagegen stürzen die Verworfenen, welche in Sünde, Tod und in dem über ihnen bleibenden Zorne Gottes empfangen, geboren und auferzogen sind, wenn sie aus dieser Welt scheiden, in einen andern Abgrund des Verderbens, indem ihre Seelen in ewigen Schrecken hinabgeworfen werden, bis zu dem Tage, wo sie nach der Vereinigung von Leib und Seele in jene ewige Feuer eingehen, welches den Teufeln und dessen Engeln bereitet ist.

Also auf diese zwiefache, ganz verschiedenartige Weise wird jener letzte Ausgang der Gerichte Gottes seinen Ruhm Allen offenbar machen, indem er sich in seinen Erwählten als den höchst Gerechten und höchst Barmherzigen erwiesen haben wird. Nämlich als den Gerechten, inwiefern er alle Sünden seiner Erwählten mit der größten Strenge in der Person seines Sohnes gestraft und sie nicht eher in seine Gemeinschaft aufgenommen hat, als er sie in demselben seinem Sohne vollkommen gerechtfertigt und geheiligt hat. Als den unendlich Barmherzigen wird sich Gott hierbei erweisen, weil er bei sich beschloffen hatte, sie aus Gnaden zu erwählen und sie sodann gemäß seinem Rathschlusse in dem Sohn ganz umsonst als Kinder annahm, sie berufend, rechtfertigend und verherrlichend, wobei nur der Glaube zwischen eintret, welchen er ihnen, durch dieselbe Güte bewogen, selbst verlieh. Auf der andern Seite dagegen wird begütlich der Verworfenen, deren Verderbtheit und Ungläubigkeit mit den daraus hervorgegangenen Früchten und mit dem Zeugniß des eignen Gewissens dieselben so überführen, daß, soviel sie sich auch sträuben mögen, dennoch die höchste Gerechtigkeit Gottes in ihrer gerechten Verdammung, was dann Alle bekennen werden, erscheinen wird.

Kap. VII.

Auf welche Weise diese Lehre öffentlich und angemessen vorgetragen werden kann.

Nachdem die Summe der Lehre selbst entwickelt ist, so ist nun noch zu zeigen, was insbesondere bei ihrer Verkündigung und speciellen Anwendung unseres Dafürhaltens zu beobachten ist. Denn daß sie Vielen so rauh erscheint, daß sie dieselben wie eine Klippe fliehen, das ist theils der Gottlosigkeit und Anmaßung der Menschen, theils auch dem Unverstände einiger zuzuschreiben, welche diese Geheimnisse ganz ohne alle Ueberlegung und ohne alle Auswahl zu entwickeln suchen. Außerdem ist es der Unwissenheit derer betzumeessen, welche das, was übrigens mit gläubigem Sinne und richtig

entwickelt ist, auf sich selbst nicht von dem rechten Gesichtspunkte aus anzuwenden wissen.

Was also jene Ersten betrifft, von denen mit Bosheit gesündigt wird, so kann nur Gott das von ihnen Gesehnte gut machen, was er freilich seiner Zeit immer gethan hat und auch fernerhin in denjenigen thun wird, deren er sich endlich erbarmen will. Dagegen brauchen wir uns bezüglich der Uebrigen, welche in ihrer Bosheit hartnäckig und verstockt verbleiben, weder durch ihre Zahl, noch durch ihr Ansehn so beunruhigen zu lassen, daß die Wahrheit Gottes verkehrt werden sollte. In Betreff der Andern glaube ich, daß zur Verklärung dieses Geheimnisses vorzugsweise Folgendes zu beobachten ist:

Erstens, daß sie, wie im Uebrigen, so im Besonderen im Geheimniß der Prädestination sich sorgfältig hüten, daß sie nicht statt der einfachen Wahrheit Gottes eitele und unnütze Speculationen vorbringen, was nothwendig von denjenigen geschehen muß, welche, um jene geheimen Gerichte Gottes mit den Hirngespinnsten der Menschen zu vermitteln, die Präscienz von dem Rathschlusse Gottes nicht allein unterscheiden (was ganz in der Ordnung ist), sondern auch trennen, oder sich eine bloße und müßige Zulassung, ersinnen oder einen doppelten Rathschluß Gottes annehmen. Aus diesen Irrthümern müssen sie nothwendig auf andere unendliche und alberne Irrthümer verfallen, indem sie theils gezwungen werden, Wahrheiten zu verleugnen, welche auf's Genauste zusammenhängen, theils auch viele einfältige und unklare Distinctionen ausklügeln, in die sie sich, je länger sie mit ihnen umgehen, umsomehr verwickeln, so daß sie aus diesen Labyrinthern niemals wieder herauskönnen. Dieses also werde zumal in diesem Gegenstande vermieden, der vor allem Anderen in der Kirche Gottes lauter und klar gelehrt werden muß. Sodann gebrauche man, soweit es möglich ist (denn im Interesse der Lehrentwicklung muß zuweilen auch etwas mit heiligem und frommem Sinne gewagt werden), durchaus keine Redeweisen, welche der Schrift fremd sind; wogegen man das, was im Worte Gottes erkannt ist, durch geeignete Auslegung erläutern muß, damit nicht ein zu wenig Gebildeter daran eine Gelegenheit des Anstoßes nehme.

Ebenso ist sorgfältige Rücksicht auf die Zuhörer zu nehmen, wobei man wiederum die Boshaften von den Ununterrichteten, und diejenigen, welche keine Belehrung verlangen, von denen unterscheiden muß, welche an natürlicher menschlicher Unwissenheit leiden; denn jenen pflegt der Herr das Gericht des Vaters offen anzukündigen, diese aber müssen allmählich in die Erkenntniß der Wahrheit eingeführt werden. Aber auch das muß hierbei verhütet werden, daß nicht etwa durch zu große Rücksichtnahme auf die Schwachen die Uebrigen vernachlässigt werden, von welcher Klugheit wir ausgezeichnete Beispiele bei Paulus sehen, zumal Röm. 9, 10—15.

Ferner ist zu beachten, daß, wenn nicht etwa eine entscheidende Rück-

sichtnahme daran hindert, von unten nach oben fortgegangen werden muß, wie Paulus in seiner methodus der Theologie, nämlich im Briefe an die Römer, vom Befeh zur Sündenvergebung und von da allmählich bis zur höchsten Stufe fortschreitet. Oder man möge lieber an derjenigen Stelle der Schrift, welche gerade zur Behandlung am geeignetsten ist, stehen bleiben. Nur gehe man nicht von oben nach unten hin, denn wenn der Glanz der göttlichen Majestät dem Auge plötzlich vorgehalten wird, so pflegt er das Auge zu blenden, sodas es hernach das Uebrige nicht zu sehen vermag, wenn es sich nicht lange und oft an den Anblick jenes Lichtes gewöhnt hat. Mag man nun aber von unten nach oben hinaufsteigen, oder von oben nach unten herabgehen, immer hat man sich zu hüten, das man nicht mit Uebergehung des Mittelgliedes von einem Aeußersten zum anderen hinüberschweife, wie von dem Rathschluß zum Heil und wohl gar von dem Heil zum Rathschluß oder vom Rathschluß zur Verdammung, und ebenso darf man nicht die näher liegenden Ursachen des Gerichtes Gottes übergehn, man müste es denn mit offenbaren Verächtern Gottes, bei denen keine Belehrung etwas anderes hilft, als das sie vom Gerichte Gottes getroffen werden; oder man müste es mit Leuten zu thun haben, die in dem Worte Gottes so geübt sind, das man ein Aergerniß nicht mit Grund zu befürchten hat.

Ferner werde diese Lehre niemals so vorgetragen, das man sie auf irgend Jemand persönlich anwende, wenschon die Einen so, die Andern anders zu beruhigen oder aufzurütteln sind, es sei denn, das jemand als ein Prophet Gottes durch irgend eine besondere Offenbarung dazu angefordert wäre, was man jedoch nicht so ohne weiteres zu glauben hat, weil es nur ausnahmsweise geschieht.

Dagegen bei dem Krankenbesuch und bei vertraulichen Ermahnungen scheint es die Pflicht des Predigers zu sein, die Gewissen aller Bekümmerten soweit es geht, mit dem Troste der Erwählung aufzurichten; dagegen alle verstockten und hartnäckigen Sünder mit jenem schrecklichen Gerichte Gottes zu züchtigen, jedoch mit einer gewissen Mäßigung und mit Festhaltung jenes letzten Richterspruches, dem keine Bedingung beigegeben ist. Denn dieser Richterspruch steht nur Gott zu.

Kap. VIII.

Wie jeder Einzelne diese allgemeine Lehre mit einigem Nutzen auf sich selbst anwenden kann.

1) Bekanntlich wird von denjenigen, welche lehren, das das Heil der Menschen entweder ganz oder theilweise auf Werken beruhe, das Evangelium Gottes gänzlich umgekehrt und zerstört. Diejenigen dagegen, welche die Rechtfertigung aus Gnaden und aus dem Glauben lehren, stützen sich auf ein sicheres Fundament; jedoch erst dann, wenn sie dem Glauben jener ewigen Vorsatz Gottes unterbreitet haben, auf welchem auch Christus selbst

und der Christo nachfolgende Apostel beruht. Denn da das Beharren im Glauben zum Heil erforderlich ist, wozu habe ich denn da den Glauben, wenn ich mir nicht über die Gabe des Beharens gewiß bin? Auch ist nicht zu befürchten, daß uns diese Lehre nachlässig und läderlich mache, denn jener Friede des Gewissens, von welchem wir sprechen, ist von der thörichtesten Fleischesflüchtigkeit gar sehr verschieden, und wer ein Kind Gottes ist, der wird, indem ihn der Geist Gottes treibt, durch den Gedanken an die Wohlthaten Gottes sich niemals zur Trägheit verleiten lassen. Wenn daher auch diese Lehre nur den einen Gewinn brächte, daß wir durch sie für alle kommenden Fälle unsern Glauben zu schützen und zu befestigen lernten, so leuchtet ein, daß die wesentlichste Grundlage unseres Heils von denen zerstört wird, welche, weil sie Gott nach dem geringen Maße ihres geringen Verstandes bemessen, diese Hauptsache der Religion anfeinden.

2) Die Art und Weise der Aneignung dieser Lehre ist folgende: Die Werke Gottes, auch die geringsten sind von der Art, daß der Mensch über sie nur in einer zweifachen Weise urtheilen kann. Nämlich entweder nachdem sie schon erfolgt sind, oder aus der Disposition der Mittelursachen, von denen der Mensch aus langer Erfahrung weiß, daß sie auf einen bestimmten Zweck hinweisen, wie es auch in natürlichen Dingen zu geschehen pflegt, in denen jedoch der Blick der Menschen wunderbar schwach ist.

Bei diesem Gegenstande also, welcher der bei weitem dunkelste ist, kann es nicht auffallend sein, daß der Mensch sich mit seinem Urtheil in großer Verlegenheit befindet, und daß er nur auf diesem Wege zu erkennen vermag, was im geheimen Rathschlusse Gottes über ihn bestimmt sei. Weil aber nun dieses ganze Urtheil auf der Beobachtung derjenigen Ursachen beruht, welche alle Gewalt der Natur überragen, so müssen wir nothwendig anderswohin fliehen, nämlich zu den in dem Worte Gottes aufgezeichneten Offenbarungen, welche, da sie unendlich gewisser sind, als alle menschlichen Muthmaßungen, uns ohne Zweifel auch ein um so sichereres Urtheil gewähren.

Nun bezeugt die Schrift, daß alle diejenigen, welche Gott nach seinem ewigen Rathschlusse durch Jesum Christum als seine Kinder anzunehmen beschlossen hat, auch zur bestimmten Zeit so wirksam berufen werden, daß sie die Stimme des rufenden Gottes hören und annehmen; durch welchen Glauben sie in Christo gerechtfertigt und geheiligt und nothwendig auch verherrlicht werden.

Willst du also, wer du auch bist, deiner Prädestination und somit des Heiles, das du erwartest gegen alle Anläufe des Satans gewiß werden, willst du, sage ich, dir darüber gewiß werden, nicht aus zweifelhaften und aus dem menschlichen Geiste geschöpften Vermuthungen, sondern vielmehr aus Gründen, die nicht weniger gewiß und bewährt sind, als wenn du in den Himmel selbst hinaufgestiegen wärest und aus Gottes eigenem Munde jenen geheimen Rathschlusse kennen gelernt hättest? Dann hüte dich wohl, daß du nicht von

jener höchsten Stufe anfängst, denn sonst wirst du jenes unermessliche Licht Gottes nicht tragen können. Forste also von den untersten Stufen an und wo du die Stimme Gottes in deinen Ohren und in deinem Herzen tönen hören wirst, welche dich zu Christum als den einzigen Mittler ruft, dann erweise allmählich und suche sorgsam zu ergründen, ob du seist in Christo gerechtfertigt und geheiligt. Denn dieses sind die Wirkungen, aus denen der Glaube als Ursache derselben erkannt wird.

Dieses aber wirst du erkennen theils aus dem Geiste der Kindschafft, welcher innerlich ruft: Abba, lieber Vater, theils auch aus der Kraft und Wirksamkeit desselben Geistes in dir selbst, wenn du es nämlich erfährst und thatsächlich es auch erkennen lässest, daß die Sünde, wenn schon sie noch in dir wohnt, doch nicht mehr in dir herrscht. Oder ist es nicht etwa der heilige Geist, welcher es bewirkt, daß wir den schlechten und verbrecherischen Begierden alle Zügel nicht freiwillig schießen lassen, wie es die zu thun pflegen, denen der Fürst dieser Welt die Augen geblendet hat? Wer ermahnt uns sonst zum Gebet, wenn schon wir noch so kalt und träge sind? Wer erweckt in uns jene unaussprechlichen Seufzer? Wer pflanzt in uns, wenn wir zuweilen auch wohl wissentlich und vorsätzlich gesündigt haben, jenen Haß gegen die begangene Sünde, und zwar nicht etwa aus Furcht vor Strafe, sondern weil wir unsern allergnädigsten Vater beleidigt haben? Wer, sage ich, bezeugt uns, daß unsre Seufzer erhört werden und treibt uns dahin, daß wir Gott als unsern Gott, ja sogar als unsern Vater, auch nachdem wir ihn beleidigt haben, unerschrocken anzurufen wagen? Ist es nicht der Geist, den wir als sicheres Pfand unserer Gotteskindschafft unserm Verliehen erhalten haben? Denn wenn wir aus diesen Wirkungen auf den Glauben schließen können, so ergiebt sich, daß wir wirksam berufen und gezogen worden sind, und aus dieser Berufung, von der wir oben zeigten, daß sie den Kindern Gottes eigenthümlich angehört, erkennen wir wiederum, was wir zu wissen wünschen, daß wir nämlich, weil wir nach dem ewigen Rathschluß Gottes zur Adoption in Christo prädestinirt sind, darum dem Sohne geschenkt sind. Hieraus folgt endlich, da wir nach jenem unwandelbaren Willen Gottes, der allein auf sich selbst beruht, prädestinirt sind, und da uns Niemand aus der Hand des Sohnes reißen kann, und das Beharren im Glauben zum Heile nothwendig ist, daß die Zuversicht zu unserem Beharren und somit auch unseres Heils gewiß ist, sodas es unrecht wir daran noch zu zweifeln.

Weit entfernt also, daß diese Lehre uns nachlässig oder lüderlich machen sollte, eröffnet uns dieselbe vielmehr den Zugang zur Erforschung und zum Verständniß der Tiefen Gottes selbst durch seinen eignen Geist, wie es der Apostel ausdrücklich bezeugt, damit, wenn wir dieselben erkannt haben (wir erkennen sie aber, so lange wir hier weilen, nur theilweise, weshalb wir täglich mit den himmlischen Waffen gegen unsere Zweifelsucht kämpfen müssen).

wir lernen sollen uns nicht nachlässig zu verhalten, sondern tapfer zu beharren, ihn zu verehren, zu lieben, zu fürchten und anzurufen, daß wir von Tag zu Tag mehr, wie Petrus sagt, unsere Berufung und Erwählung, soviel uns betrifft, fest machen. Wie wird dann aber derjenige gegen so viel feindselige innere und äußere Versuchungen und gegen so viele (um mit der Welt zu reden) Schicksalsschläge fest und standhaft verbleiben, der sich nicht zuvor darüber als über eine unbedingte Wahrheit gewiß geworden ist, daß Gott nach seinem gütigen Willen alles, was es auch sei, und welche Werkzeuge er auch dazu gebrauche, zur Wohlfahrt der Seinen thue, auf daß er, der sich in dieser Gefahr befindet, in das Buch der Seligen selbst eingetragen werde?

3) Was aber den anderen Theil der Prädestination betrifft, da der Vorsatz der Erwählung nicht einmal gedacht werden kann, ohne daß zugleich dessen Gegentheil und zwar im gleichen Maße hinzugedacht wird (zu geschweigen, daß doch nachweisbar im Worte Gottes diese beiden mit einander verbunden werden), so ergibt es sich, daß diejenigen dem Geiste Gottes ein großes Unrecht thun, welche diesen Theil als gleichgültig und unnütz begraben haben wollen. Es ist also auch dieser Theil der Prädestination zu betrachten, jedoch so, daß die Tiefe der Gerichte Gottes der menschlichen Neugier einen Zaum anlegen muß, und endlich so, daß er niemals auf einen einzelnen Menschen oder eine bestimmte Menge angewendet werde. Denn auch darin unterscheidet sich die Verwerfung von der Erwählung, daß diese, wie wir gezeigt haben, uns durch den heiligen Geist nicht in Anderen, sondern in uns selbst geoffenbart wird, wogegen die Verwerfung fast immer Allen unbekannt ist, es sei denn, daß sie in außerordentlicher Weise von Gott enthüllt werde. Denn wer kann wissen, ob nicht der Herr beschlossen hat, im letzten Augenblick des Lebens sich dessen, der sein ganzes Leben in Laster und Verbrechen hingebracht hat, zu erbarmen? Dabei aber darf diese Hoffnung, wenn ich von dem spreche, was wir in Betreff Anderer beachten müssen, Niemanden in seiner Gottlosigkeit befestigen, zumal da die Beispiele dieser Güte Gottes selten sind und kein Verständiger das, was nicht in unserer Hand ist, sich mit eiteler Sicherheit vorspiegeln wird. Es genügt also im Allgemeinen, zu wissen, daß es einzelne Gefäße giebt, welche zum Verderben zubereitet sind, und daß wir, da uns der Herr dieselben nicht gezeigt hat, die Einzelnen nach Kräften durch das Beispiel des Wandels und durch Gebet zum Heile einladen müssen, was selbst von denen gilt, in Betreff deren wir, wenn wir auf ihre Verbrechen hinsehen, gar keine Hoffnung haben.

4) Wenn wir in solcher Weise verfahren, so werden wir auch aus dieser Lehre die beste Frucht haben. Denn erstens werden wir aus der Erkenntniß derselben lernen, uns vor der Majestät Gottes gern zu beugen, daß, jemebr wir ihn fürchten und verehren, wir um so mehr uns bemühen, das Zeugniß unserer Erwählung in Christo in uns zu befestigen. Sodann, wenn wir jenen Unterschied unter den Menschen, den Gottes Güte aufgerichtet hat,

obſchon dieſelben ſonſt eines und deſſelben Fluches ſchuldig ſind, aufmerkſam betrachten werden, ſo kann es nicht fehlen, daß wir jene beſondere Güte Gottes um ſo begieriger zu erkennen und zu erfaffen ſuchen, als wenn wir annehmen, daß dieſe ſeine Gnade Allen gemeinſam wäre, oder wir den Grund der Ungleichartigkeit der Gnade nur in den Menſchen ſelbſt ſuchten. Wenn wir außerdem erkannt haben, daß die Gabe des Glaubens eine uns beſonders angehörige iſt, werden wir dann nicht das uns Dargebotene um ſo eifriger hinnehmen und um die Mehrung deſſelben um ſo mehr beklümmert ſein, als wenn wir uns mit Einigen einbilden wollten, es ſtehe in aller Menſchen Gewalt, ſich zu beſſern, ſo oft ſie wollten, weil Gott, wie ſie ſagen, wolle, daß alle Menſchen ſelig werden und den Tod des Sünders nicht wolle? Wenn wir endlich ſehen, daß die Lehre des Evangeliums faſt in der ganzen Welt nicht nur verachtet, ſondern auch auf das Graufamſte verfolgt wird, wenn wir ſo vieler Menſchen ganz beſondere Treuloſigkeit und Abtrünnigkeit wahrnehmen, was wird uns dann mehr befeſtigen, als wenn wir daran feſthalten, daß nichts zufällig geſchieht, daß Gott die Seinen kennt und daß Diejenigen, die jene Gottloſigkeit begehen, wenn es ihnen nicht gegeben iſt, ſich zu beſſern, gerade die ſind, welche nicht zufällig, ſondern nach Gottes beſtimmtem und ewigem Rathſchluß erwählt ſind, daß aus ihnen, wie aus einem Spiegel der gerechte Zorn und die Macht Gottes hervorleuchte?

5) Indefſen kann hierüber niemals ſo verſtändlich geredet werden, als nicht die menſchliche Vernunft dawider rede und wohl gar den Herrn ſelbſt als den eigentlichen Urheber dieſer Lehre zur Rechenschaft ziehe; aber wenn auch der Teufel knirſchen mag und wenn auch alle Gottloſen gegen den Sündenlöden, ſo wird doch ihr eignes Gewiſſen ſie überführen und verdammen; aber unſer Herz wird uns, durch die Güte Gottes befeſtigt, freisprechen an jener Tage des Herrn Jeſu Chriſti, welchem mit dem Vater und dem heiligen Geiſte Herrlichkeit, Lob und Ehre gegeben werde in Ewigkeit. Amen.“

Außer dieſer Summa totius theologiae iſt inſbeſondere eine kleinere Schrift Beza's über die Lehre von den Sacramenten geeignet die Dogmatik und Lehrweiſe deſſelben klar zu machen, weſhalb wir auch dieſe hier in wortgetreuer Uebertragung mittheilen. Es iſt dieſes die Schrift

Summa doctrinae de re sacramentaria.

„In Chriſto unſerm einigen Mittler betrachten wir hauptſächlich vier Dinge: 1) Chriſti Perſon, 2) deſſen Amt, 3) die Gaben, welche wir aus ihm ſchöpfen, und endlich 4) wie wir jener Gaben theilhaftig werden.

„I. Von Chriſti Perſon.

„Wir lehren, daß Chriſtus aus zweien Naturen beſtehe, einer göttlichen und einer menſchlichen, welche eine Perſon beider Naturen bilden, jedoch mit Wahrung und Unterſcheidung ſowohl der göttlichen als der menſchlichen Eigenſchaften.

„Wir bekennen also, daß Christi menschliche Natur verherrlicht ist, und zwar auf der höchsten Stufe der Herrlichkeit, so jedoch, daß dadurch wohl die Schwäche der Natur aufgehoben, nicht aber die Natur umgewandelt ist. Indessen ist der Umstand, daß alle menschlichen Körper endlich und umschrieben sind und darum nur räumlich existiren, nicht ein Merkmal der Schwäche, sondern der Natur des Menschen.

„Gleichwie daher der Leib Christi während seines Lebens auf Erden in Gemäßheit der Eigenschaft der menschlichen Natur vom Himmel entfernt war, so glauben wir, daß jetzt eben derselbe Leib nach der Himmelfahrt von der Erde entfernt, und über die Himmel hinaus entrückt, dort räumlich umschlossen und der höchsten Herrschaft theilhaftig ist.

„Aber dennoch zertrennen wir Christum nicht. Denn wir lehren, daß die göttliche Natur, welche überall ist, überall persönlich mit dem Fleische verbunden und daß darum der ganze Christus überall ist, nicht nach der Eigenthümlichkeit des Fleisches, sondern nach der Einheit der Person. Und daraus folgt nicht, daß Christus überall, wo er als Gott ist, auch als Mensch sei. Was nämlich überall ist, muß darum, weil es unendlich ist, nothwendig Gott sein. Gott ist aber nicht in einen Menschen verwandelt, sondern mit einem Menschen verbunden, so daß Gott und Mensch Eine Person sind.

„Daher unterscheiden wir mit der ganzen Schrift und allen alten orthodoxen Kirchenlehrern den Lehrartikel von der Himmelfahrt des Herrn von seinem Sitzen zur Rechten Gottes. Denn die Himmelfahrt bezeichnet eine Veränderung der Lage, das Sitzen zur Rechten des Vaters dagegen bezeichnet die Herrlichkeit des gen Himmel gefahrenen Körpers.

„II. Von dem Amte Christi.

„Das Amt Christi besteht darin, das er Alles, was zum Heil erforderlich ist, den Erwählten gewährt, wie wir hinwiederum nothwendig Alles aus ihm schöpfen müssen.

„III. Von den Gaben, welche Christus den Erwählten mittheilt.

„Unter den Gaben, welche die Erwählten von Christo empfangen, nennen wir an erster Stelle Christum selbst, mit welchem wir nicht weniger wirklich und innig Eins werden müssen, als die Glieder mit dem Leibe vereinigt sind, jedoch so wie wir es näher bezeichnen werden. Dabei genügen uns Diejenigen nicht, welche diese unsere Vereinigung mit Christo auf dessen Menschwerdung beziehen. Denn diese ist eine allgemeine Vereinigung desselben mit unsrer Natur. Hier dagegen sprechen wir von der besondern oder eigenthümlichen Verbindung, durch welche seine Kirche mit ihm zusammenwächst, und diese Vereinigung bezeichnen wir als die Quelle aller Wohlthaten, welche hernach von Christo auf uns übergehen. Denn da nur auf Ihm des

Vaters Wohlgefallen ruht, so müssen wir mit ihm Eins werden, auf daß wir in ihm den Vater wohlgefallen.

„Hieraus folgt die andere Art der Gaben, nämlich derjenigen, welche uns in Christo mitgetheilt werden, nämlich 1) die Zurechnung der Heiligkeit, Gerechtigkeit, des Gehorsams Christi, — 2) das geistliche Leben selbst, welches aus dem Fleische des Gottmenschen in unsre eignen Glieder überströmt, durch dessen Kraft wir wiedergeboren und zum ewigen Leben erhalten werden, wie dieses hinfällige Leben in uns durch Speise und Trank ernährt wird.

„IV. Wie Christus mit seinen Gaben von uns empfangen werde.

„Nur der Gnadenwirksamkeit des einen heiligen Geistes, welcher die wesentliche Kraft des Vaters und des Sohnes ist, ist es beizumessen, daß wir Christum und alle Gaben desselben empfangen.

„Denn er allein macht uns tüchtig, das was Gottes ist, zu verstehen, daß wir nicht nur im Allgemeinen Gottes Verheißungen als wahr anerkennen, sondern daß auch jeder Einzelne von uns sich entschließen kann, diese Verheißungen auf sich zu beziehen, so daß wir darum mit Zuversicht rufen: Abba, lieber Vater.

„Dieses allervorzüglichste Werk des heiligen Geistes nennen wir den Glauben, eine Gnadengabe Gottes, welche für die Erwählten eigenthümlich bestimmt und welcher unsrerseits das zum Empfange Christi und aller seiner Gaben geeignete Werkzeug ist. Deshalb lehren wir mit Paulus, daß wir allein durch den Glauben gerechtfertigt und gerettet werden, in wiesem wir nämlich allein mit der Hand des Glaubens alles zum Heil Nötige d. h. Christum und alle Gaben desselben ergreifen.

„Um diesen Glauben durch seine geheime Kraft in uns zu erzeugen und, nachdem er einmal erzeugt ist, zu pflegen und zu befestigen, wendet der heilige Geist ferner auch äußere Werkzeuge an (weil unsre Natur gar toth und träge ist), nämlich das geschriebene und gepredigte Wort, welches er selbst durch seine Kraft in uns wirksam macht, so daß es nun in uns thätige bewirkt, wovon wir oben sprachen.

„Dieses Wort aber ist zuweilen einfach, z. B. die gewöhnliche Predigt des Wortes, zuweilen hat es Zeichen mit gewissen Ceremonien bei sich, welche die Griechen Mysterien, die Lateiner Sacramente nennen. Gott will uns nämlich in Berücksichtigung unserer Schwachheit nicht nur durch das Wort, sondern auch durch die übrigen Sinne von seinem gütigen Willen gewis machen und so unsre Vereinigung mit seinem Sohne Christus mehr und mehr befestigen und besiegeln.

„Von diesen Grundlagen aus wird sich nun unsre Meinung über folgende, das Sacrament betreffende Fragen leicht begreifen lassen.

„1. Wozu und zu welchem Zwecke sind die Sacramente eingesetzt?

„1) Daß wir um so wirksamer Christum besitzen.

„2) Daß, je enger unsere Vereinigung mit Christo ist, um so mehr und mehr das Leben Christi mit allen seinen Gütern in uns übergeleitet werde.

„3) Daß wir um so wirksamer an die Liebe gemahnt werden, welche unter den Gliedern des Leibes Christi leben muß und zu der wir uns durch ein heiliges Gelöbniß verpflichten.

„2. Worauf beruht die Wirksamkeit der Sacramente?

„Durchaus auf der Wirksamkeit des heiligen Geistes, nicht aber auf den Zeichen, welche nur die Wirksamkeit haben, daß sie durch jene äußeren Dinge den inneren Sinn erwecken.

„3. Welches ist die formale Ursache der Sacramente?

„Die in der Schrift verzeichnete, und von dem Diener Gottes in dessen Auftrag erläuterte Stiftung Gottes, nicht aber das Aussprechen jener Worte selbst, noch auch irgend eine in diesen Worten verborgene Kraft.

„4. Welches ist die Wirkung dieser formalen Ursache?

„Daß die Zeichen nicht in ihrer Natur und Substanz, sondern bezüglich ihres Gebrauches geändert werden, und zwar so lange die Handlung andauert, für welche sie dienen. Denn wir haben in den heiligen Handlungen Wasser, Brot und Wein nicht einfach als Wasser, Brot und Wein, sondern als gewisse und wahre Symbole und Unterpfänder derjenigen Dinge, welche uns Gott zwar in anderer Weise (wie wir sogleich sagen werden), aber doch auf das Gewisseste und Wahrhaftigste schenkt, nämlich Christus mit allen seinen Gaben.

„5. Was ist die Materie der Sacramente?

„Die äußere Materie sind die Zeichen selbst d. h. in der Taufe Wasser, im Abendmahle Brot und Wein, zugleich mit den von Christo eingesetzten Ceremonien, wie das Wort desselben bezeugt. Die Zeichen bezeichnen zugleich die größten göttlichen Dinge.

„Als innere Materie oder als die eigentliche Sache des Sacraments bezeichnen wir nicht allein Alles, was von Christo in uns übergeht, sondern vor Allem Christum selbst, mit welchem wir Eins geworden sein müssen, bevor wir etwas aus ihm schöpfen können. Es wird uns aber in der Taufe das wahre Blut Christi als Bad dargeboten, durch welches Blut wir mehr und mehr gereinigt, in Christum eingepflanzt und mit Christo begraben werden. Im Abendmahl aber wird uns Christi Leib und Blut gegeben und zwar mit unterschiednen Symbolen als unsre wahre Speise und unser wahrer Trank zum ewigen Leben.

„Das einfache Wort und die Sacramente haben also eine und dieselbe innere Materie, nämlich Christum selbst mit allen seinen Wohlthaten, zu

deren Empfang wir gerufen werden. Aber dennoch ist eine gewisse Differenz secundum plus et minus, wie man in den Schulen zu sagen pflegt, vorhanden. Denn 1) wenn zum einfachen Worte die Sacramente hinzukommen, muß die Kundgebung des gütigen Willens Gottes gegen uns nothwendig um so reichlicher sein, und je zahlreicher und deutlicher dargestellt die äußern Zeichen sind, um so kräftiger regen dieselben an; 2) wenn schon das einfache Wort, welches Allen insgemein vorgehalten wird, hernach den einzelnen Gläubigen durch die Kraft des Glaubens zugeeignet wird, so ist dieses doch im Wort nicht so ausgedrückt wie in den Sacramenten, in denen ja Christus jedem Einzelnen persönlich dargeboten wird. Daher kommt jeder Einzelne als solcher gewissermaßen durch die Sacramente in den Besitz Christi.

„6. Wie ist die Sache mit den Zeichen verbunden?

„In sacramentlicher Weise, welche, da sie eine besondere und eigenthümliche ist, einer besonderen Erklärung bedarf.

„Die sacramentliche Weise der Vereinigung der Sache mit den Zeichen ist eine geistliche, unter welchem Ausdruck wir nicht etwas Eingebildetes und Imaginäres verstehen, sondern wir bezeichnen damit, daß dieselbe lediglich (wie schon gesagt) von der Kraft des heiligen Geistes abhängt.

„Sodann schließen wir jede crasse und natürliche Weise der Vereinigung aus. Denn wie wir wissen, was Niemand leugnet, daß die Zeichen auf der Erde sind und nicht anderswo, so halten wir auch daran fest, daß die Sache selbst d. h. Christus nach seiner Menschheit im Himmel und an keinem andern Orte ist, wie wir aus der Schrift und aus allen rechtgläubigen Vätern ersehen. Und dennoch bezweifeln wir nicht, daß die Zeichen mit der Sache verbunden sind, insofern nämlich Gott nicht nur die Symbole des Leibes und Blutes Christi gleichsam von fernher zeigt, sondern außer den Zeichen wahrhaftig auch Christum selbst uns zum Genuß und Besitz schenkt; wobei es kommt, daß wir in dieser Hinsicht beide als wirklich vereint ansehen müssen, wenn schon sie örtlich weit von einander getrennt und entfernt sind. Aber dennoch bekennen wir, daß diese Vereinigung so sehr eine wahre und gewisse ist, daß deshalb sogar der Name der Sache selbst d. h. des Leibes und Blutes Christi auf die Zeichen, nämlich auf Brot und Wein, zwar bildlich, aber doch vollkommen bezeichnend übergehe.

„Um sodann diese sacramentliche Weise noch genauer zu bezeichnen, fügen wir hinzu, daß dieselbe eine significantive ist, nicht als ob uns Gott in den Sacramenten den Leib und das Blut seines Sohnes, ja sogar seinen Sohn selbst nur bezeichne (denn wir zweifeln nicht daran, daß er ihn auch wirklich schenkt), sondern damit nicht Jemand an eine solche Vereinigung der Sache mit den Zeichen denke, daß auch Christi Fleisch auf eine unsichtbare und unbegreifliche Weise jetzt auf Erden sei.

„Wir sagen daher, daß Christi Leib und Blut so weit von den Zeichen entfernt ist, wie die Erde von dem höchsten Himmel oder von dem Orte der

Seligen, über den wir nicht vorwiegend klügeln wollen, von dem wir aber wissen, daß Christus in ihn hinauf gegangen ist, auf daß er in unsrer Aller Namen jene unsterbliche Herrschaft antrete. Aber dennoch trennen wir nicht die Zeichen von der Sache, weder bezüglich Gottes, der Beides wirklich darbietet, noch bezüglich der Gläubigen, die Beides wirklich empfangen; sondern in der Vereinigung der Sache und der Zeichen beachten wir nur den räumlichen Abstand, so daß von uns die Wahrheit des Fleisches Christi und seiner Himmelfahrt festgehalten und dennoch das Mahl des Herrn in keiner Weise seines Inhaltes beraubt wird.

„7. Was ist von den Formeln zu halten: Der Leib Christi ist in, oder mit, oder unter dem Brot, und ähnlichen dieser Art?

„Bis jetzt tragen wir Bedenken, diese Formeln zu gebrauchen, weil sie den örtlichen Abstand, den wir nothwendig festhalten müssen, aufzuheben scheinen. Auch scheinen sie die Allenthalbenheit des Leibes Christi zu befestigen, die wir nicht zugeben können, obgleich wir bekennen, daß außer den Symbolen die Sache selbst von Gott wirklich dargeboten und von den Gläubigen wirklich empfangen werde. Indessen scheint doch um der Einigkeit willen das „mit“ und „unter“ zulässig zu sein, jedoch nur mit Hinzufügung der klaren und deutlichen Erklärung, daß diese Partikeln nicht so zu verstehen wären, als wenn das Fleisch Christi auf die Erde versetzt würde, sondern daß uns außer den auf Erden befindlichen Symbolen Christus selbst, welcher im Himmel ist, uns, sowie es die Symbole auf Erden bezeugen, wirklich geschenkt werde.

„8. Was ist von der Formel zu halten: daß Christus im Abendmahl körperlich, wesentlich, substantiell gegenwärtig sei?

„Auch diese Formeln gebrauchen wir aus diesem Grunde nicht, doch können dieselben vielleicht durch Hinzufügung der Erklärung brauchbar gemacht werden, daß sich nämlich jene Bestimmung nicht auf diejenige Weise der Verbindung beziehe, durch welche die Sache mit den Zeichen verbunden wird, sondern daß sie nur zur Bezeichnung der Sache selbst gebraucht werden, d. h. damit man wisse, daß in der Handlung des Abendmahles nicht allein die Kraft Christi, sondern vor Allem die Vereinigung mit Christus selbst in uns bestätigt werde, von der wir, wie wir sagten, wie aus einer Quelle hernach das wahre Leben und alles zum Heile Nothwendige schöpfen; ich würde es auch nicht für unangemessen halten, daß auch auf der andern Seite dieser unsrer Formel „Christus sei im Abendmahl geistig gegenwärtig“ ebenfalls eine ähnliche Erläuterung beigegeben würde, damit nicht etwa Jemand glaubt, daß wir die Kraft Christi von dem Fleische Christi selbst trennen oder ihm einen geistigen Körper andichteten.

„9. Was von dieser Formel zu halten sei: daß Christus im Abendmahl gegenwärtig sei und auf eine unbegreifliche Weise ausgetheilt werde?

„Wie gebrauchen diese Formel jedoch in einem andern Sinne, als es Einige zu thun pflegen. Dieselben scheinen nämlich jene Worte (wenn ich nicht irre) so aufzufassen, als wenn durch eine gewisse göttliche Allmacht wegen der persönlichen Vereinigung des Fleisches mit der Gottheit auch Christi Fleisch wesentlich zugleich im Himmel und auf Erden sei. Obgleich wir jedoch weder die Allmacht Gottes, noch auch die wahre Vereinigung der Sache mit den Zeichen und der Gläubigen mit Christo selbst leugnen, so müssen wir doch um der Wahrheit des Fleisches Christi und der Himmelfahrt willen bekennen, daß der Leib Christi jetzt wirklich von der Welt entfernt ist und entfernt sein wird, bis er kommt, zu richten die Lebendigen und die Todten; aber nicht desto weniger erkennen wir an, daß hier ein unbegreifliches Geheimniß Gottes vorliegt, durch welches uns das, was im Himmel und nicht anderswo ist und bleibt uns, die wir jetzt auf Erden und nicht anderswo sind, wirklich mitgetheilt wird, daß wir Heil und Leben aus dem uns mitgetheilten Gute schöpfen. Denn obgleich wir wissen, daß der heilige Geist d. h. die Kraft Gottes dieses wirke und daß, so viel uns betrifft, dieses Alles nur durch die Hand des Glaubens von uns empfangen werde, so überragen doch die Macht des Geistes und die Wirksamkeit des Glaubens unser Verständniß ganz und gar, weshalb diese ganze Handlung recht eigentlich ein Geheimniß genannt wird.

„10. Wie wird uns die Sache des Sacramentes mitgetheilt?

„Die Sache des Sacramentes des heiligen Christus wird von uns geistlich empfangen durch den Glauben. Wir nennen aber die Art und Weise des Genusses oder die Mittheilung geistlich, nicht als ob uns nur der Geist mitgetheilt würde, sondern weil das Ganze in keiner Weise irdischer oder natürlicher Art ist, sondern von der unbegreiflichen Macht des heiligen Geistes abhängt, durch welchen nämlich die Glieder mit dem Haupte mehr und mehr in die allerinnigste Vereinigung gebracht werden.

„Wir schließen aus jede Ineinanderwirrung und Vermengung der Substanzen und ebenso jede Zusammensetzung und Aufrichtung natürlicher Theile und behaupten dennoch eine wahre Vereinigung der Gläubigen mit Christo, welche durch keine räumliche Trennung gehindert wird. Denn unser Glaube ruht auf dem Worte Gottes, welches gewährt, was es verheißt.

„11. In welchem Sinne man diese Redensarten: der Leib des Herrn essen und sein Blut trinken und ähnliche, gebrauchen dürfe.

„Wir sehen, daß diese Redeweisen sich ebenfalls auf diejenigen Mittheilungen beziehen, durch welche wir Christum auch im einfachen Worte er-

greifen und daß sie sehr bezeichnend sind; aber die Worte: „essen und trinken“ sind, wenn sie von dem Genuß des Fleisches und Blutes gebraucht werden, nicht weniger bildlich zu verstehen, als wenn Jemand dem Glauben Knochen und Zähne beilegte. Wir führen aber vorzugsweise zwei Gründe an, weshalb der heilige Geist so spricht, nämlich 1) will der heilige Geist zeigen, wie eng unsre Verbindung mit Christo durch den Glauben sei. Denn nichts wächst so sehr mit uns zusammen als Speise und Trank, ohne welche Niemand dieses Leben hinbringen kann; 2) hat dieses seinen Grund in der Eigenthümlichkeit der Sacramente, indem auf diese Weise gezeigt werden soll, wie wahr der Herr in der Mittheilung der Sache selbst ist, welche er mit Hinzufügung gewisser unterpfändlicher Sinnbilder verheißt. Denn daher kommt es, daß man sagt: wenn die bloßen Symbole mit der Hand empfangen und mit dem Munde genommen worden, daß dann doch auch Jenes, was außer den Symbolen wirklich dargereicht und nur mit dem Glauben geistlich empfangen wird, empfangen, gegessen und getrunken werde. Aus diesem Grunde sehen wir auch die heiligen Väter viele andre nicht unähnliche Redeweisen gebrauchen, welche wir selbst jedoch nicht so leicht hin gebrauchen möchten, indem wir vielmehr glauben, daß sie wegen der vom Satan ausgebreiteten Irlehren und wegen vieler bei dieser Gelegenheit in der Kirche Gottes entstandenen Streitigkeiten in geeigneter Weise zu mildern sind.

„12. Wie diese Worte zu erläutern sind: dies ist mein Leib und dies ist mein Blut?

„Dieses, d. h. dieses Brot und dieser Wein ist, nämlich sacramentlich; denn nicht Alles, was etwas ist, ist dieses auf ein und dieselbe Weise; und hier ist von den Sacramenten die Rede. Wir fassen es aber sacramentlich auf, in wiefern der Herr in Wahrheit nicht bloßes Brot und Wein, sondern wahre Sinnbilder seines Leibes und Blutes und nicht bloß diese Sinnbilder, sondern außer denselben auch seinen Leib und sein Blut uns als einen Genuß und Besitz zum ewigen Leben darreicht, welches wir aus dem uns Dargereichten schöpfen.

„Mein Leib und mein Blut u., d. h. nicht irgend einen eingebildeten Leib oder ein erdichtetes Blut, sondern jenen selbigen Leib, welcher für uns hingegeben ist, und jenes selbige für uns vergossene Blut, deren wir wirklich durch den Glauben theilhaftig werden, wie es die Symbole wirklich bezeugen.

„13. Was genießen die Ungläubigen?

„Wir lehren einmüthig, daß die Einsetzung des Sacramentes von der Wahrheit Gottes abhängt und daß daher in der Handlung des ordnungsmäßig gefeierten Herrenmahles das Brot immer das wahre Symbol des Leibes und der Wein das wahre Symbol des Blutes Christi ist für Alle, denen diese Symbole dargeboten werden.

„Wenn aber einige daraus folgern, daß Alle auch das ganze Sacra-

ment genießen, so können wir dies nicht zugeben. Denn die Folgerung ist nicht richtig: Gott bietet es Allen an, also genießen es Alle. Vielmehr folgern wir so: Gott bietet im Sacrament Zweierlei an, und zwar das Eine ebenso wirklich als das Andere; aber die beiden Gaben müssen in ganz verschiedener Weise und mit ganz verschiedenen Organen hingenommen werden, nämlich die äußeren Symbole leiblich, die Sache selbst geistlich durch den Glauben. Weil daher der Mund von Jedem hinzugebracht wird, so empfängt auch Jeder die äußeren Symbole, die Einen würdig, die Andern unwürdig. Weil aber den Mund des Glaubens nur die Gläubigen hinzubringen, deshalb empfangen nur die Gläubigen die Sache selbst und folglich das ewige Leben. Die Ungläubigen dagegen essen und trinken sich das Gericht, weil sie den ihnen dargebotenen Leib nicht unterscheiden, d. h. weil sie ihn verachten, verwerfen und ihn nicht beachten. Diese ihre Verdammnis fließt also nicht aus dem unwürdigen Genuße des Leibes und Blutes des Herrn (denn da diese nur mit dem Glauben genossen werden, so werden sie niemals unwürdig genossen und können nur lebendigmachend sein), sondern aus der Verachtung und Verwerfung des Leibes und Blutes des Herrn, welche darin liegt, daß in dieser Handlung selbst das Brod nicht als Brod, sondern nur als Symbol des Leibes, und der Wein nicht als Wein, sondern als Symbol des Blutes Christi mit Recht betrachtet wird. Daher kommt es, daß wer dieses Brod oder diesen Wein unwürdig, d. h. ohne Glauben genießt, nicht Brod und nicht Wein, sondern den Leib und das Blut Christi in diesen Symbolen verachtet und darum des Leibes und Blutes Christi schuldig ist, nicht als ob er sie genossen hätte, sondern weil er sie nicht beachtet hat.

„Denn Christus giebt nicht allen denen neues Leben, welchen er dargeboten wird, sei es im einfachen Wort oder in den Sacramenten, sondern nur allen denen, von welchen er empfangen wird, weil er nur von den Gläubigen empfangen werden kann. Dagegen werden Alle, die ihn verwerfen, geschweige, denn daß sie ihn genießen könnten, von ihm gerichtet.

„Wegen einiger unter den Vätern könnte nun dennoch diese Formel: „Der Leib Christi werde von Allen genossen, von den Gläubigen würdig und zum Leben, von den Ungläubigen unwürdig und zum Gericht“ gebilligt werden. Aber dann müßte die Erklärung hinzugefügt werden, daß dieses nur insofern wahr sei, als der Name der bezeichneten Sache, nämlich des Leibes Christi auf die Zeichen selbst übertragen wird, d. h. daß mit dieser Ausdrucksweise nicht eigentlich das, was Jeder empfangt, sondern das, was der Herr nach seiner Güte Jedem darbiere, dargestellt werde.“ —

Außer den in den mitgetheilten Schriften entwickelten Lehren hat Beza vorzugsweise die Dogmen von der Kirche und vom Predigtamt bearbeitet.

Mit Calvin verglichen, beurkundet Beza in seiner dogmatischen Exposition weniger Ursprünglichkeit, Frische und Wärme, zeichnet sich jedoch vor dem:

selben durch schärfere Ausprägung der Begriffe, durch strengere Disposition und überhaupt durch schulgerechtere Behandlung der theologischen Lehrstoffe aus. — Die vollständigste seiner dogmatischen Lehrschriften ist sein „Bekennniß des christlichen Glaubens“.

Von der in der reformirten — insbesondere in der deutschen reformirten — Theologie schon während der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zur Ausbildung gekommenen Föderaltheologie*) blieb Beza durchaus unberührt. Allerdings finden sich bei ihm (nämlich in seiner Fundamentirung der Prädestinationslehre, wie sich z. B. aus seiner Summa totius theologiae ergibt) die Keime, aus denen sich dieselbe entwickelt hat, vor; aber dennoch blieb Beza jederzeit dabei, die Lehrmethode Calvins unverändert fortzuführen. Daher kommt es, daß während die Mehrzahl der reformirten Dogmatiker (mit Melancthon und der altprotestantischen Doctrin ganz übereinstimmend) in der Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen die Substanz der imago divina und die ursprünglichen Attribute derselben unterscheidet, jene in dem persönlichen Sinne des Menschen findet und zu dieser die ursprüngliche Gerechtigkeit rechnet**), — Beza, nach Calvins Vorgang, unter dem göttlichen Ebenbilde Adams geradezu dessen ursprüngliche Gerechtigkeit versteht.

Indessen ist doch in zwei Lehrpunkten eine Abweichung Beza's von Calvin zu beachten.

Anfangs hatte nämlich Beza mit Calvin und mit andern älteren Kirchenlehrern die absolute Nothwendigkeit einer stellvertretenden Genugthuung zur Erlösung der Erwählten entschieden geäußert; späterhin dagegen sah sich Beza veranlaßt, dem Zuge der reformirten Theologie folgend, seine ursprüngliche Ansicht in dieser Beziehung zu modificiren***).

Eine andere Differenz betrifft die Auffassung des Begriffes des Glaubens. Anfangs war es nämlich in der reformirten Theologie allgemein üblich gewesen, den Glauben seinem Wesen nach als Vertrauen zu bezeichnen. Namentlich hatte sich auch Calvin über den Begriff des Glaubens jederzeit in diesem Sinne ausgesprochen. Späterhin dagegen wurde diese Auffassung von Vielen zurückgewiesen, indem man annahm, daß der Glaube als eine dem Menschen von Gott eingegossene Lebenskraft an und für sich noch nicht Vertrauen sei, sondern zum Vertrauen, d. h. zur Hoffnung erst führe. Und diese Anschauung eignete sich auch Beza an, weshalb derselbe z. B. in seinem „Bekennniß des christlichen Glaubens“ IV, 5 sagt: „Den Glauben bezeichnen wir als eine gewisse Erkenntniß, welche der heilige Geist durch seine einzige Gnade und Güte in die Herzen der Erwählten mehr und mehr ein-

*) Vergl. meine Dogmatik des deutschen Protestantismus im 16. Jahrh. B. I. S. 143 ff.

**) Vergl. meine Dogmatik der evangelisch-reformirten Kirche S. 170.

***) Ebendaf. S. 341, Nr. 22.

zeichnet, durch welche Erkenntniß es bewirkt wird, daß ein jeder derselben seiner Erwählung im eignen Herzen versichert, sich die Verheißung des Heiles in Jesu Christo selbst aneignet*)."

Das auszeichnende Merkmal der reformirten Theologie: der stete Hinblick auf die wirklichen Bedürfnisse des heilsbegierigen Herzens, der sittlich-strenge Ernst, das Interesse der Erbauung, sittlichen Kräftigung und vor Allem das Interesse einer unerschütterlichen Befestigung evangelischer Glaubens- und Heilsgewißheit tritt bei Beza in seiner vollen Stärke und Bedeutung hervor. Ja man kann sagen, daß sich grade hierdurch Beza vorzugsweise charakterisirt. Daher ist seine Rede oft inmitten einer dogmatistrenden Deduction ergreifend und erhebt sich in starkem homiletischem Schwung. Durchweg tritt aber dabei der Ausdruck eines seltenen Reichthums innerer Lebenserfahrung und eines ebenso mit der Noth und Anfechtung eines heilsbekümmerten Herzens wie mit dem unermesslichen Lebensreichthum des Evangeliums wohl vertrauten wahren Gottesgelehrten hervor.

Zum Belege theilen wir einige Abschnitte aus dem „Bekenntniß des christlichen Glaubens“ und zwar aus Kap. IV („vom heiligen Geiste“) mit, wo Beza, nachdem die Lehre vom rechtfertigenden Glauben entwickelt ist, so fortfährt:

„9. Daß der Glaube allein in Christo Alles findet, was zum Heile erforderlich ist.

„Dieser Gegenstand bedarf einer besondern Erörterung, damit wir wissen, ob durch den Glauben den Menschen ein genügendes Heilmittel zu Theil werde, im Vertrauen auf welches er das ewige Leben mit Zuversicht erwarten könne, wie geschrieben steht, daß der Gerechte seines Glaubens leben werde. Ich sage daher: alles was den Menschen hindert, zu Gott in das rechte Verhältniß zu kommen, kann auf drei Punkte zurückgeführt werden, durch welche wir ebensoviele entsprechende Heilmittel gewinnen, nicht in uns selbst, sondern allein in Jesu Christo, so jedoch, daß nichts so sehr unser Eigenthum ist, als Christus und was Christo gehört, wenn wir nur durch den Glauben mit ihm vereinigt und in Gemeinschaft getreten sind. Denn dies ist der Grund, warum die Kirche, d. h. die Versammlung der Gläubigen, Christi Braut genannt wird, mit der er sich als mit seinem Ehegespons vermählt hat, damit nämlich jene engste Gemeinschaft und Verbindung, welche zwischen ihm und den Gläubigen eingetreten ist, um so vollkommener erscheine. Denn die Ordnung dieser Gemeinschaft und ehelichen Vermählung ist die, daß Er all' unser Elend auf sich nimmt und wir dagegen alle Schätze seines Reichthums aus seiner Güte und Barmherzigkeit empfangen, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

*) Vergl. außerdem meine reform. Dogm. S. 387 u. 388.

„10. Ueber den ersten Anlauf der ersten Versuchung, worin uns unsre unzähligen Sünden vorgehalten werden und über das einzige Heilmittel, welches allein in Jesu Christo gegen diesen Anlauf durch den Glauben gefunden wird.

„Wir haben nun näher zu betrachten, ob wir in dem Einen Jesus Christus gegen alle Anläufe des Satans und unseres Gewissens sichere Heilmittel erlangen können. Zu allererst halten uns der Satan und unser Gewissen, um uns zu beweisen, daß wir der Erlösung ganz unwürdig sind und nur den Tod verdienen, das Wesen des vollkommenen, gerechten Gottes vor die Augen, der ein Todfeind und Rächer aller Verbrechen ist. Da dieses sich nun so verhält und es vollkommen feststeht, daß wir mit unendlichen Verbrechen bedeckt sind, was haben wir da Anderes mit Recht zu erwarten als den Sündensold, d. h. den ewigen Tod? Was aber können die elenden Sterblichen dieser Folgerung des Satans und ihres Gewissens entgegen stellen? Wahrlich nichts, was von einiger Bedeutung sei, als dies eine, was ich bald sagen werde. Denn wollten die Menschen vor allem mit Umgehung der Gerechtigkeit Gottes zu dessen Barmherzigkeit fliehen, so würden sie sich selbst täuschen. Denn es ist unzweifelhaft, daß Gottes Barmherzigkeit so beschaffen ist, daß er uns zugleich seine vollkommenste Gerechtigkeit bezeugen muß.

„Wenn es uns aber einfiel, zur Deckung unserer Sünden zu den sogenannten Verdiensten der Heiligen Zuflucht zu nehmen, so würden wir vor Allem ein großes Unrecht begehen. Denn David ruft: Gehe nicht in's Gericht mit deinem Knechte; und anderswo bekennt er, daß seine Werke nicht bis zu Gott hinreichen. Was bemerkt aber Paulus in Betreff jenes gläubigen Abraham, der sogar der Vater der Gläubigen ist? Er sagt: wenn Abraham aus seinen Werken gerechtfertigt worden ist, so hat er seinen Ruhm aber nicht bei Gott. Denn was sagt die Schrift? Abraham glaubte Gott und es ward ihm zur Gerechtigkeit angerechnet. Ja sogar, was berichtet Paulus über sich selbst? Er sagt: ich bin mir wohl nichts bewußt, auch darinnen bin ich nicht gerechtfertigt. Wie können wir also zur Genugthuung unserer Sünden irgend welche Verdienste der Heiligen anführen, da die Heiligen selbst nicht anderswo hin geflogen sind als allein zur Barmherzigkeit des durch Christus verführten Gottes? Und wenn auch außerdem die Heiligen durch ihre Verdienste das ewige Leben erlangt hätten (was jedoch, wie wir aus ihren Schriften sehen, falsch ist), wäre ihnen dann nicht schon der Lohn ihrer Verdienste gegeben? mit welchem Rechte können wir also ihre Verdienste vor Gott wieder geltend machen. Denn wenn Jemand einwenden wollte, Jene hätten so viele Verdienste, daß noch etwas übrig bliebe, was Andere bergen könnte, ist dies nicht gerade so viel, als wenn er die ganze Schrift der Unwahrheit anklagte? Ja ist es nicht gerade so viel, als wenn

Jemand sagte: jene Heilige hätten des Todes Christi gar nicht bedurft, da sie selbst überreichlich diese Verdienste besäßen? —

„Jedoch ein für alle mal jenen falschen Einbildungen zu begegnen, wollen wir folgende Wahrheiten in's Auge fassen:

„1) Werden wir nicht Den geradezu für wahnsinnig erklären, welcher mit Schulden beladen darum behaupten wollte, daß er den Gläubigern nichts schulde, weil er geträumt habe, er oder irgend ein Anderer habe in seinem Namen jene befriedigt? Und doch handeln wir nicht anders mit Gott, wenn wir uns nicht allein auf die Genugthuung Jesu Christi verlassen wollten. Denn auf welchen Grund stützt sich doch alles andere oder was ist es Anders als eitles Traumbilde des Menschen, wenn Gott über alles hoch erhaben wäre, was uns beliebt? Wir wollen daher auch das hören, was der Sohn Gottes selbst spricht: vergebens ehren sie mich mit Menschenfagen.

„2) Wenn wir sagen, daß wir uns allein auf die Barmherzigkeit Gottes verlassen und nichtsdestoweniger meinen, daß wir ihm ganz oder wenigstens theilweise genug thun müssen, entziehen wir denn nicht gerade so viel seiner Barmherzigkeit, als wir uns selbst anmaßen?

„3) Wer sich bei dem Verdienste Christi nicht ganz beruhigt und zu demselben noch irgend etwas Anderes hinzuzieht, handelt der nicht gerade so, als wenn er offen spräche, Christus sei nur theilweise Jesus, d. h. Erlöser?

„4) So oft wir bis zu einem solchen Grad von Unverschämtheit herabkommen, daß wir dem Zorne des allmächtigen Gottes Menschenweck, in denen, auch wenn man die allervortrefflichsten nehmen wollte, so viel Schand ist, entgegenzustellen wagten, heißt das dann nicht Gott seiner vollkommenen Gerechtigkeit und sogar seiner Götlichkeit, so viel an uns ist, berauben? — Lernen wir daher auch dem Einwand des Satans auf eine ganz andere Weise antworten, nämlich so: Du Satan beginnst mit dem Sage, Gott sei vollkommen gerecht und ein Rächer aller Verbrechen. Ich gebe zu, daß dem so ist; aber ich füge etwas Anderes hinzu, was ebenfalls der Gerechtigkeit entspricht und was von dir unbeachtet gelassen ist, nämlich: da Gott vollkommen gerecht ist, so kann es dessen Gerechtigkeit nicht zulassen, daß er sich ein und dieselbe Schuld zweimal abtragen lassen wolle. Außerdem leugne ich auch gar nicht, was du annimmst, daß ich nämlich ganz voll von unermesslichen Sünden bin, für welche ich den ewigen Tod verdiene. Aber hier füge ich wieder hinzu, was du behafterweise übergangen hast, daß Gott nämlich alle meine Uebertretungen auf das Ernste und nach strengstem Rechte in Jesu Christo geahndet hat, der sich für mich dem Vater zur Bestrafung dargeboten hat. Daher mache ich gerade eine der deinigen entgegengesetzte Schlussfolgerung: Da nämlich Gott gerecht ist und sich ein und dieselbe Schuld nicht zweimal abtragen lassen will, und da Jesus Christus als Gottmensch der unendlichen Majestät Gottes mit seinem unendlichen Gehorsam genug gethan hat, so folgt hier

aus, daß meine Uebertretungen mich unmöglich beunruhigen können, indem ja dieselben durch Christi Blut völlig ausgetilgt und beseitigt sind, so daß sie vor Gott nicht mehr in Betracht kommen. Denn Christus ist für mich zum Fluch gemacht; als Gerechter ist er gestorben für die Ungerechten.

„Hier aber wird unzweifelhaft der Satan uns die mannigfachen Uebelstände des Lebens und den Tod selbst vor die Augen halten, als wären sie eben so viel Zeugnisse dafür, daß uns Gott unsere Sünden nicht vergeben habe. Hierauf haben wir jedoch Zweierlei zu antworten: 1) Obgleich alle Rückseligkeiten des Lebens und der Tod selbst durch die Sünde in die Welt gekommen sind, so blickt doch Gott nicht immer darauf hin, so oft er uns heimsucht, wie man aus der Geschichte Hiobs und vieler Anderer ersehen kann. 2) Nicht einmal dann, wenn Gott die Seinigen wegen ihrer Sünden heimsucht und körperliche Schmerzen über sie bringt, handelt er gegen sie im Zorne, als wenn er als Richter sich zu ihrer Verdammung anschicke, sondern als der barmherzigste Vater, welcher seine Kinder züchtigt, damit sie nicht zu Grunde gehen, indem er durch das an irgend Einem gegebene Beispiel viele zur Besserung erwecken will.

„11. Von dem Heilmittel, welches nur der Glaube, und zwar ganz allein in Christo gegen den andern Anlauf derselben Versuchung gewinnt, welcher sich darauf gründet, daß nirgends in uns jene Gerechtigkeit vorhanden ist, welche Gott mit Recht von uns verlangt.

„Der zweite Anlauf, mit welchem uns der Satan angreift, indem er auf unsere Unwürdigkeit hinweist, ist von dieser Art: Es ist nicht genug, nicht gesündigt, oder für seine Sünden durch einen Andern Genugthuung gegeben zu haben, vielmehr wird außerdem noch eine vollkommene Erfüllung des Gesetzes erfordert, d. h. daß wir Gott und den Nächsten vollkommen geliebt haben. Laß also, wirft der Satan unsern armen Herzen vor, jene Gerechtigkeit sehen, oder erkenne an, daß du dem Zorne und Fluche Gottes nicht entgehen kannst. Welchen Schutz aber werden wir gegen diesen Anlauf bei irgend einem Menschen finden, außer bei dem ewigen Christus? Denn hier wird ein vollkommener Gehorsam gefordert, den außer Christum niemals irgend ein Mensch geleistet hat. Hier also mögen wir wiederum diesen andern Schatz Christi, d. h. seine Gerechtigkeit uns durch den Glauben aneignen lernen. Denn wir wissen, daß dieser der einzige ist, welcher alle Gerechtigkeit erfüllt hat, weil er sowohl den Vater auf das Vollkommenste geliebt und geehrt und sogar seine Feinde so vollkommen geliebt hat, daß er es sogar ertrug, ein Fluch für sie zu werden, d. h. den Zorn Gottes auf sich zu nehmen, auf daß wir mit dieser seiner vollkommenen und schlechthin vollendeten Gerechtigkeit bekleidet (indem sie uns ja durch den Glauben zugerechnet wird) als Brüder und Miterben Christi

Gott angenehm werden. Hier aber ist es durchaus nothwendig, daß, soviel wenigstens diesen Anlauf betrifft, der Satan gänzlich verstumme, wenn wir nur jenen Glauben haben, der uns Jesum Christum mit allen seinen Schätzen zueignet.

„12. Von dem dritten Anlauf derselben Versuchung, daß wir nämlich von Natur verdorben und darum Gott verhaßt sind.

„In dieser Versuchung hat der Satan noch einen dritten Anlauf übrig, der sich auf unsere Unwürdigkeit gründet. Denn der Satan wird einwenden, auch wenn du in Christo der Strafe, die deine Sünden verdienten, genügt hast und durch den Glauben dich mit der Gerechtigkeit Christi bekleidet hast, so kannst du nichtsdestoweniger doch nicht leugnen, daß du von Natur so verderbt bist, daß der Saamen jedes Lasters in dir liegt. Mit welcher Stirn also wirst du es wagen, vor der Majestät Gottes zu erscheinen, welcher der Todfeind aller Unlauterkeit und der Herzenskündiger ist? Wir aber werden gegen diesen Anlauf nirgends anders, als allein in Jesu Christo ein Heilmittel bereit finden, in welchem wir uns beruhigen können.

„Die Antwort, welche uns Christus in dieser Versuchung giebt, ist folgender Art: Wir sind zwar noch in dem sterblichen Körper befangen, so daß wir das Gute, was wir wollen, nicht thun können und die Sünde in uns herrschen und das Fleisch gegen den Geist streiten fühlen, weshalb wir theilweise noch mit Leib und Seele in jenem alten Kothte stecken. Weil wir jedoch durch den Glauben mit Christo vereinigt, ihm einverleibt, in ihm gewurzelt und in ihn eingepflanzt sind, und weil unsere Natur von dem ersten Augenblicke an, in welchem sie in dem Schooße der Jungfrau Maria empfangen ward, mit einer viel herrlicheren Heiligung wieder hergestellt ist, als sie vorher hatte, da sie in Adam rein erschaffen ward (denn Adam ward nur nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, Christus dagegen hat als wahrer Gott unser aus dem heiligen Geiste empfangenes Fleisch an sich genommen); darum hat es jene durch den Glauben uns angerechnete Heiligung der menschlichen Natur bewirkt, daß die Ueberreste jener Corruption, welche auch nach der Wiedergeburt in uns bleiben, vor Gott nicht in Rechnung kommen, weil sie durch die Heiligkeit Christi verzehrt und begraben werden; ich sage: Christi, dessen Kraft zu unsrer Heiligung vor Gott die Kräfte des Verderbens, welche unsere Befudelung wirken, unendlich übertrifft.

„13. Von dem Heilmittel gegen die zweite Versuchung, in welcher gefragt wird, ob wir Glauben haben.

„Auf das bisher Gesagte wird der Satan einwenden, Christi Tod nützt nicht allen Menschen, da unzählige untergingen. Wir dagegen erwidern hierauf, daß zwar allein die Gläubigen des Leidens und der heiligenden Kraft Christi theilhaftig sind, daß wir aber darum um so viel weniger den

Muth sinken lassen, daß uns im Gegentheil keine andere Sache zu trösten vermöchte, weil wir wissen, daß der Glaube in uns ist, und zwar der Glaube, mit welchem wir nicht nur im Allgemeinen glauben, daß Christus gekommen sei, um die Sünden der Welt zu tragen, sondern durch welchen wir uns selbst Christus persönlich aneignen, so daß ein jeder von uns so bei sich denkt: ich bin in Christus und kann darum nicht untergehen.

„Um aber hier für unsere frühere Stütze ein sicheres Fundament beschaffen und jene zweite Versuchung tapfer überwinden zu können, wird gefragt werden, ob wir Glauben haben oder nicht; welche Frage von uns nicht anders gelöst werden könne, als wenn wir von den Wirkungen zu den bewirkenden Ursachen hinaufsteigen. Nun giebt es zwei Wirkungen des von uns im Glauben ergriffenen und in uns wohnenden Christus. Erstens nämlich giebt der heilige Geist unserm Geiste Zeugniß, daß wir Gottes Kinder sind, sodas wir unerschrocken rufen werden: Abba, lieber Vater. Sodann ist auch das fest zu halten, daß wenn wir uns Christum durch den Glauben aneignen, dieses nicht durch eine gewisse eitle und leere Meinung oder Einbildung, sondern wesentlich und wirklich geschehe, obgleich dieses ganze Geheimniß geistlicher Art ist, so daß gleich wie die mit dem Körper in physischer Weise verbundene Seele ihre Wirkungen äußert, so auch der durch den Glauben in geistlicher Art und Kraft in uns wohnende Jesus Christus seine Wirksamkeit in uns entfaltet, welche in der heiligen Schrift mit dem Namen der Wiedergeburt und Heiligung bezeichnet wird, weil wir dadurch bezüglich unserer Eigenschaften zu ganz neuen Menschen werden.

„In dieser Wiedergeburt sind drei Theile zu unterscheiden. Denn gleich wie jene natürliche Verderbung, indem sie uns an Leib und Seele völlig gefangen hält, in uns die Sünde und den Tod erzeugt, so bewirkt auf der andern Seite die Kraft Jesu Christi, indem sie sich uns wirksam mittheilt und uns durch ein freies Band festhält, dreierlei in uns, nämlich die Ertdödtung der Sünden oder des alten Menschen, die Begrabung derselben und die Auferstehung eines neuen Menschen.

„Die Ertdödtung der Verderbnis oder Sünde ist also eine Wirkung Christi in uns, wodurch dieselbe in uns allmählich ertödtet und ausgeilgt wird, so daß sie nicht mehr so wirksam ist, schlechte Gemüthsbewegungen, Neigungen und Handlungen, welche dem Willen Gottes zuwider sind, hervorzurufen. Die Begrabung des alten Menschen ist das zweite Werk Christi in uns, durch dessen Kraft nämlich jener alte Mensch, tödtlich verwundet, allmählich verschwindet. Gleich wie dann endlich das Begräbnis unserer Körper ein gewisser Fortschritt des Todes ist, so ist das Begraben des alten Menschen ein gewisses Fortschreiten jener Ertdödtung desselben. Hierbei unterstützen uns in wahrhaft wunderbarer Weise Trübsale, mit denen der Herr uns heimsucht, und ebenso geistliche und leibliche Uebungen, mit denen wir fortwährend das widerspenstige Fleisch unterdrücken müssen. Endlich ist der

Tod selbst bezüglich der Gläubigen eine Vollendung jener Er tödtung und Begrabung der Sünden, insofern er dem Streite des Fleisches und des Geistes ein Ende macht.

„Die Auferstehung des neuen Menschen oder des bezüglich seiner Eigenschaften und Kräfte vollständig erneuerten Menschen ist die dritte Wirkung des in uns lebenden Christus, welcher nach Beseitigung der Verderbniß unserer Natur uns eine neue Kraft einhaucht, sodaß unsere Erkenntniß und die Fähigkeit unseres Geistes, womit wir über die empfangenen Dinge urtheilen, durch die Kraft des heiligen Geistes erleuchtet und von dieser neuen Kraft Christi geleitet anfängt zu verstehen und zu billigen, was ihnen vorher eine Thorheit und ein Abscheu war. Sodann wird unser Wille durch dieselbe Kraft berichtigt und befähigt, daß er anfängt, die Sünde zu fliehen und der Gerechtigkeit nachzujagen. Endlich fangen alle Kräfte des Menschen an zu fliehen, was Gott verboten hat, und seinem Gebote zu folgen.

„Um daher zur Sache zurückzukehren, wenn wir diese doppelte Wirkung in uns empfinden, so ergiebt sich mit Nothwendigkeit daraus, daß wir den Glauben und somit auch Jesum Christum zum ewigen Leben in uns haben. Daher haben wir für nichts so sehr, als für diese beiden Dinge zu sorgen: nämlich, daß wir durch ununterbrochene und anhaltende Anrufung jenes kostbaren Zeugniß, welches der Herr unserem Geiste giebt, in uns begehren; und sodann, daß ein Jeder durch tägliche Uebung in guten Werken, die seiner Berufung entsprechen, in der Wiedergeburt fortschreite. Hieran denkt Johannes, wenn er sagt, daß der, welcher aus Gott geboren ist, nicht sündige, d. h. sich nicht selbst der Sünde ergebe, sondern ihr mehr und mehr widerstehe, daß er sich seiner Erwählung und Berufung täglich mehr und mehr gewiß mache. Denn nothwendig muß man zu den Früchten kommen, damit man über den Baum ein Urtheil haben könne. Wer aber von der Knechtschaft der Sünden, d. h. von jenem ererbten Schaden befreit ist, der fängt an, die guten Früchte zu bringen, und aus diesem Grunde sagen wir mit vollem Rechte, daß der Glaube, von dem wir sprechen, nothwendig mit guten Werken verbunden sei, gleich wie die Sonne nicht ohne Licht und das Feuer nicht ohne Wärme sein kann. — — — — —

„20. Heilmittel gegen die letzte und schlimmste Versuchung, in welcher es sich darum handelt, ob wir zur Zahl der Erwählten gehören.

„Außer dem, wovon schon gesprochen worden ist, hat der Satan noch die letzte und bedenklichste Versuchung übrig, mit welcher er uns angreift. Denn bekanntlich kommt es vor, daß Christus die Berufung einiger Erwählten lange, wohl gar bis zum letzten Augenblick des Lebens aufschiebt, weshalb dieselben mit dem aus jenen Wirkungen des Glaubens, die wir oben erwähnt haben, entlehnten Schuzmittel nicht hinlänglich geschützt zu sein

scheinen, da sie ja jene Wirkungen niemals in sich fühlen; denn wie sollten sie doch Wirkungen einer Ursache empfunden haben, die sie noch gar nicht in sich besitzen? Und da fernerhin auch die Heiligsten zuweilen in die Noth kommen, daß sie die erwähnten Wirkungen in sich nur schwach oder auch gar nicht erfahren, so redet ihnen der Satan gern das Eine oder das Andere ein, nämlich entweder, daß das, was sie selbst vorher für Glauben hielten, gar kein Glaube, sondern nur ein leeres Scheinbild des Glaubens gewesen sei; oder auch, wenn sie vorher gläubig gewesen wären, so hätten sie doch nun durch ihre eigene Schuld und Nachlässigkeit den Glauben verloren.

„Es muß daher sorgfältig ermittelt werden, wie wir diese allerschwerste Versuchung überwinden können.

„Was nun zuerst diejenigen betrifft, deren Berufung spät eintritt, so muß deren Hoffnung sich dennoch auf dieselben Wirkungen des Glaubens stützen. Denn soviel das innere Zeugniß des Geistes betrifft, so hindert die späte Berufung nicht, daß dasselbe in ihrem Herzen ertöne, und zwar oft noch lauter und mächtiger, als in denen, welche zeitig berufen sind, wie die Erfahrung an jenem Schwächer gezeigt hat. Denn wenn nach den Wirkungen der Wiedergeburt gefragt wird, so antworte ich, daß diese die herrlichsten Werke des in uns wohnenden Christus sind, nämlich die Zerknirschung des Herzens, welche aus Haß gegen die Sünde und aus Ehrfurcht vor Gott hervorgeht und das Vertrauen zu Christus und die Anrufung desselben. Wer daher in sich diese Wirkungen, wenn auch erst im Augenblicke des Todes erfährt, der mag wissen, daß er die gewissen Zeugnisse seines Glaubens und darum auch seiner Erwählung und seydes Heiles hat.

„Diejenigen aber, welche in solche Noth hinabgestoßen sind, daß sie, was auch den Besten und den geliebten Kindern Gottes begegnet, jene Wirkungen des Glaubens nur schwach oder auch gar nicht erfahren, die mögen Folgendes sorgfältig erwägen, damit sie sich aus dieser Versuchung retten:

„Erstens, weil jene Wirkungen zwiefacher Art sind, so sind dieselben zweien Anfern gleich, von denen wir nach beiden Seiten gehalten werden. So oft wir daher auf der einen Seite wanken werden, wird es nothwendig sein, daß wir uns nach der andern Seite hin um so kräftiger stützen, bis wir nach beiden Seiten hin wieder recht fest geworden sind. Denn als David und Petrus so tief gefallen waren, waren da nicht in ihnen die Wirkungen der Wiedergeburt und Heiligung ganz schwach geworden? Allerdings; aber gerade in dieser Versuchung, welche sie zur Verzweiflung anreizte, stützten sie sich auf den anderen Anker, nämlich auf das Zeugniß, welches der heilige Geist ihrem Geiste gab, daß sie nämlich, wennschon sie noch so tief, noch so schmähslich gefallen waren, dennoch unter die Zahl der Kinder Gottes gerechnet, und daß ihnen ihre Sünden vergeben würden.

„Sodann, auch wenn Jemand nach beiden Seiten sich hinwendet, braucht

er darum doch nicht den Muth sinken zu lassen. Denn um Christi theilhaftig zu werden, wird nicht ein vollkommener Glaube, sondern nur ein wahrer, aufrichtiger Glaube erfordert. Der Glaube aber hört noch nicht auf, ein wahrer Glaube zu sein, welcher gar schwach und matt ist, so daß er zuweilen gänzlich begraben ist; daher ist auch sogar ein Funke des Glaubens, und darum auch die geringste Wirkung des Glaubens in uns, wenn sie nur wahr ist und aus dem wahren Quell des Glaubens hervorkommt, in dem Maße wirksam, daß sie uns unseres Heiles wirklich versichert. Denn wenn schon Niemand anders als durch Vermittelung des Glaubens gerettet wird, so beruht doch unser Heil eigentlich nicht auf unserm Glauben, sondern allein auf dem, welchen wir durch den Glauben ergreifen, nämlich auf Jesus Christus. So groß aber ist die Macht des Glaubens, daß, weil Gott es so verheißten hat, sogar auch das geringste Körnlein desselben uns den ganzen Christus mittheilt. Dabei steht jedoch dieses fest, daß, je größer der Glaube, auch um so größer die Macht desselben ist, wodurch uns derselbe mit Christo vereinigt. Und wir müssen uns wahrlich sehr schämen, wenn wir im Glauben nicht zu, sondern abnehmen. Daraus folgt jedoch nicht, daß der Satan den Sieg behalten werde, wenn es nur thatsächlich vorliegt, daß wir zurückgewichen sind, um hernach um so rüstiger fortzuschreiten, d. h. wenn, was hochberzigem Gemüthern zu begegnen pflegt, diese Entehrung die Tugend und Kraft uns nicht ausgelöscht, sondern vielmehr geschärft hat, so daß wir aus der Schwäche neue Kräfte gewonnen haben.

„3) So lange wir so darniederliegen und schwach sind, sollen wir uns die Beispiele der Heiligen vor Augen halten, welche nicht weniger in tiefen Abgründe versunken waren und dennoch nicht abließen, Gott anzurufen, von welchem sie auch erhört wurden, weil sie, so schwer auch ihre Sünden waren, zur Zahl der Kinder Gottes gehörten. Halten wir uns daher solche Beispiele vor, nicht damit wir in Sünden fortfahren (denn das haben jene, nachdem Gott sie erweckt hatte, am allerwenigsten gethan), sondern vielmehr, damit man ihnen in ihrem Glauben und Besserung nachahme. Sodann müssen wir wissen, daß der Satan, so oft er folgert, unser Glaube sei darum falsch gewesen, weil seine Wirkungen zu einer bestimmten Zeit nicht wahrnehmbar gewesen wären, eine falsche Schlußfolgerung vorbringt. Denn er argumentirt gerade so, als wenn er sagen wollte, wo keine Flamme leuchte, da sei auch kein wahres Feuer vorhanden, und im Winter hätten die Bäume kein Leben, weil sie keine Blätter noch Früchte hervorbrächten.

„4) Müssen wir zu dem einzig wahren und sichern Heilmittel stehen, nämlich zu der Sicherheit unsrer ewigen Erwählung, welche sich auf den unwandelbaren Vorsatz Gottes gründet. Damit wir aber ein zuverlässiges Zeugniß dieser unsrer gewissen Erwählung haben, auch zu der Zeit, wo wir keine Wirkungen des Glaubens in uns erfahren werden, so mögen wir bei

vergangenen Tage gedenken und David nachahmen. Denn dann werden wir wahrlich so viele und so offenbare Zeugnisse der göttlichen Gnade auffinden, daß wir an seiner väterlichen Liebe gegen uns mit Recht nicht zweifeln können. Außerdem werden wir erfahren, daß in den frühern Zeiten so viele und so hell leuchtende Wirkungen des Glaubens, und somit auch unserer Erwählung in uns hervorgetreten sind, daß selbst der Satan nicht leugnen kann, daß wir in dieser Zeit Gott wohlgefällig gewesen wären und daß wir darum den wahren Glauben gehabt hätten, da ohne den Glauben Niemand Gott wahrhaft gefallen könne. Denn wenn der Satan einwenden wollte, damals hätten wir zwar Glauben gehabt, aber mit dem Verlust desselben wären wir Gottes Feinde geworden, so werden wir unerschrocken dagegen antworten, daß diese Lehre durchaus falsch ist. Denn diese beiden Sätze sind ohne alle Ausnahme durchaus gewiß, daß Gott niemals sein Urtheil ändert, und daß, was er einmal beschlossen hat, nothwendig geschehe. Wir wollen auch noch den dritten Satz hinzufügen, daß der Glaube eine nur den Erwählten eigene und eigenthümliche Gabe sei. Daß dem aber so sei, ergibt sich daraus, daß wer da glaubt, auch mit Christo wirklich vereinigt wird und darum niemals sterben kann. Da dieses nun so ist, so müssen wir nothwendig bekennen, daß die Gabe jenes wahren Glaubens, durch welchen wir gerechtfertigt werden, von der Gabe der Beharrlichkeit niemals getrennt werden könne, wenschon bisweilen der Glaube erschläft, und darum die Beharrlichkeit hier und da unterbrochen zu werden scheint. Denn was der Herr von Petrus bezeugt, er habe für ihn gebeten, daß sein Glaube nicht aufhöre, das gilt von allen denen, welche bezüglich der Erwählung und des Heils in gleicher Lage wie Petrus sind, und das beweist offenbar, daß wenn schon Petrus nicht aus dem Glauben und dem heiligen Geiste, sondern aus Fleisch und Blut gesündigt hatte, sein Glaube doch in dieser Zeit nicht gänzlich von ihm gewichen und der heilige Geist ihm nicht durchaus genommen war, sondern daß der Glaube nur auf einige Zeit in ihm verborgen war und daß nichtsdestoweniger das Samentorn des Geistes der Gotteskindschaft ganz geheim in ihm lag. Dasselbe zeigte sich auch an David, da er durch die Stimme des Propheten wie aus dem Schlafe aufgeweckt war. Denn damals gab ihm der Herr den heiligen Geist nicht zurück, als wenn er ihn ihm vorher ganz entzissen hätte, sondern die schlummernden Kräfte des heiligen Geistes weckte er in ihm wieder auf. Denn sonst hätte David nicht gerufen: Deinen heiligen Geist nimm nicht von mir, sondern er hätte vielmehr gesagt, deinen heiligen Geist gib mir wieder zurück; aber gerade dieses hätte er doch niemals aus Glauben sagen können, wenn er vom heiligen Geiste gänzlich verlassen gewesen wäre. Was daher Einige oft gegen diejenigen hervorheben, welche im Schein und im Schatten des Glaubens sich gefallen und welche aus einer falschen Vorstellung vom Glauben, mit der sie sich und Andere täuschen, ihre Freiheit zum Sündigen rechtfertigen, als wenn Jemand gerechtfertigt

werden könnte, ohne daß er zugleich geheiligt werde; was Einige, sage ich, gegen derartige Ungeheuer hervorheben, daß nämlich der Glaube und der heilige Geist durch Sünden ausgetrieben werde, das ist entweder von demjenigen Grade des Glaubens zu verstehen, zu welchem auch die Verworfenen gelangen können, indem sie nicht allein zur Kirche gerechnet werden, sondern auch die gute Gabe Gottes schmecken, dieselbe aber niemals verdauen und ihrer niemals wirklich theilhaftig werden können, weil dieses nur den Erwählten eigenthümlich ist; oder es muß so verstanden werden, daß der Glaube bezüglich der Wirkungen und Früchte vorübergehend, gleichsam hinweggenommen werden könne, jedoch so, daß der Samen und Keim selbst, welcher hernach zu seiner Zeit aufbricht, bleibt.

„Dieses vorausgeschickt, behaupte ich, daß der, welcher auch nur einmal in seinem ganzen Leben ein gewisses Zeugniß wahren Glaubens empfunden hat, darüber sicher sein kann, daß derselbe nicht allein bleibt, sondern auch bis an's Ende bleiben wird, selbst dann, wenn Zeiten kommen, wo derselbe gänzlich verschwunden zu sein scheint; denn auch ein neugeborenes Kind ist darum, weil es in sich keinen Gebrauch der Vernunft erfährt, nicht ohne eine vernünftige Seele; ebensowenig sagen wir von einem Trunkenen, daß er der Vernunft und des Verstandes beraubt sei, wenn schon bei ihm weder der Verstand noch der Fuß seine Dienste thut; und ebensowenig hat die Kraft des Lebens den gänzlich verlassen, der nicht allein nach der Meinung der Arzt, sondern auch nach dem eigenen Gefühle des Kranken einem Todten ähnlich ist als einem Lebendigen.

„Werden aber nun darum diejenigen, welche niemals geglaubt haben, ungestraft sündigen? Ich sehe nämlich, daß einige mit diesem Vorwurfe unferer Lehre von der partikularen Erwählung verunehren, nach deren Aufhebung uns doch keinen Trost bleibt, da der Glaube, durch welchen wir gerechtfertigt werden, nur so auf die allgemeinen d. h. allen Sündern den Unterschied dargebotenen Verheißungen hinblickt, daß der Gläubige sich derselben persönlich aneignet. Paulus möge für mich antworten, daß es die Kinder Gottes sind, welche vom Geiste Gottes getrieben werden, und daß darum diejenigen, welche von der Sünde befreit sind, in der Sünde nicht bleiben können. Denn wer da durch den Glauben gerechtfertigt ist, der ist auch durch Christi Geist geheiligt und widersteht darum der Sünde, wenn schon er zuweilen vorübergehend von Gott verlassen zu sein oder er vielmehr Gott verlassen zu haben scheint.

„Daher vernehmen wir in jenen Worten nicht die Stimmen der wahren Gläubigen; und ebensowenig führt uns diese Lehre in einen Abgrund hinab, sondern veranlaßt uns vielmehr, daß je kostbarer die Wirkungen des Glaubens in uns, und je sicherer die Waffen zur Bekämpfung des Satans in diesem so gefahrvollen Kampfe sind, — daß wir mit um so größerer Sorge und Aufmerksamkeit sie zu bewahren trachten, d. h. daß wir aus der Kraft des als ein

sicheres Unterpfand unserer Gotteskindschaft empfangenen heiligen Geistes Gott und der Gerechtigkeit zu leben suchen.

„Sodann mögen diejenigen, welche diese Lehre anfeinden, als ob sie der Sünde Thor und Thür öffne, wissen, daß sie hier ganz ebenso argumentiren, als wenn sie sagen wollten, die Menschen würden dazu angeleitet, sich der Speise und des Trankes zu enthalten, oder sie würden zur Trägheit verleitet, weil wir einen gewissen und ein für allemal festgestellten Termin unseres Leben, der nicht übergangen werden kann, annehmen.“

„Um daher die Erörterung mit wenigen Worten zu beschließen, so halte jeder von uns sich daran fest, daß unser Heil von dem ewigen Rathschluß dessen abhängt, der uns seinen Sohn oder vielmehr seinem Sohne uns gegeben hat und daß dieser uns darüber gewiß macht, daß von denen, die er vom Vater empfangen hat, Niemand verloren gehen werde. Denn es ist durchaus nothwendig, daß unser Heil Dem anvertraut ist, der dasselbe viel sicherer bewahren kann als wir selbst.“

Nachdem hierauf Beza von den Mitteln gesprochen hat, welche der heilige Geist zur Erweckung des Glaubens in unsern Herzen gebrauche, nämlich vom Wort und vom Sacrament, geht derselbe zu einer Beleuchtung des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium zu einander über, die wir ihrer Eigenthümlichkeit und Vortrefflichkeit wegen hier ebenfalls mittheilen.

„23. Was das Gesetz und Evangelium unter sich gemeinsam haben und wodurch sie sich andererseits von einander unterscheiden.“

„Gesetz und Evangelium haben das unter sich gemein, daß jener einige, wahre und unwandelbare Gott der Urheber des Einen und des Andern ist, weshalb keineswegs angenommen werden darf, daß das Gesetz bezüglich seiner Substanz vom Evangelium aufgehoben werde, das im Gegentheil durch dasselbe befestigt wird. Denn Gesetz und Evangelium halten uns einen und denselben Gott und, wenn man die Sache selbst berücksichtigt, eine und dieselbe Gerechtigkeit vor, nämlich diejenige, welche in vollkommener Liebe Gottes und des Nächsten besteht. Aber ein großer Unterschied liegt in dem vor, was wir hinzuzufügen haben, und zwar vor allem in der Art und Weise, durch welche die Gerechtigkeit zu erlangen ist.“

„Denn erstlich ist das Gesetz dem Menschen angeboren, indem Gott die Erkenntniß desselben von Anfang an in das menschliche Herz eingezeichnet hat. Denn wenn späterhin der Herr jenes Gesetz auf zwei Tafeln geschrieben gab, so geschah dies nicht darum, als wenn irgend ein neues Gesetz gegeben würde, sondern um jene ursprüngliche Erkenntniß, welche durch den Fall unserer Natur in uns allmählich zerstört war, in uns wieder herzustellen. Das Evangelium ist eine über die menschliche Natur selbst gerade hinausgehende Lehre, von der die Menschen niemals auch nur etwas vermuthen konnten, so daß sie dieselbe auch jetzt nur durch eine besondere Gabe Gottes

anzuerkennen vermögen. Der Herr offenbarte das Evangelium, wie Moses berichtet, zuallererst dem Adam, sodann den Patriarchen und den Propheten in dem Maße, in welchem es ihm gefiel, bis er uns endlich Jesum Christum wirklich mittheilte. Dieser aber verkündigte und erfüllte das ganze Evangelium in der vollkommensten Weise, was er auch jetzt noch durch die in seiner Kirche geordnete Predigt offenbart und bis an's Ende der Welt offenbaren wird.

„Zweitens, das Gesetz hält uns die Majestät und Gerechtigkeit Gottes vor, so wie sie an und für sich ist, und erschreckt und ertödtet uns darum. Das Evangelium dagegen hält uns zwar dieselbe Gerechtigkeit in Gott vor, aber so wie dieselbe für uns durch die in Christo geoffenbarte Barmherzigkeit verfährt ist.

„Drittens, das Gesetz befiehlt uns die Gerechtigkeit, welche es vorschreibt, und welche in vollkommener Befolgung der Gebote besteht, in uns zu suchen und hält uns darum unser Verderben vor. Das Evangelium dagegen zeigt uns an, wo wir endlich das gewinnen können, was wir sonst nicht haben, und wenn wir dasselbe gefunden haben, wie wir es uns anzueignen vermögen; und darum befreit es uns von dem Fluche des Gesetzes. Endlich preist uns das Gesetz selig, wenn wir es vollkommen erfüllt haben; das Evangelium dagegen verheißt uns das Heil, wenn wir glauben, d. h. wenn wir durch den Glauben Christum, in welchem viel mehr vorhanden ist, als uns fehlt, ergriffen haben werden. Uebrigens ist es uns nicht allein überaus schwer, sondern auch geradezu unmöglich, das Eine und das Andere zu thun, nämlich zu leisten, was das Gesetz befiehlt und durch den Glauben zu ergreifen, was uns in Christo dargeboten wird, weshalb wir noch einen vierten Unterschied des Gesetzes und Evangeliums hervorheben müssen.

„Dieser vierte Unterschied des Gesetzes und Evangeliums besteht darin, daß das Gesetz an und für sich die Wirkung auf uns hat, daß es uns unsere Krankheit anzeigt und dieselbe noch verschlimmert, zwar in seiner Weise durch seine eigene Schuld (denn es ist gut und heilig), sondern vielmehr darum, daß unsere verderbte Natur, je mehr sie gestraft wird, um so mehr in Sündenlust aufwallt, wie der Apostel aus seiner eigenen Erfahrung bestätigt. Das Evangelium dagegen hält uns nicht allein ein sicheres Heilmittel gegen den Fluch des Gesetzes vor, sondern hat auch diese Eigenthümlichkeit, daß es immer die Wirksamkeit des heiligen Geistes mit sich bringt, von welchem wir wiedergeboren und umgewandelt werden, indem er den Glauben als das einzige Mittel zur Ergreifung der dargebotenen Wohlthat in uns erschafft.

„Doch wollen wir nun ausführlicher von dem Buchstaben und Geiste handeln, worüber Einige die verkehrtesten Meinungen vorgetragen haben.

„Ich sage daher nicht, daß das Evangelium der Buchstabe d. h. nur die todtte Lehre sei, inwiefern sie nackt und bloß in der Schrift hingestellt ist;

ich sage nicht, daß es in dem besteht, was man thun muß (denn das ist Sache des Gesetzes), sondern in dem, was man glauben muß, daß nämlich das Heil in Jesu Christo den Gläubigen umsonst verheißen werde. Das Evangelium ist daher Geist d. h. jenes starke und wirksame Werkzeug des heiligen Geistes, dessen sich derselbe bedient, um uns die Kraft des Glaubens an den Inhalt des Evangeliums einzupflanzen d. h. die Kraft der Ergreifung des in Jesu in Gnaden gespendeten Heiles, so daß auch das Gesetz selbst, welches uns in uns verdammt, uns in dem durch den Glauben ergriffenen Christus rechtfertigt und selig macht.

„Dies ist auch der Grund, weshalb ich vorher behauptete, das Gesetz und Evangelium wäre nicht in Beziehung auf die Gerechtigkeit selbst, mit der wir bekleidet sein müssen, um von Gott angenommen, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, von einander verschieden, sondern vielmehr in der Art und Weise der Erlangung der Gerechtigkeit. Denn das Gesetz verlangt dieselbe mit Recht in uns, weil es nicht berücksichtigt, was wir leisten können, sondern was wir leisten müssen, und zwar darum, weil der Mensch durch seine eigene Schuld soweit gekommen ist, daß er nicht mehr genügen kann und deshalb darum, weil er nicht zu genügen vermag, keineswegs für schuldfrei erklärt wird. Hieraus aber folgt, daß uns das Gesetz keineswegs Unrecht thut, nicht einmal dann, wenn es von uns fordert, was zu leisten wir aus eigener Verschuldung unfähig sind.

„Das Evangelium dagegen mildert diese äußerste Strenge des Gesetzes mit dem Honig der Barmherzigkeit, so jedoch, daß der höchsten Gerechtigkeit Gottes nichts entzogen wird. Denn es zeigt uns jenen Bürgen, der nicht nur ausdrücklich Bürgschaft geleistet, sondern auch statt unser Alles, was wir schuldig waren, vollkommen geleistet hat, so daß eben jener strenge Richterspruch des Gesetzes, der uns in uns selbst gänzlich zu Boden warf, in Jesu Christo uns vollkommen wieder aufrichtet und befestigt. Denn da das ewige Leben denen gehört, welche dem Gesetze vollkommen genügt haben, und da Jesus Christus alle Gerechtigkeit zu Gunsten derer erfüllt hat, die ihn durch den Glauben ergreifen würden, so wird es gerade durch die Strenge des Gesetzes selbst begründet, daß diejenigen, welche durch den Glauben mit Christo Eins geworden sind, unmöglich wieder aus dem Heilsbesitz wieder herausfallen können.“ — —

Von nicht geringer Bedeutung sind die Verdienste, welche sich Beza um die Textkritik, Uebersetzung und Auslegung des Neuen Testaments erworben hat. Die erste Ausgabe desselben ließ Beza im Jahr 1565 erscheinen. Die darin gegebene Textrecension beruht zunächst auf der damals schon in drei Ausgaben gelieferten und emendirten Stephanischen Textkritik, und die Ver-

bindung, in welcher Beza mit der Familie Stephanus stand, war die nächste Veranlassung zu den hierauf bezüglichen umfassenden Arbeiten desselben. Beza hatte nämlich aus der Bibliothek des älteren Robert Stephanus ein Exemplar des Neuen Testaments erhalten, dem eine von dessen Sohn Heinrich Stephanus veranstaltete Variantensammlung aus noch mehreren Handschriften beigelegt war, als der Vater in seiner dritten Ausgabe benutzt hatte*). Im Vorwort seiner Ausgabe des Neuen Testaments von 1565 theilt Beza hierüber selbst mit: „Um diese ganze Arbeit herzustellen, habe ich mit den Anmerkungen eines Balla, Peter Stapulensis, Erasmus auch die gelehrtesten Schriften sowohl der Griechen als der Lateiner, auch der Neueren verglichen, und ich gestehe offen, daß ich von denselben wesentlich unterstützt worden bin, wiewohl ich mich weder von Diesen noch von Jenen so abhängig machte, daß ich nicht meinem eignen Urtheil treu geblieben wäre. Zu dem Allen kam noch ein Exemplar aus der Bibliothek unseres Stephanus, welches mit etwa fünfundzwanzig Handschriften und fast allen Druckausgaben von dem Sohne desselben, dem Heinrich Stephanus, welcher die Unerdroffenheit seines Vaters geerbt hatte, auf das Sorgfältigste verglichen war**). Dieses Hülfsmittel gewährte mir vor allen andern in den meisten Fällen die trefflichste Erleichterung, indem ich zuweilen das, was sonst nur auf Conjecturen der Ausleger beruhte, durch die Auctorität irgend einer Handschrift bestätigt fand, während sich mir zugleich andererseits aus den Andeutungen irgend eines Codex das rechte Verständniß gar mancher Schriftsteller ergab.“

So stellte Beza seine erste Textrecension des griechischen Neuen Testaments her, welche er im Jahre 1565 mit der Vulgata, mit seiner eignen lateinischen Uebersetzung und mit seinen Anmerkungen zum Neuen Testament veröffentlichte. Auf diese erste Ausgabe ließ dann Beza (im Jahre 1582) noch eine zweite folgen, zu deren Bearbeitung er, außer nochmaliger Vergleichung alles bisher schon benutzten Materials, einen von ihm im Kloster des heiligen Irenäus zu Lyon gefundenen und hernach von ihm der Universität Cambridge geschenkten Codex (den Codex C.) und einen andern (jetzt auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen) Codex, den er aus Clairmont in Beauvoisis erhalten hatte (daher Codex Claramontanus genannt), sowie die syrische Peschito und theilweise (zur Apostelgeschichte und den Corinthervbrieffen) eine lateinische Uebersetzung der arabischen Version benutzte.

*) G. W. Meyer, Geschichte der Schrifterklärung seit Wiederherstellung der Wissenschaften, B. II, S. 72.

***) Meyer vermuthet richtig, daß dieses Manuscript das nachher mehrfach bereicherte Autographum gewesen sein möchte, welches der dritten Stephanschen Ausgabe zu Grunde gelegen hat.

Beza's kritische Arbeiten sind sehr oft in der ungünstigsten Weise beurtheilt worden. G. W. Meyer z. B. äußert sich über dieselben in seiner „Geschichte der Schrifterklärung seit der Wiederherstellung der Wissenschaften“ (B. II, S. 72 — 75): „War gleich Beza durch diese schätzbare Acquisition (der Stephanischen Variantensammlung) in den Stand gesetzt, schon etwas Bortzüglicheres zu leisten als sein Vorgänger, da doch sein Apparat mit den Auszügen von etwa zehn Handschriften bereichert war, so sieht man sich doch auch hier wieder (wie bei Robert Stephanus) zu neuen Klagen über Nachlässigkeit und Mangel an ächt kritischen Grundsätzen, die von Unerfahrenheit in einem so intricaten Geschäft zeugen, auf's Vollkommenste berechtigt. Denn er scheint so wenig um die wahre Beschaffenheit und den Werth der Handschriften, die in der Stephanischen Collation benutzt waren, bekümmert, als um die Würdigung der Stephanischen Ausgabe, die er zum Grunde legte, besorgt gewesen zu sein*), so wenig die Mängel dieser letzteren gekannt, als von der besten Art, denselben abzuhelpen, eine richtige Idee aufgefaßt zu haben. Er machte also von seinem Borrath verschiedener Lesarten nur einen äußerst karglichen Gebrauch und entfernte sich in seiner ersten Ausgabe nur äußerst selten vom Stephanischen Text. Und wenngleich er bei der zweiten vollständigeren Ausgabe sich durch noch mehrere schätzbare Hülfsmittel unterstützt sah und wenngleich er unleugbar in jeder Ausgabe immer nachzuhelpen suchte, so reicht doch dies Alles noch nicht hin, um den Vorwurf einer ungemeynen Sorglosigkeit und eines durchaus willkürlichen und unkritischen Verfahrens von ihm abzuwälzen. Denn so sehr er auch die neuerlangten Handschriften als schätzbare Hülfsmittel preist, so zieht er doch noch lange nicht ganz von ihnen den Nutzen zur Berichtigung seines Textes, den er davon hätte ziehen können. Und man muß sich in der That wundern, daß er nur gar zu oft in seinem Text eine Lesart beibehält, die er in seiner Uebersetzung oder in den Anmerkungen, zum Theil aus guten Gründen, für verdächtig erklärt oder ganz verwirft, und durch eine andere, die sich ihm dargebotten hatte, ersetzt. Wie er nun bei Aenderung oder Nichtänderung seines Textes zu wenig ein regelmäßiges Verfahren beobachtete, so verräth sich ein ähnlicher Mangel an bestimmten Grundsätzen nicht weniger in den Aenderungen selbst, die er beliebte, und in dem verschiedenen Gebrauch der Quellen, woraus er schöpfte. Denn er mag hier bald die Lesart eines einzigen Zeugen, wie etwa allein des Syrcers, oder allein der Vulgata, oder allein irgend einer Handschrift allen andern vorziehen und sich dadurch ohne

*) Nach der eignen Aubeutung Beza's ist dieß doch nicht ganz richtig. Denn Beza sagt, was die Sorgfalt, mit welcher er arbeitete, betrifft, im Vorwort seiner Ausgabe des N. Testaments am Schluß der oben angezogenen Stelle: *In quo tamen hunc modum tenuimus ut admonitione contenti, ex ingenio aut simplici coniectura ne apicem quidem mutaremus.*

hinreichende Gründe von andern Ausgaben entfernen; bald einer bloßen Conjectur, die er in den Text aufnimmt, das Ansehen einer Lesart, die durch Zeugen bestätigt wird zugestehen: so verräth sich überall seine regellose Willkür auf gleiche Weise. Dabei darf man es ihm wohl endlich am wenigsten hoch anrechnen, wenn er sich bei Anführung seiner Stephanischen Handschriften oft sehr verworren und unbestimmt ausdrückt, und wenn er die ihm zugekommene so berühmte Handschrift (Codex Cantabrigiensis) und die zweite Handschrift des Stephanus als zwei verschiedene sich wechselseitig bestätigende Zeugen aufführt, da sie doch beide nur für den nämlichen, aber unter verschiedener Benennung zu halten sind.“

Allerdings mag so über Beza's neutestamentliche Textkritik vom Standpunkte der Anforderungen aus, welche die neuere Wissenschaft an dieselbe macht, geurtheilt werden. Dabei ist aber zu beachten, daß die Regeln der Textkritik in jener Zeit noch nicht die entfernteste Feststellung erhalten hatten, und daß Beza das unbestreitbare Verdienst eignet, die Auffindung derselben zuerst vorbereitet zu haben. Es erklärt sich daher, daß der von Beza festgestellte Text der Stephanischen Ausgaben des Neuen Testaments, späterhin von den berühmten Leidener Buchhändlern, den Elzeviren, in einer Masse neuer Ausgaben verbreitet, bis auf die neuere Zeit als *textus receptus* in Geltung bleiben konnte *).

Indessen werden jedenfalls Beza's Verdienste um die Textkritik des Neuen Testaments von den Verdiensten, welche sich derselbe um die Uebersetzung und Auslegung der Schrift erworben hat, überboten. Eine lateinische Uebersetzung des Neuen Testaments mit erklärenden größeren Anmerkungen gab Beza zuerst im Jahre 1556 heraus. Später nahm derselbe seine größeren Anmerkungen in seine Ausgaben des griechischen Textes auf. Kürzere Anmerkungen oder Randglossen fügte er zu seinen Ausgaben oder Uebersetzungen des Neuen Testaments seit 1565 hinzu.

Beza's Absicht war es zunächst, durch eine treue Uebertragung des Neuen Testaments die von ihm als unbrauchbar erkannte Uebersetzung Castalio's zu verdrängen. Er wollte eine Uebertragung des Neuen Testaments liefern, welche an die überlieferte und Jedermann geläufige Ausdrucksweise der Vulgata sich möglichst anschließend den griechischen Text vollkommen wortgetreu im lateinischen Idiom wiedergebe. In dem Vorwort seiner Ausgabe des Neuen Testaments von 1565 bemerkt Beza hierüber: „Ich habe mich ganz besonders bemüht, nicht allein von den griechischen Worten, sondern auch von dem seit Alters überlieferten Text so wenig als möglich abzuweichen. Die eigentlichsste Bedeutung der Worte habe ich so

*) Schröder, Kirchengesch. seit der Reform., B. V S. 94 und Tischendorf in Herzogs Realencyclopädie, B. II.

streng festgehalten, daß ich mich auch, so viel es geschehen konnte, synonyme Ausdrücke enthielt. Die einzelnen griechischen Worte suchte ich überall in derselben Weise auszudrücken, außer wo eine verschiedene Bezeichnung vorlag oder irgend eine eigenthümliche Beziehung in Betracht kam, welche ich auch meistens kurz hervorgehoben habe. Die Hebraïsmen habe ich sowohl in den einzelnen Ausdrücken als in ganzen Wendungen meistens beibehalten, wobei mir ebensowohl die Commentare der hervorragendsten Gelehrten als der Fleiß und die Gelehrsamkeit einiger meiner Freunde und Collegen von großem Nutzen gewesen ist. Dabei habe ich, um die Hebraïsmen lateinisch wieder zu geben, lieber auf classische Latinität verzichtet, als (wie es Sebastian Castellio gethan hat) mich auf kühne Wagnisse einlassen wollen. Denn jenes hebräische Idiom scheint, zumal in Dem, was sich auf die Religion bezieht, das Meiste mit einer Kraft und Göttlichkeit auszudrücken, welche in keiner andern Sprache vollkommen dargestellt zu werden vermag. Wenn daher der heilige Geist, indem er sich der griechischen Sprache bediente, sich derartiger Hebraïsmen nicht enthielt, und wenn außerdem die gelehrtesten Uebersetzer der Griechen dieselben nicht etwan verwarfen, sondern zur Verzierung ihrer Schriften gebrauchten, so ist, meine ich, kein Grund vorhanden, weshalb mein Verfahren zu tadeln wäre. Da außerdem in der Auffassung jener Hebraïsmen selbst die gelehrtesten Schriftsteller nicht immer mit einander übereinstimmen, so habe ich es für besser gehalten, dieselben zu lassen wie sie sind, als durch Eine geltend gemachte Auffassung alle anderen ohne Weiteres zu beseitigen.“

Zur Ausführung einer solchen Arbeit war allerdings Beza durch seine exacte philologische Bildung befähigt wie wenige Andere und in der That zeichnet sich Beza's Uebersetzung durch Treue, Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks sehr vortheilhaft aus. An vielen Stellen ist die Vulgata durch ihn in der glücklichsten Weise corrigirt; z. B. Röm. 3, 20, wo Beza übersetzt: Propterea ex operibus legis nulla caro iustificabitur, während die Vulgata liest: ex operibus legis non iustificabitur omnis caro; ebenso Ephes. 3, 19 und an vielen andern Stellen. Aber nicht immer vermochte sich Beza von der Vulgata in der nöthigen Weise frei zu machen. So übersetzt derselbe z. B. das $\epsilon\pi' \omega$ an der Stelle Röm. 5, 12 nicht nach Erasmus mit propterea quod, sondern nach der Vulgata mit in quo. An einzelnen Stellen dagegen hat Beza die Vulgata ohne Grund verlassen. Z. B. Joh. 18, 22 übersetzt derselbe: bacillo caecidit Jesum, während die Vulgata richtiger liest: dedit alapam.

Daß Beza's Uebertragung des Neuen Testaments von seiner Dogmatik abhängig war, begreift sich natürlich von selbst, und hin und wieder war dieses für Beza's Arbeit von nachweisbarem Nutzen, indem es z. B. ganz richtig war, daß Beza, dem Calvinischen Lehrsystem entsprechend, das griechische $\mu\epsilon\tau\alpha\nu\omicron\epsilon\iota\tau\epsilon$ nicht mit poenitentiam agite, sondern mit respiscite

übersetzte. Dagegen war es vom Uebel, daß er, um nur nichts dem Lehrsystem zu vergeben, 1. Tim. 2, 4 übersetzte: *qui quosvis (nicht omnes) homines vult servari*, und Joh. 1, 12: *dedit eis hanc dignitatem, ut filii Dei fierent*. Späterhin übersetzte Beza hier: *hoc ius*, aber ja nicht: *hanc protestatem*, weil sonst der Synergismus Melancthon's herauskommen würde.

Es erklärt sich hieraus, daß die Urtheile über Beza's Uebersetzung weit auseinandergehen. Während Elias du Pin dieselbe für die beste protestantische Bibelübersetzung erklärt, wußten die Arminianer und Socinianer sie nicht hart genug zu verurtheilen. Curcelläus sagt von Beza, er habe in seiner Uebersetzung die heilige Schrift mit unerträglicher Eizenz verdreht, damit dieselbe nur seinen Privatmeinungen nicht zu widersprechen scheine*); und Neuere urtheilen oft nicht günstiger. Namentlich ist auch G. W. Meyer geneigt, die Mängel der Uebersetzung Beza's sehr stark hervorzuheben, wobei jedoch freilich sein Urtheil schließlich zum entschiedensten Lobe Beza's ausfällt. Meyer erklärt nämlich**): „So billig die Bedingungen waren, die Beza sich selbst vorschrieb, um nur eine treue, nicht eine schöne Uebersetzung zu liefern, so sehr ist es zu bedauern, daß er gar zu oft dieser seiner Vorschrift untreu ward. Nicht genug, daß er ebenfalls bei sehr vielen Stellen ganz ohne Noth von dem Ausdruck der Vulgata abwich, blos, wie es scheint, um zu variiren(!), und daß er wenigstens in etlichen Stellen ebenfalls den kirchlich gewordenen Sprachgebrauch vernachlässigte, welches er an Castalio so bitter rügte. Denn dieß hätte sich sehr wohl rechtfertigen lassen, wenn er sich nicht selbst die möglichste Beibehaltung des Ausdrucks der Vulgata zur Pflicht gemacht hätte. Aber es ist auch sein Mangel an übereinstimmendem Verfahren in seiner ganzen Uebersetzung ebenso bemerklich, als sein Schwanken in Ansehung der zu befolgenden Lesart unverkennbar ist. Bald bestrebt er sich ganz ohne Noth, jeden Ausdruck seines Originals, jedes zusammengesetzte Wort und jede Partikel so buchstäblich als möglich, wenngleich unverständlich, nachzubilden und tadelt vielleicht noch die Vulgata, weil sie nicht trenn genug, d. i. hier, nicht buchstäblich genug übersetzte. Bald erlaubt er sich wieder größere Freiheiten, übersetzt erklärend oder umschreibend, ja entfernt sich vielleicht ebensosehr von dem Sinn seines Originals als von der eigentlichen Bedeutung der einzelnen Wörter, und es ist kaum zu leugnen, daß seine Uebersetzung in manchen Stellen zu wenig natürlich, vielmehr sehr gesucht und affectirt ausfällt, wo er glaubt, daß eine gewöhnlicher und natürlicher Uebersetzung zu wenig den Sinn des Originals erschöpft. Er bemüht sich endlich bei mehr als einer Gelegenheit, die eigenthümlichen Meinungen seiner Partei vom unbedingten göttlichen Rathschlus

*) Vergl. *La France protestante*, s. v. Bèze, S. 276.

***) *Gesch. der Schriftklärung*, B. II. S. 299.

und dergleichen in seiner Uebersetzung so viel bestimmter anzudeuten, je leidenschaftlicher er für dieselben eingenommen und je verhafter ihm die Version des Castallo geworden war, die bei Stellen dieser Art eine entgegengesetzte, aber ihm durchaus verdächtige und gefährliche Denkart zu verrathen schien. Gleichwohl hat diese Uebersetzung in andrer Rücksicht wieder sehr entschiedene Vorzüge, da sie — diese freilich bedeutenden Mängel abgerechnet — in vielen andern Stellen nicht gemeine Sprachkenntnisse ihres Verfassers an den Tag legt, sich vielfältig ebenso sehr durch Treue als durch Verständlichkeit auszeichnet und gar oft die Stelle eines Commentars vertreten kann.“

Im Betreff der Auslegung des Neuen Testaments bezeichnet Beza (im Vorwort seiner Ausgabe desselben) genau, worauf es ihm dabei ankam: „In den Anmerkungen machte ich es mir zur Aufgabe,“ sagt Beza, „Alles so zu erläutern, daß Nichts in einer Weise auf Ostentation berechnet zu sein scheinen sollte. Mich daher auf die Auslegung der Worte und Redeformen beschränkend, fügte ich Beispiele hinzu, die ich aus den Profanscribenten entlehnt hatte, nicht so oft es mir gefiel, sondern so oft ich es für nöthig hielt. Auf die Sachen selbst ging ich dann ein, wenn es mir schien, daß die Entwicklung eines Gedankens mit der Auslegung der Worte nothwendig zu verbinden sei. Unter den Alten habe ich den Origenes scharf getadelt, den ich so wenig mit Erasmus allen andern Kirchenvätern vorziehen kann, daß ich im Gegentheil offen gestehe, niemals einen unreineren Schriftsteller gefunden zu haben. Unter den Neueren habe ich den Castello an einzelnen Stellen mitgenommen, weil mir seine Verwegenheit ganz unerträglich vorkam.“

Die (übrigens sehr zahlreichen) Anmerkungen Beza's zum Neuen Testamente enthalten daher nicht sowohl eine erläuternde Reproduction des gesammten Schriftinhaltes als vielmehr eine Beleuchtung und Erklärung der einzelnen Worte und Redewendungen; und dabei hat Beza viel Vortreffliches geleistet, weshalb selbst G. W. Meyer (II, S. 476) gesteht: „Freilich enthalten seine kurzen aber gedrängten Anmerkungen, die sich mehr auf das Einzelne erstrecken, als ein Licht über das Ganze verbreiten, mehrere glückliche Versuche, bald durch gute Anwendung einer mannigfaltigen Sprachkenntniß, bald durch Vergleichung der alten Uebersetzungen, den biblischen Sprachgebrauch gehörig aufzuklären, wie dies besonders Joh. 1, 1 der Fall ist. Auch fehlt es nicht ganz an einzelnen Stellen, die er auf seine eigene Weise recht gut aufgefaßt hat, wie Joh. 1, 15; 1 Kor. 11, 10; 2 Kor. 12, 7.“ Aber von Einem Hauptfehler ist Beza als Exeget nicht frei zu sprechen: Durchweg liefert ihm nämlich die Dogmatik, welche für ihn ein für allemal feststand, die entscheidenden exegetischen Kriterien, was sich nicht bloß darin zeigt, daß er überall, wo es nur möglich war, zur Auslegung

der Schriftworte seine prädestinarianischen Sätze herbeizieht, sondern auch in vielen anderen Punkten hervortritt *).

Literargeschichtlich kommt verhältnismäßig am wenigsten diejenige Wirksamkeit, welche Beza als Kanzelredner ausübte, in Betracht: Allerdings gehörten Beza's Predigten zu den wesentlichsten Impulsen, welche auf das Leben Genfs einwirkten. Denn Beza predigte unablässig, oft Tag für Tag, und die Lebendigkeit und Eindringlichkeit seiner Vorträge, sowie das eminente Ansehen seiner Person schaarste nicht blos die Bewohner der Stadt um seine Kanzel, sondern führte ihm oft auch weither Zuhörer von Distinction zu, welche ganz besonders zu dem Zweck nach Genf kamen, um die Predigten des gefeierten Kirchenlehrers zu hören. Aber nur sehr wenige seiner Predigten sind gedruckt, und unter diesen können nur die im Jahr 1591 über die Leidensgeschichte Christi gehaltenen Kanzelreden (die Beza im folgenden Jahre veröffentlichte) ein besonderes Interesse erwecken. Beza hielt nämlich diese Predigten während des für Genf so gefährlichen Krieges, den diese Stadt drei Jahre lang (1590—1592) gegen Savoyen führte. Die Predigten tragen daher durchweg das Gepräge der politisch so erregten Zeit, in welcher Beza, ein zweiundstebenzigjähriger Greis mit dem Feuer der Jugend und mit dem gereiften Urtheil des höheren Alters zur Wahrung der theuren Güter dieser Mutterstadt des Protestantismus ermahnte und die Fragen, von denen alle beschäftigt waren, so wie es das Evangelium forderte, beantworten lehrte.

Eine eigentliche homiletische Meisterschaft besaß Beza nicht. Wenigstens lassen die handschriftlich vorhandenen Predigten desselben allerlei Extravaganzen, Plattheiten und sonstige Mängel erkennen, die vielleicht aus der Flüchtigkeit und Uebereilung, mit welcher Beza dieselben im Drange der Geschäfte niederschrieb, zu erklären sind, die es aber jedenfalls unmöglich machen, Beza's Predigten als mustergültig zu bezeichnen **).

*) Zur Stelle 1 Tim. 3, 16 bemerkt Beza kurzer Hand: Non mirum, locum hunc foede fuisse a diabolo depravatum; — non dubium, Dei nomen sublatum fuisse ab iis, qui vel divinitatem Christi vel utriusque naturae unionem iam inde ab ipso conceptionis momento negabant.

***) Ausführlichere Mittheilungen über die Predigtweise Beza's s. bei *Sayons*, S. 288 — 315.

§ 2.

Beza's Schriften.

1548.

I. Theodori Bezae, Vezelii, Poemata, Lutetiae, ex officina Conradi Badii, sub praelo Ascensiano e regione gymnasii. Barbatae 1548, 8. Bald darauf erschien ein Nachdruck (Theodori Bezae, Vezelii, Poemata juvenilia) in 16. ohne Angabe des Orts und des Jahres und ohne Beza's Genehmigung. Eine zweite Ausgabe besorgte Beza im J. 1569. Unter den späteren Ausgaben gilt die von 1599 in 16. als die vollständigste und correcteste. Oft erwähnt wird die von dem Baron Wenzeslaus Mertovski von Zastrissel (der sich von Beza alle lateinischen Poesien desselben zur Veranstaltung einer vollständigen Ausgabe hatte anvertrauen lassen) veröffentlichte Edition: Theodori Bezae Vezelii Poemata varia, Sylvae, Elegiae, Epitaphia, Epigrammata, Icones, Emblemata, Cato Censorius, Abrahamus sacrificans, omnia ab ipso Auctore in unum corpus collecta et recognita, 4. apud Henricum Stephanum 1597. Der letzte Abdruck dieser Gedichte, insgemein Juvenilia genannt, erschien, so viel bekannt ist, im J. 1757 unter dem Titel „F. B. Poemata“. — Auf einer mir vorliegenden Lyoner Ausgabe, welcher das Datum fehlt, lautet der Titel vollständig: Poemata Theodori Bezae Vezelii, quibus continentur sylvae, epitaphia, icones, epigrammata: quae juvenis adhuc ingenii exercitandi gratia conscripsit et divulgari passus est. Nunc denuo recusa. — Lugduni. — (Mit Beza's Dedicacion an Volmar 118 SS. in 16.)*.

*) Um wenigstens nur Eine Probe von Beza's lateinischen Dichtungen zu geben, theilen wir eins der am meisten besprochenen Gedichte mit:

Theodorus de sua in Candidam et Audebertum
benevolentia.

Abest Candida; Beza, quid moraris?
Audebertus abest, quid hic moraris?
Tenent Parisii tuos amores,
Habent Aurelii tuos lepores,
Et tu Vezeliis manere pergis,
Procul Candidulaque amoribusque
Et leporibus, Audebertuloque?
Immo Vezelii procul valete,
Et vale, pater, et valete, fratres,
Namque Vezeliis carere possum,
Et carere parente, et his et illis,
At non Candidulâ Audebertuloque?
Sed utrum, rogo, praeferam duorum?
Utrum invisere me decet priorem?
An quenquam tibi, Candida, antepoenam?
An quenquam anteferam tibi, Audeberte

1549.

II. *Brevis et utilis Zoographia Joannis Cochlaei. Theodoro Beza Vezelio auctore* (s. l.) 1549 mense Augusto in 8. (Abgedruckt bei Baum I. S. 357—363.) Beza empfiehlt es hier Gegnern, diesen Papisten in seiner Zoologie unter die seltsamsten Ungeheuer zu classificiren.

1550.

III. *Abraham sacrificans, tragédie française. Gen., Conrad Badius, 1550, in 8.* — Neue Ausgaben unter dem Titel: *Le sacrifice d'Abraham, tragédie française, séparée en trois pauses, à la façon des actes de comédies, avec des choeurs, un prologue et un épilogue.* Paris, H. Estienne, 1552 in 8., später Brunet (Paris) 1553. Neu aufgelegt unter dem ersten Titel: (Gen.) J. Crespin, 1561 in 8. Widdelburg, 1701 in 8. In englischer Uebersetzung London, 1577 in 8., in lateinischer Uebersetzung von Jacob Bruno zu Amsterdam, sowie von J. Jacomot, unter dem Titel: *Abrahamus sacrificans, tragoedia latina a Joann. Jacomoto Barrensi conversa* (mit dem *Poemata* n. gedruckt Gen., 1597 in 4. mit dem Gesamttitel: *Poemata varia, sylvae, elegiae, epitaphia, epigrammata, icones, emblemata, Cato Censorius, Abrahamus sacrificans, omnia ab ipso auctore in unum corpus redacta.*) H. Stephan. in 4.

In der France protestante s. v. Bèze, wird noch bemerkt (IV, S. 274): *La Bibl. du Théâtre français cite, en outre, une édition in — 12 de Lyon, sans date ni nom d'auteur, dont elle donne ainsi le titre Tragédie française du sacrifice d'Abraham, necessaire à tous chrestiens pour trouver consolation au temps de tribulation et d'adversité. L'auteur de cet estimable recueil renvoie pour l'analyse de cette pièce, quil attribue à Bèze, à celle qu'il a donnée un peu plus haut du Sacrifice d'Abraham à huit per-*

*Quid si me in geminas secem ipse partes,
Harum ut altera Candidam revisat,
Currat altera versus Audebertum?*

*At est Candida sic avara, novi,
Ut totum cupiat tenere Bezam;
Sic Bezae est cupidus sui Audebertus,
Bezâ ut gesciat integro potiri.
Amplector quoque sic et hunc et illam,
Ut totus cupiam videre utrumque,
Integrisque frui integer duobus.
Praeferre attamen alterum necesse est,
O duram nimium necessitatem!*

*Sed postquam tamen alterum necesse est,
Priores tibi defero, Audeberte;
Quod si Candida forte conquatur,
Quid tum? basiolo tacebit imo!*

Der Dichter führt also hier in seiner leichten, launigen Weise den Gedanken aus, daß die Liebe zwar süß, daß aber die Freundschaft ernster, werthvoller und derselben vorzuziehen ist.

sonnages, nouvellement corrigé et augm., et joué devant l'hostel de Flandres à Paris, et depuis à Lyon l'an 1539. Hiernach ist es selbstverständlich, daß diese Tragödie mit der von Beza im J. 1550 gedichteten nicht identisch sein kann, und daß die erstere überhaupt irrthümlich unserem Beza beigelegt wird. Uebrigens fährt der Verfasser fort: Nous regrettons, que le désordre, qui regne dans notre Bibl. nationale, où les livres rares, bien que portés sur le catalogue, se retrouvent difficilement, ne nous permette pas d'éclaircir cette difficulté.

1553.

IV. Epistola magistri Benedicti Passavantii, 1553; später öfters wieder herausgegeben, z. B. in der Ausgabe der Epistolae virorum obscurorum, Londini 1710, 12.

Um eine Probe von der macaronischen Sprache und dem Stil zu geben, in welchem diese auf den Präsidenten Lizet verfaßte „belle drôlerie“ (wie Florimond de Raemond diese Satire nennt) geschrieben ist, theilen wir mit das darin enthaltne:

Epitaphe de messire Pierre Lizet, preux et vaillant
champion.

Hercule desconfit jadis
Serpens, géans et autres bestes,
Roland, Olivier, Amadis
Feirent voler lances et testes.
Mais n'en déplaist à leurs conquestes,
Lizet, tout sot et ignorant,
A plus fait que le demourant
Des preux de nations quelconques.
Car il fait mourir en mourant
La plus grande beste qui fut oncques.

1554.

V. De haereticis a civili magistratu puniendis, adversus Martini Bellii farraginem et novorum academicorum sectam. Oliva Roberti Stephani, 1554, 8.; zweite Ausg. 1592.; französisch von Nicol. Colladon, Genf, 1560, 8. In den Tract. theol. Tom. I. S. 85—169.

1555.

VI. Summa totius Christianismi sive descriptio et distributio causarum salutis electorum et exitii reprobatorum ex sacris literis collecta. 1555. — In den Tract. theol. I. p. 170—205. Die Briève exposition de la table ou figure contenant les principaux points de la religion chrétienne, welche in der France protestante irrthümlich in das Jahr 1560 verlegt wird, ist mit der Summa etc. identisch.

1556.

VII. De theologo s. de ratione studii theologici LL. IV. Argent. 1556.

VIII. Annotationes in Novum Testamentum, Paris 1556. fol., späterhin öfters (Zürich 1559; Genf, 1565, 1582, 1588, 1598, 1642) wieder herausgegeben.

IX. *Novum Testamentum Domini nostri Jesu Christi latine iam olim e veteri interprete, nunc denuo a Th. Beza versum, cum eiusdem annotationibus, in quibus ratio interpretationis redditur.* Genevae, Oliva Rob. Stephani, 1556, fol., Lond. 1579. 1587, Amsteld. 1624, 24.

X. *Setanteneufpseaulmes mis en rithme francoise, quarante-neuf, par Clement Marot, avec le cantique de Siméon et lex dix commandemens.* Gen., Simon du Bose, 1556 in 24. Schon im J. 1553 hatte Beza ein Fragment einer von ihm angefertigten Psalmenübersetzung edirt; aber erst im J. 1560 erschien der ganze Psalter französisch unter dem Titel: *Pseaumes de David mis en rithme francoise par Clement Marot et Théodore de Bèze, avec nouv. et facile methode pour chanter chacun couplet.* Par Pierre Dauantis, dit Antesignanus, qui y a ajouté une préface datée de Gen. 18. Septb. 1560. Ein neuer Abdruck dieser Ausgabe erschien 1563 zu Lyon bei Antoine Vincent mit einem Geschichtskalender in 8. Eine andere Ausgabe von demselben Jahre (bei Jean de Lournes zu Lyon) war mit einem königlichen Privilegium ausgestattet.

1557.

XI. *Confessio fidei doctrinaeque de coena Domini exhibita illustrissimo principi Wirtembergensi.* 1557. Abgedruckt bei Baum I. 405.

XII. *Confessio doctrinae ecclesiarum Gallicarum exhibita theologis Augustanae confessionis in colloquio Wormatiensi.* Abgedruckt bei Baum, I, 409.

1558.

XIII. *Ad sycophantarum quorundam calumnias, quibus unicum salutis nostrae fundamentum i. e. aeternam praedestinationem evertere nituntur, responsio Theodori Bezae Vezelii. (Threnorum 3: Quis est, qui dixit: fuit hoc at Dominus non praecipit? Ex ore domini non proficiuntur prospera et adversa.) — Excudebat Conradus Badius 1558. Genevae, in 8. — (gegen Castellio gerichtet.)*

1559.

XIV. *De coena Domini plana et perspicua tractatio, in qua Joachimi Westphali calumniae postremum editae refelluntur. Theodoro Beza auctore. Oliva Roberti Stephani, 1559 in 8. In den Tract. theol. I. p. 211 — 258.*

1560.

XV. *Confessio christianae fidei et eiusdem collatio cum papisticis haeresibus.* Gen. 1560 in 8. — Ursprünglich hatte Beza diese Schrift, in französischer Sprache ausgearbeitet und mit einer an seinen Lehrer Melchior Wolmar gerichteten Dedicatio veröffentlicht. Aber die erste Ausgabe dieser französischen Bearbeitung scheint verschwunden zu sein. Die zweite Ausgabe derselben führt den Titel: *Confession de la foy chrestienne, contenant la confirmation*

d'icelle et la refutation des superstitions contraires; avec un abrégé d'icelle. Genève. Conrad Badius, 1559 in 24. Spätere Ausgaben erschienen 1564 in 16., und in englischer Uebersetzung London 1563 und 1585 in 16. Auf vielseitig geäußertes Verlangen fertigte Beza die im J. 1560 erschienene lateinische Bearbeitung der Bekenntnisschrift an, welche ebenfalls an Wolmar dedizirt ist und worin einzelne Punkte eingehender erläutert wurden. In den Tract. theol. ist dieses Bekenntniß Tom. I. p. 1—80 abgedruckt. „Welchen Anklang diese Schrift Beza's gefunden habe und wie wohlthätig dieselbe für alle die Unentschiedenen 2c. gewesen sei, bezeuget schon der Umstand, daß im dritten Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, nebst den nicht minder zahlreichen lateinischen, schon die sechste französische Auflage allein in Genf, und gleichzeitig mit dem ersten Druck auch die italienische Uebersetzung von Francesco Cattani, einem aus Italien vertriebenen Flüchtling erschien. Ueber hundert Jahre noch war dieses Werk Beza's so verbreitet und wirksam, daß der Erzbischof von Paris dasselbe im Jahre der Aufhebung des Edictes von Nantes in einem besondern Rundschreiben verdammt*)."

Das Bekenntniß handelt in sechs Kapiteln von der Trinität, von der Person des Vaters, von Jesu Christo, vom heiligen Geiste, von der Kirche und vom jüngsten Gericht, worauf noch ein siebentes Kapitel mit einer „kurzen Antithesis des Papstthums und des Christenthums“ folgt. Jedes Kapitel zerfällt in zahlreiche Unterabtheilungen. Das Ganze enthält eine meisterhaft ausgearbeitete Darstellung aller wesentlichen Sätze des reformirten Lehrsystems**).

In den Tract. theol. folgt auf diese Confessio von S. 80—84

Altera brevis fidei confessio et eiusdem cum
superiore argumenti

aus 34 kurzen Abschnitten bestehend.

1561.

XVI. *Κρωφάγια* sive Cyclops, "Ὀνος συλλογιζόμενος sive Sophista. Dialogi duo de vera communicatione corporis et sanguinis Domini, adversus Tilemanni Heshusii commenta. Genev. 1561 in 8. Tract. theol. I. p. 259—336.

XVII. *Abstersio calumniarum, quibus Calvinus aspersus est ab Heshusio.* Genev. 1561 in 8. Abgedruckt in Tract. theol. I.

XVIII. *Les harangues de Bèze faites au colloque de Poissy, 1561, in 8. — Sermon fait au colloque de Poissy, Genève, 1561, 8. — Ce qui a été proposé au colloque de Poissy par Th. de Bèze, Genève, 1561, 8.*

1562.

XIX. *Oraison exhortatoire fait et prononcée en latin (5. Juni 1559) par devant les sieurs syndics et conseil*

*) Baum, II. S. 83.

***) Daher wäre die Veröffentlichung einer wortgetreuen Uebersetzung dieser hochwichtigen Schrift dringend zu wünschen.

de Genève, lors de l'élection du recteur des écoles, trad. en franc. et impr. avec les ordonnances ecclésiastiques de l'église de Genève, 1562.

XX. Formulaire de Confession de foi que les escoliers auront à faire souscrire entre les mains du recteur de l'académie de Genève. Genève, Artus Chauvin, 1562, 4.

1563.

XXI. Vie de I. Calvin, 1563 (1564?). 8. In englischer Uebers. London 1564, 8., in lateinischer Uebers. 1565 erschienen, und Eingang des Commentars Calvins zum Buch Josua sowie in den tract. theol. II. abgedruckt. Eine deutsche Uebers. erschien im J. 1565 unter dem Titel: Historia vom leben und Christlichen Abschied auf dieser Welt, des Ehrwürdigen Herrn Johannis Caluini, zur vorrede auf seine, nach seinem Thod außgangene außlegung vber das Buch Josua, kurzlich beschriebene durch Theodorum von Beza, und jetzt, newlich auß dem Franckösischen ins Teutsch verdolmetschet. Gedruckt in der Churf. Statt Heydelberg, durch Michael Schirat. 1565. 4.

XXII. Ad Franc. Balduini Ecebolii apostatae convicia responsio. Genev. 1563. 8. — Mit einem Vorwort Calvins. In den Tract. theol. II, p. 201 — 234 abgedruckt.

XXIII. Responsio ad defensiones et reprehensiones S. Castellionis, quibus suam Novi Test. interpretationem defendere adv. Beza et eius versionem vicisim reprehendere conatus est. In hoc libello multi N. T. loci accuratissime excutuntur, quorum indicem adiecimus. 1563. Excud. Henr. Stephanus. — Diese Schrift, welche zunächst an das geistliche Ministerium zu Basel gerichtet ist, weil Castellio von diesem die Erlaubnis zur Herausgabe seiner defensionen erhalten hatte, ist mehreren folgenden Ausgaben von Beza's griechisch-lateinischem Neuen Testament beigelegt worden.

1565.

XXIV. Jesu Christi D. N. Novum testamentum sive novum foedus, cuius graeco textui respondent interpretationes duae, una, vetus: altera, nova, Theodori Bezae, diligenter ab eo recognita. Eiusdem Th. Bezae annotationes, quas itidem in hac secunda editione recognovit et accessione non parva locupletavit. Indices etiam duo, theologis (praesertim Hebraicae, Graecae et Latinae linguae studiosis) multum profuturi adiecti sunt. — Anno 1565. Henr. Stephanus. — Das an die Königin Elisabeth von England gerichtete Dedicationsvortrag ist vom 19. Decbr. 1564 datirt. Der griechische Text, die Uebers. Beza's und sodann die Vulgata sind in drei Columnen nebeneinander gestellt, unter denen sich die Anmerkungen befinden. — Diese sogenannte „zweite Ausgabe des N. Testaments“ (mit Beziehung auf die schon früher erschienene lateinische Uebersetzung des Herausgebers, die 1556 allein, 1559 mit dem Stephanischen Text veröffentlicht war) erschien in neuer Auflage 1571. Eine zweite Bearbeitung seiner Ausgabe des N. Testaments veröffentlichte Beza im. J. 1582, jedoch mit der

auf dem Titel angegebenen Bezeichnung „*tertia editio*.“ Die geschätzteste Ausgabe derselben ist die holländische von 1633 in 12.

XXV. *Responsio ad argumenta Joh. Brentii pro omni praesentia corporis Christi, qua Nestorii et Eutychetis haeresis perspicue explicantur.* Genev., J. Crespin. 1565, 8.

XXVI. *Epistolarum theologicarum Theodori Bezae Vezelii liber unus.* 1565. 8. Zweite Ausgabe Genev. Eustathius Vignon, 1575. 8. 1773. 8. Abgedruckt in den *Tract. theol.* III.

XXVII. *Tractatus tres de rebus gravissimis scripti: unus de unitate essentiae divinae et tribus in ea subsistentibus personis ad Arianos ὁμοουσιους; alter de hypostatica duarum in Christo naturarum unione, adv. Dr. Jacobi Andreae assertionem; tertius de sacramentali corporis et sanguinis Christi cum sacris symbolis conjunctione, adv. M. Flacii Illyrici falsissimas demonstrationes,* Genev. 1565, 8. Abgedruckt in *Tract. theol.* I. u. II.

XXVIII. *Disceptatio placida et christiana cum D. J. Pappo de hypostatica duarum in Christo naturarum, unione et eius effectu.* 1565 u. 1572. Abgedruckt in *Tract. theol.* III.

1566.

XXIX. *De communicatione et vivifica virtute carnis Christi perpetua Cyrilli sententia ex eiusdem et aliorum Patrum scriptis explicata, um 1566, fol. unter dem pseudonymen Namen Christ. Hestander. Wiederaufgelegt zu Heidelberg, 1574 in 12.*

XXX. *De pace christianarum ecclesiarum constituenda consilium ad Sacram Caesaream Maiestatem et Romani Imperii Status Augustae congregatos.* 1566. Diese Schrift Beza's ist an Kaiser Maximilian II. gerichtet. Daß dieselbe nicht in das Jahr 1560 (wie Schloffer meint), sondern in das Jahr 1566 zu setzen ist, siehe bei Baum I, S. 138. — In den *Tract. theol.* II, p. 110 — 121 abgedruckt.

XXXI. *Epistolae ad Marnixium,* 1566, 8.

1567.

XXXII. *De Valentini Gentilis perfidia et iusto supplicio,* Genev. 1567, 4.

XXXIII. *Theses de Deo, essentiâ uno, personis trino,* Genev. 1567, 8.; vielleicht identisch mit der in den *Tract. theol.* I, p. 651 — 653 befindlichen Schrift: *Theses seu axiomata de trinitate personarum et essentiae unitate.* Ex Th. Bezae praelectionibus.

XXXIV. *Apologia ad libellum Sorbonici theologastri F. Claudii de Xaintes, cui titulum fecit „Examen Calvinianae et Bezae doctrinae de coena Domini“,* 1567, 8. — *Secunda Apologia,* Genev. 1567, 8. — *Tertia sub titulo: Responsio ad repetitionem primam Claudii de Xaintes de eucharistiae controversiis,* Genev. 1577, 8. — Alle drei Apologien finden sich abgedruckt in den *Tract. theol.*

XXXV. *Tractatio de polygamia, in qua et Ochini apostatae*

pro polygamia et Montanistarum ac aliorum adversus repetitas nuptias argumenta refutantur: addito veterum canonum et quarundam civilium legum ad normam Verbi divini examine. Ex Th. Bezae Vezelii praelectionibus in priorem ad Corinthios epistolam. Genev. 1567. 1591. 8. — In den tract. theol. II, p. 1—49.

XXXVI. Tractatio de repudiis et divortiis, in qua pleraeque de causis matrimonialibus (quas vocant) incidentes controversiae ex verbo Dei deciduntur. Additur Juris civilis Romanorum et veterum his de rebus canonum examen ad eisdem Verbi Dei et aequitatis normam. Ex Th. Bezae Vez. praelectionibus in priorem ad Corinthios epistolam. Genev. apud haeredis Eustath. Vignon, 1591. 8.*)

1570.

XXXVII. Quaestionum et responsionum christianarum libellus, in quo praecipua christianae religionis capita Κατ' ἐπιτομήν proponuntur. Mit einem Dedicationsvornwort ornatissimo viro, eruditione et virtute praestanti, Domino Jo. C. P. Domino et amico plurimum observando Th. Beza S. P. D. — Genevae, Idibus Februarii anno novissimi temporis M. D. LXX. Abgedruckt in den Tract. theol. I. p. 654—688. Im folgenden Jahre, 1571, erschien zu London eine englische Uebersetzung der Schrift. Im Jahre 1576 kam noch hinzu Quaestionem et responsionum pars altera, quae est de sacramentis (auch Lond. 1577). Auf den im J. 1570 erschienenen Theil dieser Quaestiones et responsiones folgt schon in den Tract. theol. von 1570 unmittelbar ein Catechismus compendarius (p. 689—694). — Im Jahre 1580 wurde sodann das Ganze zusammen veröffentlicht unter dem Titel: Quaestionum et responsionum christianarum libellus, in quo praecipua religionis dogmata compendiose tractantur, seu Catechismus compendarius, Genev. 1580, 8. 1584, 8. französisch 1584, 8**). — In katechetischer Form enthält diese Schrift eine sehr genaue und überaus instructive Darlegung des ganzen reformirten Lehrsystems. Nächst der Confessio ist sie die vollständigste dogmatische Lehrschrift Beza's.

1572.

XXXVIII. S. Athanasii dialogi V. de S. Trinitate; S. Basilii lib. IV, adv. impium Eunomium; Anastasii, Theopolitani patriarchae, et Cyrilli Alexandrini explicatio compendiarie orthodoxae fidei, omnia graece et latine, ex interpretatione Th. Bezae. Genev. 1572 in 8.***)

XXXIX. Defensio in Nicol. Selnecceri responsionem, Genev. 1572, 8. — Responsio ad N. Selneccerum et Jenensium theologorum calumnias, Genev. 1572, 8.

*) In den tract. theol. II, p. 1—49.

***) Sternach sind die unsichern Angaben der France protestante (S. 282 Nr. LVIII) festzustellen.

****) Diese Schrift erwähne ich darum hier, weil sie in dem (im Ganzen) chronologisch geordneten Schriftenverzeichnis der tractat. theol. Beza's an dieser Stelle genannt wird. Ueber die erste Veröffentlichung der Schrift läßt sich nichts Sicheres angeben.

XL. Pro corporis Christi veritate adv. ubiquitatis commentum et G. Holderi convitia, responsio, Genev. 1572 und 1581 in 8. Abgedruckt in den tract. theol. III.

XLI. De veris et visibilibus ecclesiae catholicae notis tractatio, Genev. 1572 in 8., französisch zu La Rochelle, 1592, 8. und englisch 1592, 16.

1573.

XLII. Apologia ad N. Selnecceri Κοκκυσμούς Genev. 1573, 8.

1575.

XLIII. Nathanaëlis Nezechii homiliae duae de negotio sacramentario, Theopoli, 1575, 8. Nach Barbier erschien diese pseudonym herausgegebene Schrift schon 1574. Jedenfalls ist dieselbe mit der in den tract. theol. III abgedruckten Abhandlung Adv. sacramentarium errorem pro vera Christi praesentia in coena Domini identisch.

XLIV. Ad putidas quasdam Jac. Andreae calumnias responsio, in den tract. theol. III.

1576.

XLV. Theodori, presbyteri Rhaetensis, libellus adv. haereses, quibus iam olim hypostatica duarum in Christo naturarum unio oppugnata est, graece editus et latine factus; adiuncta est earundem haereseon collatio, Genev. 1576, 4. Abgedruckt in den Tract. theol. III. p. 390—402.

XLVI. Quaestionum et responsionum pars altera, quae est de sacramentis, 1576, 8.; London 1577, 8.

1577.

XLVII. Lex Dei moralis, ceremonialis et politica, ex libris Mosis excerpta et in certas classes distributa, Basileae, 1577, fol.

1578.

XLVIII. Apologia ad acta conventus quindecim theologorum Torgae habiti, 1578, in den Tract. theol. III.

XLIX. De peste quaestiones duae explicatae: una, sitne contagiosa, altera, an et quatenus sit Christianis per secessionem vitanda? Genev. 1578, 8. (nach Sénebier 1579 in 12., nach dem Katalog der Londoner Bibl. 1580), englisch London 1580, 8.; später wieder aufgelegt unter dem Titel: De pestis contagio et fugâ dissertatio cum A. Riveti eiusdem argumenti epistolâ, Lugd. Bat. 1636, 12. und in Variorum tractatus theologici de peste, Lugd. Bat. 1655, 12.

L. Responsiones ad repetitas Andreae et Selnecceri calumnias, Genev. 1578.

1579.

LI. Psalmorum Davidis et aliorum prophetarum lib. V, argumentis et latina paraphrasi illustrati ac

etiam vario carminum genere latine expressi, Genev. 1579. 1580. und später öfters herausgegeben. — Diese Ausgabe wird „die zweite“ genannt, weil Beza schon vorher dreißig Psalmen in lateinischer Uebersetzung in den *Juvenilia* von 1576 edirt hatte.

1580.

LII. De germana pronuntiatione linguae graecae. 1580, 8.

LIII. Icones seu verae imagines virorum illustrium doctrinâ simul et pietate, quorum praecipue ministerio partim bonarum literarum Studia sunt restituta, partim vera religio in variis orbis christiani regionibus nostrâ patrumque memoriâ fuit instaurata, additis eorundem vitae et operum descriptionibus, quibus adiectae sunt nonnullae picturae, quas emblemata uocant; Genev. 1580. 4.; französisch par Simon Goulard, Genève, Jean de Laon 1581, 4. — Vierundvierzig Holzschnitte von Reformatoren, Kirchenlehrern und Märtyrern aller evangelischen Lande mit kurzen biographischen Notizen und Lobpreisungen in Versen. Die (sehr selten gewordne Schrift) ist dem König Jacob VI. von Schottland gewidmet.

LIV. De coena Domini, adv. Jodoci Harchii Montensis dogmata responsio, Genev. 1580, 8. Abgedruckt in den *Tract. theol. III*, p. 148—186.

LV. Quaestionum et responsionum christianarum libellus etc. — (Siehe oben Nr. XXXVII.)

1582.

LVI. Theses de iustificatione, 1582, 8.

LVII. Factum dressé par Théodore de Bèze, concernant les droits de la ville de Genève contre les prétentions du duc de Savoie, envoyé au sieur de Hautefort, ambassadeur du Roi en Suisse, 1582.

LVIII. De praedestinationis doctrina et vero usu tractatio absolutissima. Abgedruckt in *tract. theol. III*.

1584.

LIX. De francicae linguae recta pronuntiatione Genev. 1584. 8.

Die France protestante bemerkt in Betreff dieses Schriftchens: „Dasselbe ist das seltenste und am wenigsten bekannte seiner Werke. Beza schrieb diese kleine Abhandlung für den Gebrauch einiger deutschen Herren, welche sein Haus besuchten. Wir ersehen daraus, daß schon um jene Zeit trotz der Bizarrerie unsrer alten Rechtschreibung die Regeln der guten Aussprache beinahe schon dieselben waren wie heut zu Tage. Eine vielleicht übertriebene Rücksicht auf die gute Aussprache veranlaßte es nur, daß man die quieszirenden Buchstaben, welche der Gebrauch allmählich hat verschwinden lassen, beibehielt. Außerdem bemerkten wir, daß durch einen sehr dauerlichen Mißbrauch der so volltönende Laut-oi schon damals sich zu verschlechtern begann. Beza sagt: Quelques-uns, évitant le son plus plein et plus étendu de cette diphthongue o i élident l'o, et ne prononcent que la diphthongue ai, c'est-à-dire, l'è ouvert, comme font

les Normands, qui pour foi, fides, écrivent et prononcent fai, et le peuple de Paris parlet, allet pour parloit, alloit etc.

LX. Canticum canticorum Salomonis latinis versibus expressum, Genev. 1584, 8.

LXI. Apologia de iustificatione per unius Christi vera fide adprehensi iustitiam gratis imputatam, Genev. 1584, 8. 1592, 8.; französisch unter dem Titel: Response pour la iustification par la foi, contre Antoine de l'Escaille, Genève, 1592, 8.

LXII. Responsio ad quaestionum et responsionum Danielis Hoffmanni in gravissima de coena Domini controversia partem primam, Genev. Eustath. Vignon 1584, 8; — Responsionis altera pars, Genev. 1585.

1585.

LXIII. Defensio ad Genebrardi accusationem, Gen. 1585, 8.; französisch 1587.

1586.

LXIV. Theses theologicae in schola Genevensi ab aliquot sacrarum literarum studiosis sub Th. Beza et. Ant. Fayo propositae et disputatae, in quibus methodica locorum communium S. S. Theologiae epitome continetur. Genev. Eustath. Vignon 1586, 4.

LXV. Conspicillum ad demonstrationes Hofmanni ad oculum, Genev. 1586, 8.

LXVI. Sermons sur les trois premiers chapitres du cantique des cantiques, 1586, Genève 8., lateinisch Gen. 1587, 8.

LXVII. Responses de Bèze à 37 demandes du jésuite Hay, 1586, 8.

1587.

LXVIII. De vera pronuntiatione graecae et latinae linguae; Genev. Henr. Steph. 1587. (im Catalog der Leidener Bibliothek citirt.)

LXIX. Jobus commentario et paraphrasi illustratus, Genev. 1587, 4. 1589, 4.

LXX. Ad acta concilii Montisbelgardensis Tubingae edita Theodori Bezae responsionis pars I. (Genev. 1587, Heidelb. 1588, 4.), pars II. (Genev. 1588, 4.); deutsch unter dem Titel: „Theodori Bezae Gründlicher Gegenbericht, auff die zu Tübingen ausgegangene Schriften, des Mümpelgartischen Gesprächs halben, welches im 1586. Jahr zwischen den Hochgelehrten Dr. Jacobo Andreae, Probst und Cancellern der hohen Schul zu Tübingen und Dr. Theodoro Beza, Professorn und Pastorn der Kirchen zu Genf gehalten worden u. Basel, durch Conrad Waldkirch, 1588.“ — Vgl. außerdem oben S. 289.

1588.

LXXI. Commentarius et paraphrasis in Ecclesiasten, Salomonis, Genev. 1588, 4.; 1598, 24., englisch Cambridge 1600, 8.; deutsch Anneberg, 1599, 12.

1590.

LXXII. Tractatus pius et moderatus de vera excommunicatione et christiano presbyterio, Genev. 1590, 4. Lond. 1590, 12.

1591.

LXXIII. Cato Censorius, Genev. 1591, 8., mit den Poemata abgedruckt 1597, 4.

1592.

LXXIV. Sermons sur l'histoire de la Passion et Sepulture de nostre seigneur Jesus-Christ. Genève, 1592, 8., auch lateinisch unter dem Titel: Homiliae in historiam passionis et sepulturae Christi, Genev. 1592, 8.

LXXV. Réponse pour la justification par la foi contre Antoine d'Escaille, 1592, 8.

1593.

LXXVI. Carmen epithaphion G. Fabricio scriptum, Genev. 1593, 8.

LXXVII. Ad tractationem de ministrorum evangelii gradibus ab Hadriano Saravia Belga editam Theodori Bezae responsio. Excudebat Joan. Le Preux. 1592.

LXXVIII. De controversiis in coena Domini nuper in Germania renovatis, Genev. 1593, 8.

LXXIX. Homiliae in historiam resurrectionis Christi, ex Gallicis latinae factae, Genev. 1593, 8.; französisch, nach dem Catalog der Leibener Bibliothek schon 1593, nach Gënebier erst 1596.

1594.

LXXX. Adnotationes maiores in Nov. Test., in duas distinctae partes, quarum 1. explicationem in 4 evangelistas et acta apostolorum, 2. vero in epistolas et apocalypsin continet. Paris, 1594, 8. (Früher mit dem N. Test. herausgegeben.)

LXXXI. Carmen epitaphion, romanarum ac Mosiacarum legum collatio, Basil. 1594, 4.

1595.

LXXXII. Les saints cantiques receuillis tant du V. que du N. Test., trad. en françois et mis en rime françoise, Genève, 1595, 8., 1598. 8. (Auf Verlangen der Nationalsynode von Montauban ausgearbeitet.)

1597.

LXXXIII. De controversiis in coena Domini dissertatio, 1597, 8.

LXXXIV. Ad T. G. Stuckium epistola, et pastorum et professorum Genevensium responsio ad putidissimum et impudentissimum commentum monachorum sacrum nomen Jesu omentientium, de Th. Bezae obitu, eiusdem ac totius ecclesiae Genevensis ad papismum defectione, Genev. 1597, 8.; französisch in demselben Jahre.

Dieserjenigen der hier genannten theologischen Schriften, welche im J. 1570 bereits vorhanden waren, ließ Beza auf vielseitig gedauertes Verlangen in zwei Foliobänden unter dem Titel *Tractationes theologicae* (Genf, bei Eustathius Bignon) nochmals zusammen abdrucken und in dem genannten Jahr (nicht 1576) veröffentlichen. Im Jahre 1582 wurde diese Sammlung der theologischen Schriften Beza's neu und vermehrt herausgegeben, und zwar in der Weise, daß Beza (um den Besitzern der ersten Auflage die Anschaffung der zu derselben erschienenen Ergänzung bequem zu machen) die beiden Bände der ersten Auflage unverändert abdrucken und seine seit 1570 erschienenen Schriften zu einem dritten Folianten sammeln ließ. Während daher auf dem Titelblatt der beiden ersten Bände nach dem Druck von 1582 die Worte „*Editio secunda*“ stehen, heißt es auf dem dritten Bande von 1582 „*Editio prima*“.

Außer den genannten Schriften hat Beza mancherlei Handschriftliches hinterlassen, was theils nach seinem Tode gedruckt worden, theils bis auf diesen Tag noch nicht zur Veröffentlichung gekommen ist. Die erste Schrift Beza's, welche nach dessen Tode herausgegeben wurde, ist (nach Le Long's Bibliothek) dessen *Commentarii in Genesin*, welche 1606 zu Heidelberg in fol. erschienen sein sollen. Außerdem gehören dahin die einzelnen Ausgaben Beza'scher Briefe, welche späterhin edirt wurden*).

Indessen kann behauptet werden, daß die Mehrzahl der vorhandenen Correspondenzen Beza's noch nicht veröffentlicht ist. Eine bedeutende Sammlung solcher Briefe findet sich zu Paris vor (*Anc. fonds latin*, N. 8585, 8586, *lettres autographes de Bèze, de Calvin, de Cassaubon etc.*; *Fonds de Bethune*, Nr. 8685, *lettres de Bèze et de Spifame*; *Saint-Germ. franç.* N. 182; *Collect. Dupuy*. N. 103; 104, 268, 322, 333, 712 etc.); ebenso zu Bern, St. Gallen (N. 1107, *Epistolae variae ab Eusebium Kleber, urbis Sangallensis pastorem, a 1582—1586*), zu Basel (*Epistolae de rebus gallicis*), zu Genf (wo, nachdem Sénebier seinen Katalog angefertigt hatte, noch drei Bände Beza'scher Briefe angekauft worden sind,**) und in fast allen größeren Archiven und Bibliotheken Deutschlands und anderer Lande.

*) *Cyprian, Clarorum virorum epistolae CXVII e bibliothecae Gothanae autographis*. Lips. 1714. p. 43—74.; *Gabbema, Epistolarum ab illustribus et claris viris scriptarum centuriae tres. Harlingae Frisiorum*, 1663; *Elzevir, Illustrium et clarorum virorum epistolae*, 1617; *Bretschneider, Jo. Calvini, Th. Bezae, Henrici IV. regis etc. literae quaedam nondum editae*, Lips. 1835; *Seype, Literae, quas Th. Beza ad Landgr. Wilhelmum IV., Hessorum principem misit, Marb. 1860*; ferner bei Schloffer im Anhang zum Leben Beza's (Selbst. 1809), bei Baum, bei Gillet, Crato von Crafftheim, Breslau, 1860, im Anhang zerstreut.

***) Vergl. *La France protestante*, s. v. Bèze, S. 279.

Außerdem findet sich hin und wieder noch manches andere Manuscript Beza's vor, welches ungedruckt geblieben ist. Eine von ihm ausgearbeitete Schrift *de iure magistratum circa sacra* ist nicht zum Abdruck gekommen, weil die regierenden Herren zu Genf die Veröffentlichung derselben nicht wünschten *). Ein in der Gothaer Bibliothek befindliches Manuscript Beza's, welches ungedruckt geblieben ist, wurde bereits oben S. 243 erwähnt.

§ 3.

Schriften, welche Beza mit Unrecht beigelegt werden.

Bei Aufzählung der literarischen Hinterlassenschaft Beza's muß nothwendig auch derjenigen Schriften gedacht werden, welche unter Beza's Namen verbreitet worden sind, oder welche ihm beigelegt werden, obgleich er der Abfassung derselben fremd war. Dahin gehört vor Allem die *Histoire ecclésiastique des églises réformées au royaume de France, en laquelle est descrite au vray la renaissance et accroissement d'icelles depuis l'an 1521 iusques en l'année 1563, leur reglement ou discipline, synodes, persecutions tant generales, que particulieres, noms et labours de ceux, qui ont heureusement trauaillé, villes et lieux, où elles ont esté dressées, avec le discours des premiers troubles ou guerres civiles.* — Avers, 1580, 3 vol. Insgemein wird als Verfasser dieser Schrift Beza bezeichnet. Indessen haben neuere Kritiker (Soldan, Stähelin u. A.) das Unrichtige dieser Annahme längst erkannt. Soldan (I, S. 88. Anmerk.) hebt gegen dieselbe Folgendes hervor: „1. Es finden sich in der *Hist. eccles.* mitunter Ungenauigkeiten in der Darstellung von Dingen, welche Beza selbst mit angesehen hatte, und die er anderwärts, z. B. in seinen Briefen, anders erzählt. 2. Ferner würde es mit Beza's bekanntem Charakter unvereinbar sein, anzunehmen, daß er selbst sich solche Anerkennungen nachgerühmt haben sollte, wie wir sie z. B. Bd. I. S. 521 finden **). 3. Weiter giebt sich der Verfasser als eine dritte Person zu erkennen, B. I. S. 583, wo es heißt: *De Bèze n'y respondit rien pour lors, pource qu'il se contentoit (comme depeuys je luy ay ouy dire) d'avoir respondu au principal sans s'arrester aux accessoires etc.*“ Hierzu kommt noch 4., daß Beza, indem er unter dem 23. Febr. 1580 dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen ein Exemplar der *Histoire eccles.* zuschickte, sich über dieselbe als über ein ihm ganz fremdes, aber von ihm sehr geschätztes Werk ausspricht und zugleich andeutet, daß der Verfasser sich nicht genannt habe, um sich nicht Widerwärtigkeiten zuzuziehen, was nicht auf

*) Vergl. *La France protestante*, s. v. Bèze, S. 284.

***) Hier heißt es von Beza's erster Rede zu Polisy: *Cette harangue fut prononcée d'une façon fort agréable à toute l'assistance etc.*

einen Genfer, sondern auf einen dem katholischen Frankreich angehörenden Gelehrten schließen läßt*). So viel aber steht fest, daß Beza 1) den Verfasser des Buches kannte, und 2) auf dessen Arbeit auch einen gewissen, nicht näher zu bestimmenden Einfluß ausübte. Außerdem ist es wahrscheinlich, daß der Verfasser nicht ein Gelehrter von erprobter historiographischer Geschicklichkeit, sondern ein Mann war, der sich nur durch die Liebe zu einer Sammlerarbeit empfahl, bei welcher er selbst nur sehr Weniges zu stylisiren brauchte. Vieles von dem, was in der Hist. eccles. erzählt wird, findet sich wörtlich schon in dem Martyrologium Crespin's vor, und das Uebrige kündigt sich als eine Rosafarbe an, deren einzelne Bestandtheile, wahrscheinlich schon vollständig redigirt aus Frankreich hergesandt, nur rubricirt und zusammengesetzt zu werden brauchten**).

Wie die Histoire ecclésiastique wird auch das berühmte Concordienbuch der reformirten Kirche, die Harmonia confessionum fidei orthodoxarum et reformatarum (Genev. 1581) mit Unrecht als eine Schrift Beza's bezeichnet (z. B. in der France protestante unter Beza's Werken N. LIX.), da der Verfasser derselben der französische Prediger Salnar zu Castres ist***). Ebenso wird die Schrift Loca aliquot praecipua ex D. Lutheri Libello de servo arbitrio adv. diatriben Erasmi excerpta etc. ohne allen Grund in der France protestante (N. XLVIII) unter Beza's Werken aufgezählt. Denn wenn Senebier in seiner Histoire littéraire de Genève berichtet, daß sich dieselbe in der ersten Ausgabe der Tract. theol. Beza's vorfinde, so kann dies darum nicht richtig sein, weil in der zweiten Ausgabe der beiden ersten Bände dieser tract. theol., welche ausweislich des Vorwortes ein wörtlicher, unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe ist, eine solche Schrift nicht vorkommt.

Ebenso verhält es sich mit einer großen Anzahl von Schriften polemischen oder satyrischen Inhaltes, welche zu Beza's Lebzeiten in Genf oder anderswo erschienen und in der Regel demselben zugeschrieben wurden. Dahin gehört die Schrift Réveille-matin des Francois et de leurs

*) Beza schreibt nämlich: Continet haec historia res supra modum memorabiles et paene incredibiles plurimas, verissimas tamen et tum summa diligentia collectas, tum pari fide absque fuco et ornatu descriptas, etiamsi scriptor nomen suum reticuit, vetus illud verrissimum dictum veritas: Veritas odium parit. Wäre Beza der Verfasser des Buches gewesen, so hätte er dasselbe nicht gerühmt, und bei seinen vertraulichen Beziehungen zu dem Landgrafen hätte er sich überhaupt anders ausgesprochen.

**) Vergl. La France protestante, Art. Bèze, S. 282.

***) In den Akten der zwölften französischen Nationalsynode (zu Vitry, 1583) heißt es: La presente assemblée donne son approbation à cet excellent ouvrage de notre frère monsieur Salnar, ministre dans l'église de Castres, intitulé Harmonia confessionum. Vergl. Nyon I, S. 167.

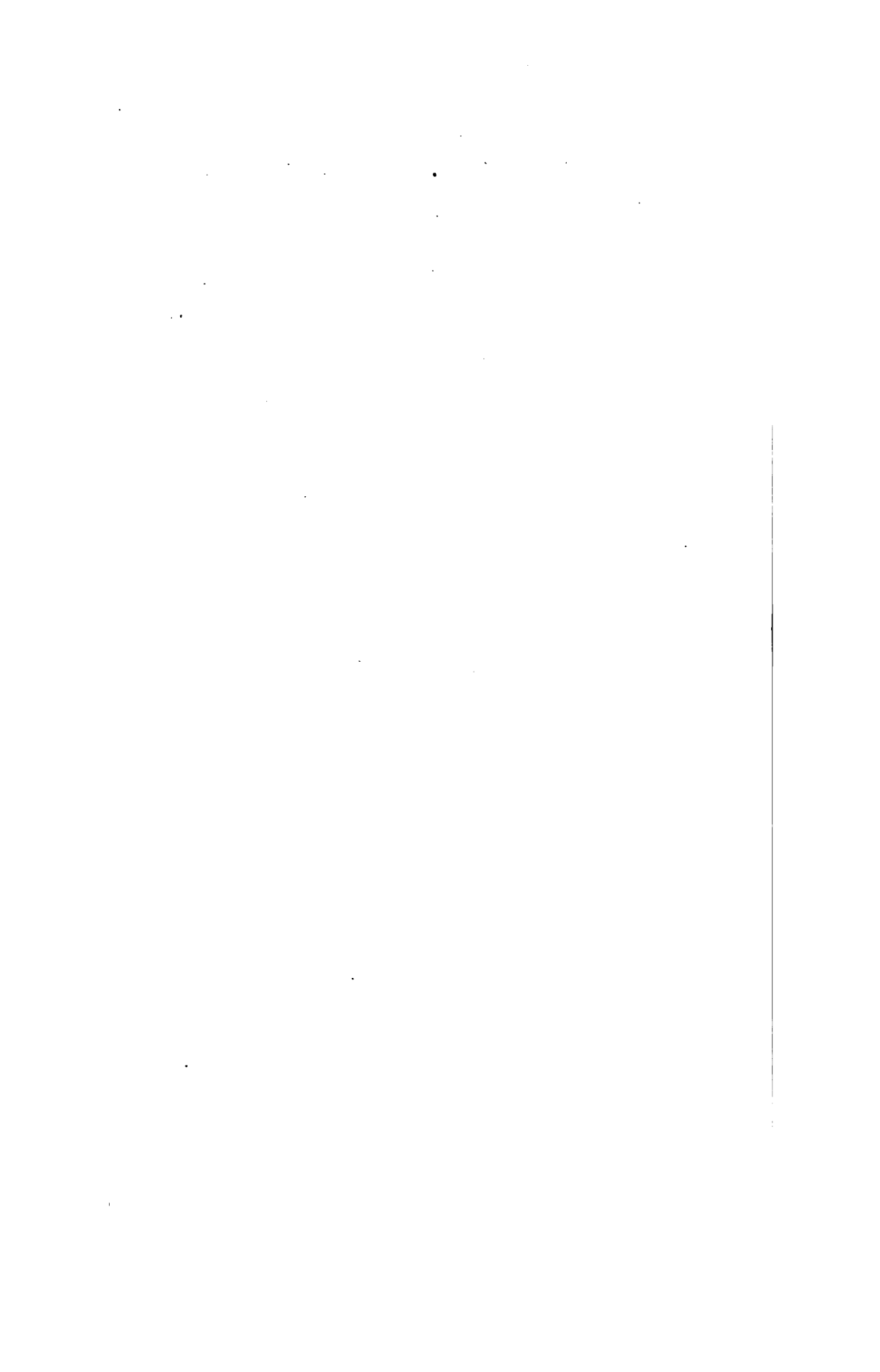
voisins, composé par Eusébe Philadelphie cosmopolite, en forme de dialogues. A. Edinbourg, de l'imprimerie de Jaques James, 1574, 8. — (wahrscheinlich von Franz Hotman verfaßt*), die Histoire de la mappemonde papistique, en laquelle est déclaré tout ce qui est contenu et pourtrait en la grande table ou carte de la mappemonde, par Frangidelphe Escorche-Messes, Luce-Nouvelle (Gen.) 1567. — *Ferner*: Novae illius sesqui — monachorum sectae, auctore Ignatio Marano sacro-sanctum nomen Jesu, abdicato christianorum cognomento, ementita, vera genesis. — Harenga habita in monasterio Cluniacensi die 5. Aprilis 1566 ad reverendissimum cardinalem de Lothringia, 1566. — Ruardi Tapart Enchusiani, haereticae pravitatis inquisitoris, apotheosis, pseudonym (gratianus Verus) im J. 1558 edit. — De furoribus gallicis, horrendâ et indignâ amiralli Castillioni, nobilium atque illustrium virorum caede vera et simplex narratio (Edinburg, 1573, 8.). Von allen diesen Schriften kann ebensowenig als von der unsaubereren Comédie du pape malade et tirant à la fin (par Thrasibule Phénice, 1561) mit voller Sicherheit behauptet werden, daß sie aus Beza's Feder hervorgegangen wären**). Freilich bleibt immerhin möglich, daß Beza zur Abfassung dieser oder jener Schrift mittelbar in Beziehung stand.

*) Vergl. La France protestante, Art. Hotman, p. 40 ff. und in's Besondere Polen z, III, S. 428 ff.

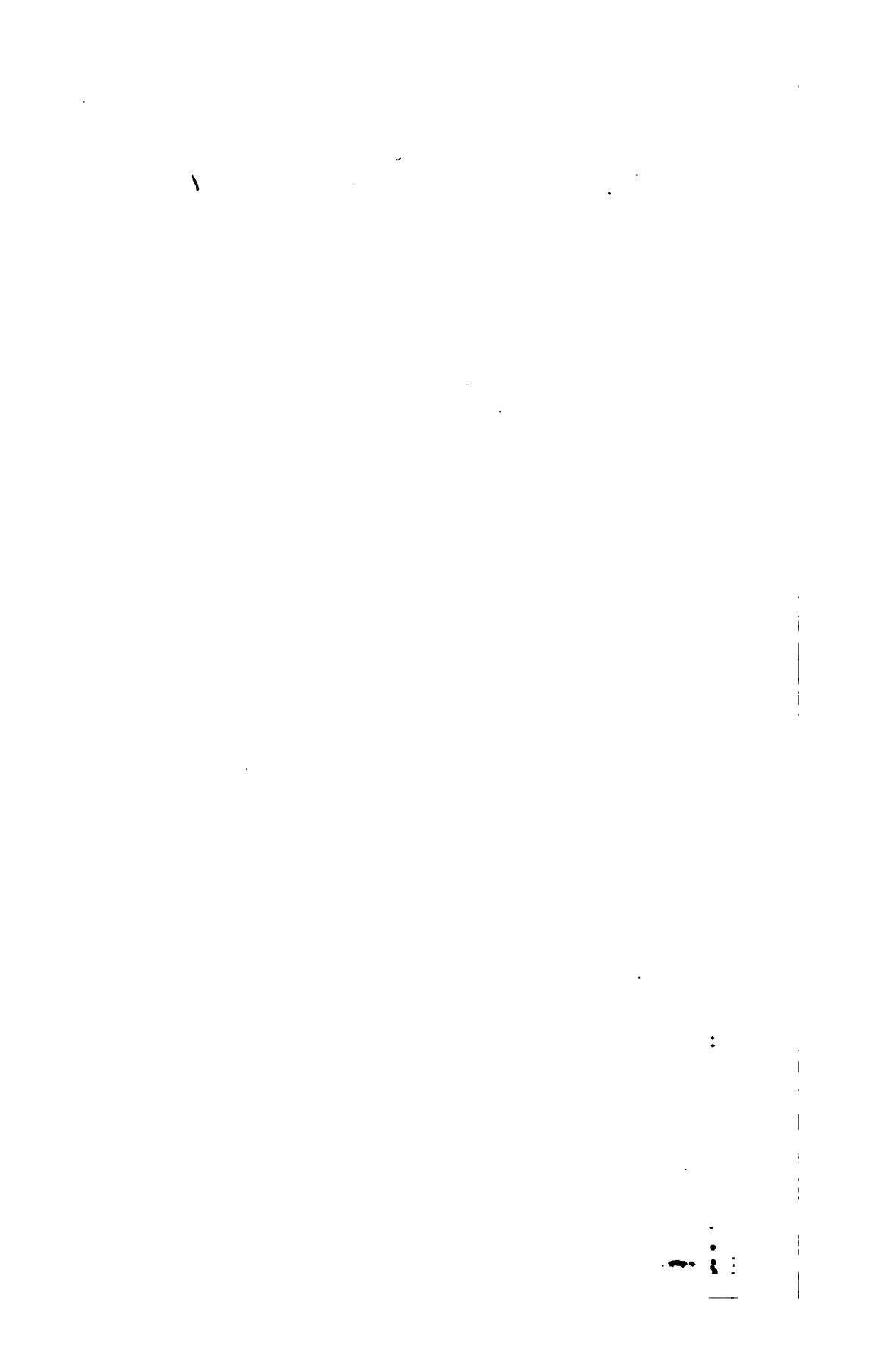
***) Einzelne Notizen über diese Nachwerke s. in der France protestante, im Schriftenverzeichnis Beza's. In Betreff der zuletzt genannten Schrift, Comédie du pape etc. wird daselbst bemerkt: „In dem Vorwort erwähnt der Verfasser, daß er la mode des anciens comiques, qui ont distingué leurs comédies en actes et en scènes nicht befolgt habe, weil, wie er sagt, ayant esgard que j'escrivoye pour les simples j'ay pensé, qu'un fil continuel leur plairoit plus que ces interruptions, qui se font es scènes et l'artifice, qu'on tient es comédies. L'argument, en vers de huit syllabes, est suivi d'un prologue en vers décasyllabiques, où figurent comme personnages Prestrise, le Pape, Moiserie, Satan, l'Outrecuidé (Villegagnon), Philonte, son valet, l'Ambitieux, l'Affamé, l'Hypocrite, le Zélateur, Vérité, l'Eglise. Die Verifikation zeichnet sich durch Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Zuweilen aber geht die Darstellung so sehr in's Niedrig-Komische und Obscöne ein, daß schon aus diesem Grunde Beza der Verfasser der Schrift nicht gewesen sein kann.“

force
, 1574
le la z
4 con-
nde,
- 802
) Ma-
noni-
unice
chris-
niste
De je
m. 27
73
12
13

14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100







~~DUE APR 2 1932~~

~~DUE JUN 23 37~~

DUE NOV 14 50

CANCELLED

DUE OCT 26 H

18862

52 APR 5 1977

JUN 8 1978 H

CANCELLED

.6
Beza
Library

002244753



044 081 800 658

